This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

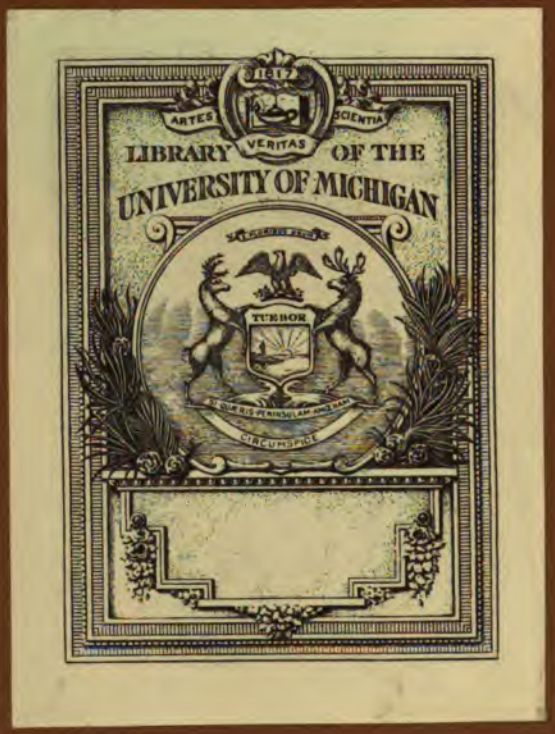
+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

C 482,747


ARTES
SCIENTIA
VERITAS
LIBRARY OF THE
UNIVERSITY OF MICHIGAN
TUEBOR

MITTHEILUNGEN

der

Anthropologischen Gesellschaft in Wien.

Redactions-Comité:

DR. FRANZ RITTER VON HAUER, DR. MATTHÄUS MUCH, DR. FRIEDRICH MÜLLER,
DR. S. WAHRMANN, DR. A. WEISBACH, DR. J. N. WOLDŘICH.

Redactions-Beirath:

DR. M. MUCH, DR. E. ZUCKERKANDL.

Redacteur:

FRANZ HEGER.

XXI. BAND.

(Der neuen Folge XI. Band.)

Mit 10 Tafeln und 209 Text-Illustrationen.

WIEN.

In Commission bei ALFRED HÖLDER, k. u. k. Hof- und Universitäts-Buchhändler.

1891.

GN
2
.A1
v.21

Druck von Wilhelm Köhler, Wien, VI. Mollardgasse 41

INHALT.

Abhandlungen.

Seite

Jelinek, Břetislav. Materialien zur Vorgeschichte und Volkskunde Böhmens. I. Theil. (Mit 77 Text-Illustrationen.) 1

Hein, Dr. Wilhelm. Die Verwendung der Menschengestalt in Flechtwerken. (Mit 8 Text-Illustrationen.) . . 45

Peez, Dr. Alexander. Das Bauernhaus in Oesterreich-Ungarn. (Mit 1 Text-Illustration.) 57

Deibeschew, W. J. Ausgrabungen auf den Gräberfeldern von Kumbulte in Digorien (Kaukasus). (Mit 12 Text-Illustrationen.) Nebst erläuternden Bemerkungen von Franz Heger 60

Teldt, Dr. Karl. Die Körpergrösse der Tiroler und Vorarlberger. (Mit 2 Tabellen und 1 Karte.) . . . 69

Hein, Dr. Wilhelm. Die Todtenbretter im Böhmerwalde. (Mit 2 Tafeln und 6 Text-Illustrationen.) . . . 85

Meringer, Dr. Rudolf. Studien zur germanischen Volkskunde. Das Bauernhaus und dessen Einrichtung. (Mit 83 Text-Illustrationen.) 101

Hoernes, Dr. Moriz. Eine prähistorische Thonfigur aus Serbien und die Anfänge der Thonplastik in Mitteleuropa. (Mit 2 Text-Illustrationen.) 153

Bella, Ludwig und **Müller, Dr. Otto.** Prähistorische Funde in der Umgebung von Oedenburg in Ungarn. (Mit 5 Tafeln und 1 Text-Illustration.) 166

Literaturberichte.

Andrian-Werburg, Ferdinand Freiherr von. Der Höhencultus asiatischer und europäischer Völker. Eine ethnologische Studie 42

Beer, Dr. Rudolf. Heilige Höhen der alten Griechen und und Römer. Eine Ergänzung zu Ferd. Freih. von Andrian's Schrift „Höhencultus“ 43

Blasius. Versieringskunst bij de Dajakkers 197

Buschan, Georg. Ueber prähistorische Gewebe und Gespinnste. Untersuchungen über ihr Rohmaterial, ihre Verbreitung in der prähistorischen Zeit im Bereiche des heutigen Deutschlands, ihre Technik, sowie über ihre Veränderung durch Lagerung in der Erde 82

Seite

Charusin, Alexei. Die antiken Gräber von Gursuf und Gurgusch am südlichen Ufer der Krim 41

— Die Grabhügel (Kurgany) der Bukejew'schen Steppe 41

— Die Kirgisen der Bukejew'schen Horde. Band I . 40

Hein, Alois Raimund. Die bildenden Künste bei den Dayaks auf Borneo. Ein Beitrag zur allgemeinen Kunstgeschichte 44

Hoernes, Dr. Moriz. Die Urgeschichte des Menschen nach nach dem heutigen Stande der Wissenschaft . . 195

Jahrbuch für Geschichte, Sprache und Literatur Elsass-Lothringens. Herausgegeben von dem historisch-literarischen Zweigvereine des Vogesen-Clubs. VI. Jahrgang 88

Katalog der Ausstellung orientalischer Teppiche im k. k. österr. Handels-Museum 198

Lüders, C. W. Ueber Wurfwaffen 196

Mährische Ornamente. Herausgegeben von dem Vereine des Patriotischen Museums in Olmütz. I., II. und III. 39, 196

Nehring, Alfred. Ueber Tundren und Steppen der Jetzt- und Vorzeit, mit besonderer Berücksichtigung ihrer Fauna 79

Nordhoff, Dr. J. B. Das Westphalen-Land und die urgeschichtliche Anthropologie 83

Ornamente der Hausindustrie rutenischer Bauern. Herausgegeben vom städtischen Gewerbe-Museum in Lemberg 38

Pauli, Dr. Karl. Die Veneter und ihre Schriftdenkmäler 198

Riegl, Dr. Alois. Altorientalische Teppiche 43

Török, Dr. Aurel von. Grundzüge einer systematischen Kraniometrie 83

Wisła. Geographisch-ethnographische Monatschrift . . 37

Eingelangte Druckschriften.

[22], [50], [55], [86]

Todesnachrichten.

Hunfalvy, Paul . . . . . [67]

Kopernicki, Dr. Isidor . . . . . [61], [62]

Makaneo, Dr. Julius . . . . . [61]

Seite

Miklosich, Dr. Franz Xaver Ritter von . . . . . [29]
Pauli, Hugo . . . . . [61]
Polak, Dr. Jakob Eduard . . . . . [61], [62]
Schliemann, Heinrich . . . . . [1]
Sokolowski, Louis . . . . . [53]
Tandler Ritter von Tanningen, Josef . . . . . [61]
Tischler, Dr. Otto . . . . . [59], [61]
Wedl, Dr. Karl . . . . . [61]

Sitzungsberichte.

Monats-Versammlung am 13. Januar 1891 . . . . [1]
1. **Benndorf, Dr. Otto.** Nachruf auf Heinrich Schliemann . . . . . [1]
2. **Benndorf, Dr. Otto.** Antike und moderne Labyrinthe . . . . . [2]
3. **Haberlandt, Dr. Michael.** Löffel von den Philippinen . . . . . [3]

Ausserordentliche Versammlung am 27. Januar 1891 . [3]
Buchta, Richard. Die Negerbevölkerung des oberen Nilgebietes . . . . . [3]

Ausschuss-Sitzung am 16. Februar 1891 . . . . . [3]
1. Aufnahme neuer Mitglieder . . . . . [3]
2. Beschlüsse des Redactions-Comités . . . [3]
3. Einladungen zu Congressen . . . . . [3]

Jahres-Versammlung am 17. Februar 1891 . . . . [3]
1. Jahresbericht des Präsidenten . . . . . [3]
2. Rechnungsabschlüsse . . . . . [20]
3. Wahlen . . . . . [21]
4. **Szombathy, Josef.** Die Flachgräber von Gemeinlebarn . . . . . [21]
5. Geschenke für die Bibliothek . . . . . [22]

Vorstand und Mitglieder der Anthropologischen Gesellschaft in Wien . . . . . [22]

Ausschuss-Sitzung am 9. März 1891 . . . . . [29]
1. Veränderungen im Stande der Mitglieder . . [29]
2. Vorschläge des Redactions-Comités . . . [29]
3. Schriftentausch-Angelegenheiten . . . . . [29]
4. Spende Seiner Majestät . . . . . [29]

Monats-Versammlung am 10. März 1891 . . . . . [29]
1. **Haberlandt, Dr. Michael.** Dr. Franz Ritter von Miklosich . . . . . [29]
2. **Teldt, Dr. Karl.** Die Körpergrösse der Tiroler [31]
3. **Karpeles, Benno.** Beiträge zur Statistik der Zigeuner in Oesterreich . . . . . [31]
4. **Kaindl, Dr. Raimund Friedrich.** Ethnographische und archäologische Forschungen in der Bukowina . . . . . [33]
5. **Much, Dr. Matthäus.** Die Thätigkeit der k. k. Central-Commission für Kunst- und historische Denkmale im Jahre 1890 . . . . . [34]
6. **Moser, Dr. Karl L.** Funde im Wippachthale [35]
7. **Strnad, Josef.** Verschiedene Funde in der Umgebung von Pilsen . . . . . [35]
8. **Jelinek, Bretislav.** Auszug aus den Památky archaeologické a místopisné, Bd. XIV, 12 und Bd. XV, 1 . . . . . [36]

Seite

Ausserordentliche Versammlung am 7. April 1891 . . [37]
Meynert, Dr. Theodor. Wahre und falsche Grenzen der Anthropologie (Genie, Wahnsinn, Verbrechen) . . . . . [37]

Ausschuss-Sitzung am 13. April 1891 . . . . . [38]
1. Veränderungen im Stande der Mitglieder . [38]
2. Ausgrabungen im Jahre 1891 . . . . . [38]
3. Untersuchung über Hausbau etc. . . . . [38]

Monats-Versammlung am 14. April 1891 . . . . . [38]
1. **Hoernes, Dr. Moriz.** Ueber den Castellier von Villanova in Istrien . . . . . [38]
2. **Haberlandt, Dr. Michael.** Die Prähistorie in Indien . . . . . [38]
3. **Hein, Dr. Wilhelm.** Beitrag zur Geschichte der Labyrinthe . . . . . [38]
4. **Müller, Dr. Otto.** Auszug aus der Archaeologiai Értesitö, Bd. VIII . . . . . [39]
5. **Baika, Dr. Gottfried.** Erdstall am Himmlergute in Reitling, Gemeinde Untergaisbach, Bezirk Prägarten . . . . . [48]
6. Geschenke für die Bibliothek . . . . . [50]

Verzeichniss der Schriftentausch-Verbindungen . . . [51]

Ausschuss-Sitzung am 11. Mai 1891 . . . . . [53]
1. Veränderungen im Stande der Mitglieder . [53]
2. Ausschuss-Sitzungen . . . . . [53]

Monats-Versammlung am 11. Mai 1891 . . . . . [53]
1. **Hein, Dr. Wilhelm.** Todtenbretter . . . . [53]
2. **Heger, Franz.** Alte Bronzepauken aus Ostasien [53]
3. — Alterthümer aus Palästina . . . . . [54]
4. **Moser, Dr. Karl L.** Vorläufiger Bericht über Höhlenfunde im Küstenlande . . . . . [55]
5. Geschenke für die Bibliothek . . . . . [55]

Bericht über die Excursion der Anthropologischen Gesellschaft nach Oedenburg . . . . . [57]

Fund einer Bronze-Situla mit figuralen Darstellungen in Niederösterreich . . . . . [59]

Dr. Otto Tischler † . . . . . [59]

Einladung zur XXII. allgemeinen Versammlung der Deutschen anthropologischen Gesellschaft in Danzig [60]

Ueberreichung einer Adresse der Gesellschaft an Rudolf Virchow am 13. October 1891 . . . . . [61]

Ausschuss-Sitzung am 10. November 1891 . . . . [61]
1. Veränderungen im Mitgliederstande . . . [61]
2. Massnahmen zur Erforschung des Hausbaues [61]
3. Ausgrabungen der Gesellschaft im Jahre 1891 [61]
4. Dank an Dr. Hein . . . . . [61]

Monats-Versammlung am 10. November 1891 . . . [61]
1. **Brunner Ritter von Wattenwyl, Dr. Karl.** Nachrufe auf Dr. Tischler, Dr. Kopernicki und Dr. Polak . . . . . [61]
2. **Brechler, Eduard.** Eine Wallburg bei Ottau . [62]
3. **Stieda, Dr. Ludwig.** Ueber die Juden im südwestlichen Russland . . . . . [63]
4. **Kandelka, Florian.** Prähistorische Skeletgräber in Němčan und Umgebung in Mähren . . [63]
5. **Romsterfer, Karl A.** Erdställe in Gaunersdorf und Umgebung (Niederösterreich) . . . . [65]

Seite

6. **Hein, Dr. Wilhelm.** Der IX. Internationale Orientalisten-Congress zu London, 1. bis 10. September 1891 . . . . . [66]
7. **Meringer, Dr. R.** Zur Erforschung d. Bauernhauses [67]
Ausschuss-Sitzung am 15. December 1891 . . . . [67]
1. Veränderungen im Mitgliederstande . . . [67]
2. Dankschreiben . . . . . [67]
3. Schriftentausch-Angelegenheiten . . . . . [67]
Monats-Versammlung am 15. December 1891 . . . [67]
1. **Andrian-Werburg, Ferdinand, Freiherr von.** Nachruf für Hunfalvy . . . . . [67]

Seite

2. **Karner, P. Lambert.** Ueber einen Bronze-Situla-Fund bei Kuffarn in Niederösterreich [68]
3. **Hoernes, Dr. Rudolf.** Ausgrabungen bei Oedenburg . . . . . [71]
4. **Hoernes, Dr. Moriz.** Beiträge zur Erklärung der Situla von Kuffarn . . . . . [78]
5. **Szombathy, Josef.** Dank an P. Lambert Karner und die Stadt Oedenburg . . . . . [81]
6. — Die Zeitstellung der Funde von Kuffarn und Oedenburg . . . . . [81]
7. Geschenke an die Bibliothek . . . . . [86]

Autoren-Register.

Seite

Andrian-Werburg, Ferdinand, Freiherr von. Jahresbericht [3]
— Nachruf für Hunfalvy . . . . . [67]
Baika, Dr. Gottfried. Erdstall am Himmlergute in Reitling, Gemeinde Untergaisbach, Bezirk Prägarten [48]
Belia, Ludwig. Prähistorische Funde in der Umgebung von Oedenburg in Ungarn 166
Benndorf, Dr. Otto. Antike und moderne Labyrinthe . [2]
— Nachruf auf Heinrich Schliemann . . . . . [1]
Brechler, Eduard. Eine Wallburg bei Ottau . . . . [62]
Brunner Ritter von Wattenwyl, Dr. Karl. Nachrufe auf Dr. Tischler, Dr. Kopernicki und Dr. Polak' . [61]
Buchta, Rich. Die Negerbevölkerung des ob. Nilgebietes [3]
Bugiel, Wladimir. Literaturbericht 37
Dolbeschew, W. J. Ausgrabungen auf den Gräberfeldern von Kumbulte in Digorien 60
Haberlandt, Dr. Michael. Literaturberichte . . 42, 43, 198
— Löffel von den Philippinen . . . . . [3]
— Nachruf auf Dr. Franz Ritter von Miklosich . [29]
Heger, Franz. Alte Bronzepauken aus Ostasien . . . [53]
— Alterthümer aus Palästina . . . . . [54]
— Erläuternde Bemerkungen zu Dolbeschew's Ausgrabungen auf den Gräberfeldern von Kumbulte in Digorien 60
— Literaturbericht 44
Hein, Dr. Wilhelm. Beitrag zur Geschichte der Labyrinthe [38]
— Der IX. Internationale Orientalisten-Congress zu London, 1. bis 10. September 1891 . . . . [66]
— Die Todtenbretter im Böhmerwalde 85
— Die Verwendung der Menschengestalt in Flechtwerken 45
— Literaturberichte 38, 39, 83, 196, 197
— Todtenbretter . . . . . [53]
Hoernes, Dr. Moriz. Beiträge zur Erklärung der Situla von Kuffarn . . . . . [78]
— Eine prähistorische Thonfigur aus Serbien und die Anfänge der Thonplastik in Mitteleuropa . 153
— Literaturbericht 193
— Ueber den Castellier von Villanova in Istrien . [38]
Hoernes, Dr. Rudolf. Ausgrabungen bei Oedenburg . . [71]
Jelinek, Břetislav. Auszug aus den Památky archaeologické a místopisné . . . . . [36]
— Materialien zur Vorgeschichte und Volkskunde Böhmens. I. Theil 1

Seite

Kandl, Dr. Raimund Friedrich. Ethnographische und archäologische Forschungen in der Bukowina . [33]
Karner, P. Lambert Fund einer Bronze-Situla mit figuralen Darstellungen in Niederösterreich . . [59]
— Ueber einen Bronze-Situla-Fund bei Kuffarn in Niederösterreich . . . . . [68]
Karpeles, Benno. Beiträge zur Statistik der Zigeuner in Oesterreich . . . . . [81]
Koudelka, Florian. Prähistorische Skeletgräber in Němčan und Umgebung in Mähren . . . . . [63]
Meringer, Dr. Rudolf. Studien zur germanischen Volkskunde. Das Bauernhaus und dessen Einrichtung 101
— Zur Erforschung des Bauernhauses . . . . . [67]
Meynert, Dr. Theodor. Wahre und falsche Grenzen der Anthropologie (Genie, Wahnsinn, Verbrechen) . [37]
Moser, Dr. Karl L. Funde im Wippachthale . . . . [35]
— Vorläufiger Bericht üb. Höhlenfunde im Küstenlande [55]
Much, Dr. Matthäus. Die Thätigkeit der k. k. Central-Commission für Kunst- und historische Denkmale im Jahre 1890 . . . . . [34]
— Literaturberichte 83
Müller, Dr. Otto. Auszug aus dem Archaeologiai Értesitö, Bd. VIII . . . . . [39]
— Prähistorische Funde in der Umgebung von Oedenburg in Ungarn 166
Peez, Dr. Alex. Das Bauernhaus in Oesterreich-Ungarn 57
Riegl, Dr. Alois. Literaturbericht 82
Romstorfer, Karl A. Erdställe in Gaunersdorf und Umgebung (Niederösterreich) . . . . . [65]
Spöttel, Ignaz. Cassabericht . . . . . [21]
Stieda, Dr. Ludw. Ueber die Juden im südwestl. Russland [63]
Strnad, Josef. Verschiedene Funde in der Umgebung von Pilsen . . . . . [35]
Szombathy, Josef. Dank an P. Lambert Karner und an die Stadt Oedenburg . . . . . [81]
— Die Flachgräber von Gemeinlebarn . . . . [21]
— Die Zeitstellung der Funde von Kuffarn u. Oedenburg [81]
— Literaturbericht 195
Teldt, Dr. Karl. Die Körpergrösse der Tiroler und Vorarlberger . . . . . 69, [81]
Weisbach, Dr. Augustin. Literaturbericht 83
Wilckens, Dr. Martin. Literaturbericht 79
Zograff, N. Literaturberichte 40, 41

Druckfehler-Verzeichniss.

Seite	24,	Spalte	2,	Zeile	10	von	unten,	statt:	usnřela!	lies:	umřela?
„	26,	„	2,	„	12	„	„	„	1451	„	1541
„	48,	„	2,	„	3	„	oben,	„	Parallen	„	Parallelen
„	95,	„	2,	„	21	„	„	„	Kleinhofer	„	Kelnhofer
„	155,	„	2,	„	6	„	unten,	„	der von Lengyel,	lies:	der Typen von Lengyel
„	163,	„	2,	„	18	„	„	„	umfassendes	lies:	umfassender
„	[48],	„	2,	„	17	„	oben,	„	23 m	„	2·30 m
„	[55],	„	1,	„	27	„	unten,	„	alten	„	allen
„	[55],	„	1,	„	16	„	„	„	60 m	„	60 cm
„	[55],	„	1,	„	15	„	„	„	Höhlen-	„	Lehm-
„	[55],	„	1,	„	5	„	„	„	Mylitus	„	Mytilus

Im Bande XX sind noch folgende Fehler zu verbessern:

Seite	[86],	Spalte	1,	Zeile	1	von	oben	statt:	Stroh-	lies:	Flachs-
„	[97],	„	2,	„	12	„	„	„	Krieger	„	Priester
„	[97],	„	2,	„	20–21	von	oben	statt:	gekocht, und ... gefüttert,	lies:	gekocht und ihnen von alten Weibern mit Holzstäbchen gereicht
„	[97],	„	2,	„	24	von	oben	statt:	Karahia	lies:	Karakia
„	[97],	„	2,	„	5	„	unten	„	einige	„	sie
„	[98],	„	1,	„	4	„	oben	„	Kawan	„	Kawau
„	[98],	„	1,	„	19	„	unten	„	gearbeitet	„	geflochten
„	[98],	„	1,	„	12	„	„	„	werden	„	wurden
„	[98],	„	2,	„	20	„	oben	„	versteckte	„	verschluckte

MITTHEILUNGEN
der
Anthropologischen Gesellschaft in Wien.
(Band XXI. Der neuen Folge XI. Band.)

Januar u. Februar. **Sitzungsberichte.** **1891.**

INHALT: **Monats-Versammlung am 13. Januar 1891.** 1. Benndorf, Nachruf auf Schliemann; S. [1]. — 2. Benndorf, Antike und moderne Labyrinthe; S. [2]. — Haberlandt, Löffel von den Philippinen; S. [3].
Ausserordentliche Versammlung am 27. Januar 1891. Buchta, Die Negerbevölkerung des oberen Nilgebietes; S. [3].
Ausschuss-Sitzung am 16. Februar 1891. 1. Aufnahme neuer Mitglieder; S. [3]. — 2. Beschlüsse des Redactions-Comités; S. [3]. — 3. Einladungen zu Congressen; S. [3].
Jahres-Versammlung am 17. Februar 1891. 1. Jahresbericht des Präsidenten; S. [3]. — 2. Rechnungsabschlüsse; S. [20] — 3. Wahlen; S. [21]. — 4. Szombathy, Flachgräber bei Gemeinlebarn; S. [21]. — 5. Geschenke für die Bibliothek; S. [22].
Vorstand und Mitglieder der Anthropologischen Gesellschaft in Wien; S. [22].

Monats-Versammlung am 13. Januar 1891.

Vorsitzender: FERDINAND FREIHERR VON ANDRIAN-WERBURG.

1. Herr Hofrath Dr. **Otto Benndorf** spricht einen

Nachruf auf Heinrich Schliemann.

Der freundlichen Aufforderung unseres hochverehrten Herrn Präsidenten, einen Nachruf auf SCHLIEMANN zu halten, leiste ich um so bereitwilliger Folge, da es mir in diesem Vereine wie eine natürliche Pflicht zufällt, der dankbaren Bewunderung Ausdruck zu geben, die uns für den berühmten Mann erfüllt. Sein Wirken war ein derart öffentliches und wir alle haben dasselbe im Laufe der letzten beiden Jahrzehnte mit so ungewöhnlichem Antheil verfolgt, dass es genügen würde, die Orte der Ausgrabungen aufzuzählen, um uns zu vergegenwärtigen, was es für die Wissenschaft bedeutet. Aus drückender Armuth hat er sich zu einer selten bevorzugten Stellung und durch Bitternisse mannigfachster Art zu einer Anerkennung ohne Gleichen emporgearbeitet. Diese Anerkennung reicht heute so weit, dass sein Name, in anderem Sinne und mit anderer Berechtigung wie derjenige Winckelmann's vor hundert Jahren, doch für die breite Menge der Gebildeten nahezu typisch geworden ist für archäologische Forschung, ja in Hinsicht auf Popularität kaum von den ersten wissenschaftlichen Zierden der Nation erreicht wird.

Aber mit dem Aussprechen dieser Thatsache wäre SCHLIEMANN nicht genügend geehrt, wenigstens hier nicht unter uns. Die Mitglieder einer gelehrten Gesellschaft versammeln sich nicht, um ein Echo der panegyrischen Aeusserungen zu vernehmen, in denen sich die Tagesblätter überboten. Alles Irdische trägt Licht und Schatten und auch die Abgeschiedenen verlangen nach dieser Körperlichkeit ihres Bildes, wenn sie als Lebendige unter uns fortwirken sollen. Erst wo wir Eigenart begreifen, erhalten wir das Gefühl persönlicher Wahrheit. Versuchen wir, in diese Eigenart einzudringen, indem wir uns zunächst den wunderbaren Lebenslauf des Mannes, sein Naturell, die Weise seiner Bildung und Begabung vergegenwärtigen und im Anschlusse hieran die Reihe der grossen Dienste verfolgen, die er der Geschichte des griechischen Alterthums, in gewissem Sinne der Alterthumsforschung überhaupt, geleistet hat.

Der Vortragende gab nun einen kritischen Auszug der Autobiographie, welche SCHLIEMANN in dem Werke „Ilias" veröffentlichte und vervollständigte denselben nach dem Werke Carl Schuchhardt's „Schliemann's Ausgrabungen in Troja, Tiryns, Mykenä, Orchomenos, Ithaka im Lichte der heutigen Wissenschaft", ferner durch die Mittheilungen Virchow's über die letzte Lebenszeit SCHLIEMANN's, schliesslich durch eine Schilderung der persönlichen Eindrücke, die er selbst in brieflichem und mündlichem Verkehre von ihm erhalten hatte. Hieran reihte er einen ausführlichen Bericht über die wissenschaftliche Thätigkeit des Mannes und fuhr dann fort:

Nach einer solchen Entwicklung, nach solchen Schriften und Thaten steht man einer Natur gegenüber, welche gerecht zu schätzen um so schwieriger ist, da sie nicht eine geschlossene Bahn menschlicher Berufsarbeit verfolgte, sondern verschiedene getrennte Bahnen kreuzte. SCHLIEMANN war wohl von Geburt Deutscher, der hervorstechende Zug seines Wesens jedoch ist international; nicht umsonst beherrschte er beinahe alle Sprachen Europas, besass er Bürgerrecht in der neuen Welt, hatte er die Erde umsegelt. In seinen Büchern wird man wenig innere Wirkung aus der grossen Literatur des vergangenen Jahrhunderts, insbesondere von Goethe oder Winckelmann, entdecken; eine höhere Mitgift vaterländischer Bildung blieb ihm versagt. Darum erhob er sich in seinen Lieblingsstudien selten über ein allgemeines enthusiastisches Verständniss, namentlich blieb ihm die innere Natur der Poesie verschlossen; im Grunde verhielt er sich zu Homer wie ein Orthodoxer zur Bibel. Auch persönliches Feingefühl für bildende Kunst, selbst für die griechische, die ihn doch jederzeit ehrlich begeisterte, hat sich ihm nicht entwickeln wollen; unbedenklich durchbrach er die hellenistischen Ueberreste des Apollotempels von Ilion, um in die homerische Tiefe zu dringen. Die grosse Kraft seines Geistes wendete sich nach aussen, er war als Kaufmann wie als Forscher ein Mann der praktischen That. Alles Wissen war ihm Erfahrung, weniger erlernt als aus dem Leben geschöpft, in eigenster Weise auf Reisen, in persönlichem Verkehre erworben,

und er verfügte über eine Menschenkenntniss, die nur von der Geistesgegenwart übertroffen wurde, mit der er sie in jedem Augenblicke klug zu verwerthen verstand. Er war und blieb Autodidakt, allein in genialen Autodidakten ist eine impulsive Kraft des Vordringens lebendig, welche die Vorzüge regelrechter Schulung zwar nicht ersetzen, wohl aber weit überholen kann. Von einer treibenden Idee beherrscht wie ein Liebhaber, der nun vor keinem Hindernisse zurückschreckt, hatte er sich die Aufgabe gestellt, Homer durch Ausgrabungen zu erläutern, und die Stätte, welche das Correlat der Wirklichkeit zu dem Troja der epischen Poesie war, hat er ohne Zweifel gefunden. Seine Unternehmungen begannen phantastisch, so dass der literarische Dilettant eine Kritik zu verbüssen hatte, die nicht ohne Berechtigung war; aber in erstaunlicher Eile lernte er ja, aus dem rücksichtslosen Finder wurde im Laufe der Jahre ein Forscher, und das Glück, das keinem grossen Gelingen fehlen darf, ist ihm überraschend treu geblieben. Die wissenschaftliche Bedeutung seiner Funde wuchs über sein und unser aller Verständniss hinaus. In ungeahnter Weise haben sie die ehrwürdige älteste Ueberlieferung des Griechenthums erhellt, die historische Auffassung der Sagenpoesie vertieft, neue weite Forschungsgebiete eröffnet. Wesentlich ihm und dem glücklichen Zusammenwirken seiner Mitarbeiter, unter denen Virchow und der ausgezeichnete Architekturforscher Dörpfeld hervorragen, bleibt es zu danken, wenn sich in die Geschichte des Alterthums jetzt ein neues Capitel einfügt, welches dereinst die eigenthümlichen Ursprünge und das allmälige Entstehen der hellenischen Civilisation, soweit dies fassbar und erreichbar ist, klarlegen wird.

2. Herr Hofrath Dr. **Otto Benndorf** spricht über

Antike und moderne Labyrinthe.

Der Vortragende gab dann einen Beitrag zur archäologischen Homerforschung, welche durch das Lebenswerk Schliemann's einen so mächtigen Aufschwung erhielt. Er ging aus von einem noch unerklärten etruskischen Vasenbilde, der hochalterthümlichen Darstellung eines bei Tragliatella gefundenen Thonkruges. Man sieht hier einen Zug von bewaffneten jugendlichen Reitern, welche aus einer eigenartigen, grossgezeichneten Ornamentfigur, in deren Windungen das Wort Truia, d. i. Troja, eingeschrieben ist, hervorkommen. Diese Figur, welche ein kunstvoll geschlossenes Schema parallel verschlungener Gänge darstellt, in die man an einer offenen Stelle eintritt, um in beständigem Hin- und Herlaufen schliesslich in das Innere und umbiegend in der nämlichen Weise wieder heraus zu gelangen, kommt genau entsprechend auf Münzen von Knossos vor, wo sie das kretische Labyrinth bezeichnet. Wilhelm Meyer hat in einer gelehrten Abhandlung (Sitzungsberichte der philosophischen Classe der königlich bayrischen Akademie der Wissenschaften, Bd. II, Heft III) nachgewiesen, dass diese Figur im Alterthum für Tänze und Knabenspiele benützt wurde und sich in mannigfachen Variationen für gleiche oder ähnliche Zwecke das Mittelalter hindurch bis in die neueste Zeit erhielt. Man trifft sie als Fussbodenornament alter Kirchen, wo sie zu Bittgängen benützt wurde, in den sogenannten Irrgärten der Renaissance, und besonders häufig in Nordeuropa, wo sie im Freien durch Rasenerhöhungen oder Steinsetzungen hergestellt ist und unter verschiedenen Namen, als „Babylon", „Völundarhús" (Wielandhaus) u. a., zu Knabenspielen dient, ähnlich wie die Wunderkreise moderner Turnschulen. Im nördlichen Theile von Norwegen heissen derartige Spielplätze „Trojeborg", bei Wisby auf der Insel Gotland „Tröburg". Meyer's Vermuthung, dass der letztere Name „Trojaburg" mit dem noch im Mittelalter gebräuchlichen „ludus Trojae" der Römer, einem von Vergil beschriebenen alten Spiele, das von berittenen Knaben in quadrilleartigem Hin- und Herreiten angeführt wurde, zusammenhänge, wird nun durch die Vase von Tragliatella bestätigt, auf welcher der Spielplatz inschriftlich als Troja bezeichnet ist.

Der Krug von Tragliatella ist eine etruskische Nachahmung altionischer Fabrikate und lässt auf gleiche Darstellungen zurückschliessen, welche in Griechenland etwa im 7. Jahrhunderte vorhanden waren. Von solchen griechischen Darstellungen ist vor der Hand nichts erhalten; aber das einstige Vorhandensein einer solchen wies der Vortragende in einer bisher falsch oder nur dunkel verstandenen Homerstelle nach. Dieselbe steht in der Beschreibung des reich mit Reliefs geschmückten Prachtschildes, welches Hephaistos für Achill fertigte, einer Beschreibung, von welcher längst feststeht, dass sie kein blosses Phantasiestück sei, und im Fortgange der Untersuchungen sich immer deutlicher herausstellt, dass sie durchgängig auf genauer Verwerthung wirklicher Bildwerke beruhe. Auf diesem Schilde war unter Anderem ein „buntverschlungener" Tanzplatz (χορὸν ποίκιλλε) gebildet, demjenigen ähnlich, welchen Daidalos einst in Knossos auf Kreta der schönlockigen Ariadne kunstvoll herstellte, und bei dem Bilde dieses Tanzplatzes befand sich ein Reigen von Jünglingen und Mädchen, welche in verschlungenen Windungen springend hintereinander hertanzten, so wie der Töpfer im Beginne der Arbeit die Töpferscheibe probirend andreht, d. h. mehrfach im Kreise vorwärts und im Kreise wieder rückwärts laufen lässt. Dieser erstaunlich scharfsinnige Vergleich und überhaupt die Beschreibung der ganzen Scene wird klar durch die Labyrinthfigur, welche auf den Münzen von Knossos den von Daidalos erbauten Tanzplatz der Ariadne und auf der Vase von Tragliatella den Tummelplatz des von berittenen Knaben angeführten Trojaspieles darstellt. Die Verse des Homer gehen also auf ein altionisches Bildwerk zurück, auf welchem — dem erzählenden Style orientalischer und orientalisirender Reliefkunst entsprechend — in geometrischem Grundrisse zunächst der Schauplatz der Handlung und sodann in Bewegung von diesem hinweg die Figurenreihe der Handelnden selbst gegeben war. Das Trojaspiel, welches Vergil durch Aineias nach Italien einführen lässt und welches sich durch die hocharchaische Vase von Tragliatella in der That als altitalisch erweist, und der Ariadnetanz auf Kreta,

der unter dem Namen „Geranos“ nach Delos kam, sind mithin in der Hauptsache identisch und benützten eine sinnreich erfundene Ornamentfigur, die sich mittelbar oder unmittelbar aus dem Formenschatze der sogenannten mykenischen Epoche herschreibt. Solange Aehnliches nicht in der Kunst anderer Völker nachgewiesen sei, erklärte sich der Vortragende geneigt, den Sachverhalt als eine Erfindung zu betrachten, die mit so vielen Anderem der ältesten Sitte des Landes, von welchem unsere Cultur ihren Ausgang nahm, angehört, sich von dort über verschiedene Länder bis an die Grenzen Europas verbreitete und in überraschendem Beharren bis auf die Gegenwart behauptete.

3. Herr Dr. **Michael Haberlandt** hält einen Vortrag über

Löffel von den Philippinen.

Der Vortragende bespricht die figuralen Schnitzereien an Holzlöffeln der Igorroten von Luzon. Nach Entwicklung des Gedankens, dass die aus praktischen Gründen an Löffelstielen angebrachte knotige Verdickung der Enden den Impuls zur Auffassung und Ausgestaltung der Stiele als menschlicher Figuren gegeben habe, was an einigen Exemplaren demonstrirt wurde, geht der Vortragende zur Besprechung der Löffelfiguren über und sucht den Nachweis dafür zu erbringen, dass die Anitofigur, wie sie in bestimmter Stylisirung nach Haltung, Stellung der Extremitäten u. s. w. in ziemlicher Identität über den malayischen Archipel bis nach Englisch-Neu-Guinea zu verfolgen ist, sich in dies profane Gebiet eingeschlichen habe. Die Frage nach der religiösen Bedeutung derartiger aus der religiösen Vorstellungswelt stammenden Gestalten und Anschauungen in ihrer profanen Anwendung wird gestellt und erledigt. Eine Erörterung des einschlägigen Löffelmateriales aus dem Besitze des k. k. naturhistorischen Hofmuseums gibt zu mancherlei Bemerkungen über Beziehungen von Wirklichkeit und künstlerischer Anschauung der Naturvölker Anlass. Den Schluss bildet die Demonstration und Erörterung mehrerer Schnitzfehler an den Objecten.

Der Vortrag wird in erweiterter Form in einer der nächsten Hefte als Abhandlung erscheinen.

Ausserordentliche Versammlung am 27. Januar 1891.

Vorsitzender: Dr. Karl Brunner von Wattenwyl.

Herr **Richard Buchta** hält einen Vortrag über die

Negerbevölkerung des oberen Nilgebietes.

(Manuscript fehlt.)

Ausschuss-Sitzung am 16. Februar 1891.

Vorsitzender: Ferdinand Freiherr von Andrian-Werburg.

1. Zur Aufnahme als wirkliche Mitglieder erscheinen angemeldet:

Dr. Josef Maria Baernreither, Gutsbesitzer in Wien.
Josef Brunšmid, k. k. Gymnasial-Professor in Vinkovce.
Dr. Lothar von Dargun, k. k. Universitäts-Professor in Krakau.
Dr. Albert Gerlich, k. u. k. Oberstabsarzt i. P. in Wien.
Raimund Friedrich Kaindl, Schriftsteller in Czernowitz.
Josef Marinitsch, Kaufmann in Triest.
Andreas Reischek, Naturforscher in Wien (lebenslängliches Mitglied).

Dieselben werden als wirkliche Mitglieder der Gesellschaft aufgenommen.

2. Das Redactions-Comité erstattet auf Ersuchen des Ausschusses Vorschläge über folgende Punkte:

a) Die bisherige Form der Mittheilungen, sowie die Eintheilung derselben in Abhandlungen und Sitzungsberichte möge aufrecht erhalten bleiben.
b) Die Einführung neuer Rubriken sei dem Ermessen des Redacteurs anheimzugeben.
c) Die Mittheilungen sollen von Band XXI an jährlich in 6 Heften erscheinen und die separate Versendung der Sitzungsberichte an die Mitglieder entfallen.

Diese Vorschläge werden vom Ausschusse angenommen.

3. Der Secretär legt die Einladungen zum internationalen Geographen-Congress in Bern (August), zum deutschen Geographentag in Wien (1.—3. April 1891) und zum IX. internationalen Orientalisten-Congress in London (1.—10. September) vor. Zum deutschen Geographentag wird Secretär Heger, zum Orientalisten-Congress Secretär-Stellvertreter Dr. Hein als Vertreter der Gesellschaft delegirt.

Jahres-Versammlung am 17. Februar 1891.

Vorsitzender: Ferdinand Freiherr von Andrian-Werburg.

1. Derselbe constatirt die Beschlussfähigkeit der Versammlung und übergibt dem Secretär Heger das Wort. Derselbe verliest den

Jahresbericht des Präsidenten.

Hochverehrte Versammlung!

Die Verhältnisse unserer Gesellschaft haben während des verflossenen Jahres keine wesentliche Veränderung erfahren. Der Stand unserer Mitglieder weist mit Schluss 1890 eine ganz unbedeutende Vermehrung gegen das Vorjahr auf. Diese an und für sich nichts weniger als erfreuliche Thatsache bedeutet jedoch glücklicherweise keine Stagnation unseres Vereinslebens. Dasselbe gestaltet sich — dank der Unterstützung unserer Mitglieder und anderer befreundeter Forscher — immer lebendiger. Die eingehenden jüngst stattgefundenen Berathungen mögen Ihnen beweisen, welch ernste Beachtung Ihr Ausschuss allen zur Förderung unserer Zwecke gebrachten Anregungen schenkt. Mit grosser Befriedigung kann ich aber auch constatiren, dass die vollkommen objectiven Gesichtspunkte und das Entgegenkommen aller Betheiligten eine vollständige Einigung ermöglicht haben. Wir konnten einem Theile der ausgedrückten

Wünsche Rechnung tragen, ohne den eigentlichen Charakter einer freien Association und die Solidarität der drei Richtungen anthropologischer Forschung aufgeben zu müssen. Gestatten Sie mir, hochverehrte Herren, die Worte hier festzuhalten, welche RUDOLF VIRCHOW mir bei diesem Anlasse schrieb: „Je mehr Anthropologie, Ethnologie und Vorgeschichte zusammenwirken, je mehr sie ihre Anschauungen austauschen und je unmittelbarer sie einander ihre Resultate mittheilen, um so grösser wird der Gewinn." Unsere drei Richtungen sind noch für lange Zeit bezüglich ihres Ausbaues auf einander angewiesen. Eine voreilige Loslösung derselben könnte die Entwicklung der Anthropologie — jenes eigenthümlichen Zwischengliedes zwischen Natur- und Geisteswissenschaften — nur ungünstig beeinflussen, abgesehen davon, dass unsere Gesellschaft dadurch an agitatorischer Kraft gegenüber dem grossen Publicum verlieren würde. Die Vorgänge, welche seinerzeit in London spielten, sprechen, wie jene zu Paris, eine sehr deutliche Sprache.

Wir haben umsomehr Grund, unsere Kräfte zusammenzuhalten, als die Zeichen für eine wachsende Anerkennung unseres Standpunktes und unserer Methoden von Seite der Philologie und Archäologie in bedeutsamer Weise sich mehren. Ich erinnere vor Allem an die Inaugurationsrede des Rectors der Universität, Herrn Hofrathes VON HARTEL, in welcher die Bedeutung der „gährenden, von begeistertem Sammelfleisse getragenen prähistorischen Forschung" mit überaus treffenden Worten gewürdigt wird. Angesichts dieser officiellen Anerkennung unserer Thätigkeit sowie des Werthes comparativer Induction für die Philologie in höherem Sinne dürfen wir vielleicht hoffen, dass die isolirte Betrachtungsweise, welche die classische Philologie so lange geschädigt hat, auch auf dem Gebiete der Orientalistik zum Nutzen einer wachsenden Einsicht in die gesetzmässige Entwicklung des menschlichen Geisteslebens bald überwunden werden wird.

Summiren wir nun, unserer Gepflogenheit gemäss, die wichtigsten Ergebnisse der Sommercampagne des verflossenen Jahres innerhalb Oesterreichs. Vor Allem sprechen wir den Herren Fachgenossen, welche unserer Einladung um Mittheilung ihrer Arbeiten bereitwilligst entsprochen haben, unseren verbindlichsten Dank aus. Herr Dr. M. MUCH hat uns zu dem gleichen Zwecke die werthvollsten Daten aus den Schriften der k. k. Central-Commission zusammengestellt; ich darf wohl hinzufügen, dass diese freundliche Cooperation uns ganz besonders erfreut und zu Dank verpflichtet.

Ausgrabungen der Anthropologischen Gesellschaft.

Einer Anregung unseres Mitgliedes Dr. OTTO MÜLLER entsprechend, wurden im abgelaufenen Jahre Ausgrabungen auf dem Burgstalle bei Oedenburg auf das Programm unserer praktischen Arbeiten gesetzt. Ermöglicht wurden diese Ausgrabungen durch das freundliche Entgegenkommen der Stadtvertretung von Oedenburg, wofür wir dem Herrn Bürgermeister dieser Stadt, königl. Rath JOHANN FINCK, zu bestem Dank verpflichtet sind. Wir einigten uns dahin, eine Cooperation eintreten zu lassen, indem die Arbeiten auf Kosten der Anthropologischen Gesellschaft gemeinsam von den Herren Dr. MORIZ HOERNES aus Wien und Professor LUDWIG BELLA aus Oedenburg auszuführen und ein entsprechender Antheil der Funde an das städtische Museum in Oedenburg abzugeben wäre. Die ausgedehnten Fundplätze auf dem Burgstalle und auf dem Warischberge (Karlshöhe) liegen in einem der Stadtgemeinde Oedenburg gehörigen grossen Waldcomplex und bieten noch für viele Jahre Raum zu Grabungen. Kleinere Theile sind schon früher von den Herren Dr. O. MÜLLER und Professor L. BELLA für das städtische Museum in Oedenburg untersucht worden.

Die gemeinsamen Arbeiten lieferten ein ebenso reichliches als interessantes Erträgniss, das heute, wo die Restaurationsthätigkeit an diesen Funden noch im vollen Gange ist, noch nicht in seiner Gänze übersehen werden kann. Sowohl auf dem Burgstalle als auf dem eine Wegstunde von ersterem entfernten, der Stadt Oedenburg näheren Warischberge (Karlshöhe) liegen Schanzwerke, Wohngruben und Hügelgräber. Diese drei Erscheinungen sind auf der erstgenannten Höhe durchaus zahlreicher, mächtiger, ausgedehnter. Hier wurden denn auch die Grabungen Mitte Juli begonnen und zunächst 17 Tumuli geöffnet. Der Inhalt derselben bestand fast ausschliesslich in Thongefässen, die sich in ihrem ganzen Charakter den niederösterreichischen Tumulusfunden aus der ersten Eisenzeit auf's Engste anschliessen. Auch der Fundort Marz, zwischen der niederösterreichischen Grenze und Oedenburg gelegen, gehört hieher. Wie aber jüngst Herr Custos SZOMBATHY anlässlich des vielleicht ausgezeichnetsten Fundplatzes jener Denkmälergruppe, Gemeinlebarn, hervorgehoben hat, so weist auch dieses neue, derzeit das östlichste Glied eine bemerkenswerthe Anzahl localer Besonderheiten auf. Dazu rechnen wir die an flachen Fussschalen (aufsatzförmigen Gefässen) häufig beobachtete Innenverzierung mit strickartigen Reliefstäben oder Wülsten in Gestalt von Zickzacklinien, hängenden, parallelen Halbkreisen u. s. w., dazu die eigenthümlichen Variationen des schraffirten Dreiecksmusters, die durch singuläre Zuthaten wie von einem Drange zu anderweitiger Gestaltung beseelt scheinen, das Vorkommen halbmondförmiger und thierköpfiger Idole, die den Fussschalen ähnlich mit Reliefstäben verziert sind, die Aufstellung eines aus 20 Thonkegeln gebildeten „Bannkreises" um eine Gefässgruppe u. dgl. mehr.

Die Untersuchung des Walles und der Wohngruben ergab ausser Ueberresten, die mit den Grabbeigaben gleichzeitig sind, Spuren einer späteren Siedelungsperiode, welche von der Anwesenheit der keltischen Eroberer des Landes oder wenigstens von den Einflüssen ihres specifischen Culturbesitzes Zeugniss ablegen (Bruchstücke von Drehscheibengefässen aus Graphit).

Auf dem Warischberge (Karlshöhe) wurden nur einige wenige Tumuli und Wohngruben eröffnet. Auf dieser steilgeböschten, aber weniger umfangreichen und nur an der zugänglichsten Stelle mit einem Walle verwahrten Anhöhe zeigten sich die Grabgefässe noch

reicher verziert; hier gewannen wir das besterhaltene Exemplar einer thönernen Halbmondfigur mit vier Füsschen und zwei Thierköpfchen an den Enden der „Mondsichel". Hier wurde auch, aber erst nach dem Schlusse der gemeinsamen Grabungen, durch Professor L. Bella allein ein Stück von besonders hohem Werthe ausgegraben. Es ist dies eine grosse schwarze Urne von dem bekannten Typus der bauchigen Grabgefässe mit konisch geschweiftem Halse und horizontalem Mundsaum. Auf der Grundlinie des Halses, wo sonst auf den Oedenburger Urnen schraffirte Zickzackmuster in mannigfacher, eine gewisse Unruhe, ein Streben nach Bereicherung verrathender Modification auftreten, erscheint hier thatsächlich eine im geometrischen Style ausgeführte figurale Scene, bestehend aus 5 menschlichen Figuren, einer Pferde- und einer Reiter-Figur. Diese Darstellung geht in der Verzerrung der lebenden Gestalt noch weit über das hinaus, was man auf den sogenannten Dipylon-Gefässen Griechenlands und mykenischen oder tirynthischen Vasen Vergleichbares kennt. Nur die Textilindustrie bietet Aehnliches in der Auflösung des Schemas der menschlichen und der thierischen Gestalt in ihre linearen Elemente. Dabei erkennt man deutlich, wie das schraffirte Zickzackmuster, eine swastikaähnliche Kreuzfigur und concentrische Kreise mit Centralpunkt, fast als einzige Behelfe der Darstellung zu Grunde liegen. Wir müssen diesen urgeschichtlichen Fund als einen der werthvollsten bezeichnen, die in den letzten Jahren auf dem Boden Oesterreich-Ungarns gemacht worden sind.

Eine zweite Unternehmung, zu welcher die Gesellschaft im abgelaufenen Jahre einen Theil ihres Fonds für praktische Arbeiten verwendete, war die Ausgrabung auf dem Castelliere von Villanuova bei Verteneglio (Ger.-Bez. Buje) in Istrien. Wir verdanken es der Freundlichkeit des Herrn Dr. Andreas Amoroso in Parenzo, des ausgezeichneten Kenners der Alterthümer Istriens, dass uns dieser Punkt zugänglich war. Herr Dr. Amoroso hatte die Güte, unser Mitglied Dr. M. Hoernes auf die bezügliche, durch zwei Jahre bereits für das Museum in Parenzo mit Erfolg durchforschte Fundstelle aufmerksam zu machen und demselben nicht nur seitens der Società Istriana di archeologia e storia patria die volle Freiheit zu Grabungen einzuräumen, sondern das Werk auch durch werthvolle Empfehlungen zu unterstützen. Ausserdem müssen wir für mannigfache Förderung desselben auch Herrn Professor Matteo Covrich in Verteneglio unseren Dank aussprechen.

Der Castelliere von Villanuova ist ein mehrseitig steil abfallender Hügel an einer Seitenbucht des Quietothales, welcher, wie der Warischberg bei Oedenburg, nur auf der zugänglichen (Berg-) Seite durch einen Wall abgeschlossen war. Gräber sind hier bis jetzt nur am Südrande der Hügeloberfläche in Gestalt mittelgrosser, mit Leichenbrand gefüllter Urnen aufgedeckt worden. Grösseres Interesse bot die über das ganze Plateau in geringer Tiefe ausgebreitete Culturschicht, deren Ueberreste aus der neolithischen Periode (vorwiegend durch Hirschhorn-Artefacte vertreten) durch sichere und reichliche Zeugnisse aus vorgeschichtlichen Metallperioden (Hallstatt- und La Tène-Typen) bis in die frühzeitig angebrochene und sehr stark repräsentirte römische Culturepoche hineinreichen. Wir haben hier, was in Oesterreich-Ungarn zu den Seltenheiten gehört, einen Fundplatz, auf welchem der Uebergang von der letzten vorgeschichtlichen zur ersten geschichtlichen Culturepoche mehr als hundert Jahre vor dem Beginn unserer Zeitrechnung vor sich gegangen ist. Daraus ergibt sich natürlich manche Abweichung von dem, was wir gewöhnlich an solchen langlebigen Ansiedlungsplätzen beobachten. Diese Abweichung kommt zunächst in den Münz- und Fibelfunden zum Ausdruck. Aber auch in vorgeschichtlicher Zeit hat Istrien zum Theil andere Einflüsse empfangen und andere locale Formen entwickelt als die Alpen- und Donauländer, was nach den glänzenden Entdeckungen Amoroso's auf dem Gräberfelde der Pizzughi die Funde auf dem Castelliere von Villanuova neuerdings bestätigen.

Die systematische Durchforschung Niederösterreichs wurde durch Herrn Ignaz Spöttl fortgesetzt. Die hier angeschlossene Uebersicht über die von ihm im verflossenen Sommer besuchten Localitäten illustrirt am besten dessen unermüdliche Thätigkeit. Folgende Localitäten wurden von ihm untersucht:

1. Oberhausen. Schon im März 1890 wurde gelegentlich eines Ausfluges nach Oberhausen bei Stadt Enzersdorf ein sehr schön erhaltener Tumulus mit weitem Ringwall aufgefunden, sowie der künstliche Hügel, der das Schloss Sachsensteig trägt, besehen; er dürfte einer der grössten derartigen Erdaufwürfe auf dem flachen Lande sein. In den Feldern nordöstlich von Oberhausen finden sich Gefässreste, die einem Urnenfelde entstammen und vielleicht der Hallstatt-Periode angehören.

2. Herzogenburg. Bei der zweiten Mühle und in der Nähe des Tumulus finden sich Reste einer Ansiedlung der Hallstatt-Periode.

3. Ober-Hollabrunn. Oberhalb des Seminars gegen OSO. finden sich Gräber, die einer sehr frühen Zeit angehören und älter sind, als die ähnlichen Mulden vom Plexenthal bei Hippersdorf.

4. Sonnberg. In der Ziegelei finden sich auch Aschengräben mit vielen, zum Theil gut erhaltenen Gefässen, welche theils der Bronzezeit, theils der Hallstatt-Periode zuzuzählen sind.

5. Göllersdorf. Hier fanden sich in der Ziegelei Skelette in gestreckter Lage mit kleinen Thongefässen, ähnlich jenen von Urbau; leider ist hier eine Grabung nicht möglich.

6. Fellabrunn. Einige Aschenmulden und Gefässe, von denen erstere der Bronzezeit angehören.

7. Suttenbrunn. In der Ziegelei dieses Ortes finden sich Anzeichen einer uralten, vielleicht der Bronzezeit zugehörigen Ansiedlung.

8. Bei Schöngrabern sind in der Nähe des Friedhofes Reste von sehr derben Gefässen aufgefunden worden.

9. Guntersdorf. In der dortigen Ziegelei fanden sich sieben Mulden mit Asche gefüllt, etwa 1—1·5 m tief, jedoch keine Gefässreste enthaltend.

10. Platt. In der Nähe des Eisenbahndammes fanden sich Reste von Gefässen, der Hallstatt-Periode angehörig.

11. Altenmarkt. Auf Kosten der Anthropologischen Gesellschaft wurde hier durch fünf Tage gegraben und die von P. L. Karner aufgefundenen Reihengräber durchforscht. Herr Spöttl fand noch vier Gräber mit je einem Thongefässe und Eisenbeigaben.

12. In Rohrleiten bei Stroneck fanden sich im Walde auf einem Neubruche sehr sonderbare Gefässe von Schalen- und Krugform, die, einer beigefundenen Münze nach zu schliessen, in die Zeit des Tatareneinfalles gehören, die einzigen uns aus dieser Zeit bekannten Gefässe.

13. Zu Stroneck fand sich wieder ein bienenkorbähnliches Grab mit auf der Scheibe gedrehten Gefässen und solchen aus Graphitthon. Am Veigelberge, Spöttl's Voraussetzung entsprechend, Reste von Bronzen und Gefässreste der Hallstatt-Periode.

14. Am Horselberg bei Ober-Schotterlee fand man, durch die Aufackerung begünstigt, wieder viele Feuersteine und auch etliche Mahlsteine, sowie sich auch zeigte, dass die ganzen Abhänge voll eingesetzter Urnen sind.

15. Patzmannsdorf. Hier fand Spöttl im Garten des Herrn Pfarrers Reste aus der Bronzezeit, die auf eine Niederlassung schliessen lassen.

16. Hagenberg. Neben der Kirche gegen NNO. befindet sich ein grosser Tumulus.

17. Gross-Harras. Herr Spöttl grub hier mit Bewilligung der Grundeigenthümer und fand Gruben mit Resten von Gefässen, die der Hallstatt-Periode zuzuzählen sind. Er hat sich auch hier das Recht zu ferneren unentgeltlichen Grabungen erbeten. In diesem Orte ist ein kleiner Tumulus.

18. Eibesthal. Mitten im Orte fand sich ein Tumulus.

19. Wilfersdorf. Tumulus gegen SO.

20. Bullendorf. Ein Erdaufwurf und dabei Reste von Gefässen der Bronzezeit.

21. Kettlasbrunn. In der Nähe der Kirche kommen Reste einer Ansiedlung aus der jüngeren Steinzeit vor.

22. Michelstetten. Nahe dem neuen Wege finden sich Gräber, vielleicht der frühesten Bronzezeit angehörig, mit vielen Feuersteinspänen.

23. Prinzendorf. Bei der Kirche Reste einer Ansiedlung, der Hallstatt-Periode angehörig; hier auch die Reste eines Walles um die Kirche.

24. Althöflein. Kirche auf einem Hutberge, dieser dreifach umwallt; nur Gefässreste des frühesten Mittelalters.

25. Alt-Lichtenwarth. Am grossen Tumulus wurden Feuersteinspäne gefunden.

26. Hauskirchen. Grosser Hutberg mit Wall, von imposantem Aussehen.

27. Walterskirchen. Hausberg beim Schlosse; auf den Feldern Anzeichen eines Urnenfeldes.

28. Neusiedel a. d. Zaya. Bei der Kirche Reste einer Ansiedlung aus der Bronzezeit. Gegen Osten zwischen Häusern eingebaut ein Tumulus; in der Ziegelei Reste bienenkorbförmiger Gräber aus der Bronzezeit.

29. Felsberg. Nahe der Ziegelei Urnengräber der Hallstatt-Periode.

30. Klein-Hadersdorf. In der Ziegelei Gefässe der Bronzezeit, sowie alte Knochenfundplätze (Hirsch, Pferd).

31. Paasdorf. In der Ziegelei Knochen vom Pferd und Hirsch; Kohlenschichte.

32. Wetzelsdorf. In der Ziegelei Gefässe aus der Bronzezeit und Hallstatt-Periode; Aschenmulden und Gräber.

33. Staats. Unterhalb der Ruine gegen SW. Reste einer Ansiedlung aus der Bronzezeit. Gegen Enzersdorf zu ein Tumulus; ein zweiter schöner Tumulus, etwas angegraben, liegt bei Wultendorf; an der Grabungsstelle sieht man Reste von mittelalterlichen Gefässen, sowie von Thongefässen der Hallstatt-Periode.

34. Laa a. d. Thaya. Am Friedhofe aschenhaltige Erde; viele Reste von Gefässen aus der Hallstatt-Periode.

35. Fallbach. Am Friedhofe bei der Kirche Reste einer Ansiedlung aus der Bronzezeit.

36. Haugsdorf. Hockergräber aus der Bronzezeit. Südöstlich von diesen finden sich Gräber aus der Völkerwanderungszeit, welche sehr interessante Funde versprechen.

37. Jetzelsdorf. Hier wurden Hausgräber aufgefunden mit sehr lehrreichem Inhalt.

38. Ober-Stinkenbrunn. Die Kirche auf einem alten Hausberg umwallt; Erdställe.

39. Stillfried. Hier wurden einige Grabungen ausgeführt und dabei sehr interessante frühmittelalterliche Gefässe gefunden, ferner auch Reste von Gräbern aufgedeckt.

40. Grub bei Stillfried. Hier fand Spöttl ein Urnenfeld mit ganz gleichen Gefässen, wie jene bei Zeiselberg am Kamp.

41. Erdpress. Hier fanden sich Reste einer Ansiedlung und an einer anderen Stelle bienenkorbähnliche Gräber.

42. Mannersdorf. Auf der Höhe fanden sich in Menge Aschenmulden, die dem früheren Mittelalter angehören dürften. Seitwärts von diesen in einer Schlucht bienenkorbähnliche Gräber.

43. Angern. Nahe der March fand Spöttl Reste einer Ansiedlung, die wohl bis in die Bronzezeit zurückreicht.

44. Pulkau. Während eines nochmaligen Besuches wurden bei einer eintägigen Grabung etwa zehn neue Aschenmulden gefunden.

45. Urbau. Auch hier wurde wieder gegraben, dabei ein Grab mit vier Skeletten gefunden. Allen Skeletten fehlten wieder die Unterkiefer; einem derselben die Hände, einem zweiten die Füsse. Alle anderen Knochen waren gut erhalten.

46. Hietzing bei Wien. Hier fand Spöttl in einem neuen Erddurchschnitte ein Feuersteinwerkzeug,

sowie in Ober-St. Veit Gefässreste aus der jüngeren Bronzezeit.

47. Tulbing. SPÖTTL durchsuchte den dortigen Hutberg. Derselbe ist doppelt umwallt und ist der kleinste dieser Art in Niederösterreich. Er enthielt in einer Tiefe von 1 m noch frühmittelalterliche Gefässe.

48. Tulln. Einige Grabungen in der Nähe des Friedhofes lieferten Reste römischer Gefässe, darunter ein glasirtes Trinkgefäss von der Form eines Pferdes.

49. Freundorf. Hier fanden sich Reste von römischen Gefässen.

50. In der ersten Hälfte des November durchforschte SPÖTTL noch den angegrabenen Tumulus bei Unter-Nalb. Durch eine Abwaschung an der Südseite begünstigt, fand er in einer Tiefe von 5 m unter der Spitze eine horizontale Aschenschichte und in derselben eine Menge Knochen vom Schweine.

Ferner machte SPÖTTL die Wahrnehmung, dass an verschiedenen Stellen des Abhanges, sowie im Einschnitt Aschengruben u. dgl. zum Vorschein kamen mit Resten einiger Drehscheibengefässe, mit Wellenornament verziert und von bedeutender Wandstärke.

Durch den Herrn Steiger JOSEF NEUBACHER von Hallstatt kam die Gesellschaft in die Kenntniss von völkerwanderungszeitlichen Funden, welche gelegentlich eines Hausbaues in Goisern bei Ischl zu Tage getreten waren. Eine Beschreibung dieser Fundstücke verdanken wir Herrn Dr. OTTO TISCHLER in Königsberg (Sitzungsber. 1890, p. 88). Herr SZOMBATHY fand sich nachher bereit, den Funden weiter nachzugehen. Er erreichte es, dass der Besitzer des betreffenden Baugrundes, Herr JOSEF RUNDHAMMER in Goisern, eine Nachgrabung auf dem neben dem Neubaue liegenden Gartenantheile gestattete. Die in den Tagen vom 11. bis 20. September 1890 vorgenommene Untersuchung der Fundstelle ergab das Vorhandensein eines Reihengräberfeldes, von welchem 22 Skeletgräber ausgenommen werden konnten. Dieselben enthielten die schlecht erhaltenen Reste einer ärmlichen Bevölkerung, in welcher kleinwüchsige, aber doch meist dolichocephale Leute die Majorität gebildet zu haben scheinen. Die geringen Beigaben — einige Eisenmesser und einige kleine Schmuckstücke — tragen leider wenig zur Charakteristik der Periode bei.

Die von anderen Forschern im Laufe des vergangenen Jahres ausgeführten Ausgrabungen und Forschungen sind im Nachstehenden bei der Besprechung der verschiedenen Kronländer angeführt.

Niederösterreich. Eine kleine Nachlese in dem Grabfelde von Hadersdorf am Kamp erzielte der Correspondent der Central-Commission, Herr Probst KERSCHBAUMER; die Funde, welche dem städtischen Museum in Krems einverleibt wurden, bestehen aus sechs Urnen von den bekannten Formen und einem menschlichen Schädel.

Die Canalbauten in Mautern a. d. Donau gaben Herrn P. LAMBERT KARNER Gelegenheit, den durch seine zahlreichen Einschlüsse aus römischer Zeit bekannten Boden dieser Stadt auf's Neue zu untersuchen. Auch diesmal waren es zumeist römische Funde, welche zum Vorschein kamen; doch fehlten auch andere frühgeschichtliche Funde nicht, wie sie die Umgebung, z. B. Bergern, schon geboten hat, so namentlich Gefässe mit dem Wellenornamente. Hervorzuheben sind reichlich mit Bronzeblättchen durchwirkte Kleiderreste und ein Gefäss, welches in einem Haufen verkohlten Weizens gestanden war.

Demselben Herrn, Pfarrer KARNER, ist eine Mittheilung über die in Folge eines Wegbaues geschehene Beseitigung eines Tumulus bei Rekawinkel im Wienerwalde zu danken. Obwohl der Inhalt — einige grössere und kleinere Gefässe — von den Arbeitern zerstört wurde, so ist diese Nachricht deshalb nicht ohne Werth, weil der Wienerwald sich bis jetzt als sehr arm an prähistorischen Funden gezeigt hat.

In Gemeinlebarn, von wo wir bereits Tumuli aus der Hallstatt-Periode und Flachgräber aus der Bronzezeit kennen, wurden von Herrn ZÜNDEL wieder 18 Skeletgräber aus der Bronzezeit aufgeschlossen.

Herr A. HAUSER brachte den Fund von zwei Eisenschwertern und einer Lanzenspitze in Nussdorf bei Wien zur Kenntniss, ohne dass nähere Aufschlüsse über denselben eruirt werden konnten, da die Fundgegenstände wahrscheinlich schon bei früheren Grabungen an den Tag kamen und von den Arbeitern als werthlos beiseite geworfen und jetzt wieder entdeckt wurden.

Oberösterreich. Aus diesem Kronlande berichtete an die Central-Commission Herr Pfarrer PAILLER über künstliche Höhlen (Erdställe) bei Stierberg (Bezirk Rohrbach). Die Untersuchung dieser, sowie einer später zu erwähnenden Localität führte auch diesmal nicht zu einer genügenden Erklärung dieser noch immer räthselhaften Bauwerke.

Ausgedehnte Reste von Hochäckern fand STRABERGER zwischen Aspach und Mettnach. Diese Zeugen uralten Feldbaues sind in Oberösterreich nicht selten, sie konnten auch bei Pichl nächst Wels, bei Perwang, Oed und Treubach nachgewiesen werden. In Pichl fand sich auch ein Rest aus neolithischer Zeit, nämlich ein Steinhammer; zwei solche wurden bei Perg und prähistorische Thongegenstände bei Wilhering gefunden.

Die Grabungen in Gannsfuss bei Gilgenberg und auf dem Siedelberge bei Mattighofen wurden von Herrn STRABERGER fortgesetzt. Die Grabhügel an dem letztgenannten Orte, welche seit mehreren Jahren untersucht werden, sind durch ihre zahlreichen und selbst kostbaren Funde der Hallstatt-Periode bekannt, so insbesondere der von hier stammende prächtige Gürtel aus Gold (s. Prähistorischer Atlas, Taf. LXX, Fig. 4). Sie lohnten auch diesmal die aufgewendete Mühe, namentlich durch einen Dolch mit Bronzegriff und eiserner Klinge in bronzener Scheide, eines der interessantesten Fundstücke dieser Art. Ausserdem bestand die gemachte Ausbeute aus einigen grossen Thonurnen, kleineren Schälchen, einem 40 mm breiten papierdünnen Bronzereifen im Durchmesser von 144 mm, an welchem vier Eisenhäkchen angenietet waren, ferner aus anderen kleinen Gegenständen aus Bronze und Eisen.

Auf Veranlassung des genannten Herrn untersuchte ferner der k. k. Bezirksgerichtsadjunct Herr Dr. Gottfried Balka die Erdställe bei Reitling in der Gemeinde Untergaisbach (Bezirk Prägarten), dessen Bericht Sie in unseren Sitzungsberichten finden werden.

An Einzelnfunden sind zu verzeichnen: Vom Burgstall bei Leithen (in der Nähe von Weng, Bezirk Braunau) eine Anzahl von Bronzeringen; innerhalb des Ringwalles auf der Höhe des Luftenberges bei Steyeregg ein Bronzekuchen, eine halbe Bronzesichel, eine lange reichgegliederte Gewandnadel aus Bronze und ein Bronzekelt mit Schaftlappen; Steinbeile aus Prägarten, Kirchdorf und Kallham bei Grieskirchen; ein 18 cm langer Bronzekelt mit Schaftlappen aus Freistadt; von Fall bei Wilhering verschiedene Gefässscherben, ein Webstuhlgewicht aus gebranntem Thon, Perlen aus Speckstein, ein Garnwickler aus den Enden eines Hirschgeweihes und ein Steinhammer.

Die Prähistorische Commission der kaiserl. Akademie der Wissenschaften concentrirte in diesem Jahre ihre praktische Arbeit auf die Untersuchung der prähistorischen Ansiedlungsreste auf der Dammwiese oberhalb des Salzberges bei Hallstatt, welche nun mit voller Bestimmtheit als eine umfangreiche Salinenstätte aus der La Tène-Periode betrachtet werden darf. Die unter der Leitung des Herrn Custos Szombathy stehenden und von den Herren Bergrath B. Hutter und Obersteiger J. Engel in Hallstatt beaufsichtigten Grabungen haben die theils von Salinenwerks- und Wasserleitungsanlagen, theils von hölzernen Wohngebäuden herrührenden Reste auf einer Fläche von nahezu 3000 Quadratmeter nachgewiesen, ohne die Grenze dieser merkwürdigen Ansiedlung nach jeder Richtung hin erreicht zu haben.

Salzburg. Eine sehr schöne Erwerbung, allerdings mit recht empfindlichen Opfern, machte das städtische Museum in Salzburg. Es ist ein schönes Bronzeschwert, welches bei Vollern, Gemeinde St. Georgen a. d. Salzach, von einem Arbeiter im Schotter der Salzach gefunden wurde. Diese Erwerbung bildet eine eigene Geschichte, und die ganze Action und Opfer, welche sie forderte, zeigen den schädigenden Einfluss, den das Preistreiben der Amateure bereits ausübt, und der mit der Zeit den Mitbewerb der Museen bei dem Ankaufe von selteneren und bedeutenderen Stücken ganz auszuschliessen droht. Erwähnenswerth ist ferner eine jener grossen Bronzenadeln (52 cm lang), welche zu Grossgmain, hart an der bayerischen Grenze, gefunden und dem Salzburger Museum zugewendet wurde.

Herr Petermandl in Steyr berichtet über einen nun nicht mehr seltenen Holzschaft für Palstäbe aus dem in vorgeschichtlicher Zeit abgebauten Theile des Salzlagers im Dürnberge bei Hallein.

Tirol. Aus diesem Lande berichtete an die Central-Commission Dr. Tappeiner über seine Funde auf dem Küchelberge bei Meran, welche hauptsächlich dem Ausgange der Hallstatt- und dem Beginn der La Tène-Periode angehören. Dieser, trotz seines hohen Alters ebenso eifrige als glückliche Forscher, hat späterhin seine Untersuchungen mit ansehnlichem Erfolge fortgesetzt.

Von Seite des Herrn Professor von Wieser liegt eine Nachricht über die zufällige Eröffnung eines Grabes der Hallstatt-Periode in Wezelach nächst Virgen in Tirol vor. Es war ein kistenförmiges, dachartig überdecktes Brandgrab mit Lanzenspitzen, Armringen, Kelt mit Oehr und Messer, durchaus von Eisen, dann mit einer Certosafibula nebst anderen kleinen Gegenständen aus Bronze, einer Bernsteinperle und einer Schale, welche mit Zirbelnüsschen gefüllt war.

Eine vorchristliche, wie es scheint, römische Grabstätte wurde zufolge eines Berichtes des Herrn P. Atz in der Gemeinde Oberinn bei Bozen gelegentlich der Erweiterung der Kirche daselbst constatirt. Eine nähere Untersuchung hat nicht stattgefunden, und es lässt sich daher auch nicht sagen, wie weit Reste der einheimischen Bevölkerung hier zu finden sein werden.

Nach gütiger Mittheilung des Herrn Louis von Campi in Cles war das Jahr 1890 äusserst reich an archäologischen Funden in den tridentinischen Alpen.

I. Val di Non. 1. Vervo ist in den Annalen der Archäologie als eine reiche Fundstätte aller Perioden zur Genüge bekannt. Im Frühjahre und im Monate August liess Herr von Campi in der Nähe der alterthümlichen Kirche S. Martino systematische Nachforschungen vornehmen und fand nach vielen vergeblichen Versuchen drei gut erhaltene Reihengräber, die in die erste Epoche der Völkerwanderungszeit zurückgreifen, mit auffallenden Spuren der letzten Ausläufer der spätrömischen Cultur.

Grab Nr. 1 enthielt ein männliches Skelet mit eingedrückter Schädeldecke in nackter Erde. Orientirung: Ost-West. Beigaben: Bronzefibel in der Form eines griechischen Kreuzes (Lindenschmitt, Die Alterthümer unserer heidnischen Vorzeit, Bd. II, Heft 10, Taf. VI, Fig. 5), auf dessen verticalem Arme oben ein Vogel (Taube?) sitzt; drei Bronzespiralen; eine römische Fibel (Campi, Meclo, Taf. VIII, Fig, 9); Fragmente eines Armbandes (?)

Grab Nr. 2. Männliches Skelet in nackter Erde, sehr verwittert. Orientirung: Ost-West. Beigaben: ein eiförmig plattgedrückter Stein in der Nähe des Schädels; Riemenbeschläge aus Bronze (Campi, Le tombe barbariche di Civezzano, Taf. III, Fig. 2, 4); ein kleines Messer aus Eisen; ein Armband ebenfalls aus Eisen.

Grab Nr. 3. Weibliches Skelet mit zertrümmertem Schädel in nackter Erde. Orientirung: Ost-West. Um den Hals zwei Glasperlen. Eine davon aus schwarzem Glase, eine Gesichtsmaske darstellend, mit mehrfacher Durchbohrung parallel der untereren Platte zur Aufnahme mehrerer Perlenschnüre. Aehnliche Glasperlen sind zu Ende der römischen Zeit sehr bekannt; in Form einer Gesichtsmaske ist diese eine wahre Seltenheit, da nur ein Pendant im Gewerbemuseum zu Nürnberg vorkommt, eingefasst in einer Goldfibel der Völkerwanderungszeit. Unsere Perle, wie Dr. Tischler sich aussprach, gehört dem 5. Jahrhunderte an, ebenso die zweite sogenannte Warzenperle.

Im Monate August, bei einer zweiten Forschung und Grabung in der unmittelbaren Nähe der Kirche, fand Campi Spuren einer prähistorischen Niederlassung aus der Steinzeit. Leider aber nur Spuren mit Kohlen und einzelner Thonscherben und eines winzigen niedlichen, in seiner Art einzig dastehenden Steinbeiles aus Nephrit. Für Nephrit, wie Prof. Dr. Cathrein sich aussprach, sprechen Farbe, Durchsichtigkeit an den Rändern, Zähigkeit, Gefüge, Härte und die mikroskopische Prüfung des Pulvers, welche faserige Structur, geringe Auslöschungsschiefe, lebhafte Polarisationsfarben, Durchsichtigkeit und Lichtbrechung zeigt.

Im Hofe des Hauses Gottardi traf Campi eine vor etwa 40 Jahren entdeckte römische Ara, die seitdem als verloren betrachtet wurde, mit der Inschrift MAC. R. nebst zwei Thongewichten.

2. Cunevo ergab bei einem Grabungsversuche zwei Skeletgräber der spätrömischen Zeit mit verschiedenen Thongefässen, darunter eines aus terra sigillata, nebst zwei Steinkrügen aus pietra ollare in tonnenartiger Form und eine entsprechende Schale, die als Deckel des grösseren Kruges diente und schon im Alterthume zur Restaurirung zwei bronzene Ringe erhielt.

3. Etwa 350 Meter oberhalb Mechel, eine bekannte prähistorische, bis zur Völkerwanderungszeit hineinreichende Culturstätte, an der Stelle, wo einst eine römische Statuette (Venus Citharea) gefunden wurde, stiess Campi auf römische Brandgräber aus Thonplatten und Ziegeln gebildet, die weiters keine anderen Beigaben lieferten.

Zufällige Funde. 4. Bei Banco unter einem Baume ein vollkommen conservirtes Bronzemesser (Bronzezeit).

5. In Pejo, in der Nähe der Kirche, fand man Brandgräber. Eine dieser Brandgruben enthielt Knochenreste, Kohle, viele Fragmente prähistorischer, gallischer und römischer Gefässe; aus Bronze: eine Lanzenspitze, die Spirale und Nadel einer sehr grossen gallischen Fibel. Dieser Fund ist von grosser Bedeutung, weil er uns eine vorrömische Niederlassung am Fusse des Cevedale in einer Höhe von 1400 Meter, vom Etschthale etwa 70 Kilometer entfernt, vorführt.

6. Bei Flavon ein römisches Grab mit Fibel (Campi, Meclo, Taf. VIII, Fig 7).

Die Gegenstände, die aus diesen sechs Funden stammen, sind in Campi's Sammlung aufbewahrt.

II. Im Etschthale. 1. Am Dos Trento wurde eine Niederlassung der prähistorischen Höhlenbewohner der Steinzeit constatirt. Eine sehr grosse Anzahl roher und bearbeiteter Steinwerkzeuge aus Feuerstein, verschiedene geschliffene Beile aus Serpentin (?) und Chloromelanit, eine Menge Knochen, darunter auch menschliche [1]), mehrere Gefässe aus Thon, eine sehr grosse Anzahl Scherben, intacte Herde mit Kohlen und eine sehr dicke Schichte schwarzer Erde wurden daselbst gefunden. Die verlassenen Höhlen sind in Folge ihrer Höhe (20 Meter) und Beschaffenheit des Felsens als beinahe unzugänglich zu betrachten, ein Umstand, der uns zu der Annahme berechtigt, dass dieselben von jedweder Untersuchung seit Jahrhunderten verschont blieben. Den verdienstvollen Bemühungen des Herrn Cav. de Ciani verdankt die Wissenschaft die unmittelbare Ausforschung und Erhaltung des reichhaltigen Inventars.

2. Bei Mezzotedesco ist ein Massenfund aus der Bronzezeit zu verzeichnen, enthaltend: Eine Kopfnadel, einen Dolch, eine Lanzenspitze, drei Bruchtheile verschiedener Bronzesicheln, einen Palstab mit Schaftlappen von guter Conservirung und drei Fragmente verschiedener Kelte; siebeneinhalb Kilogramm Bronze und Kupfer. Alle diese Objecte scheinen in einem urnenförmigen, aus ungebrannter Erde gebildeten grossen Gefässe enthalten gewesen zu sein, welches in Scherben herumlag und nun vollkommen reconstruirt werden konnte.

Die ad 1 und 2 verzeichneten Fundgegenstände sind dem Museo di Trento zugekommen.

3. Bei Trient auf dem Landgute des Barons Salvadori, „Gabbiolo" genannt, kamen dieser Tage verschiedene römische Gräber zum Vorschein, die ausser den ganz gewöhnlichen Gefässen aus Thon und Glas des 2. Jahrhunderts nichts Hervorragendes oder Neues für die Wissenschaft brachten.

4. Bei Riva auf dem Grunde des Grafen Archimede Martini sind in der Tiefe von circa 1 m einige gänzlich ausgeraubte und zerstörte römische (?) Gräber in der Nähe eines tiefen und verlassenen Brunnens entdeckt worden. Die Gräber waren aus dem Kalksteine, der den Unterboden bildet, ausgemeisselt und dann mit den bekannten römischen Ziegeln aus gelbem Thon bedeckt.

Steiermark. Aus diesem Kronlande berichtet unser correspondirendes Mitglied Herr Professor W. Gurlitt:

Schon die Aufdeckungen im Jahre 1889 hatten gezeigt, dass die römische Stadt Poetovio auf dem rechten Ufer der Drau, ungefähr auf der Stätte des heutigen Dorfes Haidin, lag, und zur Auffindung eines römischen Gräberfeldes geführt. Die Ausgrabungen in diesem Jahre haben sich auf die weitere Ausbeutung dieser Gräber beschränkt, welche reich an wichtigen Fundstücken sind. Da ein genauer Fundbericht über diese Ausgrabungen, für welche der Landesausschuss, der historische Verein für Steiermark und der Landesmuseum-Verein die Mittel bereitgestellt haben, von dem Leiter derselben, Professor Franz Ferk, noch nicht eingeliefert worden ist, erwähne ich hier nur: ein goldenes Halsband mit Smaragden, Spiegel, Schmink- oder Salbbüchsen aus Bronze, Bernsteinarbeiten, namentlich einen Ring mit geschnitztem Kopfe, Sarkophage aus Thon, Stein und Blei und neben der gewöhnlichen römischen Keramik in gut erhaltenen Stücken auch interessante Objecte von schwarzer und grauer Thonwaare mit feinen Riefeln und aufgespritztem Ornament u. s. w.

Im Landesmuseum ist nun die Trennung der Gegenstände, welche dem Mittelalter, der Renaissance und der Neuzeit angehören, von denen der prähistorischen und antiken Zeit streng durchgeführt und sind die

[1]) Von höchstem Interesse sind einige Schädel, darunter ein vollkommen erhaltenes Exemplar.

letzteren in neuen Räumen ganz neu aufgestellt worden. Eine streng chronologische Anordnung ist wegen der ungünstigen Vertheilung der einzelnen Zimmer nicht durchgeführt, auch nicht angestrebt worden. Dagegen ist dafür gesorgt, dass alle Sammelfunde in anschaulicher und übersichtlicher Weise zur Ausstellung gelangen, dass die Funde der Steinzeit, der Pfahlbauten, der Flachgräber, der Tumuli gesondert aufgestellt, dass die Objecte der Hallstatt-Periode, die der La Tènezeit, endlich die provinzial-römischen Fundstücke in getrennten Aufstellungen erscheinen. Ausserdem sind noch die als Einzelfunde in der Sammlung befindlichen Schwerter, Kelte, Fibeln u. s. w. nach Typen geordnet zusammengestellt. Eine Numerirung der Sammlungsgegenstände ist durchgeführt und ein neues Inventar in Arbeit.

Die Sammlungen haben dieses Jahr, ausser durch die Resultate der Pettauer Grabungen, einen reichen Zuwachs erhalten durch die Schenkung Sr. Excellenz des Grafen Wurmbrand, welcher auf seine Kosten die gesammten Funde des Maria-Raster Urnenfeldes in das Landesmuseum übertragen liess und ausserdem noch eine grosse Anzahl in seinem Besitze befindlicher prähistorischer Fundobjecte der Landessammlung übergab.

Herrn Bergrath Riedel gelang es, eine namhafte Zahl von Gegenständen der La Tènezeit, darunter vier Schwerter, Lanzenspitzen, Wehrgehängtheile, Bronzefibeln u. a., welche durch eine zufällige Grabung bei Dreschendorf an den Tag kamen, zu retten.

Herr Krainz berichtete der k. k. Central-Commission über Funde, welche bei dem Eisenbahnbaue Vordernberg-Eisenerz gemacht wurden, die indess ausschliesslich der spätmittelalterlichen und noch jüngerer Zeit angehören; von einiger Bedeutung sind nur Schlackenhügel, welche wahrscheinlich von mittelalterlichen Eisenschmelzöfen herrühren.

Die Prähistorische Commission führte die Vollendung der im vorigen Jahre durch Herrn Szombathy begonnenen Untersuchung des Riesentumulus von Altendorf bei Videm a. d. Save durch, in dessen Randtheilen nun eine grosse Zahl von Gräbern der Hallstatt-Periode mit schönen Bronzefunden — darunter das im Vorjahre gefundene reiche Grab eines mit seinem Pferde bestatteten Kriegers — nachgewiesen ist, während sich der grosse Mittelblock des Tumulus als leer erwies.

Kärnten. Hier wurden die Grabungen bei Frögg durch das Landesmuseum fortgesetzt. Nach den Mittheilungen des Herrn Baron Hauser ergaben sich dabei folgende Gegenstände:

Weibliche Bleifiguren, liegende grössere Bleifiguren, ein Bleirad mit 16 Speichen, trompetenähnliche Darstellungen aus Blei, dieselben in kleinerer Darstellung, Brandschlacken mit Glasperlen und Bronzekettchen, Knopf einer Bronzenadel, Stoffreste mit Bronzeaufputz, Bruchstücke einer kleinen Fibula aus Bronze, Bronzenadel mit schlangenförmig geringeltem Kopf, grosse Bronzefibula mit Kettchen, kleine zweischleifige Bogenfibula, Thonperlen in verschiedenen Formen, Bleiperle, kleine runde Bleiplatte mit aufgebogenem Rande, zweischleifige Bronzefibel mit gedrehtem und geschweiftem Bogen.

Während eines kurzen Aufenthaltes in Pulst in Kärnten, eine halbe Stunde nördlich der Eisenbahnstation Feistritz-Pulst, fand Herr Professor L. C. Moser (Triest) in einem aus diluvialem Schutt bestehenden Hügel drei Menschenschädel im Schutte in bestimmten Distanzen stecken. Die ganze Situation lässt auf ein altes Gräberfeld schliessen, das gegen Osten als Ackerfeld benützt wird und an dem entblössten Theile den Schutt für die Beschotterung der Strasse, die hier in den Ort Pulst einmündet, liefert; die Skeletreste wurden dem Rudolfinum in Klagenfurt übergeben.

Krain. Hier setzte das k. k. naturhistorische Hofmuseum die langsam fortschreitenden Unternehmungen in Watsch durch Herrn Peruzi fort.

Istrien und Küstenland. Herr Director C. von Marchesetti theilt uns über seine vorjährigen Arbeiten im Küstenlande Folgendes mit:

Die Hauptgrabungen fanden auch dieses Mal in St. Lucia statt, wo wieder 520 Gräber geöffnet wurden, wodurch die Zahl der von mir in dieser Nekropole aufgedeckten Gräber sich auf 2631 beläuft. Es wiederholten sich natürlich die in den früheren Jahren beobachteten Verhältnisse, sei es in Hinsicht der Beisetzung der Leichenreste theils in blosser Erde, theils in grossen einfachen oder gerippten, schwarz und roth angestrichenen Ossuarien, sei es in Betreff der Beigaben, die in Thon- und Bronzegefässen sowie in mannigfachen Schmuckgegenständen bestanden. Als allgemeine Regel in unserem Grabfelde darf die Verbrennung der Leichen angesehen werden; vor zwei Jahren wurde ein bestatteter Schädel ohne andere Körpertheile gefunden, heuer fand ich wieder einen Bestatteten, dem jedoch der obere Theil des Körpers fehlte. Zwischen den Beinen desselben lag eine bronzene Situla und seitlich eine eiserne Lanze. An anderen Beigaben besass er zwei Schlangen- und zwei Certosafibeln sowie Bruchstücke eines Torques und eines Gürtelbleches. Erwähnenswerth ist noch ein anderes Grab, das aus einer grossen bronzenen Aschenurne in Form einer Amphore bestand, die eine mit einem Holzgeflechte bedeckte und mit einem feinen Gewebe umhüllte Situla enthielt. In dieser lag eine prächtig erhaltene gläserne Schale mit hohem Henkel. Ausserhalb der Urne fand man ein zweites Glasgefäss mit mehreren Schmucksachen. Noch ein drittes Glasgefäss habe ich heuer in einem anderen reichen Grabe gesammelt, so dass ich aus St. Lucia bereits fünf Stück dieser in der Hallstatt-Periode äusserst seltenen Gefässe wohlerhalten besitze. Dieses letzte Grab ergab ausser einer unversehrten grossen Zonenurne mehrere Schlangenfibeln neuer Form, nämlich mit vier statt den gewöhnlichen zwei seitlichen Rosetten, und überdies die ersten in St. Lucia gefundenen Früchte, zehn am Boden der Situla liegende Haselnüsse. Hervorheben möchte ich noch das Grab eines Pferdes, dessen Kopf nebst dem Zaume mit zahlreichen, ehemals auf Riemen befestigten eisernen Beschlägen (Borchien) und Ringen sehr zier-

lich geschmückt war. An seinem Halse hing eine grosse bronzene Bulla.

Ueberdies wurden die Grabungen auch in der Nekropole von Karfreit (Caporetto) fortgesetzt und daselbst 141 neue Gräber aufgedeckt, so dass auch von hier schon 1019 systematisch durchsuchte Gräber vorliegen. Sie sind durchgehends Brandgräber und enthalten denen von St. Lucia ähnliche Beigaben, die jedoch in mancher Hinsicht einige Abweichungen zeigen. Um den Bericht nicht zu sehr auszudehnen, übergehe ich die gemachten Funde und bemerke nur, dass heuer einige La Tène-Gräber entdeckt wurden, unter denen eines ein charakteristisch gebogenes Eisenschwert ergab.

Kleinere Grabungen wurden weiters sowohl im Idriathale als auch in der Nähe von Triest ausgeführt, die zur Entdeckung zweier der Hallstatt-Periode angehörigen kleinen Nekropolen führten.

Meine Höhlengrabungen beschränkten sich heuer beinahe ausschliesslich auf Gabrovizza, wo ich wieder eine Anzahl Werkzeuge aus Stein und Knochen, darunter einen prächtigen Hirschhornhammer, erbeutete. Bemerkenswerth ist die grosse Zahl von Seemuscheln, besonders Monodontin (M. turbinata und articulata) und Patellen (P. aspera, scutellaris, subplana, seltener tarentina), die zu Tausenden beisammenliegen.

In der St. Canzianer-Grotte wurden die vom deutschen und österreichischen Alpenvereine veranlassten Grabungen unter Mitwirkung des äusserst thätigen Herrn J. Marinitsch fortgesetzt und ergaben eine reiche Serie Gegenstände, die von der neolithischen Periode bis zur späten Römerzeit reichen.

Von Seite des k. k. naturhistorischen Hofmuseums wurde die Ausbeutung des berühmten der Hallstatt-Periode angehörigen Flachgräberfeldes von St. Lucia am Isonzo unter der Leitung des Herrn Custos Szombathy fortgesetzt. Eine östlich von den bisher durch Dr. Marchesetti und Szombathy untersuchten Parcellen gelegene Wiesenterrasse ergab 646 Gräber mit Leichenbrand, in welchen wieder viele theils neue, theils besonders hübsch durchgebildete Anticaglien vorgefunden wurden. Auch die zu gleicher Zeit von Herrn Dr. Marchesetti für das Museo civico von Triest auf einer anderen Parcelle desselben Gräberfeldes durchgeführten Grabungen ergaben ein ausgezeichnetes Resultat. Obwohl diese Nekropole bereits mehr als 5000 Gräber herausgegeben hat, sind von den beiden eben genannten Forschern noch weitere reichhaltige Parcellen derselben constatirt worden, welche dieselben im Laufe der nächsten Jahre in collegialem Zusammenwirken zu untersuchen gedenken.

An dieser Stelle sei auch der Untersuchungen gedacht, welche Herr Professor Majonica aus Görz mit einer vom küstenländischen Landtage bewilligten Subvention auf jener Flur von St. Lucia vornahm, auf welcher die römischen Ansiedler ihre Spuren hinterlassen haben. Es wurden dabei mehrere Mauerzüge von römischen Häusern und innerhalb derselben verschiedener Wegwurf aufgefunden.

Ueber einen recht ansehnlichen Depôtfund berichtete an die k. k. Central-Commission Herr Dr. Paul von Bizzarro; er wurde zufällig in einem Steinbruche bei Gargano (Görz) entdeckt und besteht aus 17 Bronzesicheln, welche fünf von einander wenig abweichende Formen zeigen; 16 Stück gelangten in das Museum zu Görz.

Dalmatien. Aus Dalmatien berichtet Herr Museal-director Franz Bulić von einem prähistorischen Funde aus der Tradan-Höhle bei Sebenico. Derselbe besteht aus Knochen und Zähnen von Rind, Pferd, Schaf, einem bearbeiteten Stück eines Hirschgeweihes, Fragmenten von Feuersteinwerkzeugen, einfachen und ornamentirten Topfscherben, zerspaltenen Knochen u. s. w.

Herr Bulić weist aber zugleich auf die prähistorischen Funde hin, welche früher zufällig in den Höhlen auf Lesina, auf Lissa, Pelagosa, Curzola, Ugljan, sowie längs der ganzen dalmatinischen Küste gemacht wurden. Die Tradanhöhle hat bereits viele Gegenstände aus Feuerstein und Bein geliefert. Ebenso wichtig ist eine Localität beim Dorfe Ražanac. Auch Gradišća (Castellieri's) und Gomilen finden sich in Menge.

Da in Dalmatien bisher systematisch noch nicht gearbeitet wurde, erwächst uns wohl, meine Herren, die ernste Pflicht, für die Organisation der prähistorischen Forschung in Dalmatien einzutreten. Ich behalte mir vor, Ihrem Ausschusse geeignete Vorschläge in dieser Richtung zu machen.

Bukowina. Das Gleiche gilt leider auch von der Bukowina. Hoffen wir, dass die im verflossenen Jahre erfolgte Gründung eines Münzen- und Antiken-Cabinetes an der Universität Czernowitz einen Anstoss geben und dass es auch uns möglich sein wird, zur Ausfüllung dieser bedauerlichen Lücke beizutragen.

Galizien. Professor Szaraniewicz gab einen kurzen Bericht über prähistorische und frühmittelalterliche Erdwerke, Wälle und Tumuli, welche zum grössten Theile der Untersuchung noch entgegen harren: die vorzüglichsten derselben sind die Erdwälle bei Magierów, Reste von Ringwällen bei Busk, Ringwälle, Schlackenwall und Tumuli bei dem auch historisch denkwürdigen Orte Podhorce, eine Erdschanze und Tumuli bei dem ebenfalls historisch bekannten Orte Zwinogrod, ein doppelter Erdwall und Tumuli bei Wiktorów, Tumuli bei Kozary, Hügel bei Skoll und Opferstätten auf einem Felsen bei Urycz, wo einige Herren aus Boryslaw (!) Raubgräbereien versuchten, durch den Conservator jedoch daran verhindert wurden.

Grosse Fortschritte weist dagegen die urgeschichtliche Forschung in Böhmen auf. Ich lasse vor Allem den Bericht unseres langjährigen treuen Mitarbeiters, Herrn Břetislav Jelínek, folgen:

Das heurige Jahr 1890 war für Böhmen an Entdeckungen und Funden aus der vorgeschichtlichen Zeit sehr reich.

Bei Semtěs entdeckte Herr Klem. Čermák eine Burgstätte, welche 0·57 Hektare einnimmt und mit Erdwällen und Doppelgräben umzogen ist.

Bei Ředic fand Herr Wenzel Diviš-Čistecký auf einem Kegel der Hügelgruppe „Hořánka“ Brandgräber,

welche Urnen und Gefässe nebst Bronze- und Eisenobjecten enthielten.

In dem Šárkathale bei Prag wurde bei Feldarbeiten ein Depôtfund gemacht, welcher ausser Bronze-Rohguss gebrochene Sicheln, Meissel, Dolchklingen und Lanzenspitzen aus Bronze enthielt, worunter sich auch einige wenige ganze Sicheln und ein Meissel befanden.

Von besonderer Bedeutung erscheinen drei Grabstätten, welche in der nächsten Umgebung von Prag entdeckt und fachgemäss durchforscht wurden. Břetislav Jelínek, welcher denselben eine besondere Aufmerksamkeit widmete, war bemüht, sie zu durchforschen, indem er Nachgrabungen einleitete, welche ein namhaftes und für die Wissenschaft belangreiches Material an's Tageslicht förderten. Die erste derselben befindet sich unterhalb der Villa Kotlářka bei Košíř und gehört der späteren neolithischen Zeit an. Bis jetzt wurden daselbst 35 Kesselgräber geöffnet, welche durchschnittlich eine Tiefe und einen Durchmesser von circa 50—100 cm erreichen und insgesammt Urnen und andere Thongefässe enthalten. Ihre Zusammenstellung erweist sich jedoch etwas verschieden. Die meisten enthalten 4 kleinere, mit Asche gefüllte Gefässe und Schüsseln. In manchen erscheinen die Gefässe mit grossen umgestürzten Töpfen zugedeckt oder sie sind in ebensolchen Töpfen unterbracht worden. Alle hier aufgefundenen Gefässe sind theils in der Hand und zumeist roh verarbeitet; allein auch einige wenige weisen eine sorgfältigere Bearbeitung aus, indem sie theils geglättet, theils einfach bemalt oder ornamentirt erscheinen. Von Beigaben, welche daselbst gefunden wurden, sind durchbohrte und glatte Beile aus Stein, rohe Knochenwerkzeuge, Thonwirtel und Reib- und Klopfsteine zu verzeichnen. Auch das Thierreich erscheint daselbst, aber spärlich, vertreten und es wurden ausser Hirschgeweihen Knochen von Equus cab. Rüt., Equus cab. minor Woldř., Capra hircus Lin., Ovis aries Lin., Acipenser sturio Lin. vorgefunden, dann noch namentlich ein in einem Grabe beigesetzter Schädel von einem Canis fam. intermed. Woldř., welcher auf die von den einstigen Insassen betriebene Viehzucht hinweist.

Eine zweite Gräberstätte wurde in Baumgarten bei Bauarbeiten für die Landesausstellung entdeckt, auf welche der Herr Architekt Ant. Wiehl meine Aufmerksamkeit lenkte. Daselbst wurden über 100 Gräber geöffnet und über 30 derselben untersucht. Von diesen waren blos 2 Skeletgräber, alle übrigen waren Kesselgräber mit Leichenbrand. Die Kesselgräber erreichten eine Tiefe von 70—100 cm und hatten im Durchmesser 90—120 cm. Die meisten von ihnen enthielten blos Asche und Scherben von rohen und feineren, geglätteten Gefässen. Ausserdem fanden sich daselbst auch einige wenige ganze, aber sehr interessante Gefässe (darunter langhälsige) und Bruchstücke von Flachschüsseln, ganze und theilweise erhaltene Bronzegegenstände, wie Armbänder, Ringe, Nadeln, eine gebrochene Sichel und Gussmaterial, eine Austermuschel und eine sehr schön gearbeitete, aber gebrochene Steinaxt. Bei manchen dieser Gräber erweist sich deren Zusammenstellung von nicht geringem Interesse; in einigen lagen an deren Böden Reibsteine, auf welchen abgewetzte Rollsteine — offenbar Kornreiber — ruhten. In einem Grabe fand sich das Skelet eines Hundes (Canis fam. matris optimae Jeitt.). Dasselbe lag auf dem Grabe oben, gestreckt, als wie ein Hüter des Inhaltes desselben. In zwei von diesen Gräbern fanden sich menschliche Hirnschalen, welche gar keine Brandspur an sich tragen und sonach auch als solche beigesetzt worden sein dürften u. s. w. Von den zwei Skeletgräbern wurde eines untersucht und war hier das Skelet in kauernder Lage beigesetzt. Von Beigaben fanden sich bei demselben eine gebrochene Bronzenadel und in beiden Gräbern dieselben Gefässe und Scherben wie in den Kesselgräbern. Diese Objecte beweisen, dass die Skeletgräber mit den erwähnten Kesselgräbern coexistent sind; die ganze Gräberstätte gehört der frühen Bronzeperiode an.

Das dritte Gräberfeld befindet sich in Libeň bei Prag und umfasst, wie aus den daselbst entdeckten Gräbern ersichtlich ist, einst diese ganze heutige Vorstadt sammt den anliegenden Feldfluren. Die ältesten Gräber, welche Leichenbrand in Urnenbeisetzung aufweisen, gehören der neolithischen Zeit an, andere, welche ebenfalls Urnen, mitunter auch Kessel- und Skeletgräber enthalten, gehören der älteren Bronzeperiode an, und andere daselbst gemachte Funde beweisen, dass auf derselben Gräberstätte auch die jüngere Bronzeperiode mit im Spiele war und wohl auch die Eisenperiode bis zum Burgwalltypus durchgemacht hat. Dieses Gräberfeld, welches überaus reich an Gefässen ist, erweckt eben durch seine lange Dauer umsomehr Interesse, als es eine ununterbrochene Reihe von nacheinanderfolgenden Culturen aufweist, welche die Annahme einer continuirlichen Benützung desselben aus der ältesten bis in die jüngsten Zeiten der Vorgeschichte zulässig erscheinen lassen. In eine nähere Beschreibung dieses Gräberfeldes kann ich mich hier des überaus umfangreichen Materiales halber, welches es bietet, nicht einlassen, umsomehr, da ich eine baldige Veröffentlichung desselben vorhabe.

Schliesslich muss ich noch ein erfreuliches, die Anthropologie betreffendes Vorkommniss erwähnen, nämlich, dass die Zahl unserer Museen wieder um eines vermehrt wurde. Das städtische Museum in Prag errichtet nämlich für die Anthropologie, so weit dieselbe die Umgebung Prags betrifft, eine eigene Abtheilung, die dadurch an Werth gewinnt, weil daselbst systematische Ausgrabungen zur Ausstellung gelangten. Es sind dies namentlich die eben besprochenen Funde von der Kotlářka, im Baumgarten und in Libeň, aus Pangratz, Volšan-Žižkov, Butovic, Vyšehrad, Slup, Hrádek, Stodůlky und Repräsententen aus der Šárka, aus Vokovic, Podbaba u. a. m. — Wir begrüssen mit Freude diesen Act und sehen mit Zuversicht in die Zukunft dieser Museal-Abtheilung; denn eine Stadt, wie die königl. Hauptstadt Prag, bietet eine vorzügliche Garantie für die besten Erfolge, namentlich, wenn es ihr dazu an leitenden und ausübenden Kräften nicht mangelt, und erübrigt uns nur noch den Wunsch auszusprechen, es möge im oberwähnten Sinne der

Umgebung Prags eine recht weite Ausdehnung gegeben werden.

Herr Statthaltereirath Moriz Lüssner berichtet uns zunächst über einen in der Stadt Königgrätz vorgekommenen Fund, welcher wohl bereits in das Jahr 1889 fällt, über den jedoch die Erhebungen erst im Verlaufe des verflossenen Jahres beendet werden konnten. Es wurden nämlich bei Grundgrabungen bei einem Hausbaue auf dem grossen Ringplatze in Königgrätz zuerst mehrere kleine Thongefässe und dann tiefer zwei schwere bronzene Palstäbe in einer Entfernung von etwa 60 cm nebeneinander liegend aufgefunden, wobei zwischen diesen zwei Bronzeobjecten (Leistenkelte) sich eine Menge von kleineren Spiralen oder Ringen aus Golddraht befand, welche neben- und übereinander lagen. Da bei diesem unvermutheten Funde fast nur die Arbeiter zugegen waren, so wurden viele der Drahtringe verschleppt; doch wird deren Zahl auf 40—45 geschätzt. Die erhaltenen haben einen Durchmesser von etwa 5 cm und gleichen den in Böhmen vorkommenden ähnlichen Drahtspiralen vollkommen. Dieser Fund von Golddrähten war der siebente in der Stadt Königgrätz; die Palstäbe und einige der Ringe befinden sich jetzt in dem Museum der genannten Stadt.

Da nun ähnliche Drahtringe nebst drei grossen Gewinden aus Golddraht im Jahre 1852 in Königgrätz gefunden wurden und die letzteren, welche die Form eines Achters darstellen, bisher als ein Unicum galten (Abbildung in den archäologischen Parallelen von Vocel), so überraschte es nicht wenig, als im December vorigen Jahres von dem böhmischen Landesmuseum fünf derlei „Königgrätzer Achter" angekauft wurden. Dieselben gleichen den im Jahre 1852 gefundenen vollständig und es lag die Vermuthung nahe, dass sie mit dem obbeschriebenen Funde im Zusammenhange stehen könnten. Leider aber war es nicht möglich, die Provenienz der Letzteren sicherzustellen und es verlautete hierüber nur so viel, dass diese fünf Achter im nordöstlichen Böhmen gefunden worden seien.

Die zahlreichen Funde in der Gemeinde Obřiství bei Melník, welche in den Mittheilungen der k. k. Central-Commission des Oefteren erwähnt wurden und aus römischen Bronzen, schönen Grabgefässen, Schmuckgegenständen und auffallend vielen und verschiedenen Webegewichten bestanden, haben auch im Jahre 1890 Vermehrung gefunden, indem bei dem dortigen Schlosse eine zweihenkelige Urne und eine Schüssel aus Thon, ferner im Dorfe ein eiserner, aus einem Urnengrabe stammender Kelt ausgegraben wurde.

Eine ausführlichere Mittheilung des Herrn Heinrich Richly über dessen Durchforschung der wichtigen Nekropole Hroby wird in unseren Sitzungsberichten veröffentlicht werden.

Ebendaselbst werden Sie auch die Berichte des Herrn Joseph Strnad, des Conservators des städtischen Museums in Pilsen, über die Grabhügel bei Littic aus der La Tène-Periode, sowie über die Brandhügelgräber bei Černic finden, welch letztere Herr Strnad in die jüngere Hallstatt-Periode zu versetzen geneigt ist. Derselbe beweist in erfreulicher Weise, dass das Interesse an derlei Dingen bereits in weitere Kreise der Bevölkerung dringt.

Herr Klemens Čermák hat im verflossenen Jahre die Umgebung von Časlau durchforscht und berichtet uns hierüber wie folgt:

Die uralte neolithische Hirtenansiedlung bei der Gemeindeziegelei in Časlau ergab heuer einige interessante Funde. Besonders sind es zwei zerbrochene Beilhämmer, einige Aexte aus Amphibolit, birnenförmige und flache Spinnwirtel und kleine feingetupfte Gefässe und Schalen, die auch innen mit doppelpunktirten Reihen verziert sind. In einem Herde wurden auch zwei fein geschliffene beinerne Nadeln gefunden; fast in jeder Grube waren Wetzsteine und Mahlsteine. Knochen weisen nur auf Hausthiere hin. Unweit einer grossen Aschengrube von 3 m Durchmesser fand man ein Kindesgerippe in einer Tiefe von 90 cm. Das Grab war einfach in der schwarzen Erde und im Löss ausgehöhlt und das Kind lag mit nach oben zusammengezogenen Füssen auf dem Rücken, mit dem Kopfe gegen Westen gerichtet. Als die einzige Beigabe lag an der rechten Seite beim Kopfe eine kleine Axt aus Amphibolit. Die Funde aus dieser Ansiedlung befinden sich derzeit in Herrn Čermák's Sammlung.

Die Forschungen auf der Burgstätte Hrádek in Časlau ergaben sehr wichtige Funde. Es wurde constatirt, dass beim östlichen Eingange ein gemauertes Thor war. Die Fundamente gingen bis 2 m tief. In der ersten Schichte fand man blos ein Skelet in der Richtung mit dem Kopfe gegen Westen, dann die gewöhnlichen Scherben von Kochtöpfen mit Wellenornamenten. Unter dieser aschenhaltigen Schicht stiess man auf zwei mächtige 1—1·5 m hohe Schichten von Schutt. Unter dem älteren Schutt lagen Scherben mit Bogenornamenten, ein feines silbernes Kettchen, eine eiserne Speerspitze, Eisenschlacken und eine beinerne Nadel.

Die unterste Schichte gab ein ganzes Gefäss mit Nägelabdrücken am Bauche, viele Scherben von hübschen mit Graphit überzogenen Schalen und Gefässen, die reich ornamentirt sind und dem Hallstätter Culturkreise angehören. Es waren aber in der untersten Schichte Gefässe mit Ansa lunata und mit dreihöckerigen Mamillen.

Die Feuersteinspäne waren auf dieser östlichen Seite weit seltener; dafür kamen öfters sorgfältig zugeschliffene Aexte, kleine Hämmer und beinerne Nadeln vor; auch eine sehr hübsch gearbeitete bronzene Nadel von 12 cm Länge, reich ornamentirt, wie eine solche in den Gräbern des Lausitzer Typus in Korunka-Jelení gefunden worden ist.

Zu den wichtigsten Artefacten gehören ferner sechs Spiralarmspangen aus Kupferdraht, die beisammen lagen. Sie sind aus einem doppelten Draht gewunden und auf zweien sieht man ein Band. Aehnliche fand man bei den Skeletten des Grabfeldes bei Unětic unweit von dem Berge Řivnáč an der Moldau. Daneben lag auf dem Hrádek eine oben zusammengewundene Nadel aus Bronze und noch Stücke von Anderem.

Zum Bestimmen der ersten Schichte eignet sich ein Denar aus dem 10. Jahrhunderte (Donnebauer Nr. 188), den Hanka dem heil. Wenzel zuschrieb. Früher war dieser Abhang des Hrádek nicht so steil, aber um Platz auf dem oberen Plateau (wo die Gauenstadt lag) zu gewinnen, führte man hier grosse Massen Schutt an, mit denen nicht nur die ältere slawische Schichte, sondern auch jene vom Terramare-Typus verschüttet wurden. Nach den neuesten Forschungen des Herrn Dr. H. Matiegka stellt uns die letzte Einwohnerschaft des Hrádek schon einen gekreuzten Menschenschlag (9 Brachyceph., 7 Mesoceph. u. 1 Dolichoc.), was auch mit den Schädeln von Levý Hradec stimmt, wie überhaupt die meisten Funde aus den geschichtlich berühmten Orten (Libic, Tetín, Levý Hradec, Budeč, Časlau, Königgrätz) auf eine einheitliche, zusammengeknüpfte und rein slawische Cultur zeigen.

Alle Funde vom Hrádek sind in das Museum des Museumvereines „Včela Čáslavská" einverleibt.

Herrn Čermák gelang es auch, mehrere vorgeschichtliche Fundorte zu ermitteln. Auf dem rechten Ufer der Elbe bei Kolin fand er viele Feuerstellen einer frühgeschichtlichen Ansiedlung mit unzähligen Scherben, Spinnwirteln und bearbeiteten Knochen und Gehörnen. Gegenüber bei dem herabgekommenen Orte Hroby fand man schon früher Gräber mit Skeletten und Armringen. Aus der Umgebung von Kolin selbst ist auch ein vor 15 Jahren aufgeschlossenes Grab der Merowingerzeit zu erwähnen. Bei Alt-Kolin stiess Čermák auf Spuren einer neolithischen Ansiedlung.

In den Ziegeleien von Kuttenberg gibt es Gräber mit Urnen vom Lausitzer Typus, und nächst der Zuckerfabrik von Sedlec entdeckte man ein Skeletgrab mit Bronzebeigaben. Die Ziegeleien zwischen Elbeteinitz und Přelauč wurden von Čermák ohne Erfolg untersucht; dagegen ist die unmittelbare Umgebung von Elbeteinitz reich an Funden; man verzeichnet hier einen Massenfund von Armringen (Mittheilungen der Central-Commission 1889, S. 196), zwei Palstäbe, ein Messer, ein Schwert, Knöpfe u. A. aus Bronze.

Die romanische Kirche von Řečan steht inmitten einer alten Ansiedlung, deren gleichgeartete Reste sich auch in Gruben bei Přelauč zeigten. Bei Nimburg constatirte Čermák den Fund eines Steinbeiles und eines Eisenbeiles der La Tène-Zeit und in Gemeinsamkeit mit einigen Alterthumsfreunden untersuchte er die alte Burgstätte von Libic bei Poděbrad, welche, wie so häufig in Böhmen und anderwärts, zwei in ihrem Wesen deutlich getrennte Culturschichten, eine obere mit slawischen Gefässen und eine darunter liegende ältere Schichte zeigt.

Professor Dr. J. N. Woldřich hat zunächst auf Kosten der „Anthropologischen Gesellschaft" und im Einvernehmen mit der „Archäologischen Commission des Landesmuseums in Prag" die Wallburg auf dem Berge Hradiště bei Strakonic systematisch untersucht, wobei es sich ergab, dass dieselbe keine Reste aus neolithischer Zeit birgt, wie er vermuthete. Mit Unterstützung und unter persönlicher Betheiligung Sr. Durchlaucht des Herrn Erbprinzen Johann zu Schwarzenberg durchforschte derselbe die grosse Schlackenburg Litoradlic nördlich von Frauenberg sowie die Wallburg Na hradci bei Poněšic und gelangte hiebei zu höchst wichtigen Aufschlüssen über den Bau von Schlackenburgen; in dem Revier von Poněšic setzte er die Untersuchung der Grabhügel fort. Sehr erfolgreich war seine mit Unterstützung und unter persönlicher Betheiligung Sr. Durchlaucht des Herrn Fürsten Trauttmansdorff in Bischofteinitz und dessen Söhnen auf dem Berge St. Lorenzen bei Schitarzen (Štitary) unweit Bischofteinitz unternommene Untersuchung der daselbst befindlichen grossen Wallburg, wobei vielfache unerwartete Funde aus der jüngsten prähistorischen Zeit gemacht wurden. Auch die Untersuchung noch unverletzter Grabhügel bei Podrázníc unweit Bischofteinitz ergab anregende Resultate. Prof. Dr. Woldřich gelang es auch, in der Umgebung von Budweis Grabhügel mit den Resten der Wallburg-Zeit eine wichtige neue Erscheinung zu constatiren. Ueber diese Forschungen hat derselbe bereits in unserer Mitte einen ausführlichen Vortrag gehalten und wird die Resultate derselben demnächst in seinen in unseren Mittheilungen erscheinenden „Urgeschichtlichen Beiträgen aus Böhmen" berichten. Derselbe bestimmte ferner viele Hunderte ihm zugesendeter diluvialer Knochen, so aus den Höhlen bei Beraun (für Ingenieur Neumann), wo er die Anwesenheit des diluvialen Menschen constatiren konnte, ebenso wie aus dem ihm aus Rakonitz (durch Prof. Kušta) zugesendeten Knochenmateriale; ferner bestimmte er diluviale Knochen aus der Umgebung Prags (für das städtische Museum daselbst, Custos Jelinek) aus Lobositz (für Dr. Matiegka), aus Jínonic (für Richlý), aus Třebenic (für Dr. Paňik), aus Ung.-Brod in Mähren (für V. Houdek), aus Lemberg (für Prof. Lomnicki), aus Spalato (für Prof. Gasperini), aus Sofia (für H. Skorpil), aus St. Petersburg (für Fürst Putjatin), und die von L. H. Fischer bei Willendorf in Niederösterreich im letzten Sommer ausgegrabenen diluvialen Knochenreste (für das Hofmuseum in Wien).

Diese für unseren Zweck überaus werthvollen Originalmittheilungen böhmischer Forscher werden durch Herrn Dr. M. Much's Zusammenstellungen aus den Berichten an die k. k. Central-Commission wesentlich bereichert und ergänzt. Die Vergleichung aller dieser Quellen liefert das wichtigste Bild von dem regen Aufschwunge, den das Studium der Urgeschichte in Böhmen in jüngster Zeit genommen hat.

Eine der wichtigsten ist wohl die Mittheilung des Herrn Glocker in Eger, dass man im Franzensbader Moore bei der Aushebung von Moorerde für die Bäder daselbst auf Pfähle gestossen sei. Einer derselben, welcher der k. k. Central-Commission zur Ansicht zugesendet worden war, zeigte an der Spitze glatte Hiebflächen, welche anscheinend von einem metallenen Beile herrührten; die sonstige Beschaffenheit ist genau dieselbe, wie die der Pfähle aus den oberösterreichischen Seeansiedlungen, und hält man dazu, dass kurz vorher an derselben Stelle bearbeitete Knochen, ein Steinbeil, eine Feuerstein-Pfeilspitze, ein kupfernes

Flachbeil (Prähistorischer Atlas, Taf. XVIII, Fig. 9) und ein Stück von einer menschlichen Schädeldecke gefunden wurden, so ist es zweifellos, dass damit im Franzensbader Moore, in dem äussersten nordwestlichen Winkel von Böhmen, ein Pfahlbau desselben Alters und Charakters wie jene in den oberösterreichischen Seen nachgewiesen ist.

Aus Josephstadt berichtete Herr Joseph Duška über die zufällige Entdeckung eines Urnenfeldes bei Vlkov, welches Gefässe mit Graphitüberzug und Bronzesachen enthielt, die jedoch leider meist zerstört wurden.

Glücklicher war man zufolge eines Berichtes des Herrn Teubner bei der Auffindung einer Gräberstätte in Leitmeritz, welche wohl auch nur zufällig entdeckt und nur so weit aufgeschlossen wurde, als es die an der Stelle beabsichtigten Arbeiten erforderten, doch dank des rechtzeitigen sachgemässen Einschreitens einige schöne Ergebnisse lieferte. Man stiess auf Flachgräber, von denen eines aus Steinplatten zusammengesetzt war; die Beigaben bestanden aus Gefässen mit dem Wellenornamente, doch zum Theile mit abweichenden Formen, einem eisernen Beile, einem grossen offenen Bronzering, zwei bronzenen schellenförmigen Anhängseln, einem silbernen Drahtreifen mit verdickten Enden, Glasperlen u. dgl.

Auf dem bekannten Grabfelde von Libochowan wurden neuerdings drei Gräber aufgeschlossen, von deren Beigaben silberne Ringe und eine Urne besonders hervorzuheben sind.

Nachträglich zu dem im XIV. Bande der Mittheilungen der Central-Commission, S. 281, enthaltenen Berichte über ein reich ornamentirtes Bronzeschwert mit ungewöhnlich schöner Patina, welches bei Nahořan gefunden wurde und in das k. k. naturhistorische Hofmuseum gelangt ist, bringen die Mittheilungen der Central-Commission nunmehr (S. 210) dessen Abbildung.

Zufolge einer Mittheilung des Herrn Directors Laube wurden bei Sobrusan nächst Dux mehrere Steinkistengräber mit Skeleten, Urnenfragmenten und einigen Metallgegenständen aufgeschlossen.

Funde aus älterer Zeit wurden bei Abgrabung eines Hügels in einem Hofe zu Webrutz gemacht. Herr Gruss, welcher darüber berichtete, theilte unter Anschluss der Zeichnungen mit, dass die Gefässe mit 2—4 Henkeln versehen und mit Asche gefüllt waren. Ausserhalb desselben Ortes stiess man auf ein Steinkistengrab, in welchem ein Skelet mit Bronzeringen an den Füssen lag.

Auch in Mähren wird gegenwärtig die Aufsammlung prähistorischer Gegenstände mit grösster Intensität betrieben, wozu die Eröffnung einer prähistorischen Abtheilung am Franzensmuseum in Brünn wesentlich den Anstoss gab. Sie verdankt der Munificenz des Herrn Hofraths R. v. Elvert zwei wichtige Sammlungen aus mährischen Localitäten. Dass diese Erfolge eine Frucht der Energie des Museumscustos Herrn Moriz Trapp sind, darf ich als bekannt voraussetzen.

Sehr eifrig, wie immer, war Conservator Custos Trapp in seinen Beobachtungen und Mittheilungen an die Central-Commission. Seiner Aufmerksamkeit ist die Rettung manches schönen Fundes zu danken. Diesmal berichtete er über die Aufdeckung eines Grabes unter dem Dielenschutt eines Wohngemaches in Křižanau bei Gross-Meseritsch, in welchem sich Gefässe mit Bodenzeichen und nur wenige Metallreste vorfanden. Reicher ausgestattet war ein Grab in Rohrbach bei Seelowitz, in welchem sich ein Skelet mit einer Bronzenadel und zwei Armringen befand. Herrn Trapp verdanken wir auch die erste Nachricht über den Fund von 90 grossen torquesartigen Ringen aus Bronze, welche zu Austerlitz gefunden wurden, jedoch leider in den Besitz von Händlern geriethen, aus deren Händen nur einige wenige durch Intervention des k. k. naturhistorischen Hofmuseums gerettet werden konnten, sowie über die Aufdeckung von Gräbern bei der Zuckerfabrik in Steinitz. Herr Dr. M. Kříž daselbst berichtete über die näheren Umstände, aus denen im Wesentlichen zu entnehmen ist, dass es Skeletgräber sind, welche mit Skramasax, Axt (Franzisca), Glasperlen, Feuersteinen, Thongefässen mit Wellenornament und anderen Gegenständen ausgestattet waren. Fürst Liechtenstein überliess die Funde dem Franzensmuseum in Brünn.

Die Thätigkeit des Prof. Maška in Neutitschein erstreckte sich auch in diesem Jahre zunächst auf die Erforschung des mährischen Diluviums, insbesondere der für die Beurtheilung der mitteleuropäischen Verhältnisse während einer gewissen Phase der Diluvialzeit so wichtigen Lössstation in Předmost bei Prerau. Durch ausgedehnte systematische Grabungen während der Frühjahrs- und Sommermonate brachte er die Untersuchung dieser Fundstätte zum vorläufigen Abschlusse und gewann dabei neuerdings sehr namhafte, in mehrfacher Hinsicht überraschend glänzende Resultate. Das neu gewonnene Material besteht in erster Linie abermals in sehr zahlreichen, zumeist schön erhaltenen Ueberresten der diluvialen Thiere: Mammut, Rhinoceros, Ren, Elch, Moschusochs, Pferd, Löwe, Bär, Fjellfrass, Wolf, Eisfuchs und Schneehase. Vom Mammut verdient besonders hervorgehoben zu werden: ein vollständiger Stosszahn von 183 cm Länge und starker Dreiviertelkreis-Krümmung, drei eingeschlagene und der Stosszähne beraubte Schädel nebst Kieferstücken und vielen losen Backenzähnen, je zwei vollständige Schulterblätter und Beckenhälften und ein meterlanger Oberarmknochen; vom Löwen und Bären Unterkiefer und Zähne, vom Renthier eine 70 cm lange, bearbeitete Geweihstange mit Augenspross.

Viel wichtiger sind noch die vorgefundenen Erzeugnisse des diluvialen Menschen, bestehend in mehreren tausend von charakteristischen Flintwerkzeugen, einigen schönen Artefacten aus Mammutknochen und Elfenbein, durchbohrten Eisfuchszähnen und zahlreichen anderen bearbeiteten Thierknochen. Zweifelsohne das interessanteste Fundstück dieses Jahres und vielleicht von Předmost überhaupt, ist eine 33 cm lange und bis 5·7 cm breite Mammutrippe mit eingeritzter Zeichnung, welche aus einer siebenmal gebogenen Wellenlinie, umgeben von sonstigen Strichornamenten, besteht und in der Art ihrer Ausführung einzig dasteht. Von nicht zu unter-

schätzendem Werthe ist die genaue Feststellung der Fundverhältnisse aller ausgegrabenen Gegenstände, wodurch eine wesentliche Ergänzung unseres früheren Wissens über diese wichtige Fundstätte herbeigeführt wurde. Da unter den gegebenen Verhältnissen die Grabungen als beendet zu betrachten sind, so ist die Verfassung einer die gesammten bisherigen Funde von Předmost umfassenden Monographie die nächste Aufgabe des Forschers.

Auch in Brünn und Umgebung, sowie an den Polauer Bergen setzte Prof. MAŠKA seine diluvialen Untersuchungen fort, und sind auch von da neue bemerkenswerthe Ergebnisse zu verzeichnen. Namentlich constatirte er im Löss bei Husowitz und Obřan holzkohlen- und knochenführende Humusschichten, im Löss vom Gelben Berge eine neue Brandstelle, bei Ober-Wisternitz ein diluviales Knochenlager. Auf Grund seiner diesjährigen Studien sieht er sich noch immer gezwungen, bei seinem ablehnenden Standpunkte bezüglich gewisser weitgehender Folgerungen in Hinsicht der Anwesenheit des diluvialen Menschen bei Brünn zu verbleiben. Die Ausbeute an diluvialen Thierresten enthält Manches von Interesse, so z. B. ein Unterkieferfragment mit den zwei vordersten Milchzähnen vom Mammut und zahlreiche Renthiergeweihe.

Um die Beziehungen zwischen dem Urnengräberfelde und der Ansiedlung auf dem Hradisko bei Obřan festzustellen, zog Prof. MAŠKA letztere in den Kreis seiner Untersuchungen und erlangte auf Grund der Explorirung von prähistorischen Hüttenstätten die Gewissheit, dass Urnengräber und Wohnplätze als gleichzeitig und zusammengehörig anzusehen sind. Dabei gewann er eine grössere Anzahl interessanter Artefacte aus Stein, Knochen und Thon. Ein ganz verschiedenes Gepräge besitzt die gleichfalls untersuchte Wohnstätte auf der dem Hradisko gegenüberliegenden Berglehne Sobeská, in deren Abfallgruben neuerdings zahlreiche, roth, gelb und weiss bemalte Gefässscherben, Hirschgeweih- und Knochenwerkzeuge, Messer und Schaber aus Feuerstein und Obsidian, nebst geschliffenen Steinwerkzeugen gefunden wurden. Aehnliche Gruben untersuchte er bei Horákov und Holubic. An letzterem Orte hatte er Gelegenheit, ein Skeletgrab und mehrere Ustrinen aufzufinden. In Brünn, und zwar in der FISCHER'schen Ziegelei im Hohlwege, entdeckte er ein Grab mit menschlichen, Hunde- und Pferdeknochen nebst Resten eines auf der Töpferscheibe gedrehten Thongefässes, wahrscheinlich aus der ersten Christenzeit in Mähren. Auch studirte er die vorgeschichtlichen Privatsammlungen in Kremsier und traf Vorkehrungen behufs systematischer Durchforschung gewisser Oertlichkeiten in der Umgebung des Berges Hostein, woselbst in neuester Zeit sehr beachtenswerthe Funde gemacht wurden.

Ein grosses Verdienst um die Durchforschung Mährens fällt dem durch Herrn Dr. H. WANKEL gegründeten, von opferwilligen Gönnern unterstützten „Vaterländischen Musealvereine in Olmütz" zu.

Nach dem mir zugegangenen Berichte des Herrn V. HOUDEK wurden prähistorische Ausgrabungen im verflossenen Jahre auf Kosten oder wenigstens mit Unterstützung des Vereines und zu dessen Gunsten an folgenden Orten unternommen: Gleich zu Beginn des Frühjahres setzte die Tochter des Musealcustos Herrn Dr. WANKEL, Frau VLASTA HAVELKOVA, die Grabungen in der bekannten Lössstation Předmost fort. Ausser zahlreichen neuen Funden von Mammutknochen und sonstigen Resten aus der Diluvialzeit wurden daselbst auch einige Skeletgräber aufgedeckt; in einem derselben wurde ein schöner silberner Fingerring, mit der sogen. Knöpfelarbeit verziert, gefunden, analog der bis heute bei dem serbischen Volke in Bosnien besonders beliebten Verzierungsweise. (Derselbe ist in der „Olmützer Museal-Zeitschrift 1890" näher beschrieben und abgebildet.) In derselben Art verzierte silberne Schmucksachen wurden in Mähren in den allerletzten Jahren noch an einigen anderen Orten gefunden. — Im Sommer wurden unter Intervention des Herrn Dr. WANKEL mehrere Brandgräber bei Klein-Latein (westlich von Olmütz) vom Vereine geöffnet. Dieselben ergaben eine Menge sehr schön ornamentirter Urnen und einige Bronzeschmucksachen. — Im Laufe dieses Jahres hat das überaus eifrige Vereinsmitglied, Herr P. FR. PŘIKRYL, seine im Jahre 1889 begonnenen Grabungen und Forschungen in dem Landstriche unterhalb des Hosteinberges bis zur March und dem Bečvaflusse zu Gunsten des Vereinsmuseums zum vorläufigen Abschlusse gebracht. Er entdeckte in dieser Gegend, welche den Gesammtnamen Záhoří trägt und den ethnographischen Uebergang von den Hannaken zu den Walachen und Lachen bildet, nicht weniger als vier prähistorische Nekropolen mit Hügelgräbern, und zwar: *a)* bei Dřevohostic eine Gruppe von 11 Grabhügeln, von denen er 7 öffnete; es waren Brandgräber, welche ornamentirte Urnen, durchbohrte Serpentinbeile und Feuersteinsplitter, aber auch eine Bronzespirale enthielten, also der Uebergangszeit von der neolithischen in die Bronzezeit angehören dürften; *b)* bei Pavlovic eine Gruppe von 20 Grabhügeln, von welchen 4 geöffnet wurden. Diese Nekropole befindet sich in einem Walde mit dem bedeutsamen Namen „Pálenína", d. i. etwa Brandstätte; sie enthielten ebenfalls Urnengräber und ergaben eine reichere Ausbeute an Bronzealterthümern; dieselben dürften demnach der echten Bronzezeit angehören; *c)* bei Lhota gegenüber der Burgruine Helfenstein eine Gruppe von 5 Grabhügeln, welche jedoch bereits vor mehreren Decennien ausgeraubt wurden und, wie verlautet, Eisensachen enthalten haben sollen; *d)* bei Němetic im Walde Doubrava liegen 5 Grabhügel zerstreut; P. PŘIKRYL öffnete einen und constatirte ein Brandgrab mit einem Serpentinbeile und anderen Steinwerkzeugen. Ueberdies entdeckte derselbe Forscher in dieser Gegend mehrere Burgwälle und sammelte eine ansehnliche Anzahl Steinbeile und andere prähistorische Alterthümer in den Dörfern dieses Landstriches, darunter insbesondere das Fragment eines Urnenhenkels mit einer Inschrift aus Buchstaben, die griechischen oder altslawischen Schriftzeichen ähnlich sehen. Alle diese Funde befinden sich bereits im Olmützer vaterländischen Museum. Ein umfassender illustrirter Bericht über die Ergebnisse

der zweijährigen Ausgrabungen und Forschungen des P. Přikryl im Záhoří wird in dem Jahrgange 1891 der Časopis vlasten. muz. spolku v Olomouci erscheinen.

Herr Jaroslav Palliardi wendete im vorigen Jahre seine Aufmerksamkeit vor Allem auf den Fundort des fünften mährischen Jadeitbeiles, nämlich die Gruben mit Culturüberresten in der Hödnitzer Ziegelei, von denen er mehrere vollkommen ausheben liess. Dieselben zeigten muldenartige, halbkugelige und trichterförmige Formen und ergaben verschiedene Thierknochen, einige Beininstrumente, zugeschlagene und polirte Steinwerkzeuge, zwei sogenannte Spinnwirtel aus Thon und zahlreiche Topfscherben, welche zumeist den Charakter der Bronzezeit tragen, wiewohl in einigen Gruben auch solche vorkamen, welche mit den für gewisse Brandgruben charakteristischen Punktverzierungen reichlich ausgestattet sind.

Im Laufe der Sommermonate setzte Herr Palliardi seine Ausgrabungen an der prähistorischen Station am Mírovec bei Gröschelmaut in grösserem Umfange fort. Auch diese Station ergab eine Anzahl von geschlagenen und polirten Steinwerkzeugen, walzenförmige Thongewichte, Thonlöffel und zahlreiche, in einigen Fällen mit Punkten und Linien verzierte Thonwirtel. Von den sehr zahlreich vertretenen Topfscherben, welche im Ganzen und Grossen den allgemein bekannten neolithischen Typen entsprechen, sind von besonderem Interesse viele Stücke, welche verschiedenartige, angeklebte plastische Ornamente aufweisen. — Auffällig ist das Fehlen von jeglichen Hirschhorn- und Beinartefacten und der fast gänzliche Mangel an Thierknochen.

An dem von Palliardi seit mehreren Jahren in Untersuchung gezogenen „Hradisko" bei Křepic liess derselbe auch in diesem Jahre Nachgrabungen vornehmen. Er gewann daselbst, so wie in den früheren Jahren, verschiedene verzierte Topfscherben, einige Spinnwirtel, Thonringe, einen Miniaturhammer aus Thon, geschlagene und polirte Steinwerkzeuge und einige Kleinbronzen.

Um vergleichendes Materiale für die oberwähnten Brandgruben von Hödnitz zu gewinnen, hat Herr Palliardi einige Gruben mit Culturüberresten bei Gross-Maispitz, in Ober-Dannowitz und bei Domšic untersucht. Die beiden ersteren Stationen ergaben neolithisches Inventar, von welchem besonders die punktirten Topfscherben von Gross-Maispitz hervorzuheben sind; in den Gruben bei Domšic wurden dagegen Topfscherben aus der La Tène-Periode nachgewiesen, womit auch die bereits früher in diesen Brandgruben gemachten Funde übereinstimmen.

Im Spätherbste unternahm Palliardi die Fortsetzung seiner Nachgrabungen an dem Gräberfelde zu Ober-Dannowitz, welches der ersten Hälfte des 12. Jahrhunderts n. Chr. entstammt. An diesem Leichenfelde wurden im verflossenen Jahre wiederum neun weitere Skeletgräber erschlossen, welchen nebst einigen gut erhaltenen Cranien Hakenringe, eine längliche Glasperle, eine runde eiserne Schnalle und vier eiserne Messer entnommen wurden.

Aehnliche Skeletgräber mit grösseren und kleineren Hakenringen untersuchte Herr Palliardi gelegentlich der in diesem Jahre unternommenen Abgrabung einer Bodenerhöhung bei der Pfarrkirche in Niklowitz.

Von den Einzelfunden, welche in der Umgebung von Znaim in diesem Jahre gemacht wurden, sind hervorzuheben: verschiedene, zum Theile wohlerhaltene Steinbeile und Steinhämmer, ein kleiner Hohlmeissel aus schwarzem Serpentin von Tief-Maispitz, dann ein schönes Bronzearmband aus der La Tène-Periode, welches in einem Weingarten bei Domšic zufällig gefunden wurde.

Unsere besondere Aufmerksamkeit verdienen endlich auch die durch die verständnissvolle Initiative Sr. Excellenz des Reichs-Finanzministers von Kallay veranlassten Arbeiten und Erwerbungen im Occupationsgebiete. Es liegen mir hierüber zwei höchst interessante Berichte von Dr. Moriz Hoernes und Dr. Truhelka vor, welche sich einigermassen ergänzen. Ich vermuthe, dass es Ihnen, angesichts der Wichtigkeit der hier zu Tage tretenden Verhältnisse, nicht unwillkommen sein wird, beide Berichte mit einander zu vergleichen. Ich lasse vorerst die Mittheilung des Herrn Dr. Truhelka folgen:

„Die Untersuchung der Nekropolen am Glasinac wurde wie in früheren Jahrgängen eifrig betrieben. Hier wurden während der Zeit von $2^1/_2$ Monaten über 120 Tumuli geöffnet. Die Resultate entsprechen vollkommen denen im Vorjahre, und nur ein auffallend häufiges Vorkommen mitunter schön verzierter Bernstein- und Glasemailperlen zeichnet die heurigen Funde vor den älteren aus.

Das untersuchte Gebiet erstreckt sich in gerader Linie von der Wallburg Kusače bis Kula (N—S) in einer Länge von 5 Kilometer und schliesst sich unmittelbar an das in früheren Jahrgängen Untersuchte an.

Ausserdem wurden einige Gruppen circa 12 Kilometer südöstlich von der Hochebene untersucht (bei Maravići), deren Tumuli durch ihre Grösse (bis zu 32 m Durchmesser) vor den übrigen hervorragen.

Einzelne darunter waren reich an Bronze, und die Gegenstände sind äusserst sorgfältig ausgeführt. Der schönste Fund war hier ein flacher, reich gravirter Torques. Auffallend war hier das Fehlen von Eisen, und berücksichtigt man die vollkommene Technik, in welcher die Bronzen ausgeführt sind, dürften diese Tumuli einer älteren Epoche angehören.

Nach wie vor enthielten die untersuchten Tumuli theils Brand-, theils Skeletgräber. An Leichenresten wurden bis zu 12 in einem Tumulus gefunden. In einigen wurden Nachbarbestattungen constatirt.

Auch eine der vielen Wallburgen, die von Kusače, wurde untersucht und ergab Funde, welche mit den Hügelgräberfunden identisch sind.

An das Landesmuseum in Sarajevo sind auch aus anderen Gegenden Funde eingelangt.

Vor Allem verdienen die ersten, aus Bosnien bekannten La Tène-Funde, welche an zwei Punkten gefunden wurden, Erwähnung.

Der eine befindet sich auf der Hochebene von Rakitno, wo schon vorher geringe Bronze- und Eisenwaffen gefunden wurden, der andere in der Nähe von Bihač. Während die ersteren Funde einen reinen, ziemlich unvermischten Charakter haben, besitzen die Funde von Bihač einige provinzialrömische Anklänge, was namentlich bei den Fibeln der Fall ist.

Bei Čatići wurden in einem Complexe von Hügelgräbern mehrere Bronzen gefunden, welche einer älteren Epoche als die von Glasinac anzugehören scheinen. Interessant ist das häufige Vorkommen der griechischen einschleifigen Fibelform mit hohem Bogen, welche am Glasinac nur in seltenen Exemplaren und sonst nur in einem Falle (aus Jajce) bekannt wurde.

Eine bei Han Potoci gefundene Bronzekapsel mit Schmuckstücken aus Gold gehört schon der spätrömischen Epoche an.

Es ist Ihnen, hochverehrte Herren, wohlbekannt, welch wichtigen Antheil an den reichen Ergebnissen der bosnischen Forschungen unserem verehrten Mitgliede Herrn Dr. Moriz Hoernes zufällt. Seine Vergleichung des gewonnenen Materials mit den Typen der einschlägigen Culturstufen Mitteleuropas eröffnet neue Perspectiven, welche den tüchtigen Pionieren unserer Wissenschaft als wichtiger Leitfaden dienen und jedenfalls zur raschen Verwerthung der reichen Ausbeute wesentlich beitragen werden. In der grossen Anzahl von untersuchten Tumulis scheiden sich diesmal ältere (metallärmere, aber in archaischen Thongefässresten reichere) und jüngere (mit Beigaben der specifischen Glasinac-Culturstufe) ab. Auch der mit eclatantem Erfolg untersuchte Ringwall (bei Kusače, s. diese Mitth. Bd. XIX, S. 27 f. und Fig. 18) ergab relativ zahlreiche Bronzen und Geschirrfragmente gleicher Herkunft wie die Grabbeigaben. Dr. M. Hoernes, welcher im Mai und im August auf der Fundstelle weilte und nachher einen zweiwöchentlichen Aufenthalt in Sarajevo dem Studium der bosnischen Funde aus der ersten Eisenzeit widmete, glaubt nunmehr den Räthseln, welche die Erscheinung dieser Culturperiode in den dinarischen Alpen darbietet, theilweise auf die Spur gekommen zu sein.

Zu den Terramara-Fibeln der bosnischen Hügelgräber (s. diese Mitth. Bd. XIX, S. 139, Fig. 175, ein zweites Exemplar jetzt im Glasnik des bosn. Mus. 1890, S. 81, Fig. 25, vgl. auch Undset in Zeitschr. f. Ethnol., Bd. XXII, S. 144) gesellten sich nämlich nunmehr auch keramische Terramara-Typen (namentlich charakteristische Formen von Schalen- und Schüsselhenkeln, wie sie ganz kürzlich auch wieder istrische Castellieri geliefert haben). Ferner weisen die Ornamente und andere Zierformen bosnischer Tumulusfunde bei eingehender Betrachtung theilweise auf ungarische (Bronzezeit-?), theilweise auf oberitalische Funde aus der Pfahlbau- und Terramara-Periode. Auf dem Wege solcher Vergleichung, die einen der illyrischen Völkergruppe eigenthümlichen Formenkreis enthüllen kann, erklärt sich nach der Ansicht des Dr. M. Hoernes jener Bruchtheil der bosnischen Typen, der im Uebrigen nicht in den Rahmen der mitteleuropäischen ersten Eisenzeit zu passen scheint. Daraus soll nicht folgen, dass die bosnischen Hügelgräber um soviel älter sind, als die Terramara-Perioden Ungarns und Oberitaliens der Hallstatt-Periode Mitteleuropas vorangehen, sondern nur, dass sich alterthümliche Formen, die wir anderwärts der reinen Bronzezeit zurechnen dürfen, im Innern des dinarischen Berglandes länger erhalten haben, als in der Nähe Italiens oder überhaupt der Küsten und der grossen Verkehrslinien. Weitere Folgerungen aus dieser Sachlage behält sich Dr. Hoernes vor, in einer ausführlicheren Darstellung mitzutheilen.

Parallel mit diesem Aufschwunge der prähistorischen Forschung lässt sich auch die zunehmende Pflege der mit der Volkskunde zusammenhängenden Gesichtspunkte constatiren. Sie haben ja, verehrte Herren, wahrgenommen, welche wichtige Rolle in unseren Ausstellungen die Hausindustrie, die Darstellungen der Bauernhäuser, der Lebensverhältnisse unserer Landbevölkerungen spielen. In der systematischen Ansammlung des vorhandenen Materials steht wahrscheinlich Galizien obenan. Die Leistungen der Krakauer Akademie, welche in dem leider dahingeschiedenen Oskar Kolberg eine hervorragende Kraft besass, jene des Grafen Wladimir Dzieduszycki sind längst von den Fachgenossen gewürdigt. Des Letztgenannten Museum nennt Herr Custos Heger das erlesenste Muster eines Landesmuseums. Das ebenfalls in ethnographischer Beziehung reichhaltige städtische Gewerbemuseum in Lemberg erwarb sich ein grosses Verdienst durch die Herausgabe des 1889 vollendeten Werkes: „Ornamente der Hausindustrie ruthenischer Bauern". Die Darstellung der urwüchsigen, wenngleich von äusseren Einflüssen vielfach betroffenen Thätigkeit der Bevölkerung des österreichischen Theiles von Podolien und Wolhynien an der Hand eines sorgfältig gesichteten Materials ist der mannigfachsten Verwerthung fähig. Eine erfreuliche Erscheinung bildet der grosse Anklang, den das Werk in polnischen und ruthenischen Kreisen gefunden hat.

Ich recapitulire Bekanntes, wenn ich Sie an die emsigen Bemühungen deutscher Forscher in Böhmen erinnere, welche sich um den „Verein für Geschichte der Deutschen in Böhmen" gruppiren. Ein neues Centrum für die Erforschung der mährischen Slawen ist in dem „Vaterländischen Musealverein in Olmütz" erwachsen, mit dessen Unterstützung Herr V. Houdek ethnographische Wanderungen in der Umgebung von Ungar.-Hradisch unternehmen konnte, während andererseits Herr Prof. F. Klvaňa in Hradisch Volkstrachten und Typen der mährischen Slowakei photographirte. Der genannte Verein gab im verflossenen Jahre das Heft II der „Mährischen Ornamente" heraus. Diese Publication enthält mährische Volksstickereien in Farbendruck, von Fräulein Magdalena Wankel auf Stein gezeichnet. Von derselben Künstlerhand herrührend sind die bereits fertiggestellten Tafeln des Heftes III der „Mährischen Ornamente". Sie enthalten Initialen und sonstige Ornamente aus volksthümlichen Handschriften der mährischen Slowakei. Es wird innerhalb der ersten Monate des laufenden Jahres erscheinen.

Rege Thätigkeit zur Förderung der Volkskunde in der Bukowina entfaltet Herr R. Fr. Kaindl. Seine „Buchenblätter", welche in der Beilage der „Bukowinaer Rundschau" erscheinen, enthalten Schilderungen der Ruthenen in der Bukowina von R. Fr. Kaindl und Alexander Manastyrski, ferner einen Aufruf zur Gründung eines ethnographischen Localmuseums in Czernowitz, welcher voraussichtlich nicht erfolglos bleiben wird. Eine Anzahl von Volksüberlieferungen der verschiedenen Volkssplitter der Bukowina hat Herr Kaindl in der von Herrn Dr. Fr. S. Krauss redigirten Zeitschrift „Am Urquell", Jahrg. 1890, veröffentlicht. Von anderen einschlägigen Publicationen erwähne ich: Kaindl, Hausbau und Bauopfer bei den Huzulen (als Flugblatt für die Besucher des Huzulenhauses auf der landwirthschaftlichen Ausstellung 1890 in Wien); ferner Demeter Dan, Ueber die gr.-or. Armenier der Bukowina und über die Lippowaner daselbst; endlich Romstorfer, Das Bauernhaus in der Bukowina. Schliesslich erinnere ich Sie, hochverehrte Herren, daran, dass Herr Kaindl die Bearbeitung des von Herrn Major v. Himmel gesammelten und uns überlassenen umfangreichen ethnographischen Materials über die Ruthenen und Huzulen übernommen hat.

Von einschlägigen Publicationen erwähne ich ferner Wlislocki's wichtige Schilderung der Zigeuner, sowie dessen Sammlung von Volksdichtungen derselben; Culturbilder aus Kärnten von Rudolf Waizer; endlich Dr. Fr. S. Krauss, Volksglauben und religiöse Bräuche der Südslaven. Wir haben gewiss allen Grund, die unermüdliche Thätigkeit des Dr. Krauss dankbar anzuerkennen.

Was nun unsere Arbeiten auf dem Gebiete der physischen Anthropologie betrifft, möchte ich Sie, hochverehrte Herren, vorerst daran erinnern, dass in Folge des seinerzeit auf dem anthropologischen Congresse in Wien gefassten Commissionsbeschlusses unsere Gesellschaft eine Specialcommission zu diesem Zwecke eingesetzt hat, bestehend aus den Herren Generalstabsarzt Dr. Hoor, Professor Dr. Toldt und Oberstabsarzt Dr. Weisbach.

Diese Commission hat als Basis für ihre Erhebungen ein von Dr. Weisbach ausgearbeitetes Schema angenommen. Wenn auch dieses Schema in manchen Punkten von dem in der Commission des Congresses acceptirten Schema abweicht, stimmt dasselbe doch in der Hauptsache mit dem deutschen Schema überein, und ist die Vergleichbarkeit der österreichischen Messungen mit den deutschen vollständig garantirt.

Nach unseren Verhältnissen erwies sich die Aufgabe, die Messungen bei der Assentirung vorzunehmen, als durchaus unausführbar. Herr Dr. Weisbach hat daher den Ausweg ergriffen, die bereits assentirte Mannschaft vorzunehmen und wurde dabei von den Militärbehörden in der dankenswerthesten Weise unterstützt.

Derselbe war in der Lage, in den Herren Regimentsärzten Doctoren: Eichenwald Arthur, Faulhaber Eustach, Glassl Franz, Habarth Johann, Harmach Josef, Huber Albert, Knöchel Konrad, Leibnitz Eugen, Mayer Karl, Radelmacher Theodor und Spitz Hermann höchst werthvolle Arbeitsgenossen zu finden.

Mit deren Hilfe gelang es, im Laufe des vorigen Jahres über 3000 Soldaten, Deutsche aus Niederösterreich, zu messen. Herr Dr. Weisbach arbeitet hierüber eine umfassende Mittheilung aus, welche in kurzer Zeit veröffentlicht werden soll.

Wir dürfen wohl hoffen, dass dieses Beispiel Nachahmung finden und dass es gelingen wird, diese Erhebungen über sämmtliche Nationalitäten Oesterreich-Ungarns, selbstverständlich unter Anwendung der möglichsten Cautelen für die gleichförmige Messung, auszudehnen.

Unsere Commission zur Untersuchung der Reste berühmter Männer, welche gelegentlich der Exhumirung und Uebertragung in Ehrengräber in den vergangenen Jahren wiederholt in Function trat, hatte im verflossenen Jahre bei der Exhumirung der Reste von Gluck und Nestroy Gelegenheit, ihres Amtes zu walten; die betreffenden Berichte sind in den Sitzungsberichten des vorigen Jahres enthalten.

Herr Secretär Franz Heger wurde im Vorjahre von Seite ihres Ausschusses ersucht, gelegentlich seiner Theilnahme an dem VIII. russischen Archäologen-Congresse in Moskau die Function eines Delegirten unserer Gesellschaft bei demselben zu übernehmen. Herr Heger hat Ihnen in dem vor Kurzem abgeschlossenen Bande XX der Mittheilungen Bericht über diesen glänzenden, vom russischen Hofe wie von den Staatsbehörden bestens unterstützten Congress erstattet, und es erübrigt nur noch, der überaus freundlichen und sympathischen Aufnahme zu gedenken, welche derselbe in seiner Eigenschaft als Delegirter unserer Anthropologischen Gesellschaft in allen betheiligten Kreisen gefunden hat. Wir betrachten dies als ein günstiges Zeichen für unsere ferneren freundschaftlichen Beziehungen mit den russischen Forschern, welche von unserer Seite mit aller Sorgfalt gepflegt werden sollen.

Wir hatten im verflossenen Jahre den gewiss höchst seltenen Fall zu verzeichnen, dass wir nur eines unserer Mitglieder durch den Tod verloren, nämlich Seine Eminenz Dr. Franz Albert Eder, Fürsterzbischof von Salzburg. Wir werden stets das Andenken an jenen edlen Kirchenfürsten in hohen Ehren halten, welcher unseren Bemühungen längere Zeit hindurch theilnehmend gefolgt ist.

Der Band XX (der neuen Folge X. Band) der Mittheilungen schliesst das zweite Jahrzehnt unserer Thätigkeit ab. Er ist etwas schwächer ausgefallen als seine unmittelbaren Vorgänger, weil wir genöthigt waren, strengstens auf die Einhaltung des Budgets zu achten. Zudem erhält dieser Band noch einen Index, welcher die neue Folge (der alten Folge Bd. XI—XX) aufnehmen und mit einem der nächsten Hefte ausgegeben werden soll. Unsere finanzielle Lage nöthigte uns auch, in Bezug auf Illustrationen und Tafeln mit möglichster Rigorosität vorzugehen. Eine sehr wünschenswerthe Zunahme unseres Mitgliederstandes würde in

erster Linie der Ausdehnung unserer Publicationen, wofür das Material reichlich vorhanden wäre, zugute kommen.

Unseren Bemühungen ist es leider nicht gelungen, unseren vortrefflichen Cassier länger an sein mühevolles Amt zu fesseln. Wir sagen ihm für seine vierjährige aufopfernde Thätigkeit unseren besten Dank und sprechen zugleich die Hoffnung aus, er möge der Gesellschaft seine für dieselbe schätzenswerthe Kraft in anderer Weise zugute kommen lassen.

Während der viermonatlichen Abwesenheit des Secretärs im Sommer wurden die laufenden Geschäfte durch den Secretär-Stellvertreter Herrn Dr. W. Hein geführt. Während des Urlaubes des letzteren war Herr Dr. Haberlandt so freundlich, die laufenden Angelegenheiten zu erledigen. Beiden Herren sei unser herzlichster Dank dargeboten.

Wie alljährlich, so hatten wir uns auch im verflossenen Jahre einer Subvention von Seiner kaiserl. und königl. Apostolischen Majestät, sowie einer solchen seitens des hohen k. k. Unterrichtsministeriums zu erfreuen.

Mit tiefunterthänigstem Danke sei der Allerhöchsten Unterstützung gedacht, welche Seine kaiserl. und königl. Apostolische Majestät ausserdem seit einer Reihe von Jahren unserem Fond für praktische Arbeiten zufliessen lässt. Ebenso sind wir Seiner Durchlaucht dem Fürsten Josef Adolf zu Schwarzenberg, sowie Seiner Durchlaucht dem Fürsten Edmund Clary und Aldringen für ihre Beiträge zu diesem Fond zu bestem Dank verpflichtet.

Es ist hier auch der Ort, dankbarst der Gastfreundschaft zu gedenken, welche wir schon seit einer Reihe von Jahren vom Wissenschaftlichen Club durch unentgeltliche Ueberlassung seines Vortragssaales für unsere Versammlungen, sowie für unsere Ausschusssitzungen geniessen. Insbesondere ist es mir Bedürfniss, dessen rührigem Secretär, Herrn Felix Karrer, unseren Dank abzustatten, der jedem unserer vielen Wünsche bisher mit nie versiegender Bereitwilligkeit und Liebenswürdigkeit entgegenkommt.

Noch kurz vor Schluss des verflossenen Jahres ist Heinrich Schliemann plötzlich dahingeschieden. Stand derselbe auch mit unserer Gesellschaft nicht in directer Beziehung, so war es doch Ihrem Vorsitzenden gegönnt, mit ihm in den letzten Jahren freundschaftliche Beziehungen anzuknüpfen. Sie haben aus dem Munde des Herrn Hofrathes Benndorf eine überaus treffende Charakteristik dieser gross angelegten Individualität vernommen, deren Verlust für unsere Bestrebungen fast unersetzbar ist. Lassen Sie mich in Erinnerung an dessen durch Energie und seltene Ausdauer errungenen Erfolge mit einem Appell an den Idealismus in der Wissenschaft schliessen; möge unsere Gesellschaft unter dieser Aegyde in das dritte Jahrzehnt ihrer Thätigkeit eintreten!

2. Der Vorsitzende ertheilt dem Cassier Herrn Ignaz Spöttl das Wort zur Vorlage der Rechnungsabschlüsse für das Jahr 1890.

Rechnungsabschluss

der Cassagebahrung der Anthropologischen Gesellschaft im Jahre 1890.

Einnahmen:

Subvention Sr. Majestät des Kaisers pro 1890	fl.	200.—
„ des h. k. k. Unterrichts-Ministeriums 1890	„	400.—
Beiträge des Herrn I. Spöttl für Clichés und andere Zwecke	„	139.17
Jahresbeiträge von 32 unterstützenden Mitgliedern à 10 fl.	„	320.—
Jahresbeiträge von 258 wirklichen Mitgliedern à 5 fl.	„	1290.—
Ausserordentliche Beiträge zweier unterstützender Mitglieder	„	20.—
Rückständige Mitgliederbeiträge und sonstige Restanten	„	34.79
Ersatz des k. k. naturhistorischen Hofmuseums für Druckschriften im Jahre 1890	„	334.74
Verrechnung der Buchhandlung A. Hölder (für 3 Hefte)	„	280.44
Verkauf von Druckschriften an Mitglieder	„	15.76
Druckkostenbeitrag aus dem Fond für praktische Arbeiten	„	350.—
Für ein Diplom	„	3.—
Zinsen der Staatspapiere	„	26.80
Summe der Einnahmen	fl.	3414.70

Ausgaben:

Deficit vom Jahre 1889	fl.	327.34½
Nachtrag zu den Congressauslagen vom Jahre 1889	„	30.—
An die Buchdruckerei W. Köhler für Band XX	„	1935.75
Für Clichés zu den Illustrationen	„	219.90
Für die Anfertigung von Zeichnungen	„	32.—
Honorare für Literaturbesprechungen	„	82.50
Steuer	„	—.56
Remuneration an den Beamten für Kanzleiarbeiten	„	200.—
Remuneration an den Diener	„	96.—
Auslagen des Secretärs	„	448.96
„ „ Cassiers	„	38.98
Summe der Ausgaben	fl.	3411.99½
verglichen mit den Einnahmen per	„	3414.70
ergibt sich ein Cassarest von	fl.	2.70½

Wien, am 12. Februar 1891.

Ignaz Spöttl, d. Z. Cassier.

Das Cassabuch sammt Rechnungsbeilagen correlationirt und richtig befunden:

Wien, 12. Februar 1891. Dr. J. E. Polak, d. Z. Rechnungsführer.

Wien, 12. Februar 1891. Dr. Moriz Bruck, d. Z. Revisor.

Wien, 12. Februar 1891. Edmund Schmidel, d. Z. Revisor.

Fond für praktische Arbeiten im Jahre 1890.

Einnahmen:

Cassarest vom Jahre 1889	fl.	373.50
Subvention Sr. Majestät des Kaisers pro 1890	„	1000.—
Beitrag Sr. Durchlaucht Josef Adolf Fürst zu Schwarzenberg	„	50.—
Beitrag Sr. Durchlaucht Edmund Fürst Clary und Aldringen	„	50.—
Summe der Einnahmen . .	fl.	1473.50

Ausgaben:

An Dr. Moriz Hoernes für Ausgrabungen bei Oedenburg	fl.	317.52
An Dr. Moriz Hoernes für Ausgrabungen in Istrien	„	251.24
An Custos Josef Szombathy für Ausgrabungen bei Goisern	„	92.13
An Professor Dr. J. N. Woldřich für Ausgrabungen im südlichen Böhmen	„	100.—
An I. Spöttl für Ausgrabungen in Niederösterreich	„	60.—
Druckkostenbeitrag für die Publication und Illustrirung der aus diesen praktischen Arbeiten hervorgegangenen wissenschaftlichen Arbeiten	„	350.—
Summe der Ausgaben . .	fl.	1170.89
verglichen mit den Einnahmen per	„	1473.50
ergibt sich ein Cassarest von	fl.	302.61

Wien, am 12. Februar 1891.

Ignaz Spöttl, d. Z. Cassier.

Wien, 12. Februar 1891. Dr. J. E. Polak, d. Z. Rechnungsführer.

Wien, 12. Februar 1891. Dr. Moriz Bruck, d. Z. Revisor.

Wien, 12. Februar 1891. Edmund Schmidel, d. Z. Revisor.

Das Vermögen der Gesellschaft, aus den Beiträgen der Stifter und lebenslänglichen Mitglieder hervorgegangen, besteht in zwei Stück k. k. österr. 5%igen Staatsrente-Obligationen à 100 fl. (Nr. 55.077 und 57.961) mit Coupon 1. März 1891 und vier Stück Staatsschuldverschreibungen vom Jahre 1868 à 100 fl. (Nr. 48.000, 66.352, 75.429 und 92.869) mit Coupon vom 1. Mai 1891.

Dasselbe wurde von dem obbezeichneten Rechnungsführer und den beiden Revisoren als vollkommen intact befunden.

Ignaz Spöttl, d. Z. Cassier.

Dem Rechnungsleger wird einstimmig das Absolutorium ertheilt.

3. Secretär Heger legt die Vorschläge des Ausschusses für die Ergänzungs- beziehungsweise Neuwahlen in die Vereinsleitung und den Ausschuss vor.

Nach § 19 der Statuten erlischt heuer das Mandat des Herrn Ferdinand Freiherr von Andrian-Werburg als Präsident.

Der Ausschuss empfiehlt die neuerliche Wiederwahl desselben.

Dr. S. Wahrmann hebt in schwungvoller Rede die vielen Verdienste hervor, welche sich unser Präsident während seiner neunjährigen Thätigkeit als Vorsitzender um die Gesellschaft erworben hat und beantragt die Wiederwahl desselben per acclamationem, welche unter lebhaftem Beifall erfolgt.

Desgleichen erlöschen heuer die Mandate der beiden Herren Vice-Präsidenten Dr. Karl Brunner von Wattenwyl und Dr. Augustin Weisbach.

Der Ausschuss empfiehlt ebenfalls die Wiederwahl dieser beiden stets das Wohl der Gesellschaft auf das Kräftigste fördernden Functionäre.

Nach dem statutenmässigen Turnus treten aus dem Ausschusse aus die Herren:

Regierungsrath Dr. Karl Aberle.
Ministerialrath Dr. Emanuel Herrmann.
Sections-Chef Dr. Karl Theodor v. Inama-Sternegg.
Professor Dr. Martin Wilckens und
Rechnungsführer Dr. J. E. Polak.

Nachdem Letzterer erklärt hat, eine Wiederwahl nicht mehr annehmen zu können, empfiehlt der Ausschuss die Neuwahl des wirklichen Mitgliedes Herrn Dr. Otto Müller als Rechnungsführer sowie die Wiederwahl der vier Ausschussräthe.

Trotz vielfacher Bemühungen ist es dem Präsidium nicht gelungen, unseren verehrten Cassier, Herrn Ignaz Spöttl, der sein schwieriges Amt durch vier Jahre in der aufopferungsvollsten Weise geführt hat, von seinem Rücktritte abzubringen. Der Ausschuss empfiehlt Ihnen zur Neuwahl für den Cassier das wirkliche Mitglied Herrn Karl Freiherr von Schlosser.

Die Neu- respective Wiederwahl der genannten Ausschussräthe und Functionäre der Gesellschaft wird von der Versammlung vollzogen.

Der Secretär erstattet endlich die Vorschläge des Ausschusses, die Wahl der Herren:

Jacob Heierli in Zürich und
Dr. Aurel von Török in Budapest

zu correspondirenden Mitgliedern der Gesellschaft betreffend, welche Wahl von der Versammlung vorgenommen wird.

Herr Custos Szombathy erhebt sich sodann, um mit warmen Worten der Verdienste des abtretenden Rechnungsführers Dr. J. E. Polak sowie des abtretenden Cassiers Ignaz Spöttl zu gedenken. Er ersucht die Versammlung, den beiden Herren ihren Dank zu votiren. (Geschieht.)

4. Vortrag des Herrn Custos **Josef Szombathy** über

Die Flachgräber von Gemeinlebarn.

Diese der reinen Bronzezeit angehörigen Gräber wurden im Jahre 1885 gelegentlich des Baues der Eisenbahnlinie St. Pölten-Tulln bei der Anlage der Haltestelle am Südende des Dorfes Gemeinlebarn entdeckt und in den Jahren 1885 und 1889 durch Herrn Schulleiter Ambros Zündel und dem Vortragenden weiter untersucht. Die im Jahre 1885 gesammelten Funde sind nicht genau nach Gräbern zu trennen. Im Jahre 1889 wurden 59 Gräber mit 74 Bestattungen

ausgehoben, von welchen 41 Leichen- und 33 Brandbestattungen waren. Im Jahre 1890 entdeckte Herr ZÜNDEL westlich vom Dorfe eine zweite Gräbergruppe derselben archäologischen Periode, von welcher bis jetzt 17 Skeletgräber ausgenommen worden sind.

Von den Beigaben werden zahlreiche Thongefässe und eine Auslese der meist wenig ansehnlichen Bronzen vorgelegt. Von denselben sind Dolchklingen, Flachkelte, Messerchen, einfache fidelbogenähnliche Fibeln und zweitheilige, an nordische Formen erinnernde Fibeln, Halsringe, querrippige Armringe und zahlreiche, aus doppeltem Draht gewickelte Lockenhälter charakteristisch.

Die zum Theil ungewöhnlich gut erhaltenen Skeletreste deuten auf eine Bevölkerung von kleinem Körperwuchse mit ausgesprochen dolichokephalem und dolichoprosopem Kopfbaue. Die zur Untersuchung tauglichen Tibien, 28 an der Zahl, erwiesen sich ihren Querschnittsmassen nach sämmtlich platyknemisch.

5. Für die Bibliothek sind als Geschenke eingelaufen:

Andree, Richard: Die Grenzen der niederdeutschen Sprache. Mit einer Karte. Sonderabdruck aus dem „Globus". Bd. LIX. Nr. 2 u. 3. Braunschweig 1891. 20 S.

Andrian, Ferd. Freih. v.: Der Höhencultus asiatischer und europäischer Völker. Eine ethnologische Studie. Wien 1891. XXXIV + 386 S.

Anutschin, D. N.: O geografitscheskom raspredjälenii rosta mužskowa naselenija Rossii (po dannim o wseobschtschei woinskoi powinnosti w imperii za 1874—1883 gg.) Srawnitelno s raspredjäleniem rosta w drugich stranach. (S desjatju raskraschennimi kartami.) Iz Zapisok Imperatorskowa Russkowa Geografitscheskowa Obschtschestwa po otdjäleniju statistiki, Tom XVII, I. S.-Peterburg 1889. II + 186 S.

Baye, Le Baron J. de: L'art des Barbares a la chute de l'empire Romain. [L'Anthropologie, Tome I. Nr. 4. — Juillet — Août.] Paris 1890. 16 S.

Beer, Rudolf: Heilige Höhen der alten Griechen und Römer. Eine Ergänzung zu FERD. FRH. v. ANDRIAN's Schrift „Höhencultus". Wien 1891. X + 86 S.

Berlin: Verwaltungs-Bericht über das Märkische Provinzial-Museum für die Zeit vom 1. April 1889 bis 31. März 1890. Separat-Abdruck. Berlin 1890. 30 S.

Boas, Franz: Physical characteristics of the Indians of the North Pacific coast. [From the American Anthropologist for January, 1891.] S. 25—32.

Borsari, Ferdinando: Etnologia Italica. Etruschi, Sardi e Siculi nel XIV° secolo prima dell' era volgare. Napoli e Londra 1891. 20 S.

Cadiz: Boletin Folk-Lórico Gaditano. Año I. Núm. 1 u. 5. Cadiz 1885. 20 S. (Geschenk von ALEJANDRO GUICHOT Y SIERRA in Sevilla).

Costa, Dottore Pietro: Il terzo Trocantere, la fossa ipotracanterica, la cresta ipotrocanterica nel femore dell uomo. Tesi di laurea. Firenze 1890. 40 S. Mit 1 Tafel.

Deniker, M. J.: Essai d'une classification des races humaines basée uniquement sur les caractères physiques. [Extraits des Bulletins de la Société d'Anthropologie. Séance du 6 juin 1889.] Paris 1889. 16 S.

Deniker, J., et Laloy, L.: Les Races exotiques à l'Exposition universelle de 1889. [L'Anthropologie, Tome I. S. 257—294, 513—546.] Paris 1890.

Ernst, Dr. A.: Venezuelanische Thongefässe und Thonfiguren aus alter und neuer Zeit. Separatabdruck aus: „Internationales Archiv für Ethnographie". Bd. III. 1890. (Mit Tafel XIII.) 8 S.

Den Spendern wird hiemit der wärmste Dank der Anthropologischen Gesellschaft ausgesprochen.

Vorstand und Mitglieder der Anthropologischen Gesellschaft in Wien

nach dem Stande der Jahres-Versammlung am 17. Februar 1891.

A. Vereinsleitung und Ausschuss.

Präsident:

Ferdinand Freiherr von **Andrian-Werburg.**

Vice-Präsidenten:

Dr. Karl **Brunner** Ritter von **Wattenwyl.**
Dr. Augustin **Weisbach.**

Secretär:

Franz **Heger.**

Secretär-Stellvertreter:

Dr. Wilhelm **Hein.**

Cassier:

Karl Freiherr von **Schlosser.**

Rechnungsführer:

Dr. Otto **Müller.**

Ausschussräthe:

Dr. Karl **Aberle.**
Dr. Michael **Haberlandt.**
Dr. Franz Ritter von **Hauer.**
Dr. Emanuel **Herrmann.**
Dr. Moriz **Hoernes.**
Dr. Karl Theodor von **Inama-Sternegg.**
Felix **Kanitz.**
Dr. Josef **Karabacek.**
Felix **Karrer.**
Dr. Theodor **Meynert.**
Dr. Matthäus **Much.**
Dr. David Heinrich **Müller.**
Karl **Penka.**
Josef **Szombathy.**
Dr. Karl **Toldt.**
Dr. Wilhelm **Tomaschek.**
Dr. Sigmund **Wahrmann.**
Dr. Martin **Wilckens.**
Hans Graf **Wilczek.**
Dr. Joh. Nep. **Woldřich.**
Gundaker Graf **Wurmbrand.**
Dr. Emil **Zuckerkandl.**

Rechnungs-Revisoren:

Dr. Moriz **Bruck.**
Edmund **Schmidel.**

B. Mitglieder.

I. Ehrenmitglieder.

1. Adolf **Bastian** in Berlin.
2. Anatol **Bogdanow** in Moskau.
3. Ernst **Haeckel** in Jena.
4. Friedrich **Müller** in Wien.
5. J. W. **Powell** in Washington.
6. A. de **Quatrefages** in Paris.
7. Wilhelm **Reiss** in Berlin.
8. H. **Schaaffhausen** in Bonn.
9. J J. S. **Steenstrup** in Kopenhagen.
10. Praskovja Sergeewna Gräfin **Uwarow** in Moskau.
11. Rudolf **Virchow** in Berlin.

II. Correspondirende Mitglieder.

1. Richard **Andree** in Heidelberg.
2. Dmitri Nikolaewitsch **Anutschin** in Moskau.
3. **Max Bartels** in Berlin.
4. Franz **Boas** in Worcester, Mass. U. S. A.
5. Daniel G. **Brinton** in Philadelphia.
6. Emil **Cartailhac** in Toulouse.
7. Ernest **Chantre** in Lyon.
8. Ernst **Eitel** in Hongkong.
9. A. **Ernst** in Carácas.
10. Otto **Finsch** in Delmenhorst bei Bremen.
11. Oskar **Fraas** in Stuttgart.
12. Alb. S. **Gatschet** in Washington.
13. J. **Girard de Rialle** in Paris.
14. Wilhelm **Grempler** in Breslau.
15. Victor **Gross** in Neuveville.
16. Wilhelm **Gurlitt** in Graz.
17. Theophil **Hahn** in Stellenbosch, Capland.
18. Horatio **Hale** in Clinton, Canada.
19. Ernest **Hamy** in Paris.
20. Jakob **Heierli** in Zürich.
21. Wolfgang **Helbig** in Rom.
22. Theodor von **Heldreich** in Athen.
23. C. **Herbst** in Kopenhagen.
24. Anton **Hermann** in Budapest.
25. Hans **Hildebrand** in Stockholm.
26. W. J. **Hoffman** in Washington.
27. Abel **Hovelacque** in Paris.
28. Paul **Hunfalvy** in Budapest.
29. Urban **Jarnik** in Prag.
30. Julius **Kollmann** in Basel.
31. Isidor **Kopernicki** in Krakau.
32. G. W. **Leitner** in Woking bei London.
33. Ludwig **Lindenschmit** in Mainz.
34. Paolo **Mantegazza** in Florenz.
35. Christian **Mehlis** in Dürkheim a. d. H.
36. Johanna **Mestorf** in Kiel.
37. A. B. **Meyer** in Dresden.
38. Oskar **Montelius** in Stockholm.
39. Gabriel de **Mortillet** in St. Germain en Laye.
40. Julius **Naue** in München.
41. Heinrich **Obst** in Leipzig.
42. Paul **Orsi** in Siracus.
43. Antonio **Pascoli** in Mexico.
44. Luigi **Pigorini** in Rom.
45. Gustav **Radde** in Tiflis.
46. Johannes **Ranke** in München.
47. Friedrich **Ratzel** in Leipzig.
48. Gustav **Retzius** in Stockholm.
49. J. G. F. **Riedel** in Brüssel.
50. L. **Rütimeyer** in Basel.
51. J. D. E. **Schmeltz** in Leiden.
52. Leopold von **Schrenck** in St. Petersburg.
53. Willibald von **Schulenburg** in Charlottenburg.
54. W. **Schwartz** in Berlin.
55. Georg **Schweinfurth** in Berlin.
56. C. **Schwicker** in Budapest.
57. Theodor Ritter von **Stefanović-Vilovsky** in Wien.
58. C. L. **Steinhauer** in Kopenhagen.
59. Ludwig **Stieda** in Königsberg.
60. Hjalmar **Stolpe** in Stockholm.
61. Pellegrino **Strobel** in Parma.
62. Otto **Tischler** in Königsberg.
63. Aurel von **Török** in Budapest.
64. Paul **Topinard** in Paris.
65. W. **Troutowski** in Moskau.
66. E. **Ujfalvy de Mezö-Kövesd** in Paris.
67. Ingvald **Undset** in Christiania.
68. Julien **Vinson** in Paris.
69. Albert **Voss** in Berlin.

III. Correspondenten.

1. J. **Krahuletz** in Eggenburg.
2. L Karl **Moser** in Triest.
3. Emil **Schlapal** in Mostar.

IV. Stifter.

1. **Sokolowski,** Julian. Wreschen in Posen.

V. Unterstützende Mitglieder [1]).

1. **Abensperg-Traun,** Hugo Graf von, k. u. k. Oberst-Jägermeister. Wien, I. Wallfischgasse 18.
2. **Apponyi,** Graf Alexander, in Lengyel, Ungarn.
3. **Clary und Aldringen,** Edmund Fürst, k. u. k. wirkl. Geh. Rath etc. etc. Wien, I. Herrengasse 9.
4. **Daublebsky von Sterneck zu Ehrenstein,** Maximilian Freiherr von, k. u. k. wirkl. Geh. Rath, Admiral, Marine-Commandant und Chef der Marine-Section. Wien, IX. Hörlgasse 2.
5. **Delhaes,** Stefan, Historienmaler. Wien, VIII. Schlösselg. 2.

[1]) Die P. T. Mitglieder werden dringend ersucht, vorkommende Adressenänderungen sofort dem Secretariate der Anthropologischen Gesellschaft, Wien, I. Burgring 7, anzeigen zu wollen, da nur für diesen Fall die regelmässige Zusendung der Gesellschaftsschriften, Einladungen etc. garantirt werden kann. Mitgliederbeiträge wolle man an den Cassier der Gesellschaft, Herrn Karl Freiherr von Schlosser, Wien, IV. Taubstummengasse 8, einsenden.

6. **Dumba,** Nikolaus, Mitglied des Herrenhauses etc. etc. Wien, I. Parkring 4.
7. **Dungel,** Dr. Adalbert, Prälat des Stiftes Göttweig, Niederösterreich
8. **Dzieduszycki,** Wladimir Graf, k. u. k. wirkl. Geh. Rath. Lemberg, V. Theatergasse 18.
9. **Erwein,** Dr. Josef, Landeshauptmann von Kärnten in Klagenfurt.
10. **Gussenbauer,** Dr. Karl, k. k. Universitäts-Professor. Prag, Wenzelsplatz 58.
11. **Harrach zu Rohrau, Prugg und Tannhausen,** Johann Franz Graf, Erlaucht, k. u. k. wirkl. Geh. Rath. Wien, I. Freiung 3.
12. **Hauer,** Dr. Franz Ritter von, k. u. k. Hofrath, Intendant des k. k. naturhistor. Hofmuseums. Wien, I. Burgring 7.
13. **Kammel Edler von Hardegger,** Dr. Dominik, Gutsbesitzer in Stronsdorf, Niederösterreich.
14. **Kinsky,** Ferdinand Fürst, k. u. k. wirkl. Geh. Rath. Wien, I. Freiung 4.
15. **Lanckoroński-Brzezie,** Karl Graf, k. u. k. Kämmerer. Wien, IX. Wasagasse 6.
16. **Lobmeyr,** Ludwig, Mitglied des Herrenhauses. Wien, I. Weihburggasse 2.
17. **Miller von und zu Aichholz,** Dr. Victor. Wien, III. Am Heumarkt 13.
18. **Osborne,** Wilhelm, Rittergutsbesitzer. München, V. Schwabinger Landstrasse 20 a.
19. **Rothschild,** Nathaniel Freiherr von. Wien, IV. Theresianumgasse 14.
20. **Salzer,** Josef, Fabriksbesitzer. Wien, III. Marxergasse 1.
21. **Schadenberg,** Dr. Alexander. Manila, Philippinen.
22. **Schoeller,** Philipp Wilhelm Ritter von, Generalrath der österr.-ungar. Bank, Wien, II. Obere Donaustrasse 105.
23. **Schwarzenberg,** Adolf Josef Fürst zu, k. u. k. wirkl. Geh. Rath. Wien, III. Rennweg 2.
24. **Scudier,** Anton Freiherr von, k. u. k. wirkl. Geh. Rath, Feldzeugmeister a. D. Wien, I. Friedrichstrasse 2.
25. **Sokoloski,** Louis, in London.
26. **Spöttl,** Ignaz, Historienmaler. Wien, VII. Westbahnstr. 6.
27. **Sterneck,** Richard Freiherr von, k. u k. Wien, IV. Wienstrasse 21.
28. **Széchenyi,** Graf Béla, Herrschaftsbesitzer in Zinkendorf, Ungarn.
29. **Touristen-Club,** Oesterreichischer. Wien, I. Herreng. 23.
30. **Wilczek,** Hans Graf, k. u. k. wirkl. Geh. Rath. Wien, I. Herrengasse 5.
31. **Windisch-Grätz,** Ernst Fürst zu, Gutsbesitzer. Wien, III. Strohgasse 11 A.
32. **Wurmbrand-Stuppach,** Gundaker Graf, Landeshauptmann von Steiermark, k. u. k. wirkl. Geh. Rath. Graz, Elisabethstrasse 31.
33. **Zichy** von Vásonykeö, Edmund Graf, k. u. k. wirkl. Geh. Rath. Wien, I. Weihburggasse 32.
34. **Zwiklitz,** Felix Edl. von. Wien, IV. Heugasse 20.

VI. Wirkliche Mitglieder.

1. **Aberle,** Dr. Karl, k. k. Regierungsrath und emer. Professor. Wien, I. Salzgries 25.
2. **Akademischer Verein** der Mediciner in Innsbruck.
3. **Albert,** Dr. Eduard, k. k. Universitäts-Professor. Wien, IX. Maximilianplatz 7.
4. **Alterthumsverein** in Worms.
5. **Andrian-Werburg,** Ferdinand Freiherr von. Wien. I. Kolowratring 5 (Lebenslängliches Mitglied.)
6. **Anthropologischer Verein** in Görlitz.
7. **Anthropologische Section** der Gesellschaft für Physiokratie in Böhmen zu Prag 779-II.
8. **Arneth,** Dr. Alfred Ritter von, k. u. k. wirkl. Geh. Rath, Director des k. u. k. Haus-, Hof- und Staats-Archives. Wien, I. Parkring 16.
9. **Arneth,** Dr. Franz Hektor Ritter von. Wien, I. Kolowratring 14.
10. **Auchenthaler,** Dr. Franz, k. u. k. Leibarzt. Wien, I. Habsburgergasse 9.
11. **Bachofen von Echt,** Adolf. Nussdorf, Färbergasse 18 (Lebenslängliches Mitglied.)
12. **Baernreitther,** Dr. Josef Maria, Gutsbesitzer. Wien, VIII. Landesgerichtsstrasse 11.
13. **Bartsch,** Franz, k. k. Finanzrath. Wien, III. Salmgasse 14.
14. **Bassanowicz,** Dr. J., Kreisphysicus. Lom-Palanka, Bulgarien.
15. **Bauda,** Karl J., Ingenieur. Agram.
16. **Baumann,** Dr. Oskar. Wien, 1. Elisabethstrasse 9.
17. **Beer,** Dr. Adolf, k. k. Hofrath, Professor an der technischen Hochschule. Wien, III. Lagergasse 1.
18. **Bellak,** Isidor, Antiquar. Wien, II. Rembrandtstrasse 16.
19. **Benndorf,** Dr. Otto, k. k. Hofrath, Universitäts-Professor. Wien, IX. Pelikangasse 18.
20. **Berchtold,** Sigmund Graf, k. u. k. wirkl. Geh. Rath. Wien, I. Kärntnerring 10.
21. **Bielka Ritter von Karltreu,** Dr. August, k. u. k. Leibarzt. Wien, I. Reitschulgasse 2.
22. **Böhmerle,** Karl, Adjunct der k. k. forstlichen Versuchsleitung in Mariabrunn.
23. **Bogišić,** Dr. Valtazar, Staatsrath, Professor der Rechte an der Universität in Odessa. Paris, Rue des Saints-Pères 71. (Lebenslängliches Mitglied.)
24. **Braun Ritter von Fernwald,** Dr. Karl, k. k. Hofrath, Universitäts-Professor. Wien, VIII. Laudongasse 12.
25. **Brenner-Felsach,** Joachim Freiherr von, k. u. k. Kämmerer. Gainfarn, Niederösterreich.
26. **Bruck,** Dr. Moriz, k. u. k. Oberstabsarzt i. P. Wien, II. Czerninplatz 1.
27. **Brücke,** Dr. Ernst Ritter von, k. k. Hofrath, Mitglied des Herrenhauses. Wien, III. Traungasse 4.
28. **Brünn,** Musejní spolek.
29. **Brunn,** Ferdinand, leitender Ingenieur der Gewerkschaft Rudolfsthal. Kottes, Niederösterreich.
30. **Brunner Ritter von Wattenwyl,** Dr. Karl, k. k. Ministerialrath i. P. Wien, VIII. Trautsohngasse 6.
31. **Brunšmid,** Josef, k. k. Professor in Vinkovce, Slavonien.
32. **Bühler,** Dr. Georg Johann, k. k. Hofrath, Universitäts-Professor. Währing, Cottagegasse 27.
33. **Buschman,** Dr. Ferdinand Freiherr von, Generalsecretär der k. k. Geographischen Gesellschaft. Wien, I. Bauernmarkt 13.
34. **Campi,** Luigi de. Cles, Tirol.
35. **Charvát,** Adolf, Lehrer in Klobouk bei Brünn.

36. **Chrobak,** Dr. Rudolf, k. k. Universitäts-Professor. Wien, I. Bräunerstrasse 9.
37. **Czerny,** Alois, Bürgerschullehrer in Mährisch-Trübau.
38. **Czoernig,** Karl Freiherr von, Finanz-Director in Klagenfurt.
39. **Dalla-Rosa,** Dr. Alois, k. k. Universitäts-Professor. Wien, IX. Währingerstrasse 11.
40. **Dargun,** Dr. Lothar von, k. k. Universitäts-Professor. Krakau, Floryańska 26.
41. **David,** Alois, fürstlich Metternich'scher Hofrath und Central-Güter-Director. Wien, III. Ungargasse 63.
42. **Demuth,** Theodor, Buchhändler. Wien, I. Postgasse 6.
43. **Deutsch,** Joel, kais. Rath, em. Director des israel. Taubstummen-Institutes. Wien, III. Wassergasse 34.
44. **De Vaux,** Karl Freiherr von, k. u. k. Generalmajor im Geniestabe. Wien, III. Lagergasse 6.
45. **Dillinger,** Andreas, Schriftsteller. Wien, I. Opernring 23.
46. **Döhner,** Richard, Attaché à la suite bei der deutsch-ostafrikan. Gesellschaft. Wien. IX. Währingerstrasse 15.
47. **Duška,** Josef. Josefstadt, Böhmen.
48. **Dworschak,** Dr. Joh., Advocat in Deutsch-Landsberg, Steiermark.
49. **Dzieduszycki,** Adalbert Graf, Gutsbesitzer. Jezupol. Galizien.
50. **Dzieduszycki,** Thaddäus Graf, Gutsbesitzer. Niesluchow, Post Milatyn, Galizien.
51. **Egger,** Arnim. Wien, VI. Getreidemarkt 17.
52. **Egger,** Ritter von Möllwald, Dr. Alois, k. k. Regierungsrath, Director des Theresianischen Gymnasiums. Wien, IV. Favoritenstrasse 15.
53. **Ehrenfeld,** Dr. Adolf, fürstl. Eszterházy'scher Majorats-Consulent. Wien, I. Schellinggasse 7.
54. **Erzbischöfliches Knabenseminar** und Ober-Gymnasium in Trawnik, Bosnien.
55. **Faber,** Dr. Karl Maria. Wien, I. Bauernmarkt 3.
56. **Familien - Fideicommiss - Bibliothek,** k. u. k. Wien, Hofburg.
57. **Figdor,** Gustav, Grosshändler. Wien, II. Kaiser Josefstrasse 38.
58. **Fillenbaum,** Dr. Anton von, k. u. k. Stabsarzt. Wien, IX. Maximilianplatz 15.
59. **Finck,** Johann, königl. Rath, Bürgermeister von Oedenburg.
60. **Fischer,** Dr. Eduard, prakt. Arzt. Wien, I. Renngasse 8.
61. **Fischer,** Dr. Ferdinand, k. u. k. Regimentsarzt in Graz, Rechbauerstrasse 30.
62. **Fischer,** Ludwig Hans, akad. Maler. Wien, VII. Breiteg. 8.
63. **Frischauf,** Dr. E. Wien, IV. Neumanngasse 5.
64. **Frueth,** Dr. Wilhelm, k. u. k. Oberstabsarzt i. P. Wien, VII. Mariahilferstrasse 114.
65. **Gauster,** Dr. Moriz, k. k. Regierungsrath, Director der Landes-Irrenanstalt. Wien, IX. Lazarethgasse 14.
66. **Gerlich,** Dr. Albert, k. u. k. Oberstabsarzt i. R. Wien, II. Wallensteinstrasse 25.
67. **Gesellschaft für Landeskunde** in Salzburg.
68. **Globočnik,** Anton, k. k. Regierungsrath in Laibach.
69. **Gomperz,** Dr. Theodor, k. k. Universitäts-Professor. Wien, III. Reisnerstrasse 9 a.
70. **Gröber,** Karl, k. u. k. Hauptmann bei der schweren Batterie-Division Nr. 9 in Schütt-Sommerein.
71. **Grössl,** Franz Xaver, Präparator am k. k. naturhistorischen Hofmuseum. Währing, Kreutzgasse 33.
72. **Grohmann,** Frl. Anna, Präsidentin d. Damen-Comités der I. Prager Volksküche etc., Hausbesitzerin. Prag, Graben.
73. **Gruber,** Dr. Josef, k. k. Universitäts-Professor. Wien, I. Freiung 7.
74. **Gschirhakl,** Dr. Johann, k. u. k. Regimentsarzt. Wien, I. Helferstorferstrasse 5.
75. **Habart,** Dr. Johann, k. u. k. Regimentsarzt, Chefarzt bei der königl. ungar. Leibgarde. Wien, VII. Hofstallstrasse 7.
76. **Haberlandt,** Dr. Michael, k. u. k. Custos-Adjunct am k. k. naturhist. Hofmuseum. Dornbach, Hauptstrasse 74.
77. **Haberler,** Dr. Franz von, Assistent am anatomischen Institute der Universität in Graz, Harrachgasse 21.
78. **Hackenberg,** Dr. Ferdinand, Hof- und Gerichts-Advocat. Wien, IV. Margarethenstrasse 7.
79. **Hacker,** P. Leopold, Secretär der Centralverwaltung des Stiftes Göttweig, Niederösterreich.
80. **Halla,** Max Josef, Kaufmann in Triest.
81. **Hartungen,** Dr. Christoph von. Riva am Gardasee. Villa Christoforo
82. **Hauser,** Karl Freiherr von, k. k. Conservator, Secretär des Kärntner Geschichtsvereines in Klagenfurt, Rudolfinum.
83. **Hebra,** Dr. Hans Ritter von, Docent an der k. k. Universität. Wien, IX. Mariannengasse 10.
84. **Heger,** Franz, k. u. k. Custos und Leiter der anthropol.-ethnographischen Abtheilung am k. k. naturhistorischen Hofmuseum. Wien, III. Rasumofskygasse 1.
85. **Hein,** Alois Raimund, k. k. Professor und akademischer Maler. Wien, VI. Dürergasse 22.
86. **Hein,** Dr. Wilhelm, wissenschaftlicher Hilfsarbeiter am k. k. naturhistorischen Hofmuseum. Donaufeld bei Wien, Hauptstrasse 2.
87. **Herrmann,** Dr. Emanuel, k. k. Ministerialrath, Professor an der technischen Hochschule in Wien. VI. Gumpendorferstrasse 58 b.
88. **Herrnfeld,** Heinrich, Schriftsteller. Wien, II. Obere Donaustrasse 45.
89. **Herzog,** Jakob, Schriftsteller. Wien, III. Veithgasse 9.
90. **Himmel von Agisburg,** Heinrich, k. u. k. Major im Inf.-Reg. Nr. 6 in Budapest.
91. **Historisches Museum** der Stadt Pilsen.
92. **Hochstetter,** Dr. Arthur Ritter von, Primararzt. Wiener-Neustadt.
93. **Hoelder,** Dr. H. von, k. württ. Ober-Medicinalrath. Stuttgart, Marienstrasse 31.
94. **Hölzel,** Hugo, Buch- u. Kunsthändler. Wien, IV. Louisengasse 5.
95. **Hoernes,** Dr. Moriz, k. u. k. Assistent am k. k. naturhistorischen Hofmuseum. Wien, III. Bechardgasse 22.
96. **Hoernes,** Dr. Rudolf, k. k. Universitäts-Professor. Graz, Sparbersbachstrasse 29.
97. **Hohenbruck,** Arthur Schwäger Freih. von, k. k. Ministerialrath im Ackerbau-Ministerium. Wien, I. Nibelungengasse 5.
98. **Holl,** Dr. Moriz, k. k. Universitäts-Professor. Graz.
99. **Holländer,** Dr. Alexander, Privat-Docent an der Universität in Wien, IX. Ferstelgasse 6.
100. **Holler,** Dr. Anton, Primararzt der niederösterr. Landes-Irrenanstalt. Wien, IX. Lazarethgasse 14.

101. **Hoor,** Dr. Wenzel, k. u. k. General-Stabsarzt. Wien, IX. Währingerstrasse 27.
102. **Houdek,** Victor, k. k. Statthalterei-Secretär. Wien, III. Ungargasse 11.
103. **Houška,** Dr. Alois, städt. Polizei-Commissär in Pilsen.
104. **Hueber,** Dr. Richard, Hof- und Gerichts-Advocat. Wien, I. Schottenbastei 12.
105. **Inama-Sternegg,** Dr. Karl Theodor von, k. k Sectionschef, Präsident der statistischen Central-Commission. Wien, I. Freiung 6.
106. **Jelínek,** Břetislav, Custos des städt. Museums in Prag. Smichow, Hieronymusgasse 13.
107. **Jelínek,** Josef G., Baumeister in Brünn, Basteigasse 7.
108. **Jenny,** Samuel, Fabriksbesitzer, k. k. Conservator. Hard bei Bregenz.
109. **Jurié Edl. v. Lavandal,** Dr. Gustav, Privat-Docent an der Universität in Wien. I. Bankgasse 7.
110. **Kaer,** Peter, Pfarrer von Žrnovnica bei Spalato.
111. **Kaindl,** Raimund Friedrich, Schriftsteller. Czernowitz, Neueweltgasse 58.
112. **Kaiser,** Franz, k. k. Hilfsämter-Director im k. k. cisleithanischen Finanzministerium. Wien, IV. Favoritenstr. 17.
113. **Kaltenegger,** Ferdinand, k. k. Regierungsrath. Wien, VII. Mondscheingasse 18.
114. **Kanitz,** Felix, Curator am k. k. österr. Handelsmuseum, Wien, I. Eschenbachgasse 9.
115. **Kaposi,** Dr. Moriz, k. k. Universitäts-Professor. Wien, IX. Alserstrasse 28.
116. **Karabacek,** Dr. Josef, k. k. Universitäts-Professor. Wien, III. Seidlgasse 41.
117. **Karner,** P. Lambert, Pfarrer in Brunnkirchen, Postamt Furth, Niederösterreich.
118. **Karrer,** Felix, Erster Secretär des Wissenschaftlichen Club. Ober-Döbling, Hauptstrasse 80.
119. **Katholicky,** Dr. Karl, k. k. Sanitätsrath. Brünn.
120. **Kemény,** Dr. Ig., k. u. k. Regimentsarzt. Wien, VIII. Lange Gasse 46.
121. **Klotz,** Dr. Hermann. Innsbruck.
122. **Koblitz,** Ritter von Willmburg, Hanns, k. u. k. Artillerie-Lieutenant. Wien, III. Hauptstrasse 107, II. Stock.
123. **Königswarter,** Moriz Freiherr von, Mitglied des Herrenhauses. Wien, I. Kärntnerring 4.
124. **Könyöki,** Alois Dr., Untersuchungschemiker der k. ungar. chem. Staatsversuchsstation. Budapest, Bajnokgasse 2 b.
125. **Komers,** August, k. k. Professor in Znaim, Mähren.
126. **Kominek,** Alois, Güter-Inspector. Wien, VIII. Lenaug. 17.
127. **Kosanović,** Sava, Erzbischof von Sarajevo, Metropolit von Dabro in Bosnien und Exarch von Dalmatien. Dulcigno, Montenegro. (Lebenslängliches Mitglied.)
128. **Kosčal,** Fr., Director des Ober-Gymnasiums in Vinkovce, Slavonien.
129. **Kosmač,** Joh., Werkdirector in Zangthal, Post Voitsberg.
130. **Kostersitz,** Ubald, inf. Probst des Stiftes Klosterneuburg.
131. **Koudelka,** Florian, k. k. Bezirks-Thierarzt in Wischau, Mähren.
132 **Kratochvil,** Emil, Hüttenverwalter in Königshof bei Beraun, Böhmen.
133. **Kraus,** Franz, k. k. Regierungsrath. Wien, I. Strauchgasse 5.
134. **Krayatsch,** Dr. Josef, Leiter der niederösterr. Irrenanstalts-Filiale in Kierling-Gugging, Niederösterreich.
135. **Kříž,** Dr. Martin, k. k. Notar in Steinitz, Mähren.
136. **Kubinyi,** Nikolaus von, Oberfiscal der Herrschaft Arva. Arva Váralya, Ungarn.
137. **Kübeck zu Kübau,** Max Freiherr von, k. u. k. Legationsrath a. D. Wien, IV. Wienstrasse 27.
138. **Kulka,** Dr. Richard. Wien, VIII. Josefstädterstrasse 22.
139. **Kundrat,** Dr. Hans, k. k. Universitäts-Professor. Wien, I. Maximilianplatz 10.
140. **Kutschera,** Hugo Freiherr von, Administrativ-Director der bosnischen Landesregierung in Sarajevo.
141. **Lanfranconi,** Enea Gracioso, Bauunternehmer in Pressburg.
142. **Leger,** F., Privatier. Kolin, Kuttenberger Vorstadt 182, Böhmen.
143. **Łepkowski,** Dr. Josef von, k. k. Universitäts-Professor in Krakau.
144. **Linardić,** Dr. Dominik, k. u. k. Regimentsarzt beim 5. Corps-Artillerie-Regiment in Komorn, Ungarn.
145. **Linden,** Marie Gräfin, Schloss Burgberg, Post Hermaringen, Württemberg.
146. **Lorinser,** Dr. Friedrich Wilh., k. k. Sanitätsrath, Director des Wiedener Krankenhauses. Wien, IV. Favoritenstr. 30.
147. **Ludwigstorff,** Anton Freiherr von. Deutsch-Altenburg a. d. Donau, Niederösterreich.
148. **Lukas,** Dr. Franz, Professor am k. k. Ober-Gymnasium in Krumau, Böhmen.
149. **Luschan,** Dr. Felix Ritter von, Directorial-Assistent am Museum für Völkerkunde in Berlin, W., Maassenstr. 25.
150. **Makanec,** Dr. Julius, k. k. Polizeiarzt in Sarajevo.
151. **Makowsky,** Alexander, Professor an der k. k. technischen Hochschule in Brünn.
152. **Marchesetti,** Dr. Carlo de, Director des Museo civico di Storia naturale in Triest.
153. **Margulies,** Dr. Joachim. Wien, IX. Liechtensteinstrasse 55.
154. **Marinitsch,** Josef, Kaufmann. Triest, Via del Lazzeretto vecchio 4.
155. **Maška,** Karl Jaroslav, Oberrealschul-Professor in Neutitschein, Mähren.
156. **Matiegka,** Dr. Heinrich, praktischer Arzt in Lobositz, Böhmen.
157. **Mattoni,** Heinrich, kais. Rath. Wien, I. Tuchlauben 14.
158. **Mauthner,** Dr. Ludwig, k. k. Universitäts-Professor. Wien, I. Lugeck 3.
159. **Meringer,** Dr. Rudolf, Privat-Docent an der Universität. Wien, IX. Günthergasse 2.
160. **Meyer,** Dr. Gustav, k. k. Universitäts-Professor in Graz.
161. **Meynert,** Dr. Theodor, k. k. Hofrath, Universitäts-Professor. Wien, IX. Pelikangasse 14, 1. Stock.
162. **Miklosich,** Dr. Franz X. Ritter v., k. u. k. wirkl. Geh. Rath. Wien, VIII. Josefstädterstrasse 11.
163. **Milićević,** Dr. Franjo, in Mostar.
164. **Millicsevits,** Dr. Michael, kgl. serbischer Hof-Secretär. Belgrad.
165. **Mittler,** Dr. Paul. Wien, I. Elisabethstrasse 16.
166. **Montecuccoli-Polinago,** Rudolf Graf, k. u. k. Fregatten-Capitän. Wien, I. Stadiongasse 5.

167. **Mottka,** Rudolf jun., Kaufmann. Triest, Via Caserma 10.
168. **Mrazović** Milena, Schriftstellerin in Sarajevo.
169. **Much,** Dr. Ferdinand, k. k. Hofburgtheaterarzt. Wien, IV. Favoritenstrasse 11.
170. **Much,** Dr. Matthäus, Mitglied und Conservator der k. k. Central-Commission für Erforschung und Erhaltung der Kunst- u. histor. Denkmale. Wien, VIII. Josefsgasse 6.
171. **Much,** Dr. Rudolf. Wien, VIII. Josefsgasse 6.
172. **Müller,** Dr. David Heinrich, k. k. Universitäts-Professor. Wien, IX. Berggasse 32.
173. **Müller,** Dr. Friedrich, k. k. Universitäts-Professor. Wien, III. Marxergasse 24 A.
174. **Müller,** Hugo, Gutsbesitzer. Wien, I. Grünangergasse 1.
175. **Müller,** Dr. Otto, Eisenbahn-General-Secretär a. D. Wien, IX. Berggasse 5.
176. **Museum** der Stadt Klattau in Böhmen.
177. **Museum für Völkerkunde** in Leipzig.
178. **Nadenius,** Dr. Joh. Jakob, kais. Rath. Wien, IX. Währingerstrasse 52.
179. **Neumann,** Dr. Isidor, k. k. Universitäts-Professor in Wien, I. Rothenthurmstrasse 29.
180. **Niederösterreichische Landes-Oberrealschule** und Fachschule für Maschinenwesen in Wiener-Neustadt.
181. **Niedźwiedzki,** Julian, Professor an der technischen Hochschule in Lemberg.
182. **Obersteiner,** Dr. Heinrich B. jun., k. k. Universitäts-Professor, Director der Privat-Irrenanstalt in Ober-Döbling, Hirschengasse 71.
183. **Oser,** Dr. Leopold, k. k. Sanitätsrath, Universitäts-Professor. Wien, I. Neuthorgasse 20.
184. **Ossowski,** Gottfried. Krakau, Starowiślna 16.
185. **Palliardi,** Jaroslaw, Notariats-Candidat in Znaim.
186. **Pauli,** Hugo, Buchhändler. Wien, I. Rothenthurmstrasse 15.
187. **Paulitschke,** Dr. Philipp, Universitäts-Docent und Gymnasial-Professor. Fünfhaus, Neubaugürtel 14.
188. **Peez,** Dr. Alexander, Fabriks- und Realitäten-Besitzer. Wien, I. Opernring 5, 4. Stiege.
189. **Penka,** Karl, k. k. Gymnasial-Professor. Neu-Gersthof, Bergsteiggasse 50.
190. **Perl Ritter von Hildrichsburg,** Ferdinand, k. k. Hofrath i. P. Wien, I. Stubenbastei 12, Hochparterre 2.
191. **Pfeiffer,** Rudolf, k. k. Oberbergrath. Wien, I. Schillerplatz 4.
192. **Pièrer,** Dr. F. S. J., Schiffsarzt des österr.-ungar. Lloyd. Triest, Pozzo del mare 1.
193. **Pissling,** Dr. Wilhelm Ritter von, k. k. Statthaltereirath und Professor in Prag, Wenzelsplatz 43.
194. **Plischke,** Dr. Karl, in Prag, kgl. Weinberge, Puchmayergasse 45.
195. **Plohn,** Dr. Sam., Wien, IX. Maximilianplatz 4 u. 5.
196. **Polak,** Dr. Jakob Eduard, em. k. pers. Leibarzt. Wien, I. Adlergasse 14.
197. **Politzer,** Dr. Adam, k. k. Universitäts-Professor. Wien, I. Gonzagagasse 19.
198. **Pošepný,** Franz, k. k. Bergrath, Währing, Karl Ludwigstrasse 62.
199. **Preen,** Hugo von, akademischer Maler und Gutsbesitzer in Osternberg bei Braunau am Inn, Oberösterreich.
200. **Pudil,** Ján, fürstl. Lobkowitz'scher Baudirector in Bilin, Böhmen.
201. **Püchler,** Wenzel, k. k. Oberbergrath i. P. Prag, kgl. Weinberge, Divischgasse 2.
202. **Rabl,** Dr. Karl, k. k. Universitäts-Professor in Prag.
203. **Radić,** Fran, in Korčula, Dalmatien.
204. **Radimsky,** Wenzel, k. k. Berghauptmann in Sarajevo.
205. **Reischek,** Andreas, Naturforscher. Wien, V., Siebenbrunnengasse 13. (Lebenslängliches Mitglied.)
206. **Richly,** Heinrich, in Neuhaus, Böhmen.
207. **Rigler,** Dr. Franz Edler von, Hof- und Gerichtsadvocat. Wien, III. Seidlgasse 22.
208. **Ringer,** Eduard, Privat-Beamter. Wien, I. Brandstätte 3.
209. **Rixi,** Josef, Baumeister in Prag. kgl. Weinberge, Tylplatz 699.
210. **Rohde,** Theodor. Leipnik, Mähren.
211. **Rohrmann** in Bludowitz, Oesterr.-Schlesien.
212. **Rokitansky,** Dr. Hans Freiherr v. Wien, IV. Hauptstr. 51.
213. **Rollet,** Dr. Emil, Director und Primararzt des Erzh. Sophien-Spitals. Wien, I. Giselastrasse 2.
214. **Rosenberg,** Leopold. Wien, I. Kärntnerring 12.
215. **Rücker,** Anton, k. k. Oberbergrath. Wien, I. Canovagasse 7.
216. **Sakelarides,** Dr. Demeter. Wien, I. Kolowratring 3.
217. **Sarg,** Karl, kais. Rath, Fabriksbesitzer. Liesing bei Wien.
218. **Schacherl,** P. Gustav, Pfarrer in Gobatsburg, Post Hadersdorf am Kamp, Niederösterreich.
219. **Schaffer,** Dr. Ludwig, k. u. k. Regimentsarzt. Wien, III. Rennweg 17.
220. **Scheff,** Dr. Julius, Privat-Docent an der Universität. Wien, I. Lugeck 3.
221. **Schiff,** Dr. Eduard, Privat-Docent an der Universität. Wien, I. Wallfischgasse 6.
222. **Schiffmann,** Louis, Generalconsul für Peru. Hamburg, Magdalenenstrasse 47.
223. **Schlosser,** Karl Freiherr von. Wien, IV. Taubstummengasse 8.
224. **Schmarda,** Dr. Ludwig Karl, k. k. Hofrath. Wien, II. Grosse Pfarrgasse 25.
225. **Schmidel,** Edmund, k. k. Landesgerichtsrath. Wien, VIII. Laudongasse 16.
226. **Schmidl,** K. Hietzing, Alleegasse 25.
227. **Schmidt,** Dr. Josef, in Znaim.
228. **Schnapper,** August, Privatier. Wien, VI. Getreidemarkt 17.
229. **Schneider,** Dr. Robert Ritter von, Custos bei der I. Gruppe der Kunstsammlungen des Allerh. Kaiserhauses. Wien, IX. Berggasse 10.
230. **Schott,** Eugen. Wien, VII. Burggasse 22.
231. **Schrötter Ritter von Kristelli,** Dr. Leopold, k. k. Universitäts-Professor. Wien, IX. Mariannengasse 3.
232. **Schuchardt,** Dr. Hugo, Universitäts-Professor in Graz, Elisabethstrasse 6.
233. **Schulhof,** Dr. Sigmund, Wien, IX. Porzellangasse 20.
234. **Schwab,** Dr. Erasmus, Director des Mariahilfer Gymnasiums, Bezirks-Schulrath. Wien, VI. Kasernengasse 20.
235. **Schwegel,** Josef Freih. v., k. u. k. wirkl. Geh. Rath. Wien, IX. Thurngasse 3.
236. **Sederl,** Josef, k. u. k. Hof-Steinmetzmeister. Wien, III. Reisnerstrasse 51.

237. **Semper,** Dr. St., in Wilten bei Innsbruck, Hauptstr. 59.
238. **Soeding,** Emil, Antiquariats-Buchhändler. Wien, III. Löwengasse 25
239. **Sonnleithner,** Ferdinand, Oberlandesgerichtsrath in Sarajevo.
240. **Specht,** Jos. Ant., Exporteur. Wien, I. Franz Josefs-Quai 37.
241. **Speyer,** Albert, Commissionswaarenhändler in Wien, I. Neuthorgasse 15.
242. **Spitzer,** Adolf, Handelsschuldirector in Sarajevo.
243 **Spitzer,** Gustav, k. k. Hof-Mode- und Weisswaarenhändler. Wien, I. Kärntnerring 12.
244. **Srbska-Zora,** Akademischer Studenten-Verein. Wien, IX. Mariannengasse 25 A.
245. **Stache,** Dr. Guido, k. k. Oberbergrath, Vice-Director der k. k. geologischen Reichsanstalt. Wien, III. Oetzeltg. 10.
246. **Steiner** Freiherr von **Pfungen,** Dr. Robert, Universitäts-Privat-Docent für Nervenpathologie, Wien, I. Schottengasse 3
247. **Störk,** Dr. Karl, k. k. Universitäts-Professor. Wien, I. Wallfischgasse 13.
248. **Stricker,** Dr. Salomon, k. k. Universitäts-Professor. Wien, Ober-Döbling, Hirschengasse 28 b.
249. **Strobel,** Pellegrino, Professor in Parma.
250. **Strohmayer,** Dr. August, Schriftsteller. Rom.
251. **Suchomel,** Dr. Theodor, Landesadvocat in Matzen.
252. **Suplјina,** Matthäus, Pfarrer in Vermo, Post Pisino, Istrien.
253. **Svetlin,** Dr. Wilhelm, Director der Privat-Heilanstalt für Gemüthskranke. Wien, III. Leonhardgasse 3—5.
254. **Szczepanowski,** Stanislaus Prus in Lemberg, Ulice Dabrowskiego 8.
255. **Szombathy,** Josef, k. u. k. Custos am k. k. naturhistorischen Hofmuseum. Wien, VII. Sigmundsgasse 8.
256. **Tagleicht,** Karl, k. u. k. Hof-Bauschlosser. Wien, II. Czerningasse 6.
257. **Tandler Ritter von Tanningen,** Josef, k. k. Ministerialrath i. P. Wien, III. Ungargasse 27.
258. **Tappeiner,** Dr. Franz, Meran, Tirol.
259. **Ther,** Peter Edler von, k. u. k. Generalmajor, Haus-Commandant Sr. Maj. Arcieren-Leibgarde. Wien, III. Rennweg 6.
260. **Tietze,** Dr. Emil, k. k. Ober-Bergrath und Chef-Geologe an der k. k. geologischen Reichsanstalt. Wien, III. Ungargasse 27.
261. **Toldt,** Dr. Karl, k. k. Universitäts-Professor. Wien, IX. Ferstelgasse 6.
262. **Tolmatschew,** Dr. Nikolaus, Professor an der Universität in Kasan.
263. **Tomaschek,** Dr. Wilhelm, k. k. Universitäts-Professor. Wien, IX. Nussdorferstrasse 18.
264. **Trapp,** J. F., Kaufmann in Pilsen, Salzgasse 14.
265. **Trapp,** Moriz, Custos des Franzens-Museums in Brünn.
266. **Treulich,** Dr. Jakob, k. u. k. Oberstabsarzt. Wien, IX, Schwarzspanierstrasse 5.
267. **Truhelka,** Dr. Ćiro, Custos am bosnisch-herzegovinischen Landesmuseum in Sarajevo.
268. **Tschudi,** Dr. Arthur, k. u. k. Regimentsarzt. Wien. IX. Maximilianplatz 13.
269. **Valjavec,** Matija, Professor, Mitglied der südslavischen Akademie in Agram.
270. **Veszely,** Dr. Karl Constantin, k. u. k. Regimentsarzt. Wien, IX. Schlagergasse 11.
271. **Vukasović,** Vid Vuletić, Professor in Curzola, Dalmatien.
272. **Wahrmann,** Dr. Sigmund, prakt. Arzt. Wien, I. Wollzeile 29.
273. **Wahrmund,** Dr. Adolf, Privat-Docent an der Universität und Oriental. Akademie in Wien, IV. Karolinengasse 4.
274. **Wang,** Nikolaus, k. u. k. Custos-Adjunct am k. k. naturhistorischen Hofmuseum. Wien, III. Salesianergasse 2.
275. **Wankel,** Dr. Heinrich in Olmütz.
276. **Weber,** Franz, Oberamtsrichter in Reichenhall, Bayern.
277. **Wedl,** Dr. Karl, k. k. Hofrath. Wien, IX. Kolingasse 20.
278. **Weinberger,** Isidor, k. k. Commercialrath. Wien, IV. Schwindgasse 20.
279. **Weisbach,** Dr. Augustin, k. u. k. Ober-Stabsarzt. Wien, IX. Währingerstrasse 25.
280. **Weiss,** Dr. Johann Baptist von, k. k. Univ.-Professor. Graz, Stiegengasse 9.
281. **Weiss Ritter von Tessbach,** Dr. Adolf, Verwaltungsrath der Bodencreditanstalt. Wien, I. Nibelungengasse 1.
282. **Weyr,** Rudolf, Professor an der technischen Hochschule, Bildhauer. Wien, III. Kegelgasse 2 b.
283. **Wieser,** Dr. Franz Ritter von, k. k. Universitäts-Professor, Präsident des Ferdinandeums. Innsbruck, Fallmerayergasse 1.
284. **Wilckens,** Dr. Martin, Professor an der k. k. Hochschule für Bodencultur. Währing, Sternwartestrasse 48.
285. **Winternitz,** Dr. Moriz. Oxford, 93 Southmoor road.
286. **Winternitz,** Dr. Wilhelm, k. k. Universitäts-Professor, kais. Rath. Wien, I. Helferstorferstrasse 9.
287. **Witlaćil,** Dr. Andreas, k. k. Bezirksarzt, Landes-Sanitätsrath. Wien, VIII. Piaristengasse 17.
288. **Wittmann,** Dr. Emil Hugo, Schriftsteller. Wien, I. Weihburggasse 32.
289. **Witzany,** Dr. A., Districtsarzt in Eisgrub, Mähren.
290. **Woldřich,** Dr. Joh. Nep., k. k. Professor in Wien, III. Neulinggasse 6.
291. **Wolfram,** Alfred, Volontär am k. k. naturhistor. Hofmuseum. Wien, VIII. Daungasse 3.
292. **Wosinsky,** Moriz, Pfarrer in Apar, Comit. Tolna, Ungarn.
293. **Zeyer,** Johann, Architekt in Smichow, Brückengasse 600.
294. **Ziller,** Karl, Rechnungs-Praktikant im k. k. Finanzministerium. Fünfhaus, Tellgasse 12.
295. **Žitný,** Anton, fürstl. Liechtenstein'scher Forstmeister in Adamsthal, Mähren.
296. **Zuckerkandl,** Dr. Emil, k. k. Univers.-Professor in Wien, IX. Günthergasse 1.
297. **Zumbusch,** Kaspar Ritter von, Professor an der k. k. Akademie der bildenden Künste. Wien, III. Jacquingasse 11.
298. **Zwirner,** Hubert, Lehrer an der Volks- und Bürgerschule in Retz, Niederösterreich.

Redactions-Comité: **Fr. R. v. Hauer, M. Much, F. Müller, S. Wahrmann, A. Weisbach und J. N. Woldřich.**
Redactions-Beirath: **M. Much und E. Zuckerkandl.**
Redacteur: **Franz Heger.**

MITTHEILUNGEN
der
Anthropologischen Gesellschaft in Wien.
(Band XXI. Der neuen Folge XI. Band.)

März u. April. **Sitzungsberichte.** **1891.**

INHALT: **Ausschuss-Sitzung am 9. März 1891.** 1. Veränderungen im Stande der Mitglieder; S. [29]. — 2. Vorschläge des Redactions-Comités; S. [29]. — 3. Schriftentausch-Angelegenheiten; S. [29]. — 4. Spende Sr. Majestät; S. [29].
Monats-Versammlung am 10. März 1891. 1. Haberlandt, Nachruf auf Miklosich; S. [29]. — 2. Toldt, Körpergrösse der Tiroler; S. [31]. — 3. Karpeles, Zigeuner; S. [31]. — 4. Kaindl, Forschungen in der Bukowina; S [33]. — 5. Much, Central-Commission; S. [34]. — 6. Moser, Funde im Wippachthal; S. [35]. — 7. Strnad, Funde bei Pilsen; S. [35]. — 8. Jelinek, Auszug aus den Památky; S. [36].
Ausserordentliche Versammlung am 7. April 1891. Meynert, Wahre und falsche Grenzen der Anthropologie; S. [37].
Ausschuss-Sitzung am 13. April 1891. 1. Veränderungen im Stande der Mitglieder; S. [38]. — 2. Ausgrabungen im Jahre 1891; S. [38]. — 3. Untersuchung über Hausbau etc.; S. [38].
Monats-Versammlung am 14. April 1891. 1. Hoernes, Castellier von Villanova; S. [38]. — 2. Haberlandt, Prähistorie Indiens; S. [38]. — 3. Hein, Labyrinthe; S. [38]. — 4. Müller, Auszug aus dem „Archaeologiai Értesitö"; S. [39]. — 5. Balka, Erdstall am Himmlergute in Reitling; S. [48]. — 6. Geschenke für die Bibliothek; S. [50].
Verzeichniss der Schriftentausch-Verbindungen; S. [51].

Ausschuss-Sitzung am 9. März 1891.

Vorsitzender: Ferdinand Freiherr von Andrian-Werburg.

1. Gestorben ist das wirkliche Mitglied Geheimrath Dr. Franz Xaver Ritter von Miklosich in Wien. (Siehe den weiter unten folgenden Nachruf).

Als neues unterstützendes Mitglied wird aufgenommen:

Frau Sophie Baronin von Todesco in Wien.

2. Das Redactions-Comité macht folgende Vorschläge:

a) den Preis des Jahrganges der Mittheilungen von Band XXI angefangen auf zehn Gulden zu erhöhen und

b) den Preis der einzelnen, sechsmal im Jahre erscheinenden Hefte auf zwei Gulden festzusetzen.

Diese Vorschläge werden vom Ausschusse mit Majorität angenommen.

3. Die Wiedereinleitung des im Jahre 1887 eingestellten Schriftentausches mit dem Bolletino di Archaeologia e Storia Dalmata wird auf Antrag des Secretärs genehmigt. Ebenso wird die Einleitung des Schriftentausches mit der von Beginn des Jahres 1891 erscheinenden „Revue mensuelle de l'École d'Anthropologie de Paris" gegen die Mittheilungen und mit den Sitzungsprotokollen der russischen Anthropologischen Gesellschaft an der kais. Universität in St. Petersburg gegen die Sitzungsberichte angebahnt. Dagegen wurde der Tauschverkehr mit der Société des lettres, sciences et arts in Nizza eingestellt.

4. Der Secretär macht die Mittheilung, dass Seine k. u. k. Apostolische Majestät zu dem Fonde für praktische Arbeiten in diesem Jahre, wie seit einer Reihe von Jahren, den Betrag von tausend Gulden zu spenden geruht hat.

Monats-Versammlung am 10. März 1891.

Vorsitzender: Dr. Karl Brunner von Wattenwyl.

1. Herr Dr. **Michael Haberlandt** hält einen Nachruf auf

Dr. Franz Ritter von Miklosich.

Am 7. März ist Geheimrath Professor Dr. Franz Ritter von Miklosich im Alter von 75 Jahren verschieden und am 9. mit grossen Ehren zur Erde bestattet worden.

In Miklosich verlor die europäische Sprachwissenschaft eine ihrer grössten Zierden, die Slavistik ihren grössten und verdientesten Vertreter. Es ist der slavische Grimm, wie er mit einigem Recht genannt worden ist, der nach einer Wirksamkeit, welche ihn an die Seite der grossen classischen Meister der Sprachwissenschaft, eines Dietz, Schleicher, setzte, nunmehr der Geschichte der Wissenschaft angehört.

Dieselbe wird mit seinem Tode jene classische Epoche der Sprachwissenschaft definitiv abgeschlossen erklären, in welcher unter dem Lichte der von Franz Bopp begründeten vergleichenden Sprachforschung die europäischen Sprachen zum ersten Male in wissenschaftlicher Art grammatische Festlegung erfuhren. Was Jakob Grimm unsterblichen Andenkens für die deutsche Sprache, Dietz für die romanischen, nahm Miklosich für die slavische Sprachwelt auf seine Schultern, und er hat die Riesenarbeit geleistet, die sämmtlichen slavischen Sprachen vergleichend, historisch und doch wieder eine jede in allen ihren Besonderheiten grammatisch darzustellen. Die Erforschung und Erhellung des Altslavischen war als nothwendige Voraussetzung zur Lösung jener Aufgabe vorangegangen. Parallel dieser grammatischen Grundarbeit ging die lexikographische Thätigkeit Miklosich's, welcher 1862—1866 das grosse „Lexicon palaeo-slovenico-graeco latinum" und 1886 das etymologische Lexikon der slavischen Sprachen verdankt wird. Den Cyclopenbau seiner vergleichenden Grammatik hat Miklosich sein ganzes Leben hindurch im Einzelnen genauer auszuführen gestrebt und die

Denkschriften der Wiener Akademie der Wissenschaften sind voll von grammatischen Abhandlungen, welche sich mit einzelnen wichtigen Capiteln der slavischen Grammatik näher beschäftigen. Ich erwähne nur seine schöne Arbeit über die Verba impersonalia, die Negation im Slavischen, die Wurzeln des Altslovenischen u. s. w.

Aber Miklosich war nicht nur Grammatiker, er war auch Sprachforscher in höherem Styl. Nachdem einmal jene grammatischen Hauptarbeiten erledigt waren, widmete er seine Kraft mit Vorliebe linguistischen Aufgaben, durch welche zugleich historische und culturgeschichtliche Themata ihre Beleuchtung und Förderung erfuhren. Mit einer Sprachgelehrsamkeit und Vertrautheit mit den Quellen ausgestattet, wie sie nach ihm kaum Jemand besitzen dürfte, warf Miklosich sich nun auf eines der schwierigsten aller linguistischen Gebiete: das Gebiet der Fremdwörter in den verschiedenen slavischen und überhaupt den südosteuropäischen Sprachen. Es ist damit der Aufhellung des Völkerverkehrs und Culturgangs für alle von Miklosich untersuchten Gebiete die sicherste Basis untergeschoben und unbeschreiblich die Fülle interessanter culturgeschichtlicher Thatsachen, die hier rein mit linguistischen Mitteln constatirt erscheinen. Miklosich begann die diesbezüglichen Untersuchungen im Jahre 1867 mit der Abhandlung über die Fremdwörter in den slavischen Sprachen, der sich analoge Forschungen über die fremden Elemente im Albanesischen, die slavischen Elemente im Magyarischen, die türkischen Elemente in den südost- und osteuropäischen Sprachen anschlossen.

Aber auch allgemein culturhistorischen Fragen trat Miklosich gern auf linguistischem Boden näher, und er hat so durch seine grossen Abhandlungen über die Bildung der slavischen Eigennamen und Ortsnamen (aus Personennamen und Appellativen), über die slavischen Monatsnamen, die christliche Terminologie in den slavischen Sprachen u. A. m. die bedeutsamsten Beiträge zur Kenntniss der slavischen Völker und ihres Culturganges geliefert.

Der Kreis slavischer Philologie, dessen anerkannter Altmeister Miklosich war, wurde vollständig durchmessen, indem der Gelehrte auch der Volkspoesie und der Volkssitte der slavischen Völker seine Thätigkeit zuwendete. Seine Beiträge zur Kenntniss der slavischen Volkspoesie, insbesondere seine Mittheilungen über die Volkspoesie der Croaten, sodann die feinsinnige Entwicklung der Darstellung im slavischen Volksepos, wo er Grimm's Feinfühligkeit mit Steinthal'schem Scharfblick verbindet, endlich seine bekannte grosse Arbeit über die Blutrache bei den Slaven weisen Miklosich für alle Zeit einen Ehrenplatz auch unter den Erforschern der Volkspoesie und der Volkssitte an.

Ueber den Kreis des slavischen Cultur- und Sprachgebietes ist Miklosich neben einigen kleineren Abhandlungen hauptsächlich mit dem monumentalen Werke hinausgetreten, das er den Mundarten und Wanderungen der Zigeuner Europas widmete. Nicht weniger als 13 von Miklosich aufgestellte Dialecte werden hier analysirt; die Verbreitung des Zigeunervolkes vom griechischen Centrum aus wird mit sprachlichen Mitteln verfolgt und eine Unmenge folkloristischen Materials geht, unser volles Interesse beanspruchend, nebenher mit. Dies Werk ist ein würdiges Gegenstück im Style der modernen Sprachwissenschaft zu dem berühmten Zigeunerwerk des alten Pott aus den Anfängen der Sprachvergleichung.

Dies das fast unübersehbare Bereich der Gegenstände, über welche sich Miklosich's wissenschaftliche Thätigkeit erstreckte.

Einige Worte über die Eigenart von Miklosich's Forschung und seine eigenthümliche Behandlungsweise wissenschaftlicher Fragen mögen hier passend angeschlossen werden.

Miklosich ist öfter mit Grimm verglichen worden, und in der That ist seine Stellung in der slavischen Sprachwissenschaft derjenigen Grimm's in der deutschen Linguistik mindestens gleichwerthig. Aber Grimm ist doch ein ganz anderer Geist als Miklosich, die Richtung seines Einflusses ist eine ganz andere als bei dem Slavisten.

In Miklosich vermisst man jenen divinatorischen, fast dichterischen Zug Grimm's, der ihn zu einem unvergleichlich tiefen Verständniss aller sprachlichen Erscheinungen befähigte; der ganze tiefsinnige Blick Grimm's für alle Schöpfungen des Volksgeistes, für Märchen und Sage, Mythos und naive Rechtssymbolik fehlt Miklosich, der dafür durch grössere geschichtliche Beherrschung seiner Themen, durch seine mehr nüchterne, rationalistische Auffassung ausgezeichnet ist. Miklosich's Art zu forschen und darzustellen verläuft daher auch meist darin, aus der ungeheuren Rüst- und Zeugkammer, die ihm zur Verfügung stand, mit Gelehrsamkeit, Kritik und Umsicht das Material zusammenzutragen und nach seinen jeweiligen Gesichtspunkten geordnet und gesichtet einfach mitzutheilen, ohne die so lockende culturgeschichtliche Synthese daraus irgendwie zu liefern. In seinen Arbeiten steht so meist die volle Frucht noch überall auf den Halmen; er hat ungeheure Bodenstrecken der Wissenschaft urbar gemacht, bepflügt, besäet — die eigentliche Ernte, die uns das Brot verschafft, ist vielfach den Nachkommenden überlassen. Damit soll nun nicht etwa gesagt werden, dass der Altmeister der Slavistik nicht auch selbst reife Früchte gepflückt und dargeboten habe; seine Arbeiten über slavische Volksepik und ihr Wesen, über die Blutrache bei den Südslaven u. s. w. zeigen, was voll ausgetragene Werke Miklosich's sind.

Wer Miklosich's Andenken würdig ehren will, darf auch seine volle und strenge Objectivität und unbestechliche Kritik nicht unerwähnt lassen. Niemals hat er dem lebhaften Nationalgefühl des Slaven auf dem Boden der Wissenschaft mitzusprechen gestattet, und er hat sich stets dafür bemüht, dass auch im Kreise seiner Fachgenossen der strengen unparteiischen Wahrheit die Ehre gegeben werde. Er hat nie etwas von Gelehrten gehalten, deren falscher Patriotismus — wie er sich gelegentlich einmal in einer seiner Arbeiten ausdrückte — grösser ist als ihre Kritik.

Miklosich stand fast 40 Jahre wie als Forscher, so auch als Lehrer an der Spitze der Slavistik. Er hat unzählige Zuhörer gehabt, die dem klaren, sachlichen Vortrage des berühmten Gelehrten aufmerksam folgten, aber wenig Schüler. Sein ganzes Wesen war nicht darnach angethan, das Feuer persönlichen Eifers für die Sache seiner Wissenschaft auf einen Schülerkreis überströmen zu lassen. Er war kein Seelenagitator, wie jeder wahre Lehrer sein muss, sondern er wirkte als Autorität, als grosses Muster emsiger Arbeit, gewissermassen als ein lebendiges Monument seiner Thätigkeit, die in ihrer Schlichtheit und Trockenheit keine Feuerfunken in jugendliche Gemüther werfen konnte.

Bis in's hohe Alter hat sich der greise Gelehrte die geistige Schaffensfreudigkeit, welche sein Leben zu einem selten fruchtbaren gestaltet hat, bewahrt. Der schnelle Tod überraschte ihn bei der Abfassung einer Abhandlung „über die slavischen Präpositionen". Wenn wir die letzte Arbeit eines berühmten Mannes immer gern symbolisch für seine ganze Art und Laufbahn zu deuten lieben, so trifft eine derartige Deutung für Miklosich beinahe zu. Grimm schloss seine Thätigkeit mit einer Studie über das Volkslied — für den Linguisten Miklosich ist das kleine grammatische Thema über die Präpositionen ein ebenso bezeichnender Ausklang.

Unserer Gesellschaft, welcher Miklosich durch lange Jahre als Mitglied angehört hat, ist der grosse Todte wohl nie persönlich näher getreten; aber wer, wie er, für die ganze gelehrte Welt als Meister seiner Wissenschaft gewirkt hat, darf wohl auch von uns als der Unsere in Anspruch genommen werden. Vor Allem wird uns sein Vorbild als eines grossen Arbeiters nicht entschwinden. Auch in unseren Kreisen wird sein Andenken immer hoch gehalten sein!

2. Herr Universitäts-Professor Dr. **Carl Toldt** hält einen Vortrag über

Die Körpergrösse der Tiroler.

Derselbe wird in einem der nächsten Hefte der Mittheilungen als Abhandlung erscheinen.

3. Herr **Benno Karpeles** gibt in einem Vortrage

Beiträge zur Statistik der Zigeuner in Oesterreich.

Referent bespricht zunächst den Zustand des Materials [1]), dessen Unzuverlässigkeit und Unzulänglichkeit er an mehreren Beispielen nachweist. Dennoch verlohne es sich, an der Hand dieses Materials ein Bild von dem Zustande der Zigeuner in Oesterreich zu entwerfen. Dabei seien zwei grosse Gruppen zu unterscheiden: die Zigeuner in Galizien und in der Bukowina und die Zigeuner in den übrigen Kronländern der Monarchie, mit Ausnahme von Dalmatien, das überhaupt keine Zigeuner beherberge. In der ersten Gruppe bilden die sesshaften, in der zweiten die nomadisirenden Zigeuner das vorwiegende Element.

Zu dieser zweiten Gruppe gehören 2344 Individuen, die sich auf die einzelnen Kronländer folgendermassen vertheilen: es sind heimatsberechtigt in Mähren 702, in Böhmen 666, in Krain 184, in Schlesien 174, in den Küstenlanden 158, in Niederösterreich und Steiermark je 144, in Kärnten 87, in Oberösterreich 50, in Tirol 31, in Salzburg 2 Zigeuner. Die auffallend starke Besetzung der Sudeten-Länder erkläre sich wohl aus einem ethnographischen Momente, da die Zigeuner slavische Volksstämme den deutschen bei weitem vorziehen, wie sie denn auch ein slavisches Idiom leichter sich aneignen als die deutsche Sprache.

385 Zigeuner, von denen 295 in ihren respectiven Heimatsgemeinden leben, sind sesshaft; die meisten sesshaften Zigeuner zählt Mähren, nämlich 230. Auf die Berufsthätigkeit der Zigeuner übt die Unterscheidung von sesshaften und nomadisirenden Zigeunern keinen bemerkenswerthen Einfluss. Für diese ist in der Rubrik „Beschäftigung" vornehmlich angegeben Taglohn, Musik, Komödiespielen, Gymnastik, Bettel und Vagabondage. Specifischer Berufszweig der Männer ist das Pferdewarten und Pferdezubringen, der Weiber das Wahrsagen und Kartenauslegen. Bezüglich der sesshaften Zigeuner ist hervorzuheben, dass unter ihnen nirgends Ackerbauer sich vorfinden. Die meisten arbeiten im Taglohn oder treiben das Schmiedehandwerk., 14 Individuen sind in Strafanstalten untergebracht, 2 sind Pfründner ihrer Gemeinden, ein Kind befindet sich bei fremden Leuten in Verpflegung, 1 weibliche Person lebt im Kloster Schwaz in Tirol [1]), 6 junge Männer leisten ihre Militärdienstpflicht ab, 2 Kinder besuchen die Schule. Erwägt man, dass in allen Berichten Stellungsflüchtlinge und Deserteure vorkommen und die beiden Schulkinder von ihrer Mutter verlassen und auf Grund des Heimatsgesetzes von der Gemeinde erzogen werden müssen, so ergibt sich die fast gänzliche Erfolglosigkeit der seit Jahrzehnten dauernden Bestrebungen, Militärpflicht und Schulzwang auf die Zigeuner auszudehnen.

Körperliche Gebrechen scheinen nur wenige vorzukommen: 41 Personen, zumeist Männer, sind mit 44 Gebrechen behaftet. Dagegen sind moralische Gebrechen allgemein verbreitet. In Niederösterreich z. B. gibt es nach dem Berichte nur einen Zigeuner, dessen Unbescholtenheit ausdrücklich bemerkt ist. Die meisten Verurtheilungen erfolgten wegen Uebertretung der Landstreicherei und des Diebstahls. Es sei lebhaft zu bedauern, dass mit diesen Angaben die amtlichen Berichte so gut wie erschöpft seien und das umsomehr, als ja eine genaue Erhebung der verschiedenen Lebensverhältnisse bei den sesshaften Zigeunern nicht auf allzu grosse Schwierigkeiten hätte stossen können.

[1]) Dieses besteht aus amtlichen Berichten, welche über Erlass des Ministeriums des Innern von den politischen Landesstellen im Laufe des Jahres 1889 eingeliefert wurden und vom Ministerium der k. k. statist. Central-Commission abgetreten wurden. Es muss übrigens bemerkt werden, dass die Berichte in erster Linie zu Verwaltungszwecken bestimmt waren und somit auf eine Ausbeutung durch statistisches Depouillement von vorneherein keine Rücksicht genommen wurde.

[1]) Statt Kloster soll es wahrscheinlich Frauenstrafanstalt heissen.

Für die Zigeuner in der Bukowina und in Galizien lasse sich ein etwas deutlicheres Bild entwerfen, obwohl auch hier den Berichten der Vorwurf der Ungenauigkeit nicht erspart werden könne. In der Bukowina sind 3665 Zigeuner sesshaft, 29 nomadisirende sind in diesem Lande heimatsberechtigt. Von den sesshaften Zigeunern können zunächst nur 3361 in Betracht kommen, da die Ausfüllung der Rubrik „Aufenthaltsort" für die übrigen vergessen wurde! Diese 3361 Zigeuner kommen in allen Gerichtsbezirken des Landes vor und bilden fast 0·6% der Bevölkerung. Sie vertheilen sich auf 128 Ortschaften, d. i. 38% aller Gemeiden in der Bukowina. Die höchsten absoluten Zahlen weisen auf Neu-Fratauz mit 226, Walesaka mit 207, Keszwana und Pojeni mit je 114, Unter-Pertestie mit 112 und Wojtinell mit 103 sesshaften Zigeunern. Gegen das Jahr 1878, in welchem eine durch Ficker veranlasste und, wie es scheint, zuverlässige Erhebung stattgefunden hat, zeigt sich eine Verminderung der gesammten Zahl um 1630 Zigeuner[1]). 33 Gemeinden weisen eine Zunahme, 52 eine Verminderung der Zigeunerbevölkerung auf. In 42 Gemeinden erscheinen sie zum ersten Male. Vergleicht man die Anzahl der in den einzelnen Bezirken lebenden Zigeuner mit der Gesammtbevölkerung jener Orte dieses Bezirkes, in denen Zigeuner überhaupt vorkommen, so erhält man folgende Relativzahlen: die Zigeuner bilden im politischen Bezirke Suczawa 2·8, Radautz 2·1, Storožynetz 1·9, Kimpolung 1·7, Sereth 1·2, Wižnitz 1·0, Czernowitz Umgebung 0·7 und Kotzmann 0·6% der Bevölkerung jener Orte, in denen sie leben. Die Gesammtzahl der Einwohner jener Orte beträgt 210.556, der Percentantheil der Zigeuner im Durchschnitte 1·6%. Aus diesen Zahlen ergibt sich, dass die Zigeuner in manchen Bezirken (vor Allem Suczawa und Radautz) als ethnographisches Element nicht übersehen werden dürfen. Das ist eines der wenigen gesicherten Ergebnisse unserer Aufnahme, wenn auch die einzelnen Zahlen gewiss correcturbedürftig sind.

Bei den weiteren Untersuchungen können sowohl die wenigen nomadisirenden als auch die ihrem Aufenthaltsorte nach unbekannten, aber sesshaften Zigeuner mit den übrigen vereint betrachtet werden, so dass nunmehr überall 3694 Individuen betrachtet werden. Von diesen sind 1931 männlichen und 1763 weiblichen Geschlechtes. Die sich hieraus ergebende Sexualproportion von 52·275 : 47·725 weicht von der allgemeinen Sexualproportion in der Bukowina 50·1 : 49·9 erheblich ab. Für die übrigen Kronländer ergibt sich ein Ueberwiegen des weiblichen Geschlechtes, ein Gegensatz, der jedenfalls auf die Unzuverlässigkeit der Berichte zurückzuführen ist. In den einzelnen Altersclassen schwankt das Verhältniss der Geschlechter. In den Altersclassen über 35 Jahre sind aber die Männer durchaus vorherrschend. Von 1000 Personen männlichen respective weiblichen Geschlechtes sind 551 (496·3) ledig, 401·9 (430·5) verheiratet, 37·3 (68·64) verwitwet, 8·8 (4·54) unbekannten Civilstandes und bei den Männern noch 0·8 geschieden. Sehr günstig ist das Verhältniss der productiven zur nicht productiven Bevölkerung. 61·86% stehen im Alter von 16 bis 60 Jahren, 33·54% gehören zu der noch nicht productiven, 3·70% zu der nicht mehr productiven Bevölkerung. Mit den entsprechenden Daten für Oesterreich verglichen, ist der Antheil der productiven Bevölkerung bei den Zigeunern grösser um 3·5%, der noch nicht productiven kleiner um 0·5% und der nicht mehr productiven Bevölkerung ebenfalls kleiner um 3·9%. Ein hohes Alter erreichen verhältnissmässig wenige Zigeuner, besonders selten die Frauen. Unter den 38 über 70 Jahre alten sind nur 9 Frauen; die älteste Frau ist 82, der älteste Mann 98 Jahre alt. Eine Untersuchung der Civilstandsverhältnisse ergibt sehr günstige Daten. Unter 1000 Zigeunern sind ledig 526, in Oesterreich 596, verheiratet 415, in Oesterreich nur 348, verwitwet 52·3, in Oesterreich dagegen 55·5. Vergleicht man die Anzahl der Erwachsenen mit jener der Verheirateten, so ergibt sich, wenn man nur die über 20 Jahre alten berücksichtigt, dass fast 74% dieser Erwachsenen verheiratet sind. Nimmt man als Grenze des sogenannten heiratsfähigen Alters das vollendete 17. Jahr, so leben von den Erwachsenen 66% in der Ehe. Diesen Ziffern entsprechen für die Monarchie um 12, respective 8% niedrigere, das heisst hier wieder ungünstigere Ziffern. Von den über 20, respective 17 Jahre alten Zigeunern sind verwitwet 12, respective 8·3%. Auf 100 Witwer kommen 168 Witwen. Aus der Zahl der verheirateten und verheiratet gewesenen ergibt sich die Zahl der ledig gebliebenen heiratsfähigen Personen. Von 1000 Erwachsenen über 20 Jahre sind verheiratet oder verheiratet gewesen 828. Es kamen also nicht zur Verheiratung 172. Von 1000 Erwachsenen über 17 Jahre sind verheiratet oder verheiratet gewesen 740. Es kamen also nicht zur Verheiratung 260. Derart günstige Ziffern finden sich nur in wohlhabenden und in proletarischen Gesellschaftsschichten. Dass die Zigeuner zu den letzteren gehören, kann nach dem, was Ficker über ihre elende Lage berichtet, nicht zweifelhaft sein und die mitgetheilten Ziffern bestätigen das. Stehende Ehen gibt es 745; da 1535 Personen verheiratet sind, leben 45 nicht in der Ehe. Bezüglich der Altersdifferenz der Ehegatten ergibt sich, dass die Mehrzahl die Heiraten bilden, in welchen Mann und Frau nicht weit auseinanderstehen und der Mann älter ist. Für das absolute Heiratsalter ergibt sich als annäherungsweises Resultat, dass die Weiber ziemlich frühzeitig in den Ehestand treten, die Männer verhältnissmässig später. Auf eine Familie entfallen 2·44 eheliche Kinder. Uneheliche Kinder sind merkwürdigerweise nur 35 verzeichnet.

Was die socialen Verhältnisse betrifft, so ist es von Bedeutung, dass sich auch ackerbautreibende Zigeuner vorfinden, was gewiss als Ausdruck einer fortschreitenden Assimilirung der Zigeuner betrachtet werden muss[1]). Die grosse Menge der Zigeuner arbeitet

[1]) Aus dieser ganz unnatürlichen Verminderung allein ergibt sich die Unrichtigkeit der Zählung von 1889.

[1]) Die Zählung des Jahres 1878 ergab keine ackerbauenden Zigeuner.

allerdings noch immer im Taglohn oder betreibt das Schmiedehandwerk. In Wojtinell, Hliboka, Ober- und Unter-Wikow und Broskoutz blüht die Hausindustrie der Löffelmacher, welche etwa 60 Familien beschäftigt. Ueber dieses Gewerbe, sowie über die Beschäftigung der Zigeuner überhaupt hat Ficker ausführliche und dankenswerthe Mittheilungen beigebracht.

Selbstständige Haushaltungen gibt es 1143 mit zusammen 3645 Personen[1]). Es entfallen somit auf eine Haushaltung 3·188 Personen, auf eine Familie, deren es 955 mit zusammen 3215 Personen gibt, 3·366 Personen. Das Verhältniss zwischen der Grösse der Familien und der Haushaltungen gestaltet sich jedoch anders, wenn man die alleinstehenden Personen ausscheidet. Es entfallen dann auf 877 Familien 3137 Personen, auf 896 Haushaltungen 3398; das ergibt eine Familienstärke von 3·548, eine Haushaltungsstärke von 3·77 Personen. Für die socialen Verhältnisse lassen sich aus diesen Angaben folgende Schlüsse ziehen: Bei der relativ sehr bedeutenden Anzahl von verheirateten oder verheiratet gewesenen ist die relativ geringe Stärke der Familien und Haushaltungen nur zu erklären durch eine grosse Kindersterblichkeit oder durch eine ziemlich bedeutende Wanderbewegung, welche Alle, die in der Heimat keinen genügenden Unterhalt finden, mit sich reisst oder durch eine Combination dieser beiden Momente. Somit muss die Lage der Zigeuner in der Bukowina als unerfreulich erscheinen.

Der grösste Theil der Zigeuner wohnt im Flachlande und in diesem in kleineren Ortschaften; 77% aller Ortschaften, in welchen Zigeuner leben, sind solche mit einer Einwohnerzahl von 500—2000.

Ueber die Religion, die Umgangssprache, die Ausübung der Wehrpflicht, über Verbrechen und Strafen ist im Berichte nichts zu finden. Die Angaben über den Schulbesuch der Kinder, sowie über charakteristische Merkmale sind ungenügend.

In Galizien sind 2346 Zigeuner heimatsberechtigt. Von diesen sind 1880 sesshaft, 466 nomadisirend. Die Sexualproportion berechnet sich auf 49·78 : 50·22, lässt also im Gegensatze zur Bukowina wieder ein Ueberwiegen des weiblichen Geschlechtes erkennen. Der Altersaufbau ist fast der gleiche wie bei den Zigeunern in der Bukowina. Dagegen zeigen die Civilstandsverhältnisse eine bedeutende Abweichung. Unter 1000 Zigeunern sind kaum 300 verheiratet, 635 ledig. Diese Zahlen können sehr wohl der Wahrheit entsprechen, bestärken aber dann die Vermuthung, dass im Bericht für die Bukowina jedes Concubinat als Ehe aufgefasst wurde. Auf die Familiengliederung geht der Bericht nicht ein, ebensowenig auf die Darstellung der Anzahl und Grösse der Haushaltungen.

Von den 74 Bezirkshauptmannschaften Galiziens beherbergen 38 sesshafte Zigeuner. Gruppirt man die Bezirkshauptmannschaften nach der Zahl der in den einzelnen Bezirken sesshaften Zigeuner, so ergibt sich, dass in den 12 an erster Stelle stehenden Bezirken allein 1374 Zigeuner (= 73%) sesshaft sind. Diese Bezirke liegen nun alle an der grossen Reichsstrasse, auf welcher man aus der Bukowina über Kolomea, Stryj, Drohobycz, Lisko, Jasło, Neu-Sandec und Saybusch am Nordabhange der Karparthen nach Schlesien gelangt. Auf derselben Strasse liegen noch 5 andere Bezirke mit zusammen 89 sesshaften Zigeunern, so dass auf die Bezirke des übrigen Galiziens kaum ein Viertel aller sesshaften Zigeuner entfällt. Daraus scheint mit Gewissheit hervorzugehen, dass die angegebene Linie die Wanderstrasse darstellt, auf welcher die Zigeuner auf ihren Zügen aus der Bukowina nach Schlesien und Böhmen gelangten, weil die Zigeuner, als sie sesshaft wurden, gewiss in jenen Bezirken sich niederliessen, welche an dieser Strasse liegen.

Die Dürftigkeit der Angaben, welche aus den Berichten geschöpft werden konnten, lassen nach der Ansicht des Referenten den Wunsch nicht unberechtigt erscheinen, eine neuerliche, von wissenschaftlichen Principien ausgehende Enquête über die Zahl und die Lebensweise der Zigeuner in den einzelnen Kronländern zu veranstalten.

4. Herr **Raimund Friedrich Kaindl** in Czernowitz berichtet in einem Schreiben über

Ethnographische und archäologische Forschungen in der Bukowina,

dem wir folgende Stellen entnehmen.

Die Bukowina regt mit ihrem bunten Völkergemisch so recht zur ethnographischen Forschung an. Vieles ist in dieser Beziehung schon in der That geschehen. Eine vollständige Uebersicht wird mein Aufsatz „Ethnographie und Folklore in der Bukowina“ bieten, welcher demnächst in der Wiener „Romänischen Revue“ erscheinen wird. Hier sollen nur die Arbeiten des letzten Jahres genannt werden.

Zunächst erschien der zweite Theil des Werkes „Die Ruthenen in der Bukowina“ von mir und Alexander Manastyrski. Der erste Theil dieser Arbeit ist bereits im vorjährigen Jahresberichte der Anthropologischen Gesellschaft erwähnt worden.

Pfarrer Demeter Dan schrieb zwei Hefte über die griechisch-orientalischen Armenier in der Bukowina und über die Lippowaner daselbst.

Professor C. A. Romstorfer veröffentlichte eine Arbeit über „Das Bauernhaus in der Bukowina“; bestimmt war dieselbe für die Besucher des Huzulenhauses auf der land- und forstwirthschaftlichen Ausstellung in Wien.

Eine Anzahl Volksüberlieferungen verschiedener Nationen der Bukowina habe ich in der Zeitschrift für Volkskunde „Am Urquell“ 1890 abdrucken lassen. In derselben Zeitschrift erscheint demnächst eine Studie über die interessante slavisch-romanische Mythe von der Baba-Jaudocha-Dokia. Bekannt ist, dass ich seit Jahren eine umfangreiche Arbeit über die Huzulen vorbereite und dass ich sowohl für diese als auch für eine neue Arbeit über die Ruthenen Materialien von

[1]) Bei 49 Personen konnte die Zugehörigkeit zu einer Haushaltung nicht bestimmt werden.

der Anthropologischen Gesellschaft erhielt [1]). Ich hoffe durch beide Arbeiten die Volkskunde zu fördern [2]).

Schliesslich habe ich in letzter Zeit den Gedanken an die Begründung eines ethnographischen Museums in Czernowitz angeregt. Dasselbe soll vorzüglich die Nationen der Bukowina in Betracht ziehen. Die Ausführung des Planes dürfte wohl gelingen [3]). Regeres Interesse an der Kunde der Heimat suche ich im weiteren Kreise durch die in der „Bukowinaer Rundschau" erscheinenden „Buchenblätter" zu wecken. Zu diesem Zwecke sollen auch Preisausschreibungen dienen.

Eine erfreuliche Förderung hat auch die archäologische Forschung in diesem Jahre erfahren. An der Universität Czernowitz ist nämlich mit Beginn des Studienjahres 1890/91 ein Münzen- und Antiquitäten-Cabinet eröffnet worden. Custos des Cabinetes ist Professor Dr. J. Loserth, der eine höchst erfreuliche Thätigkeit an den Tag legt. Die Zahl der Münzen beträgt schon über 3600 und wächst immerwährend zumeist durch Schenkungen. Dagegen ist die Zahl der Alterthümer gering. Das Ordnen und Aufstellen derselben habe ich besorgt. Desgleichen habe ich ausführlich über das Cabinet in der „Bukowinaer Rundschau", in den „Bukowinaer Nachrichten", ferner in der „Romänischen Revue" berichtet; auch an die k. k. Central-Commission sandte ich einen Bericht. Wichtige archäologische Funde sind hingegen im Laufe dieses Jahres nicht bekannt geworden. In dieser Hinsicht geschieht leider viel zu wenig. Es gäbe viele Orte, die untersucht werden müssten und wo Ausgrabungen sicher schöne Resultate ergeben würden. Vielleicht wird es gelingen, dafür Interesse zu erwecken.

Zum Schlusse müssen zwei Arbeiten des Conservators Romstorfer genannt werden, die für die Archäologie von Bedeutung sind, und zwar: „Baudenkmale in der Bukowina", erschienen in der „Wiener Zeitung" 1890, Nr. 13—15 und: „Typus der Klosterkirchen in der Bukowina" in den Mittheilungen der k. k. Central-Commission 1890.

5. Herr Dr. **M. Much** sandte uns Anfang dieses Jahres einen eingehenden Bericht über

Die Thätigkeit der k. k. Central-Commission für Kunst- und historische Denkmale im Jahre 1890

ein, welcher zum grössten Theile für den Jahresbericht des Präsidenten der Anthropologischen Gesellschaft (siehe diese Mittheilungen, Sitzungsberichte p. [3] ff.) verwendet wurde. Die einleitenden Bemerkungen zu diesem Berichte mögen im Folgenden Platz finden.

Die k. k. Central-Commission für Kunst- und historische Denkmale hat auch im abgelaufenen Jahre ihre Bemühungen zum Schutze prähistorischer Alterthümer fortgesetzt. Ihre Aufgabe hat bekanntlich eine doppelte Richtung und besteht einerseits darin, Gegenstände dieser Art zu erforschen und zur Kenntniss zu bringen, andererseits — ohne sie in eigenen Museen anzusammeln — entweder selbst Massregeln zu ihrem Schutze zu treffen oder an zuständiger Stelle zu beantragen.

In dieser Beziehung hat sie schon vor längerer Zeit eine Reihe von Vorschlägen zum Schutze prähistorischer Alterthümer mit eingehender Begründung und stetem Hinweis auf die bezügliche Gesetzgebung des Auslandes unterbreitet, worüber bei dem gemeinsamen Congresse der deutschen und der Wiener Anthropologischen Gesellschaften eine kurze Mittheilung gemacht worden ist. Eine Entschliessung des hohen Ministeriums ist noch zu erwarten.

Seither wurde von der k. k. Central-Commission eine neue Action eingeleitet und — soweit ihre Thätigkeit dabei in Frage kommt — zu Ende geführt.

Es hat sich nämlich jedem Urgeschichtsforscher mehr und mehr die Ueberzeugung aufgedrängt, und wir machen diese Erfahrung noch immer täglich, dass die prähistorischen Bauwerke jeder Art durch die immer intensiver auftretende Ausnützung des Bodens zu den verschiedensten Zwecken mehr als in irgend einer früheren Zeit und in immer steigendem Masse gefährdet werden und nachdem sie viele Jahrhunderte allen Angriffen erfolgreichen Widerstand geleistet haben, nun vor unseren Augen rasch verschwinden. Wer z. B. die Schanzwerke von Stillfried vor 16 Jahren gesehen hat, wird nicht mit Wehmuth erfüllt, wenn er heute wahrnimmt, wie selbst diese riesigen Wälle der ausgleichenden Gewalt des Pfluges weichen!

Dass mit diesen Bauwerken auch ihr oft kostbarer Inhalt verschwindet, zeigen z. B. die Reste der grossen Tumuli von Dörfles und Zwerndorf in Niederösterreich, in deren Umkreise die Scherben zahlreicher und ohne Zweifel gleich schöner und seltener Gefässe herumliegen, wie sie aus anderen Tumulis glücklicher Weise gerettet werden konnten.

Solche Erfahrungen bestimmten die k. k. Central-Commission dazu, zunächst alle Bauwerke, die wir mit dem Namen Wallburgen, Burgwälle, Ringwälle, Heiden-, Schweden- und Hussiten-Schanzen, Wachtberge, Leeberge, Hausberge, Tumuli, Schlackenwälle, Glasburgen, Steinsetzungen, Steintische, Wackelsteine, hangende Steine, Näpfchensteine u. s. w. bezeichnen, durch ihre Conservatoren zu ermitteln. Dank dem Eifer derselben ist es möglich geworden, von einer überraschend grossen Zahl derartiger Bauwerke Kenntniss zu erhalten. Auf Grundlage der Berichte der Conservatoren wurden sodann geeignete Verzeichnisse zusammengestellt und mit den nöthigen Beifügungen und nebst den daran geknüpften, in ihren Motiven dargelegten Anträgen dem hohen Ministerium zur Entscheidung vorgelegt.

Man darf sich hiebei nicht der Täuschung hingeben, dass nicht noch eine weitere grosse Zahl dieser Bauwerke ihrer Vernichtung entgegengeht, ehe einschneidende Massregeln zu ihrem Schutze möglich

[1]) Auf Veranlassung des Herrn k. u. k. Majors von Himmel gesammelt.

[2]) Das Capitel „Hausbau und Bauopfer bei den Huzulen" ist als Flugblatt gedruckt worden und gelangte an die Besucher des Huzulenhauses auf der land- und forstwirthschaftlichen Ausstellung in Wien 1890 zur Ausgabe.

[3]) Hierüber Näheres in der Beilage der „Bukowinaer Rundschau" Nr. 916.

werden, ja, dass es überhaupt nicht zu erwarten ist, dass alle erhalten werden können; durch diese Erhebungen ist aber schon jetzt wenigstens so viel gewonnen, dass man von vielen prähistorischen Bauwerken Art, Namen und Lage kennt, auch wenn sie in einiger Zeit vernichtet und dem Gedächtnisse entschwunden sein werden.

Die Erwägung, dass die ungestörte Erhaltung aller prähistorischen Bauwerke nicht zu erreichen sein wird, hat Veranlassung gegeben, dieselben in Classen zu bringen und in die erste Classe diejenigen einzureihen, welche wegen ihrer Art, ihrer Grösse und Bedeutung, ihrer Unversehrtheit und anderen Eigenschaften unter allen Umständen der Erhaltung werth sind, auch wenn sie mit Opfern verbunden wäre.

Es ist seit einer langen Reihe von Jahren Gepflogenheit der Central-Commission für Kunst- und historische Denkmale, bei dem Bau von Eisenbahnen, Canälen, Fortificationen und anderen Werken, welche eine grössere Erdbewegung erfordern, die vorgesetzten Behörden um geeignete Massregeln zu ersuchen, durch welche Ausführungs- oder Aufsichts-Organe verpflichtet werden, auf etwaige Funde Bedacht zu nehmen und sie zur Anzeige zu bringen. Auch das vergangene Jahr bot wiederholt Gelegenheit zu derlei Schritten, die, wenn sie auch nicht immer von einem unmittelbaren Erfolge begleitet sein können, doch das Gute haben, dass die immer erneuerte Einschärfung der Anzeigepflicht die Erkenntniss des Werthes von Alterthumsfunden aller Art allgemeiner und die Aufmerksamkeit und Sorgfalt für deren Erhaltung lebendiger machen muss.

Wiederholt und insbesondere bei den Conferenzen der Conservatoren hat sich die k. k. Central-Commission entschieden gegen jede Art von Raubgräberei ausgesprochen, mag sie offen in gewinnsüchtiger Absicht oder in der Form wissenschaftlicher, doch von unberufenen und ungeschickten Händen ausgeführter Forschung aufgetreten sein. Wo immer sich eine geeignete Handhabe bot, einem solchen Treiben entgegenzutreten, wurde sie ergriffen. Als daher im letzten Sommer ein Herr Frankfurth & Söhne aus Milwaukee in den Vereinigten Staaten unter dem Anscheine der Alterthumsforschung ein ganzes Kronland zum Gegenstande seiner „Studien“ machte, wurde diesem Beginnen in rascher und entschiedener Weise entgegengewirkt, ehe ein grösserer Schaden angerichtet werden konnte.

6. Herr Dr. **C. L. Moser** in Triest berichtet über

Funde im Wippachthale.

In Dreviče bei Wippach wurden auf der dem Grafen Lanthieri gehörigen und Polica genannten Wiese wiederholt Urnen-Bruchstücke und römische Münzen gefunden; letztere bewahrt der Besitzer.

Bei meinem Besuche des Wippachthales im September des vorigen Jahres erhielt ich durch Lehrer Pegan in Planina ob Wippach mehrere Nachrichten von Funden, die in der Umgebung von Planina bei Wippach gemacht wurden. Die Funde, welche mir der Lehrer einzusenden versprach, bestehen in niedlichen versilberten Bleikrügelchen, die man als Beigabe neben Aschenurnen-Bruchstücken in Gräbern bei Britich (Britof-Freithof) fand. Ein solches Bleikrügelchen befindet sich in meinem Besitze. Auch bei der kleinen, südlich davon gelegenen Ortschaft Koboli wurden vor Jahren ähnliche Funde gemacht. Von daher rührt auch eine Bronzemünze mit Attila rex und eine Silbermünze aus der ersten Patriarchenzeit Aquilejas. In Sturja bei Heidenschaft wurde ein vergoldeter Bronze-Schildbuckel gefunden. Er ist geziert mit einem Sieger und zwei Rossen und trägt die Inschrift R. R. V. G. Wenn ich in den Besitz sämmtlicher Funde, die ich damals flüchtig gesehen, gelange, will ich darüber weiter berichten.

7. Herr Professor **Josef Strnad** in Pilsen berichtet über

Verschiedene Funde in der Umgebung von Pilsen.

1. Die Grabhügel bei Litic (Tumuli mit Steinkern und Brandgräbern aus der La Tène-Periode).

Bei Litic stiess man heuer im Januar auf einer Hutweide sub Nr. 1903 auf eine Nekropole. Sie liegt nordwestlich von dem Dorfe Litic, gleich oberhalb der Dorfmühle an dem linken Ufer des Radbuzaflusses, hart an dem von Litic zu der Bahnstation Litic führenden Feldwege. Die Nekropole bestand ehemals aus 18 Grabhügeln, von welchen schon 12 Grabhügel etwa vor 20 Jahren von dem damaligen Pächter des herrschaftlichen Meierhofes durchgegraben wurden. Heuer wurden die sechs noch übrig gebliebenen Grabhügel geöffnet und die Funde dem Pilsener städtischen Museum geschenkt.

Die Grabhügel bestanden im Innern aus einem Steinkern mit darüberliegender Erdaufschüttung. Sie waren durchschnittlich über 1 m, nur ein einziger $2^1/_2$ m hoch.

Die Funde bestehen aus ornamentirten und unverzierten Gefässen. Das Ornament bei einem grossen Topfe besteht aus seichten und breiten, vom oberen Rande zum Boden sich hinziehenden Furchen. Die wenigsten Gefässe waren wie von aussen so auch von innen mit Graphitanstrich verziert, die eine Gefässschale im Innern mit kreuzweise vom Rande zum Boden gezogenen Linien geschmückt. Besonders verdient eine thönerne Vogelfigur erwähnt zu werden. Der Vogel hat einen längeren Hals, einen spitzigen Schnabel. Im Innern ist er hohl, der Hals ist massiv. Leider fehlt das untere Gestell und der hintere Theil des Vogels.

Ferner wurde gefunden:

Aus Eisen: 3 Pfeilspitzen mit plattem unteren Theile ohne Tülle, die beiden Enden des Blattes sind bei zweien derselben mässig ausgeschweift; eine Lanzenspitze mit Tülle; ein gebogenes Schwert in Scheide und dann einige kleinere ganze und zerbrochene Ringe.

Aus Bronze: Ein massives ovales Armband (11 cm und 10 cm im Durchmesser); zwei kleinere ganz gleiche Ringe (äusserer Durchmesser 2·5 cm); eine dünne Nadel

ohne Kopf (9 cm lang); ein Stück gebogener Draht (17 cm lang); ein ovales Bruchstück von massiver Bronze (5 cm lang).

Aus Gold: Ein dünnes Ringelchen (2·2 cm Durchmesser).

Besondere Anerkennung verdienen die Herren, welche die Ausgrabungen förderten, nämlich Herr Richard Waldek, der Pächter des herrschaftlichen Meierhofes in Litic, sein Verwalter Herr J. Lisy und Adjunct A. Mašek, welch' letzterer persönlich bei den Arbeiten die Aufsicht führte.

2. Die Brand-Hügelgräber bei Černic. (Jüngere Hallstatt-Periode?)

Auf eine ähnliche Weise wie in Litic stiess man auf eine Nekropole bei Černic. Der Bauer Thomas Říhánek wollte aus einer Hutweide sub Nr. 195-196 Feld machen. Beim Durchgraben der dort befindlichen Hügel fand er einige werthvolle Sachen, die von dem Lehrer Augustin Hřebík in Černic nach Pilsen in's Museum gebracht wurden. Mit Erlaubniss des Eigenthümers übernahm das Museum das Durchgraben der weiteren Hügel, welche Arbeiten dem städt. Polizeicommissär in Pilsen, Herrn Dr. Alois Houška, anvertraut wurden. Im Juni und Juli wurden im Ganzen 15 Grabhügel geöffnet; 13 von ihnen bestanden aus mächtigem Steinbau und aus einer darauf ruhenden Erdschicht, 2 waren aus Lehm aufgeschüttet.

Die Artefacte aus Bronze sind:

2 kleinere Dolche, 2 Armringe, 2 Nadeln mit platten Köpfen, 1 Nadel in Sechserform, 1 Knopf.

Aus Eisen: 1 Lanzenspitze, 2 wohlerhaltene Pferdetrensen und 1 beschädigte Pferdetrense.

Aus Stein: 15 Stück verschiedene Silexsplitter und 4 Schleifsteine.

Aus Bernstein: 1 kleines Ringelchen (welches jedoch von dem Finder Říhánek verloren wurde).

Die Thongefässe waren alle zerdrückt. Die meisten waren ohne Ornament. Das Ornament bei einigen bestand aus Wolfszähnen, deren Furchen mit weisser Kalkmasse ausgefüllt waren. Andere Gefässe waren mit Graphitanstrich versehen. Viele Gefässe waren mit Henkeln versehen.

3. Depôtfund in Černic.

Von den beim Durchgraben beschäftigten Arbeitern erfuhr man, dass im Jahre 1888 beim Planiren des Gartens des neuen Schulgebäudes in Černic auch verschiedene Bronzesachen gefunden wurden. Wirklich brachte einer von den Arbeitern, Namens Špaček, eines Tages 22 Bruchstücke aus Bronze. 14 derselben bilden einen Gürtel von 95 cm Länge. Die grösste Breite des Gürtels in der Mitte misst 5·7 cm, gegen die beiden Enden verengt er sich. Das Ornament des Gürtels besteht aus zwei Wellenlinien in Tremolirstich, welche sich zu beiden Seiten des Rückens durch die ganze Länge hinziehen. Die 8 übrigen Stücke scheinen auch zusammenzugehören und bildeten vermuthlich ein mehrmals um die Hand gewundenes Armband. Die innere Seite des Armbandes ist eben, die äussere oval. Allem Anscheine nach gehören diese Sachen zu einem Depôt-Funde, denn von einem Grabe war hier nach den Angaben der dabei beschäftigten Leute keine Spur.

8. Herr **Břetislav Jelinek** in Prag übersendet einen Auszug aus den

Památky archaeologické a místopisné.

Bd. XIV, Jahrg. 1889, Heft 12.

Die Grabhügel von Luženic bei Taus. Von Bohumil Štrér. Mit Abbildungen.

Wie wir dem Berichte entnehmen, sollen sich hier über 20 Grabhügel befunden haben, von denen bereits drei, welche mit Stein umlegt waren, im Jahre 1886 durchgegraben wurden; jeder derselben enthielt zwei zerschlagene kleine Gefässe. Im Jahre 1889 wurde neuerdings einer von diesen Grabhügeln geöffnet, welcher 90 cm hoch war und zwei mit Steinen umlegte Gräber enthielt, deren Inhalt in fünf kleinen Thongefässen und einigen Bronzegegenständen bestand. Von diesen letzteren werden nachstehende verzeichnet: 12 Blechplatten (phalerae?), zwei 29 cm lange, nagelförmige Nadeln, 1 Armband, Bruchstücke — wie dies aus der Zeichnung erhellt — von Spiral-Fingerringen und ein Bruchstück von einem unbestimmten Gegenstande aus Blech. Ausser diesem Hügelgrabe wurden noch drei andere geöffnet, welche jedoch ausser Scherben (von Thongefässen) keine anderen Beigaben enthielten.

Aus verschiedenen Mittheilungen, welche in diesem Hefte zerstreut angeführt werden, erfahren wir noch Nachstehendes:

Bei Welwar wurde ein mit Steinen umlegtes Grab entdeckt, in welchem Knochen von 2 bis 3 Menschenskeletten ohne jede Ordnung beigesetzt gewesen sein sollen. An Beigaben fanden sich daselbst 2 Armbänder aus Bronzedraht, Korallen, Muscheln und Scherben. — In Libkovic bei Raudnic wurden ganze Gefässe und Bronzeobjecte gefunden. — In Ředic bei Holic wurden Urnen und bei Alt-Bydžov Skeletgräber, welche S-förmige Ohrringe trugen, entdeckt. — In Bubenč stiess man auf alte Eisen-Schmelzöfen und unweit von denselben wurden 3 Skelette und 1 Brandgrab aufgedeckt. Andere Schmelzöfen wurden noch in Nusle und in Bezno vorgefunden. — Gräber mit liegenden Hockern wurden neuerdings bei Zakolan durchforscht. Dieselben waren mit Schieferplatten umlegt und in einem derselben fand man 12 bis 15 Bernsteinkorallen, ein Bruchstück von einer Bronzenadel und ein kleines Thongefäss. — In der Umgebung von Miletin werden Burgstätten constatirt, und zwar bei Uhlejov, bei Zvičín und bei Vřesník.

Dieses Heft enthält ferner die Fortsetzungen von Č. Zibert's „Zaubereien der alten Böhmen" und Jos. Hladik's „Die Brandgräber bei Měník".

Bd. XV. 1890, Heft 1.

Ueber die Bewaffnung der alten Slaven von Dr. J. L. Píč. Mit Abbildungen.

Der Verfasser bespricht mehrere Schutz- und Angriffswaffen, wobei er auch in die Vorgeschichte hinein-

greift. Die Streithämmer besprechend, findet er es aus der Königinhofer Handschrift sehr schwer zu bestimmen, ob hier die Rede von eisernen oder von steinernen Hämmern sei, da dieselben kurzweg mlat [1]) genannt werden; nachdem es aber aus Funden, die auf den Wallburgen gemacht wurden, erwiesen ist, dass Stein- und Knochengeräthe noch in der historischen Zeit in Verwendung waren, hält er die Möglichkeit nicht ausgeschlossen, dass zur Zeit des Záboj — oder vielmehr zur Zeit, als das Gedicht entstanden ist, die steinernen Streithämmer zum Kampfe gebraucht wurden; man könne aber voraussetzen, dass ein Vornehmer, wie es eben der Záboj gewesen war, eher mit einem eisernen Hammer gekämpft haben mag. Indem der Verfasser den Helm, das Drahthemd, den Schuppenpanzer und die Schilde, ferner die Pfeile, Speerspitzen, das Schwert flüchtig und die mit Gift getränkten Waffen nur nebenbei berührt, hält er die hauptsächlichsten alten Berichte über dieses Thema für erschöpft.

Die Nekropole von Ředic auf den Hořánky von Vácsl. Diviš-Čistecký. Mit 1 Tafel.

Auf dem Kegel der Hügelgruppe Hořánky bei Ředic breitet sich ein grosser Begräbnissplatz mit Leichenbrand aus, auf welchem thönerne Urnen und Gefässe nebst eisernen Armbändern, Bruchstücken von Messern, Nadeln u. dgl., dann auch bronzene Nadeln, Ahlen, Knöpfe, Armbänder, Ringe, Ohrringe und aus Stein Bruchstücke von einem Keil, ein Wetzstein und Feuersteinsplitter gefunden wurden. (Fortsetzung.)

Ueber die jüngsten Forschungen in Bosnien von Ćiro Truhelka mit 3 Tafeln.

In der Einleitung besagt der Verfasser, dass Funde aus der Bronzezeit fast ausschliesslich aus Massenfunden bestehen, wogegen Funde aus der jüngeren Zeit zumeist in Gräbern gemacht werden. Dieser Zeit gehören die Funde auf der Hochebene von Glasinac an, welche Tausende von Grabhügeln zählt und von 24 vorgeschichtlichen Befestigungsorten rings umschlossen ist. Mit wenigen Ausnahmen sind alle bosnischen und herzegovinischen Grabhügel aus Stein errichtet; deren Durchmesser bewegt sich zwischen 5—25 m und deren Höhe zwischen 0·5—1·5 m. Als Beispiel von der Zusammenstellung wird ein im Jahre 1889 bei Cavarini geöffneter Grabhügel, welcher bis jetzt noch den Namen Arareva Gromila (d. i. steinerner Grabhügel) führt, beschrieben, welcher ausser Leichenbrand, bei welchem nebst vielen Liebesgaben (ein korinthischer Helm, Armbänder, Fibeln u. s. w., Alles aus Bronze) auch ein Skelet enthielt, welches mit eisernen Waffen (ein zweischneidiger Hammer, eine Lanzenspitze und drei Spiesse) ausgestattet war. Hiebei erwähnt der Verfasser des auffallenden Umstandes, dass nach den bis jetzt gemachten Funden der Leichenbrand ausschliesslich den Kriegern galt, wogegen bislang in keinen Brandgräbern Anzeichen eines weiblichen Begräbnisses, wohl aber solche in Skeletgräbern constatirt wurden.

Hierauf übergeht der Verfasser zur Beschreibung einiger in Glasinac gefundenen Objecte [1]), wobei er deren Armuth an Thongefässen hervorhebt und gelangt zu der Schlussfolgerung: Dass die Funde von Glasinac den Eindruck einer selbstständigen Cultur machen, welche in ihrer Mehrheit eine örtliche Bedeutung (význam) haben; ihr allgemeiner Werth liege aber darin, dass sie sichtlich griechischen Einfluss beweisen. Gegen die nördliche Strömung der vorgeschichtlichen Cultur, deren Ausgangspunkt vielleicht der Hallstätter Bezirk ist, stelle sich hier eine gleichzeitige, bereits der historischen Zeit angehörige Cultur entgegen, welche sich der vorerwähnten gegenüber nach Norden dränge. Glasinac liege theilweise in ihrem Gebiete.

Kleinere Mittheilungen.

Die Sammlungen des Herrn Jaroslav Palliardi in Znaim enthalten über 2000 vorgeschichtliche Objecte, deren Mehrzahl von dem „Hradiště“ bei Křepic herstammt. Es sind aus Stein verfertigte Pfeilspitzen, eine Lanzenspitze, Messer, Schaber, Sägen, Beile, Aexte, Keile und Bruchstücke von ähnlichen Gegenständen. Aus Bronze: Celte, Dolche, Pfeil- und Lanzenspitzen, Messer, Ahlen, Nadeln, Fibeln und Gussformen. Aus Eisen sind nur vier Bruchstücke gefunden worden; dagegen erscheinen die keramischen Objecte stark vertreten. Dieselben bestehen namentlich in Gefässen und Gefässscherben, Löffeln, Wirteln, Amuletten, Ringen u. s. w. — Eine andere Gruppe bilden die Funde von Znaim, worunter sich S-Ringe, ornamentirte Scherben und auch ganze Gefässe befinden. — Ausserdem enthält die Sammlung auch Fundobjecte aus Jevišovic, Mašovic, Damačic, Žerotic, Hodonin u. a. m.

Eine Burgstätte „Hradiště“ genannt, wird bei Semtěš verzeichnet, welche 0·57 Hektar einnimmt und mit Erdwällen und Doppelgräben umzogen ist.

Ausserordentliche Versammlung am 7. April 1891.

Herr Hofrath Professor Dr. **Theodor Meynert** hält einen Vortrag:

Wahre und falsche Grenzen der Anthropologie (Genie, Wahnsinn, Verbrechen).

(Wird später erscheinen.)

---

[1]) mlat heisst im Böhmischen ein Schmiede- oder Schlag- und auch ein Streithammer überhaupt. B. J.

[1]) Vergl. Dr. v. Hochstetter: Ein Kesselwagen von Glasinac in Bosnien. Mittheil. d. Anth. Gesellsch. in Wien, 1880, Bd. X. — Dr. Ćiro Truhelka: Die Nekropolen von Glasinac in Bosnien. ib. 1889, Bd. XIX, p. 24. — Dr. Moriz Hoernes: Grabhügelfunde von Glasinac. ib. 1889, Bd. XIX, p. 134. B. J.

Ausschuss-Sitzung am 13. April 1891.

Vorsitzender: Ferdinand Freiherr von Andrian-Werburg.

1. Als neue Mitglieder werden aufgenommen:

a) als unterstützende Mitglieder:

Theodor Auspitz, Procurist der Firma S. Auspitz in Wien.

Carl Figdor in Wien.

Leopold von Lieben, Generalrath der Oest.-ung. Bank in Wien.

b) Als wirkliche Mitglieder:

Wladimir Bugiel, stud. med. in Wien.

Das landschaftliche Antiken- und Münzen-Cabinet am Joanneum in Graz.

Dr. Josef Mies, Arzt und Anthropologe in Berlin.

Der Musealverein in Hallstatt, Oberösterreich.

Dr. Lubor Niederle, Assistent am Landesmuseum in Prag.

Dr. Max Ritter von Proskowetz auf Proskow und Marstorff, k. u. k. Truchsess in Wien.

Franz Steiner, Grundbesitzer in Schaab bei Podersam, Böhmen.

2. Der Secretär theilt mit, dass Se. Durchlaucht Edmund Fürst Clary und Aldringen, sowie Herr Felix von Zwicklitz je 50 fl. als Beitrag zum Fonde für praktische Arbeiten gewidmet haben, was vom Ausschusse mit dem Ausdrucke des Dankes für die Spender zur Kenntniss genommen wird. Das zur Feststellung der Arbeiten eingesetzte Comité hat beschlossen, aus den vorhandenen Mitteln in diesem Jahre folgende Arbeiten zu veranlassen: 1. Eine Recognoscirungsreise zu urgeschichtlichen Zwecken nach Dalmatien, mit welcher Aufgabe Herr Custos Szombathy betraut wurde; 2. die Fortsetzung der im Vorjahre durch Dr. Moriz Hoernes begonnenen Ausgrabungen in Istrien; 3. die Weiterführung der ebenfalls im Vorjahre eingeleiteten Ausgrabungen bei Oedenburg durch Dr. Rudolf Hoernes und 4. die Fortsetzung der Forschungen Dr. Woldřich's in den südböhmischen Wallburgen. Der Ausschuss nimmt diese Vorschläge genehmigend zur Kenntniss.

3. Der Secretär macht Mittheilung über die Vorarbeiten zur Untersuchung des Hausbaues, der Ortsanlage und Flureintheilung in Oesterreich. Anschliessend an die im letzten Hefte publicirte Arbeit des Herrn Dr. A. Peez soll ein Fragebogen ausgearbeitet und an die betheiligten Kreise verschickt werden.

Monats-Versammlung am 14. April 1891.

Vorsitzender: Herr Oberstabsarzt Dr. A. Weisbach.

1. Herr Dr. **Moriz Hoernes** hält einen Vortrag

Ueber den Castellier von Villanova in Istrien.

Der Vortragende gibt einen Ueberblick der bisherigen, auf die Prähistorie Istriens bezüglichen Arbeiten, welche 1883 mit den Ausgrabungen in Vermo begannen und 1889 mit der Publication der Pizzughi-Funde durch Dr. Amoroso eine Art von Höhepunkt erreichten. Auch auf dem Castellier von Villanova bei Verteneglio (Gem.-Bez. Buje) hat die rührige Gesellschaft für Alterthum und Geschichte Istriens in Parenzo wiederholt erfolgreiche Grabungen unternommen und dieses Terrain mit höchst dankenswerther Zuvorkommenheit der Wiener Anthropologischen Gesellschaft zu weiteren Forschungen eingeräumt. Unsere Grabungen (Ende October und Anfang November 1890) haben reichliches Material zur Illustration einer im Wiener Hofmuseum noch nicht vertretenen Classe vor- und frühgeschichtlicher Wohnplätze am Nordstrande der Adria hereingebracht. Die Castellieri sind dasselbe, was man in den nördlich angrenzenden Gebieten Krains u. s. w. „Gradische" oder ähnlich nennt; die Funde sind aber doch ganz anderer Art als im Ostalpengebiet. Man erkennt fast in Allem und Jedem die südliche Culturzone, an welcher Istrien zuerst mit terramara-ähnlichen Formen (auch mit solchen, die an ähnliche Wohnplätze der Balkanhalbinsel, ja selbst an Hissarlik-Troja erinnern), dann mit Erscheinungen einer specifisch-illyrischen Stufe der ersten Eisenzeit, mit nicht wenigen keltischen und vielen frührömischen Funden theilnimmt. Für die Zeitbestimmung der älteren unter diesen ungeschichteten Ansiedlungsfunden ist das Vorkommen gewisser Typen in den sehr gleichmässig ausgestatteten Metropolen der ersten Eisenzeit Istriens massgebend. Wir erkennen daraus, dass es hier mindestens eine stark vertretene archaische Vorstufe der Hallstatt-Periode gegeben hat, aus welcher namentlich viele Hirschhorn-Werkzeuge stammen, die aber selbst wieder bereits mit Metallklingen, wahrscheinlich Bronzemessern, hergestellt sind.

2. Herr Dr. **M. Haberlandt** spricht über

Die Prähistorie in Indien.

(Wird später in den Mittheilungen erscheinen.)

3. Dr. **Wilhelm Hein** übersendet einen

Beitrag zur Geschichte der Labyrinthe.

Im Anschlusse an Professor Benndorf's Vortrag über „Antike und moderne Labyrinthe" (Mittheilungen der Anthropologischen Gesellschaft in Wien, Bd. XXI, p. [2]) möchte ich die Aufmerksamkeit der Archäologen auf nachstehende Notiz in einem arabischen Werke lenken: Der Geograph el-Kazwînî († 1275 n. Chr.) gibt in seinem Buche der Denkmäler der Länder: „Kitâb âtâr el-bilâd", II. Th., p. 406 (Ausgabe von Ferd. Wüstenfeld, Göttingen 1848) eine Beschreibung der Stadt Konstantinopel, die folgende Stelle enthält: „Nicht

wurde ihresgleichen weder vorher noch nachher gebaut; es gibt viele Berichte über ihre Grösse und Schönheit, und dieses war ihre Gestalt:

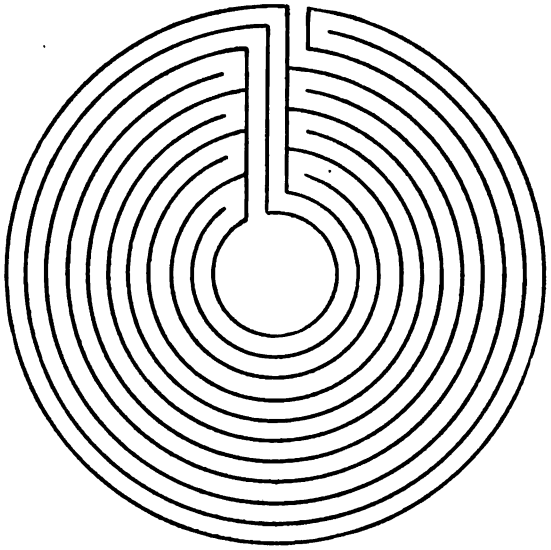


Fig. 1.

Labyrinth als Stadtplan von Konstantinopel (nach el-Kazwînî).

Heute ist nichts mehr von dieser Gestalt geblieben, wiewohl sie noch eine herrliche Stadt ist."

Dieser kurze Bericht, für den el-Kazwînî leider keinen Gewährsmann namhaft macht, tritt der Frage nach dem Ursprunge der Labyrinthe zwar nicht näher, scheint aber dennoch dadurch beachtenswerth, dass er das Labyrinth als Stadtplan nachweist. Ob diese Auffassung bereits in den vermuthlich byzantinischen Quellen, welche dem arabischen Geographen vorlagen, zum Ausdruck gekommen war oder von letzterem erst irrthümlicher Weise angenommen wurde, kann ich in Folge gänzlicher Unkenntniss der bezüglichen Literatur nicht entscheiden.

4. Herr Dr. **Otto Müller** stellt uns nachstehende auszugsweise Uebersetzung aus dem in ungarischer Sprache geschriebenen

„Archaeologiai Értesitő"

(„Archäologischer Anzeiger"),

Band VIII (neue Folge), Budapest, Jahrg. 1888, zur Verfügung [1]).

[1]) Es sind hiebei nur jene Artikel berücksichtigt, welche den von der Anthropologischen Gesellschaft gepflegten Disciplinen entsprechen. Die Uebersetzung ist in der Weise eingerichtet, dass sie, bei dem Vergleiche der bezogenen Abbildungen des „Archaeologiai Értesitő" betreffenden Bandes, vollständig den Inhalt des in ungarischer Sprache geschriebenen Originaltextes den deutschen Lesern zur Kenntniss bringt. — Wir hoffen, demnächst eine auszugsweise Uebersetzung des Bandes IX (neue Folge), Jahrgang 1889, des „Archaeologiai Értesitő" und im nächsten Jahre den Inhalt der Jahrgänge 1890 und 1891 zu bringen und dann regelmässig von den Berichten des „Archaeologiai Értesitő" fortlaufende auszugsweise Uebersetzungen in's Deutsche unseren Lesern mittheilen zu können. Anm. der Redaction.

1. Bericht des Sigmund Reiner, S. 10—25, mit 6 Tafeln Abbildungen:

Der Bronzefund von Ispánlak in Siebenbürgen, im Unter-Weissenburger Comitate, östlich von Nagy-Enyed (Strassburg) am Marosflusse, südöstlich von Maros-Ujvár 1½ Stunden entfernt.

Die Gegend ist mit zahlreichen Hügeln bedeckt. Einer davon heisst in rumänischer Sprache „La Dedeu". 6 cm unter der Oberfläche stiess man beim Ackern im August 1887 auf eine 59 cm tiefe Grube, deren oberer Durchmesser 110 cm war; sie enthielt einen 10 bis 12 Metercentner schweren Haufen von theils gebrauchten, theils ungebrauchten, theils zerbrochenen patinirten Bronzegegenständen.

Schon im Jahre 1881 wurden, etwa 1000 Schritte von „La Dedeu" entfernt, auf einem Felde, benannt „Podae", in einer Urne zahlreiche wohlerhaltene Bronzegegenstände gefunden, von denen eine Hälfte in den Besitz des Siebenbürger Museums-Vereines zu Klausenburg, die andere Hälfte in die Sammlung des Nagy-Enyeder (Strassburger) evangelischen Bethlen-Collegiums gelangte.

Auch von den neuen Funden auf „La Dedeu" sind ausgesuchte Stücke in die Sammlung des Nagy-Enyeder Collegiums gekommen, während der Rest, soferne es möglich war, ihn von den Ortsbauern zu erwerben, in den Besitz des Sigmund Reiner überging.

Von Waffen, Schwertern, Dolchen, Lanzen- und Pfeilspitzen sind nur Bruchstücke in der Sammlung Reiner. Auf der Tafel des Originalberichtes, S. 12, sind 44 solcher Bruchstücke abgebildet. Von Streitkeilen mit Schaftlappen und Schaftröhren (Palstäben und Celtes) besitzt die Sammlung Reiner 20 wohlerhaltene und 153 Bruchstücke; typische Formen davon sind auf Tafel S. 15, sub Nr. 15—46 abgebildet.

Eine grosse Zahl von abgenützten und gebrochenen Messerklingen befindet sich ebenfalls in der Sammlung. Die Tafel S. 17 bringt einige Abbildungen.

Bronzene Sicheln sind durch 237 theils wohlerhaltene, theils gebrauchte Stücke vertreten. Die Tafeln S. 19 und 22 zeigen verschiedene Formen derselben.

Bronzene Reifen besitzt die Sammlung Reiner: 14 Stücke gut erhalten mit Verzierung und 5 dergleichen Bruchstücke. Ohne Verzierung ganze 4 Stücke und ebenfalls 5 Bruchstücke.

Bronzene Armbänder gibt es 15 wohlerhaltene Stücke und sehr viele Bruchstücke. Die Tafel S. 23 zeigt verschiedene Muster.

Auf Tafel S. 23, Nr. 7 und 10, sind Stücke von bronzenen Gürtelbändern abgebildet, doch wäre es möglich, dass diese Stücke nur Beschläge waren.

Entschieden Bruchstücke von Beschlägen sind auf Tafel S. 17, sub Nr. 12—17 abgebildet. — Gürtelbeschläge in kleinen Stücken, auch 2 mit Schliessenenden, sind viele vorhanden.

Bronzenadeln, Drähte, Spiralen und Bronzefäden zum Binden, Schnüren oder Heften von Gegenständen, sowie bronzene Nägel ergänzen das Inventar.

Von Fibeln, Fingerringen und Perlen war merkwürdigerweise keine Spur bei diesem Funde. Scheiben-

artige Knöpfe, Spangen und Anhängsel aus Bronze beweisen übrigens die Putzsucht jener Bevölkerung.

Bronzene Theile von Pferdezäumen (Trensen) zeugen von ihrer Wohlhabenheit (Tafel S. 17, Nr. 8—10).

Zwei Gegenstände in dieser Sammlung sind bisher nirgends in gleicher Form vorgekommen. Beide sind auf Tafel S. 17 abgebildet.

Der eine Gegenstand (Fig. Nr. 3) ist ähnlich einem gespaltenen trichterförmigen Rohre, mit ausladendem, muffenartigem Endstück, welches nach seiner Längsseite in der Mitte gespalten ist. Doch auch die Spalträndер sind regelmässig in Zackenform ausgeschnitten, so dass man ein gleiches einpassendes Gegenstück voraussetzen muss, um ein Rohr zu bilden. Die Länge des Stückes ist 6 cm, die Breite am ausladenden Rande 5 cm.

Der andere Gegenstand (Tafel S. 17, Fig. Nr. 11) ist ein am Fundorte in 3 Theile gebrochenes, 2 mm dickes, convex gepresstes Bronzeblech, dessen Länge 25 cm und dessen grösste Breite 17·3 cm ist.

Mehrere Schmelzstücke (Tafel S. 15, Nr. 1—14) lassen darauf schliessen, dass an oder in der Nähe der Fundstelle eine prähistorische Bronzegiesserei sich befand.

Ausser diesen Gegenständen hat von demselben Funde Professor Carl Herepey für die Sammlung des Nagy-Enyeder evangelischen Collegiums annähernd 200 Stücke erworben.

Die Fundgegenstände gehören der eigentlichen Bronzezeit an; sie gleichen zunächst jenen Bronzefunden, welche im Jahre 1870 bei Hammersdorf (Szt. Erzsébet) im Hermannstädter Kreise in Siebenbürgen zu Tage kamen [1]) und haben den gleichen Typus mit den Bronzefunden von Mitteleuropa, nicht aber mit jenen der östlichen Zone. So spricht sich Reiner darüber aus.

2. Bericht des Koloman Darnay, S. 61—62, über neue Funde bei Csab-Rendek nächst Sümegh im Zalaer Comitate und bei Sümegh selbst am sogenannten Ujhegy (deutsch: Neuberg).

a) Bei Csab-Rendek wurde ein ausgebreitetes Gräberfeld aufgefunden mit Skeletgräbern, welches jedoch eine geringe Ausbeute an Bronze- und Eisengeräthen und Thonscherben bot.

Im Orte Rendek selbst, am Platze, wurde eine fast einen halben Meter lange Bronzenadel gefunden. Am scheibenartigen Kopfe zeigten sich Spuren von Ornamenten.

b) Am Neuberg bei Sümegh fand man in den Weingärten nächst dem städtischen Ziegelofen zwei Skeletgräber, in dem einen weiblichen Grabe zwei bronzene Armbänder.

3. Gabriel Téglás bringt S. 93 zwei Zeichnungen von Fundgegenständen, welche in Csáklya bei Tövis im Unter-Weissenburger Comitate in Siebenbürgen schon vor längerer Zeit vorkamen und sich in der Sammlung des Professor Carl Herepey in Nagy-Enyed (Strassburg) befinden.

Die Abbildung eines prähistorischen Steinbeiles aus Schmirgel (Naxos) und die Abbildung einer in Kalkschiefer gearbeiteten Gussform für bronzene Streitäxte aus der späteren Bronzezeit. Die Länge der inneren Gussform der Axt (ungarische Csákányform) ist 13 cm.

4. Aufsatz von Gabriel Téglás, S. 116—125, mit 3 Tafeln Abbildungen:

Gegenstände aus der „Kupferzeit" in Siebenbürgen.

Indem Téglás die Ansicht der Scheidung einer älteren „Kupferzeit" von der „Bronzezeit" vertritt, war er bestrebt, auf seiner Bereisung Siebenbürgens in den dortigen archäologischen Sammlungen die prähistorischen Kupfergegenstände detaillirt aufzuzeichnen. Er fand nach seiner Eintheilung:

1. Flache Meissel und Keile, 2. Kupferbeile, 3. zweischneidige Csákánye (Streitäxte), deren schneidige Seite über Kreuz steht, 4. grosse Csákánye (Streitäxte), 5. Aexte (einschneidig) An Schmucksachen: 6. Armbänder und Spiralfibeln, 7. einen Pfriemen (Ahle) und 8. eine Fischangel; ausserdem eine beiderseits convexe, in der Mitte durchlöcherte Kupferscheibe, dann ein Bruchstück einer durchlöcherten Klammer und endlich einen rohen Kupferbarren. 33 Abbildungen sind beigegeben.

Die Funde vertheilen sich auf 21 Orte in den Flussthälern der Alt, der grossen und kleinen Kokel, der Maros und ihrer Nebenflüsse, der Bistricz und grossen Szamos, also auf ganz Siebenbürgen. — Die Gegenstände sind zumeist in dem Bruckenthaler Museum zu Hermannstadt (Nagy-Szeben), in der evangelischen Collegium-Sammlung zu Nagy-Enyed (Strassburg), in dem Klausenburger (Kolozsvár) Museum, in dem Szekler Museum zu Szepsi-Szt. György, in der Sammlung des sächsischen evangelischen Gymnasiums zu Schässburg (Segesvár) und in den Privatsammlungen der Sofie Torma zu Bros (Szászváros) und des Abt-Pfarrers Franz Kovács zu Maros-Vásárhely aufbewahrt.

5. Bericht des Josef Mihalik, S. 140—147, über die prähistorische Ansiedlung auf dem Rohacska-Berge (im oberen Waagthale, im Liptauer Comitate).

Dort, wo die Ausläufer des niederen Tátra-Gebirges (Liptauer Gebirge) vom Gyömbér (Dzumbir-) Berge nach Nord gegen den 1550 m hohen Poludnicza-Berg hin ihr Ende erreichen, eine Stunde südlich von Liptó-Szt. Miklós (im oberen Waagthale, an der Kaschau-Oderberger Bahn) steht am Fusse des Poludnicza-Berges der 822 m hohe Rohacska-Hügel zwischen den slavischen Ortschaften Plostyin und Illanova; sanft verflacht er sich gegen die das Waagthal einsäumenden Höhen.

Der Rohacska-Berg ist beiläufig 1000 m lang und 400 m breit; an ihn knüpfen sich viele Volkssagen. Die Einwohner von Plostyin und Illanova graben am Berge ihre Kalk-Bausteine aus. Die dadurch abgedeckte Humusschichte enthält massenhaft dicke, aus rohem

[1]) Ludwig Reissenberger. Der neueste archäologische Fund bei Hammersdorf. Im Archiv des Vereins für siebenbürgische Landeskunde, neue Folge, X. Bd, S. 8—37 und Archäologiai Értesitő 1873, S. 83—85. — Diese Fundgegenstände befinden sich zum Theile im Bruckenthal-Museum zu Hermannstadt, theils im National-Museum zu Budapest.

Material gearbeitete, aus mit Kalk, Quarz, Feldspath und Glimmerblättchen durchsetzten Thon verfertigte Scherben von Thongefässen.

Das war die äussere Veranlassung, dass Mihalik an die wissenschaftliche Durchforschung des Bergplateaus ging. Sozusagen auf der ganzen Bergoberfläche fand er alte Culturschichten, welche mit verschiedentlich starken, gebrannten, ungebrannten, mit freier Hand oder auch mit der Töpferscheibe verfertigten, unglasirten und zumeist nicht ornamentirten Thonscherben und verstreuten Knochenstücken erfüllt waren. An vielen Stellen wurden auch Brandspuren gefunden, auf welchen eine starke Aschenlage war mit halbverbrannten Knochenresten. Dies erinnerte den Schreiber an ähnliche Funde des Herrn Béla von Majláth am „Warta-Berge" im Liptauer Comitate.

Jene Culturschichte war insbesondere am nördlichen und nordwestlichen sanften Abhange des Rohacska-Berges, gegen das Dorf Plostyin hin, 10 cm bis 1·5 m stark und voll mit Thonscherben, während am östlichen steileren Abhange, gegen das Dorf Illanova hin, nur selten Thonscherben vorkamen.

Am Gipfel des Bergrückens, unter dem den höchsten Punkt bildenden Felsen, befindet sich eine annähernd 1000 qm fassende, ebene, viereckige Fläche, unter welcher sich, um einen Schritt tiefer, noch eine von drei Seiten mit einer 3—16 m hohen Felsmauer umschlossene rasige Ebene befindet. Diese Ebene, welche 36 m lang und 21 m breit ist, machte auf den Schreiber den Eindruck, als wäre sie ein mit den Ruinen von Burgmauern umgebener Hof und sei sie der befestigte Mittelpunkt jener Niederlassung, welche sich fast über den ganzen Rücken des Rohacska-Berges auf einer Fläche von etwa 150.000 qm ausdehnt.

Auch die grössere viereckige Fläche ist gegen Ost durch eine natürliche Dolomitmauer von 10—12 m Höhe geschützt. Gegen Süd und West setzt sich die gleiche natürliche Felsmauer aus Dolomit fort, doch ist sie hier noch mit von Menschenhand darauf geschichteten grossen Kalk-, Sand- und Granitsteinen überlagert. Gegen Nord zeigt sich keine Mauer und ist die Aussicht von hier gegen das Waagthal frei. Hier am steilen Bergabfall, gegen das Waagthal zu, wurden die Grabungen begonnen, und gleich unter dem Boden stiess Mihalik auf die Fundamente von künstlichen Mauerresten ohne Mörtel, welche sich an die natürlichen Felsmauern im Osten und Westen anschlossen. Die Stärke der Mauer betrug 45 cm, die Höhe 0·5 m (unter der Erde), die Länge 20 m.

Die Culturschichte auf dieser Fläche betrug 0·4 bis 1·5 m Stärke und war zumeist im oberen Theile mehr mit dünnwandigen, gut gebrannten, rothen oder braunen, ornamentirten oder nicht verzierten Thonscherben, in dem unteren Theile von dickeren und aus rohem Material gearbeiteten Thonscherben durchsetzt. Die Scherben waren so massenhaft vorhanden, dass auf einen Kubikmeter durcharbeitete Erde etwa 90 Stück bis handgrosse Scherben vorkamen; ausserdem fand man zahllose Unterkieferknochen vom Schafe, verbrannte und unverbrannte Vogelknochen, den Stosszahn (Hauer) eines Wildschweines und eine verkohlte Haselnussschale. In der Tiefe von 40 cm wurde auch das Bruchstück eines granitenen Mahlsteines gefunden.

Von den Thonscherben haben nicht zwei Stücke zusammengepasst. Ihre Stärke war von 10—22 mm; zumeist schienen sie von grösseren Gefässen zu stammen. Es gab glatte und ausgeladene Halsrandstücke. Die Seitenstücke waren theils glatt, theils mit Linienornamenten eingekerbt.

In der Tiefe von 1·3 m wurde auch eine dunkelgrün patinirte „Bronzespirale" gefunden, aus 18 übereinander liegenden Reifen bestehend, so dass sie eine Röhre bildeten. Laut Angabe eines dortigen Bauern wurde vor Jahren daselbst ein „einem Apothekergewichte gleichender kupferartiger Gegenstand" gefunden, welcher dem Kupferschmiede in Szt. Miklós zum Einschmelzen verkauft wurde.

Noch tiefer im Erdreiche als die obige Bronzespirale wurde auch ein „Metallgegenstand" gefunden, der dunkelbraun patinirt war und wie verrostet schien, sich aber als aus „rothem Kupfer" bestehend erwies. Es ist dies ein 7 mm starkes Stäbchen, 35 mm lang, mit einer fortlaufenden V-Verzierung.

Auch ein Feuersteinstück, 27 mm lang und 18 mm breit, kam vor. Ein zweites Bruchstück, die Hälfte eines aus rothem Sandstein gearbeiteten Mahlsteines, fand sich gleichfalls.

Eine „Feuerstelle" war auf einer grösseren Fläche, 90 cm unter der Oberfläche, dadurch kenntlich, dass am Boden Lehm aufgestampft war, welcher festgebrannt war.

Diese „Feuerstelle" wurde bei der Aufdeckung durch Steinarbeiter leider zum grössten Theile zerstört. Ihre Grösse kann darnach beurtheilt werden, dass Mihalik ihre Länge mit 4·2 m, ihre Stärke mit 20—30 cm constatirte und hinzufügt, dass etwa schon vier Fünftel derselben zerstört war. Die eigentliche Herdhöhlung bestand aus gebrannten Thonschichten, bei deren Abhebung sich am Boden derselben rinnenartige, walzenförmige oder prismatische Vertiefungen zeigten. Es schien, als ob die Bruchstücke jener gebrannten Thonschichten von Hütten herrührten, deren Wände aus Ruthen geflochten, mit Thon verschmiert waren, welche Hütten dann durch Feuer vernichtet wurden.

Die Thonscherben, welche in der diese Feuerstelle bedeckenden 60—70 cm mächtigen Culturschichte zerstreut sich vorfanden, waren zum Theil mit halb nuss- oder haselnussgrossen Buckeln versehen; Kohlenstücke und auch ein 3 m langes Stück von verkohltem Fichtenholze und faust- oder apfelgrosse Granitsteine, von Rauch und Feuer geschwärzt, fanden sich nächst der Herdstelle, in Mitte derselben auch ein „Thonkegel", ein sogenannter „Feuerhund" (nach Römer). An Schlacken war hier und an anderen Stellen des Rohacska kein Mangel. — Mihalik setzt diese prähistorische Ansiedlung zum Ende der Neolithperiode oder zum Anfange der Bronzeperiode.

6. Victor Récsey bringt S. 147—149 einen kurzen Bericht über die im Jahre 1887 begonnenen Ausgrabungen der

Prähistorischen Ansiedlung und des Gräberfeldes am Burgstall-Berge bei Oedenburg,

welche damals theils von Professor Ludwig Bella in Oedenburg allein, theils in Anwesenheit des Custos am k. u. k. naturhistorischen Hofmuseum in Wien, Josef Szombathy, und des Dr. Otto Müller aus Wien vorgenommen wurden.

Nachdem hierüber bereits Dr. Otto Müller in den „Mittheilungen der Anthropologischen Gesellschaft in Wien", Bd. XVII, neue Folge Bd. VII, vom Jahre 1887, Sitzungsberichte S. [79—83] berichtet hat, die Berichte des Professor Bella im Archäologiai Értesitő, VIII. Bd., neue Folge, vom Jahre 1888, S. 354—360, weiter unten auszugsweise, und ebenso aus Arch. Ért., IX. Bd., neue Folge, vom Jahre 1889, S. 357—366, später gebracht werden und demnächst eine grössere Publication über die vorjährigen Ausgrabungen in diesen Blättern erscheinen wird, so wollen wir von jenem Berichte des Victor Récsey nur rühmend hervorheben, dass er den Zweck verfolgte, auch die ungarischen archäologischen Kreise auf jene interessante prähistorische Fundstätte aufmerksam zu machen.

7. Julius Dudás berichtet S. 157—158 über prähistorische Bronzefunde bei Csóka im Torontaler Comitate (Südungarn im Banate) an der Theiss.

In der Theissebene bei Csóka erheben sich einige allem Anscheine nach künstlich von Menschenhand zusammengetragene Hügel, darunter ein besonders grosser in den Weingärten nächst der Theissüberfuhr westlich von Csóka. Steingeräthe und auch Urnen wurden in diesen Weingärten schon wiederholt gefunden. Ebenso ist der Höhenrücken, von den Serben „Kremenya" genannt, angeblich deshalb vom Volke so bezeichnet worden, weil dort viele Feuersteinstücke gefunden wurden; jetzt findet man noch häufig dort uralte Thongefässscherben. Alles das weist auf einen prähistorischen Ansiedlungsplatz bei Csóka hin.

Den bedeutendsten Fund machte ein Feldarbeiter am östlichen Ende des Dorfes, bestehend aus einer Anzahl von Bronzegegenständen, welche neben einem Menschenskelet in einer Tiefe von 1 m unter dem Boden lagen. Es waren 6 scheibenartige Bronzebleche, welche in abnehmender Grösse aneinander gereiht waren und wahrscheinlich eine Kleidverzierung (Anhängsel) bildeten; auf der convexen Seite sind sie ornamentirt, auf der concaven Seite haben sie kleine Oehre zum Anheften. Bruchstücke eines bronzenen Schwertgriffes und der Klinge, endlich ein eigenthümlicher walzenartiger Bronzegegenstand mit drei Ausästungen beweisen, dass diese Sachen aus prähistorischer Zeit stammen.

8. Aus „Allerlei"-Mittheilungen ist hervorzuheben:

a) S. 175. Erwerbungen der Münzen- und Alterthümer-Sammlung des ungarischen National-Museums in Budapest in der Zeit vom September bis Ende December 1887:

Steinwerkzeuge und Thonscherben vom Burgberge bei Péczel (im Pester Comitate),

3 Steinwerkzeuge von Oroszlán (im Komorner Comitate),

2 Kupferbeile (Csákánye) aus dem Baranyaer (Fünfkirchner) Comitate,

1 Kupferhammer (gekauft) unbestimmter Provenienz,

34 Goldreifen und Ringe verschiedener Grösse aus der Umgebung von Kaschau,

21 Bronzestücke von der Donauinsel Nagy-Kajdács (im Tolnaer Comitate),

Topfscherben aus dem Ende der Bronzezeit von Felsö-Szöcsö in Siebenbürgen,

1 Thongefäss aus der La Tène-Zeit von Pél (im Tolnaer Comitate) mit Triquetrum- und Mäander-Ornamenten,

1 goldener Halsring (Torques) aus der La Tène-Zeit (?), unbestimmter Provenienz (gekauft),

b) S. 182. Zu Gran-Lök wurde ein „eimergrosses" Thongefäss (Urne?), enthaltend Aschen- und Kohlenreste, am sogenannten „Heiligen-Berge" gefunden.

c) S. 186. Am südlichen Abhange des „Gerharts"- oder „Blocks-Berges" bei Ofen (Budapest), im Weingarten des Josef Tóth, wurde im April 1888 ein römischer Opferaltar gefunden, welcher von Titus Flavius Titanus, „Augur der Aravisker Gemeinde (Civitas Eraviscorum)" und Genossen dem Jupiter geweiht wurde. Dieser Opferaltar (Ara) stammt aus dem 3. Jahrh. n. Chr. und beweist, nachdem an dieser Stelle schon mehrere römische Inschriftsteine mit keltischen Personennamen gefunden wurden, dass hier bei Ofen der Sitz der keltischen Aravisker in der Römerzeit war.

9. Von Dr. Moriz Hoernes in Wien wird in ungarischer Sprache die Uebersetzung einer Abhandlung gebracht, welche die Geschichte und den Fortschritt der „Prähistorik in Oesterreich" zum Gegenstande hat.

Dieser Aufsatz besteht aus 3 Abschnitten: Arch. Ért., VIII (neue Folge), S. 221—227, ebenda S. 303—310 und IX, S. 45—50. Dr. Hoernes hat diesen Gegenstand zwar etwas kürzer, aber übersichtlich in seinem Vortrage, den er bei dem Anthropologischen Congresse zu Wien im Jahre 1889 hielt, behandelt, und verweisen wir diesfalls auf die „Mittheilungen der Anthropologischen Gesellschaft in Wien", Bd. XIX, Sitzungsberichte, S. 68—72.

10. Beschreibung der „südungarischen und siebenbürgischen Museen" von Dr. Valentin Kuzsinszky, S. 238—248 und S. 336—343 mit 12 Abbildungen.

a) Das Somogyi'sche Museum in Szegedin enthält aus der Steinzeit einige Quarz- und Obsidianmesser, einen polirten Steinmeissel und ein durchlöchertes Steinbeil. Die Gegenstände aus der Kupferzeit hat Franz Pulszky in seinem Werke: „Die Kupferzeit in Ungarn", pag. 29 und 30, besprochen. Von Bronzegegenständen sind 2 Meissel und insbesondere die Funde bei Röszke bei Szegedin erwähnenswerth,

darunter 19 herzförmige Gürtelbeschläge, 4 Armbänder und 4 Gewandnadeln mit rundem Kopfe, zahlreiche durchlöcherte flache Gewandknöpfe, endlich viele kleine Bronzeringelchen. Von prähistorischen Thongefässen sind mehrere schöne Exemplare vorhanden, leider nicht beschrieben.

b) Das Museum der südungarischen historischen und archäologischen Gesellschaft zu Temesvár war erst in Aufstellung begriffen, besitzt jedoch mehrere prähistorische Fundgegenstände.

Die Privatsammlung des Temeser Obergespans Sigmund Ormós besitzt einen Kupfer-Csákány (Beil) mit überkreuz stehenden Schneiden, 1 Kupferbeil, 1 Bronzeschwert und mehrere Bronzespiralen.

c) Das Museum der Hunyader Comitats-Alterthums- und Geschichts-Gesellschaft zu Déva ist reich an Steingeräthen und Thongefässen, doch bietet die römische Sammlung das meiste Interessante.

d) Das Bruckenthal-Museum zu Hermannstadt (Nagy-Szeben) enthält Funde aus den Pfahlbauten des Laibacher Moores, zahlreiche durchlöcherte und polirte Steinbeile, worunter jene von Poicesti und Gross-Tergid (siehe Abbild. Nr. 1, S. 245) bemerkenswerth sind, dann die berühmten Rohrbacher Funde, bestehend aus einem polirten Steinbeile, einigen Bronze-Armbändern, mehreren silbernen trichterförmigen Schmuckgegenständen (Anhängsel), Glas- und Bernsteinstücken, welche mit den anderen Gegenständen zusammen gefunden wurden. Das Ornament eines Bronze-Armbandes wird in Abbild. Nr. 2, S. 245, gebracht.

Von Kupfer sind 3 Beile und 2 Csákánye vorhanden.

Aus der Bronzezeit sind die Funde von Sinfalva, von Alzen und insbesondere jene von Erzsébetfalva (Hammersdorf) einer Bronze-Giessstätte hervorzuheben[1]); ferner die 3 Bronzeschwerter von Bodendorf, von denen zwei Abbildungen, Nr. 3 und 4, S. 245, gegeben sind.

Zahlreiche Bronze-Pfeilspitzen, von denen 27 an einem Orte (wo?) gefunden wurden, mehrere Bronze-Streitäxte und viele Thongefässe ergänzen diese Sammlung.

e) Die Sammlung des Nagy-Enyeder (Strassburger) evangelischen Bethlen-Collegiums ist besonders reich und interessant an prähistorischen Fundgegenständen. Sie sind nach Fundorten geordnet; namentlich angeführt werden jene von Paczalka, Marosdécs, Kis-Solymos, Petersdorf, Besenyö, Sárvár, Magyarlapád, Tordos, Enyed, Remete, Kákova, Csombord, Vajasd, Kapud, Czenege und Csáklya; ausserdem wurden die Ispánlaker Funde schon oben sub 1 nach Sigmund Reiner ausführlich beschrieben.

Unter den verschiedenen Steingegenständen fallen die knopfartigen Streithämmer (Buzogány) mit vier Ausbauchungen, mitten durchbohrt, von kreuzförmiger Gestalt, auf, von denen S. 339, Nr. 2, eine Abbildung gegeben wird. — Ornamentirte Knochenstücke gibt es viele.

[1]) L. Reissenberger, Der neueste archäologische Fund bei Hammersdorf. Archiv d. Vereins für siebenbürg. Landeskunde, neue Folge, X. Bd., pag. 8—37.

Weitere Funde sind von Czege, Csekelak, Csákó, Tompaház und Mezöszilvás.

Abbildungen von besonders erwähnenswerthen Gegenständen werden S. 339 gebracht, und zwar:

Nr. 1. Ein Bronze-Armband, an der Oberfläche mit schraubenartig gewundenen Drähten von Ispánlak;

Nr. 2. Obiger steinerne kreuzförmige Streithammer von Csáklya;

Nr. 3. Eine Bronzefibel mit löffelartigem Federtheil von Csáklya;

Nr. 4, 5 und 6. Bronzeschwerter von Mezöszilvás;

Nr. 7. Eine Bronze-Celt.

Eine grosse Zahl von Thongefässen und Thonscherben ist besonders der Berücksichtigung empfohlen.

f) Das Siebenbürger Museum zu Klausenburg (Kolozsvár) ist gleichfalls reichhaltig an Gegenständen aus prähistorischer Zeit. Die Funde von Mócs, Gaura, Kudu und Gyula werden besonders erwähnt.

g) Das Museum des Biharer Comitats-Alterthums-Vereines zu Grosswardein (Nagy-Várad) bietet viel Bemerkenswerthes.

Aus der älteren Steinzeit nicht polirte Steinbeile, Lanzenspitzen, Steinsplitter, Nuclei; aus der jüngeren Steinzeit polirte Steinbeile und durchbohrte Aexte, eine grosse Steinkugel mit Bohrloch; zwei Kupferbeile und eine Bronze-Streitaxt, zahlreiche bronzene Bruchstücke von Sicheln und Streitbeilen, auch einige ganze, ein Bronzeschwert, bronzene Armbänder und zwei grössere Bronzefunde von Robogány (im Biharer Comitat) und von der Nähe Grosswardeins werden besonders erwähnt.

Von den vielen Thongefässen ist ein Topf mit Henkel und verschiedentlichen geometrischen Strichornamenten bandartig um den Oberrand herum verziert, auf S. 339, Nr. 8, abgebildet.

11. Bronzefunde von Borzsova und Hete im Beregher Comitate (Nordostungarn), am Flusse Borsova, beschreibt Theodor Lehoczky, S. 256—257.

Nahe, wo die Borsova in die Theiss mündet, sind die Orte Tarpa, Hete, Gulács und Borzsova (oder Borsa). Bei allen diesen Orten hat man schon öfter Thonurnen und -Töpfe, Bronzegegenstände und angeblich auch Goldreifen gefunden. Im Jahre 1886 wurden zwei grössere Bronzefunde gemacht:

Der eine bei Hete, beiläufig 20 Stücke, von denen eine Lanzenspitze, 5 grössere Bronzereifen, 2 Armbänder in die Sammlung des Lehóczky nach Munkács kamen, die übrigen Stücke dürfte der Grundbesitzer Stefan Horváth in Hete noch besitzen.

Der zweite Fund bei Borzsova (Borsa), von dem ebenfalls Lehóczky einige Stücke erwarb, und zwar: I. Meissel, 4 ganze, 4 Bruchstücke; II. 3 Sicheln; III. Messer, 2 ganze und 11 Bruchstücke; IV. 2 Lanzenspitzen; V. Beschläge und Klammern 5 Stücke; VI. Schmucksachen: ein Bruchstück eines Armbandes, 3 Bronzereifenstücke, 1 Reif ganz, 2 Nadeln, 1 Knopf, 1 Anhängsel; VII. Verschiedenes: 1 Bronzenagel, 1 Bruchstück eines Streitbeiles, 1 Bruchstück eines zweischneidigen Schwertes, 2 griffelartige Stäbchen, 9 Gussstücke.

Die grössere Zahl von Gegenständen wurde von den Bauern verschleppt; wahrscheinlich haben wir es bei Borzsova mit einer prähistorischen Bronze-Giessstätte zu thun.

12. Nicolaus Kubinyi in Arva-Váralja (Nordungarn) hat von dem berühmten Bronzefunde bei Komjáthna (mitgetheilt im Arch. Ért. VII [neue Folge], S. 385 ff.) nachträglich noch 3 Bronzeschwerter und einen Dolch (kurzes Schwert) erworben, von denen auf S. 258 (VIII. Bd.) Abbildungen sind.

13. Josef Mihalik beschreibt S. 259—261 eine prähistorische Fundstätte bei Liptó-Szt. Miklós (im oberen Waagthale an der Kaschau-Oderberger Bahn) zwischen den Ortschaften Nagy-Bobrócz und Andrásfalu mit zahlreichen rohen Thonscherben.

Einige im Culturboden aufgedeckte ganze Thongefässe waren so brüchig, dass sie nicht gehoben und auch nicht reconstruirt werden konnten. Darunter befand sich eine 52 cm hohe und 30 cm im Bauchdurchmesser grosse Thonurne; in der Urne lag nebst Fichtenkohle das Bruchstück eines Feuersteinmessers.

Als die Kaschau-Oderberger Bahn gebaut wurde, hat Béla Majláth ebenfalls bei Andrásfalu ein grosses Grabfeld aus der Bronzezeit aufgedeckt, welches in 83 Gräbern mehr als 300 Urnen barg; ausserdem fand man Bronzenadeln, Armbänder und Ringe. (Beschrieben im Archäol. Közlemény, VIII. Bd.) [1])

14. Bericht des Samuel Fenichel über die „Kesselgräber" bei Szász-Ujfalu und Paczalka (5 Kilom. südlich von Nagy-Enyed [Strassburg] an der Maros in Siebenbürgen), S. 261—266.

a) Am linken Marosufer bei Szász-Ujfalu und Tompaháza breitet sich ein mindestens 160 Schritte langes Gräberfeld von ganz eigenthümlicher Beschaffenheit aus. Es sind das zahlreiche, senkrecht in die Erde eingegrabene, 70—180 cm tiefe und 70—300 cm im Durchmesser an der Oberfläche haltende, flaschen- oder urnenartige Aushöhlungen (Kessel), welche mit Thon ausgestrichen und dann ausgebrannt wurden, so dass diese Höhlen urnen- oder flaschenartigen Thongefässen gleichen, welche in die Erde eingestellt sind; sie stehen fast mit ihrem oberen Rande an die Oberfläche an und sind daher durch die gelbliche Färbung der Oberfläche leicht erkenntlich. S. 263 werden von Szász-Ujfalu 7 Abbildungen solcher „Kessel" gebracht. Sie enthalten Kohlen, Knochenstückchen, Asche und Thonscherben und sind mit schwarzer Erde gefüllt.

Im Jahre 1884 hat Carl Herepei 14 Gräber eröffnet. Bemalte und ornamentirte Thonscherben, Glas-Bruchstücke und ein durch Feuer und Oxydation unkennbar gewordener Eisengegenstand waren die wenigen Ergebnisse der Ausgrabung. Die Thonscherben rührten von auf der Drehscheibe verfertigten Gefässen her. Rohe, mit freier Hand verfertigte Gefässscherben kamen nur wenig vor.

Im Jahre 1886 eröffnete Samuel Fenichel 12 Gräber; sie waren etwas grösser als die früheren. Ihre Tiefe betrug 120—240 cm, ihr grösster Durchmesser 1 bis 5½ m. Auf dem Boden der Kessel lagen zumeist einige Steine, über welche dann Erde aufgegupft wurde, darauf wurden die Leichenbrandreste zu einem Häuflein beisammen gelegt. Meistens war die Leiche auf Asche verbrannt, nur selten fanden sich gebrannte Knochenstückchen. Nebst Thonscherben von Gefässen, darunter von einem flachen runden Teller (wie Terra sigillata) wurde eine eiserne Fibel gefunden. Meistens dienten diese Kessel nur für ein Begräbniss; im Jahre 1887 wurden in einem Kessel jedoch zwei Leichenbrandreste übereinander und im Jahre 1884 in einem Kessel sogar drei solcher gefunden.

Alle diese Kesselgräber waren in Gruppen vertheilt; die ersten 14 in 6 Gruppen, die zweiten 12 in 5 Gruppen.

b) Unweit von obiger Fundstelle gegen Südost, ebenfalls am linken Marosufer, bei dem Dorfe Paczalka dehnt sich ein zweites ähnliches Gräberfeld aus. Herepei hat im Jahre 1884 daselbst 4 Gräber geöffnet, Fenichel im Jahre 1887 5 solcher Gräber. Fünf dieser Kesselgräber von Paczalka, die etwas grösser als jene von Szt. Ujfalu waren, sind auf S. 263 und 265 abgebildet. In einem derselben befand sich nebst Leichenbrandresten, Thonscherben und Asche ein 1·5 m langes Hundeskelet, nebenbei ein eisernes Messer, ferner ein 16 cm langer eiserner Nagel. Um den Hals des Hundeskeletes waren die Spuren eines oxydirten eisernen Reifes sichtbar. Das Hundeskelet war mit grossen Steinen beschwert, so dass ihr Gewicht die Skeletknochen zerbrochen hatte.

In einem zweiten Grabe fand man ein wohlerhaltenes Thongefäss, in einem dritten Grabe auch eine Bronzefibula. Die ornamentirten Gefässscherben zeigen slavische Ornamenttypen (Wellenornament), wie solche auch in Westpreussen in „Kesselgräbern" vorkamen und von Dr. Undset in seiner Schrift: „Das Auftreten des Eisens in Nordeuropa" beschrieben wurden. Ein solches Thongefäss-Ornament und die Bronzefibula sind S. 266 abgebildet.

Unter den Kesselgräbern befand sich auch ein solches (siehe Abbild. S. 265), das ein vollständiges Menschenskelet enthielt, welches mit dem Kopfe gegen Nordwest, mit den Füssen gegen Südost lag. An der rechten Hand lag ein 38 cm langer Eisengegenstand, wahrscheinlich ein Schwert. Es gibt in der Nähe der Fundstelle auch wirkliche Urnengräber, sowie in Westpreussen Kessel- und Urnengräber gemengt vorkommen.

15. Aus „Allerlei"-Mittheilungen sei erwähnt:

S. 276—277 Erwerbungen der Münzen- und Alterthümersammlung des ungarischen National-Museums in Budapest in der Zeit vom Jänner bis Ende April 1888: ein durchbohrtes Steinbeil von Deutsch-Lipcse, ein Kupfermeissel, ein Bronzeschwert, ein Bronzedolch, eine Bronze-Streitaxt (Csákány) und eine bronzene Lanzenspitze, ein bronzenes Messer, ein bronzenes Armband, ein aus sieben goldenen Ringelchen bestehendes Kettenstück.

16. Franz Rakovszky berichtet S. 327—330 über prähistorische Gräberfelder zu Gross-

[1]) Vergleiche oben sub Nr. 5: Prähistorische Ansiedlung auf dem Rohacska-Berge.

Lehota und Neutra-Novak im Neutraer Comitate auf dem Gebirgsrücken zwischen dem Neutra- und Gran-Thale südlich von dem Marktflecken Privigye. Eine Tafel Abbildungen S. 328.

a) Bei Gross-Lehota zeigen sich auf ausgedehnter Fläche auf der Wiese viele kleine Hügel; sie sind nur 20—25 cm hoch, stehen 4—6 m von einander entfernt und halten im Durchmesser 1—3 m. Schon in einer Tiefe von circa 50 cm stösst man auf Urnengräber. Die Urnen stehen auf einem grösseren Steine, sind von einer Steinlage umgeben und meistentheils mit einem flachen Steine bedeckt. Die Brandstelle befindet sich zumeist innerhalb der Steinumfassung, so dass die Erde dort zu Ziegelhärte gebrannt ist und Holzkohlenreste sich zeigen (siehe Abbild. 6, S. 329).

Es wurden im Jahre 1888 sieben Gräber geöffnet.

Im Grabe 1 befand sich eine Urne aus rothem Thon, 90 cm hoch und 47 cm im Bauchdurchmesser; sie enthielt nur Asche und Knochenreste.

Im Grabe 2 befand sich eine ihrer Form nach anders gestaltete Urne von schwarzem Thon mit überhängenden Bauchlappen und auf der Baucheinbiegung gegen den Hals aufsitzenden 4 Paar Knöpfen (Abbild. 3, S. 329). Diese Urne enthielt noch ein rothes Doppelhenkelgefäss (Abbild. 2) mit langem konischen Halse, in welchem Asche und Knochenreste, ferner kleine Bronzeperlen lagen; ferner ein zweites sehr feines, schwarzes Schalengefäss mit Henkel (Abbild. 1), in welchem ein Obsidianmesser und Feuersteinsplitter lagen.

Im Grabe 3 befanden sich zwei nebeneinander gestandene Urnen (Abbild. 7 und 8), welche mit einem flachen Steine bedeckt waren. Sie enthielten nebst Asche und Knochenresten viele Bronzeplättchen, einen gebrochenen Bronzering (Abbild. 9), eine Bronzenadel (Abbild. 4), Reste einer Spirale.

Die übrigen Gräber zeigten ähnliche Verhältnisse, davon auch die Bronzenadel (Abbild. 5) stammt.

b) Das zweite Gräberfeld ist circa 3 Kilom. südlich von Gross-Lehota, bei Neutra-Novak. Es gleicht dem vorigen; Urnengräber mit Bronzegegenständen. Anstossend an das Gräberfeld finden sich auf den Aeckern zahlreiche Thonscherben; vielleicht war die Ansiedlungsstätte hier.

17. Die Privat-Alterthumssammlung des Josef Csoma in Devecser im Abaujer (Kaschauer) Comitate (Oberungarn), beschrieben von Dr. Johann Szendrei, S. 343—352. Erster Bericht mit 22 Abbildungen. (Fortsetzung im Arch. Ért., IX. Jahrg., 1889, S. 150—154, werden wir demnächst bringen.)

Die Sammlung ist wissenschaftlich geordnet und vom Besitzer beschrieben; sie umfasst meistentheils Funde aus dem Abaujer und den Nachbar-Comitaten und bietet dadurch ein Bild von den prähistorischen Zuständen jener Gegend, welche stark und frühzeitig bevölkert war.

Der Hernád-Fluss, welcher von Kaschau abwärts zur Theiss fliesst, und sein lehmiges Thal, anderseits das trachytische Hernád-Gebirge im Osten boten alle Bedingungen für frühe Ansiedlungen.

A. Die Steinzeit ist in der Sammlung Csoma repräsentirt wie kaum anderswo. Andezit, Trachyt, Quarz, Dyorit, Obsidian, Jaspis, Chalcedon, Carneol und Hornblende lieferte das Gebirge, guten Thon die Ebene. Neunzehn Fundstellen der Steinzeit vom Abaujer Comitate sind vertreten.

Einzelne Orte, wie Hernád-Büd mit 60 Stücken, Devecser mit 300 Stücken, Korláth mit 168 Stücken Steingeräthen und zahllosen rohen, aber auch ornamentirten Thonscherben, auch einigen ganzen primitiven Thongefässen, seien hier erwähnt.

B. Fast noch reicher und prachtvoll tritt die Bronzezeit in dieser Sammlung auf.

Bemerkenswerth ist, dass hier nachgewiesen werden kann, dass die Menschen der Steinzeit zumeist auf den Höhen angesiedelt waren, während die Menschen der Bronzezeit sich gegen die Thäler herabzogen. — Gross ist die Sammlung der Bronzeschwerter, der Fibeln, der Streitäxte (Csákány), fast alle von den bekannten ungarischen Typen; nur drei Bronzegegenstände sind anderer Form, nämlich:

a) ein bei Zsujta gefundenes Bronzeschwert, eines von den acht dortselbst gefundenen Schwertern, welches statt einem scheibenförmigen Handgriff-Abschluss ein mandelförmiges Ende hat;

b) ein ebenfalls daselbst gefundenes zweites Schwert mit rankenartigen Handgriffenden;

c) ein in Ober-Dobzsa gefundener Bronzehammer, welcher die ungewöhnliche Doppelform einer Axt und eines Hammers hat.

Vierzehn Fundstellen der Bronzezeit allein vom Abaujer Comitate sind vertreten.

Von Einzelnheiten absehend, führen wir hier nur grössere Fundstellen an:

I. jene von Erdö-Horváth (nächst dem Marktflecken Tolcsva in einem schmalen Thale des Hegyalljaer Gebirges); in einem Gefässe wurden hier auf der Flur, genannt „Korsós" (d. h. krugartig), 9 bronzene Armbänder, eine Lanzenspitze, 13 trichterförmige Anhängsel, 2 Spiralfibulae, das Bruchstück einer dritten dergleichen und 7 Spiralringe, zusammen 33 Stücke, gefunden (siehe Abbildungen S. 344, Nr. 1—11; Nr. 5—8 sind die trichterförmigen Anhängsel);

II. von Korláth im „Köves" (Steinberg-) Weingebirge wurden 4 Bronzemeissel mit Tüllen (Celts) und eine bronzene Streitaxt (Csákány, siehe Abbildung S. 344, Nr. II) gefunden;

III. von Tomor, in einem Gefässe wurden 219 Stück flache Bronzeknöpfe (Gewandverzierung) gefunden;

IV. von Zsujta stammen 6 Bronzeschwerter, von denen wir zwei schon oben erwähnt haben, 8 Armbänder, 6 Lanzenspitzen und ein bronzener Vogel-(Enten-)kopf.

C. Von Funden aus den Nachbar-Comitaten werden erwähnt:

a) aus dem Borsoder Comitate, bei Szakács (an der Grenze, wo das Abaujer, Tornaer und Borsoder Comitat zusammenstossen), wurden gefunden: 2 Spiralscheiben, 8 Armbänder und 1 Bronzering (siehe Abbildungen S. 345, III, Nr. 1—7);

b) aus dem Borsoder Comitate, bei Szendrö-Lád, wurden viele Bronzefunde gemacht, wovon jedoch nur 7 Stück in die Sammlung Csoma kamen, darunter ein Bronzemeissel mit Tülle (Celt) (Abbild. S. 345, III, Nr. 1), ein Armband (III, Nr. 2) und eine Spiralscheibe (III, Nr. 3).

18. Der Klausenburger (Kolozsvár) Bronzefund in der Sammlung des evangelischen Gymnasiums zu Bistricz in Siebenbürgen, beschrieben von Stefan Téglás, S. 353. Er besteht aus 13 Stücken: 1 Armband, 1 zweischneidiges Schwert, 1 Messer, 3 Lanzenspitzen, 2 Sicheln, 5 Streitäxte verschiedener Form.

19. Bericht des Ludwig Bella über die „prähistorische Erdburg und die Gräberhügel am Burgstall bei Oedenburg (Sopron)", S. 354—360, mit 12 Abbildungen. — Um Wiederholungen zu vermeiden und des Vergleiches wegen wird auf den früheren Bericht des Dr. Otto Müller in den „Mittheil. d. Anthropol. Gesellsch. in Wien", Bd. XVII (neue Folge VII), Sitzungsberichte S. [79—83], hingewiesen, worauf sich auch der Bericht des Prof. Bella mehrmals bezieht. Der Bericht behandelt die Resultate der Ausgrabungen im Jahre 1887.

Bella erwähnt, dass die nachbarlichen deutschen Bauern von Wandorf die Hügel (Tumuli) auf dem Burgstall-Berge (478 m Meereshöhe) „Pfennigshügeln" nennen; er zählte damals 136 grössere und etwa 60 kleinere Hügel, von denen der grösste Tumulus 6 m hoch ist und am Grunde 34 m Durchmesser hat.

Das Schanzwerk oder die Erdburg umfasst einen Flächenraum von 37·4 Katastraljoch (à 1600 Quadratklafter) und ist gegen die steil abfallenden Bergseiten nach Ost, Nord und West nur mit einem niedrigen Erdwalle abgegrenzt, während gegen die Südseite, welche auf dem Kamme des Bergrückens ausflächt, ein doppeltes Schanzwerk vom „Fuchsgraben" bis zum „Teufelsgraben" errichtet wurde; der innere Schanzring erreicht hier die Höhe von 2—3 m.

a) Der zuerst eröffnete Tumulus (jetzt mit Nr. 3 bezeichnet) war 2·5 m hoch und hatte am Grunde einen Durchmesser von 17 m; er enthielt etwa 40 verschiedene, auf Scherben zerdrückte Thongefässe (ohne Ornament), welche in Dreieckform, mit der Spitze gegen Südost gestellt, von einem aus grösseren und kleineren Steinen zusammengesetzten Steinkranze umgeben waren. Von Waffen, Geräthen, Asche oder Knochen war keine Spur. (Im Berichte des Dr. Müller ist dieser Tumulus als Nr. 2 bezeichnet.)

b) Der zweite Tumulus (bei Dr. Müller als Nr. 1 bezeichnet) enthielt eine gutgebaute viereckige Steinkammer von 4·3 m Länge und 3·4 m Breite, in der Tiefe von 2·1 m, mit stehenden Randplatten in der Höhe von 70—80 cm und 30—40 cm Breite. In der Kammer zeigten sich keine Brandspuren, jedoch winzige Knochenreste. Neun Thongefässe, von denen zwei gleiche Urnen aus schwarzem, 5 mm starkem Thon, 30 cm hoch und 42 cm im Bauchdurchmesser, mit langem konischen Halse und starker Randausladung (Abbild. Nr. 2, S. 356) und eine sehr feine, schwarz glänzende Schale mit Henkel, auf der inneren Fläche des Bodens mit einem carrirten Gitterornament (Abbild. Nr. 1 *A*, *B*, *C*) zusammengesetzt werden konnten, und ein ganzer Serpentin- (oder Speckstein-?) Meissel, sowie die Hälfte eines zweiten, waren der Inhalt des Grabes.

c) Der dritte Tumulus (jetzt Nr. 44, bei Dr. Müller Nr. 4 bezeichnet) wurde in Anwesenheit des Custos am k. k. Hofmuseum in Wien, Josef Szombathy, eröffnet. Das Grab, in der Tiefe von 1·2 m, 3·4 m breit und 6·2 m lang, enthielt in der Mitte die Weihegefässe, jedoch in ganz zerdrücktem Zustande. Schon in 40 cm Tiefe stiess man auf eine mächtige Aschen- und Holzkohlenschichte; sie enthielt viele Gefässscherben und Knochenreste. Unter den Thonscherben wurden 29 Sorten unterschieden, so dass man auf eine grosse Zahl von Thongefässen, etwa 20 Stücke, schliessen konnte; die Schale (Abbild. Nr. 3, S. 356) mit perlenschnurartiger Knopfverzierung rund herum, wurde später möglichst zusammengesetzt. Ausserdem sind Ornamente von Scherben in den Abbildungen Nr. 5—9, S. 357, und ein sogenannter thönerner „Gefässreiter" in Fig. 10 gebracht. Ein thönerner Spinnwirtel und eine verrostete eiserne Nadel bildeten den übrigen bemerkenswerthen Inhalt des Grabes.

d) Die interessantesten Funde brachte der vierte Tumulus (jetzt Nr. 40, bei Dr. Müller Nr. 3 bezeichnet). Das war ein sehr kleiner Hügel, welcher kaum 30 cm über der Oberfläche hervorragte; dennoch war die eigentliche Grabstelle 3·6 m breit, 4 m lang und 1·36 m tief. In ihrer Mitte war eine förmliche Steinumrahmung, welche um die im Viereck gestellten 7 Gefässe aufgeschichtet war. Die Thongefässe waren auffallend gross, darunter eine der Urne (Abbild. Nr. 2, S. 356) gleichende rothe Thonurne mit 20 cm Halsweite, 42 cm Bauchdurchmesser und 28 cm Höhe. Eine kleine, zierliche, schwarze Schale, eine Urne mit 18 cm Halsweite, 56 cm Bauchdurchmesser und 37 cm Höhe, ein tellerförmiges Thongeschirr und ein becherartiges Gefäss, 6 Thonwirtel, eine eiserne Messerklinge, ein eiserner Torques (Halsring), eine eiserne Fibula und ein thönernes Figurenstück, wahrscheinlich ein religiöses Idol, in Halbmondform, auf 4 Thonfüssen stehend, dessen Abbildung Nr. 11, S. 357, gebracht ist (von Dr. Müller beschrieben), endlich ein mit aufgesetzten Buckeln und Leisten verzierter Thondeckel (Abbild. Nr. 12, S. 357) bildeten das reiche Inventar dieses Grabes.

e) Der fünfte Tumulus (jetzt Nr. 58 bezeichnet) wurde im Osten des Gräberfeldes im Beisein des Dr. Otto Müller eröffnet; er war so wenig von der Oberfläche hervorragend (nur 28 cm), weil ein Fusssteig darüber ging, dass er kaum als Grabhügel erkannt werden konnte. Schon in der Tiefe von 42 cm stiess man auf die Thongefässe, es waren ihrer sieben. Hier fand sich ein Bronzebruchstück einer Nadel. Die Grabstelle hatte 4·6 m im Durchmesser, die Gefässe standen auf einem durch Brand rothgefärbten Steinuntersatz im Kreise bei einander, Asche und calcinirte Knochenreste waren zerstreut sichtbar.

Von den brüchigen Thongefässen war keines zusammenzusetzen. Die Fundgegenstände befinden sich im städtischen Museum zu Oedenburg.

20. Aus „Allerlei"-Mittheilungen sei erwähnt:

a) S. 379. Erwerbungen der Münzen- und Alterthums-Sammlung des ungarischen National-Museums in Budapest in der Zeit von Mai bis Ende August 1888. Prähistorische Funde von Tószeg am Laposhalom, und zwar: Knochen- und Steingeräthe, Perlen und Thongegenstände, darunter Fischnetzgewichte und ein roher Thonlöffel. — Funde bei Szentes, und zwar: Obsidian-Werkzeuge und polirte Steinsachen, Thonscherben, ein bronzener Celt, eine Spirale, eine Haarnadel, ein Ring. — Funde von Mezö-Komárom und von Zsitvatö: 33 Stück Thongefässe aus den dortigen Urnengräbern. Ausserdem an Einzelfunden 3 Kupfergegenstände, ein bronzener Celt und ein von Endréd (im Békeser Comitat) stammendes Bronzeschwert.

Aus der Hallstätter und La Tène-Periode: einige bronzene Armbänder, Messer und Bronzeketten, ferner eine eiserne Lanzenspitze vom Tolnaer Comitate.

b) S. 382. Jahresversammlung (1888) des „Oedenburger Comitats-Alterthums-Vereines". Es wird berichtet, dass das Museum dieses Vereines in Oedenburg, welches separat neben dem städtischen Museum besteht, durch nachstehende Fundgegenstände vermehrt wurde:

Aus Schadendorf (Somfalva) bei Oedenburg; bei der Bachregulirung fand man ein grosses, eimerartiges Gefäss von rothem Thon, 25 cm hoch und 37 cm lang; ebenfalls aus Schadendorf im Walde wurden Feuerstein- und Knochengeräthe, eine bronzene kleine Fibula, ein Ring und verrostete eiserne Schmucksachen gefunden; von Oedenburg ausserhalb des Wiener Thores stammt eine thönerne Urne.

c) S. 384. Bei Szentes an der Körös kommen durch Flussabschwemmungen häufig Bronzegegenstände zutage, so schon im Jahre 1875 sechs bronzene Streitäxte, eine bronzene Lanzenspitze und ein Bronzeschwert; diese Sachen befinden sich im Szenteser Museum. Neuerlich wurde wieder ein ähnlicher Fund gemacht, welcher in das ungarische National-Museum kam.

21. Gabriel Téglás bringt S. 417—421 einen Aufsatz über steinerne Streitkolben (Buzogány) aus dem siebenbürgischen Tieflande. Mit 2 Tafeln Abbildungen.

I. Von Csáklya im Unter-Weissenburger Comitate 1. ein linsenförmiger Streitkolben (Hammer) aus Quarzit (siehe Abbild. 1, S. 418); 2. ein sternförmiger aus Kalkstein (siehe Abbild. 2, S. 418); 3. ein sternförmiger aus Syenit (siehe Abbild. 3, S. 418).

II. Von Nyárad-Gálfalva im Maros-Tordaer Comitate 4. ein sternförmiger (siehe Abbild. 4, S. 418).

III. Von Rea im Hunyader Comitate 5. ein kugeliger, 15 cm im Durchmesser, aus Diorit (Abbild. 1, S. 419); 6. ein apfelartiger aus Quarz (Abbild. 4, S. 419).

IV. Von Magyar-Brettye im Hunyader Comitate 7. ein kugeliger, halbfertiger, 22 cm im Durchmesser, mit einer noch nicht vollendeten Bohrung (siehe Abbild. 6, S. 418).

V. Von Gyertyámos im Unter-Weissenburger Comitate 8. ein knopfartiger, das Loch nicht durchgehend (siehe Abbild. 5, S. 418).

VI. Von Dálnok im Háromszéker Comitate 9. ein eiförmiger aus Andesit (Abbild. 2, S. 419).

VII. Von Meleg-Földvár im Szolnok-Dobokaer Comitate 10. ein sternförmiger aus Rauchquarz (siehe Abbild. 7, S. 418); 11. ein knopfartiger von Granit (siehe Abbild. 3, S. 419); bei Meleg-Földvár wurden nebst diesen 2 Streitkolben auch 3 Steinmesser aus Rauchquarz gefunden (siehe Abbild. 5—7, S. 419).

VIII. S. 419. Von Vizakna 12. ein steinerner Streitkolben, bereits im Arch. Értes., VII, neue Folge, Jahrg. 1887, abgebildet.

22. Baron Dionys Mednyánszky führt S. 421—428 eine Reihe von Ortschaften im Waagthale an, deren Besiedlung schon in prähistorischer Zeit durch verschiedene Spuren, als zahlreiche Funde von Thonscherben an einer Stelle oder anderen Artefacten, Gräber, künstliche Hügel, Schanzen u. dgl. in Verbindung mit charakteristischen Orts- oder Flurnamen oder Sagen nachgewiesen werden kann. — Der Bericht bringt das Resultat einer Orientirungsreise des Barons, welche derselbe zu dem Zwecke unternommen hat, um prähistorische Ansiedlungsplätze im Waagthale festzustellen. Der Bericht bringt dementsprechend vorläufig nur Dinge von Localinteresse, obwohl solche wissenschaftliche und umsichtige Erhebungen sehr schätzenswerth sind. Wir begnügen uns daher, hier die Orte anzuführen; es sind: Csejthe vár bei Waag-Neustadtl (Vág Ujhely), Nemes-Podhragy, Chocholma-Podhragy, Skalka, Trenchin, Alsó-Szúcs, Vieszka zwischen Dohnán und Pucho, das Rajecz-Thal, Knyaszki Stuol, d. h. der Pfaffentisch, ein Berg mit Schanzen auf der Herrschaft Zay-Ugrócz.

23. Theodor Lehóczky berichtet S. 428—433 mit 6 Abbildungen über Funde von 5 Bronzeschwertern bei Sztánfalva und eines bei Ardánháza an den Karpathen-Ausläufern im Beregher Comitate bei Munkács.

Im Osten von Ilosva im Borsova-Thale bis zum Viznicze-Thale gegen Nord, in einer Länge von etwa 50 Kilom., befinden sich Befestigungen aus der Barbarenzeit. Vor Allem sind an drei Punkten noch heute Schanzwerke zu sehen, bei Ilosva auf der Sztremtura-Höhe, bei Ardánháza auf der Bogoszlav-Höhe und bei Selesztó auf der Ovár, d. h. Altenburg genannter Höhe.

Auf diesem ganzen Landstriche, insbesondere aber an den genannten drei Orten, wurden schon viele Thon- und Bronze-Artefacte, Messer, Sicheln, Streitäxte, Ringe, Lanzen, Schwerter und andere Gegenstände gefunden; so im Jahre 1832 beim Orte Egereske am Derenova-Berge 6 Bronzeschwerter, welche nach Wien kamen; im Jahre 1848 am Abhange unterhalb Ovár ein Kupfer- oder Bronzeschwert, auf dem anderen Abhange, Vinohoro genannt, ein Bronzebeil (Csákány) und Lanzen; im Jahre 1880 im Thale unterhalb Ovár bei Podhering 14 Bronzeschwerter, welche im ungarischen National-Museum sind; endlich im Jahre 1887 bei Sztánfalva oberhalb Kuczova am Kamenihorb-Berge

5 Schwerter und bei Ardánháza das Bruchstück eines Schwertes. Diese letzteren 6 Schwerter sind der Gegenstand dieses Berichtes, wozu S. 429 sub Nr. 1 bis 5 die Sztánfalvaer und sub Nr. 6 das Ardánházaer Schwert in $^1/_6$ Grösse abgebildet sind. Sie gleichen dem bekannten ungarischen Schwerttypus.

Von Bábafalva (unweit Sztánfalva) wird noch der Fund zweier Bronzegussstücke, eines polirten schwarzen Stein-Amulettes und einer schönen Trachytkugel mit Bohrloch, von Ardánháza einer schönen Thonperle aus jüngster Zeit erwähnt.

24. Ludwig Leustach berichtet S. 433 über prähistorische Fundstätten im Sohler Comitate.

a) Zwischen Alt-Sohl (Zólyom) und Neu-Sohl (Beszterczebánya), auf dem am rechten Granufer liegenden Gebirgsrücken, von der Ortschaft Szjelincz (Szélnye) gegen Nordwest eine halbe Stunde entfernt, befindet sich eine Bergspitze, welche im Volksmunde slavisch „Zamok", d. h. Burg, genannt wird. Es ist dort auf der Spitze ein prähistorischer Steinschanzring, 60 Schritte lang und 50 Schritte breit, von Natursteinen gebaut und durch Schlacken zusammengeschweisst; eine sogenannte Schlacken- oder Glasburg.

b) Weiter davon entfernt, bei dem Dorfe Horhát, befindet sich ein ziemlich grosser Fels, welcher drei Höhlen hat. Die unterste Höhle hat die Form einer mittelgrossen Kirchenhalle und ist leicht zugänglich. Die zwei oberen Höhlen haben je zwei Eingänge mit 12—14 m Höhe und 2 m Breite. Bei allen zwei Eingängen ist wagrecht ein Holzstamm eingezwängt, von welchen eingekeilte Holzpfähle herabhängen. Wie weit die zwei oberen Höhlen in den Felsen hineinreichen, konnte nicht ermittelt werden. Es ist kein Zweifel, dass diese Höhlen menschliche Wohnstätten waren. (Zu welcher Zeit?)

c) Zwei Stunden von hier entfernt, beim Orte Ocsova, befinden sich zahllose, 4—5 m lange, 1 m breite und 1 m hohe grabartige Steinhaufen. Ein solcher Haufen wurde vor einigen Jahren von einem Bauern abgetragen; er fand darin Bronzegegenstände. Merkwürdigerweise wurden die übrigen Steinhaufen bisher nicht untersucht.

25. Dr. Samuel Borovszky berichtet S. 448 über die Grabung am prähistorischen Hügel bei Czegléd (im Pester Comitate).

Oestlich von Czegléd, drei Viertelstunden entfernt, gegen Abony zu, erhebt sich ein weithin sichtbarer Hügel. Dieser Hügel ist voll von Gebäude-Bruchstücken, Ziegelstücken, Knochenstücken und Thongefässscherben. Er wurde von dem Berichterstatter im Jahre 1888 durchforscht. An der Spitze befanden sich massenhaft zerstreute Ziegelbruchstücke. Unter diesen befanden sich auch zahlreiche thönerne dickwandige Urnenbruchstücke, welche ein hohes Alter verriethen. Auch Knochenstücke von längst verwesten Menschen zeigten sich, sie zerfielen theilweise unter der Hand zu Staub. Ein Schädelstück war jedoch ziemlich erhalten. Die Gräber, von denen diese Knochen herrührten, befanden sich nach Angabe eines dortigen Meiers an der Spitze und am Abhange von Nord nach Süd des Hügels (sic?) reihenförmig aneinander. An einem Armknochen fand man nach Angabe eines Bauern vor Jahren ein Armband. Nach Angabe des Grundbesitzers wurden schon häufig römische (?) Münzen daselbst gefunden. Die Probegrabungen, welche in die Tiefe gemacht wurden, ergaben nichts als Ziegelstücke, keinen ganzen Ziegel, kleine Knochenstücke und gebrannte Erde [1]).

5. Herr Dr. **Gottfried Balka** berichtet über einen von ihm untersuchten

Erdstall am Himmlergute in Reitling, Gemeinde Untergaisbach, Bezirk Prägarten.

(Grundriss in Fig. 2.)

Der Höhleneingang liegt nach der Generalstabskarte beiläufig 320 m über der Meeresfläche in der Waldparcelle 564 der Katastralgemeinde Untergaisbach.

Der beiläufig 23 m lange erste Theil des Einganges, welcher sich in wenig festem Sande befand, war schon vor Jahren eingestürzt und wurde zu einem Hohlwege ausgeschaufelt, so dass der jetzige Eingang bei der 0·90 m breiten, 0·85 m hohen und 1·30 m langen Vorhöhle beginnt, von welcher man links, durch einen nur 0·7 m hohen Gang kriechend, durch einen nach Norden in einem rechten Winkel sich abzweigenden Gang in die geräumige Hauptkammer gelangt. Dieselbe ist 1·73 m hoch und misst 3·64 m im Quadrat. Diese Kammer hat in den linken und rechten hinteren Ecken Abzweigungen zu den folgenden kleineren Kammern. Diese Verbindungsgänge sind nur $^1/_2$ m breit und höchstens 1 m hoch.

Von der rechten Abzweigung nach Osten gelangt man durch einen 0·5 m hohen Gang, der 2·09 m lang ist und dann wieder senkrecht nach Norden abbiegt, rechts zu einer rechteckigen 1·83 m breiten und 2·88 m langen Kammer, welche gegenwärtig in Folge einer durch eine natürliche Oeffnung von Norden eingedrungenen Lehmschichte nur 1·3 m hoch ist. Diese Lehmschichte ist 0·52 m tief und zeigt festen, sandigen Grund.

Links von der vorerwähnten Abzweigung gelangt man zu einer kleineren Kammer, die auf der Nordseite abgerundet ist. Dieselbe ist 1·67 m breit, 2·35 m lang und 1·16 m hoch und ebenso wie die früher erwähnte Kammer mit einer tiefen Lehmschichte bedeckt.

Links vom Eingange in die letzterwähnte Kammer befinden sich nahe an dieser Lehmschichte, also nahe am gegenwärtigen Boden der Kammer, in der Seitenwand im Sandsteine roh eingekratzt 2 Schriftzeichen ähnlich einem M n oder M D.

Von der Hauptkammer nach Westen gelangt man durch eine senkrecht nach Norden führende Abzweigung zu einer 2 m breiten, 2·31 m langen und 1·50 m hohen Kammer, deren Boden mit Lehm und Erde bedeckt ist,

[1]) Anmerkung des Uebersetzers. Diese Fundumstände lassen wohl auf keine vorrömische Ansiedlung daselbst schliessen. Die Ziegelbruchstücke und die römischen (?) Münzen weisen trotz der dickwandigen Urnenbruchstücke auf ein Alter dieses Hügels und seiner Bauwerke aus historischer Zeit hin. Dr. O. M.

worüber sich flache Ziegel befinden, mit denen die Höhle gepflastert gewesen zu sein scheint. Vor dem Eingang zu dieser Kammer führt eine 1·18 m lange Abzweigung westlich zu einer weiteren 1·7 m breiten, 3·1 m langen und 1·5 m hohen Kammer, in welcher der Boden in der Art wie in der vorerwähnten Spuren eines Ziegelpflasters zeigt. Die beiden westlichen Kammern sind trockener als die beiden östlichen und nicht so tief gelegen.

Dort, wo der Gang zu der am weitesten gegen Osten gelegenen Kammer abzweigt, befindet sich in der Ecke ein viereckiges Loch ausgehauen, beiläufig 0·25 m tief.

Der Boden des ganzen Erdstalles fällt, je tiefer man eindringt, desto mehr ab, so dass die Eingänge in die 4 kleinen Kammern schon um mindestens 0·5 m tiefer liegen als die Eingänge zu den von der Hauptkammer ausgehenden Abzweigungen.

Diese Senkungen erklären die Verschiedenartigkeit der Verschüttung des Bodens der Kammern und Gänge. Während der Eingang und die vordere (südliche) Hälfte der Hauptkammer mit von Regen eingewaschenem, mit Erde und Laub vermengtem Sande verschüttet wurde, von welcher Verschüttung das Wasser in die tiefer gelegenen Seitenkammern, besonders in östlicher Richtung, ablief, drang durch die natürlichen Spalten, besonders durch die grosse Spalte an der Nordseite der östlichsten Kammer, Lehm und Wasser ein und erfüllte die Gänge, die mit einer feinen Lehmschichte an den Seitenwänden bedeckt sind und allmälig durch den Niederschlag an ihrer Höhe verloren.

Der ganze Erdstall ist in festen Sandstein gehauen. Die Decken sind mässig gewölbt. Jede der Kammern zeigt Spuren, welche annehmen lassen, dass deren Eingang mittelst Balken zu verrammeln war; schon die senkrecht aufeinanderstossenden Gänge lassen vermuthen, dass die ganze Anlage auf eine Vertheidigung gegen das Eindringen von aussen berechnet war.

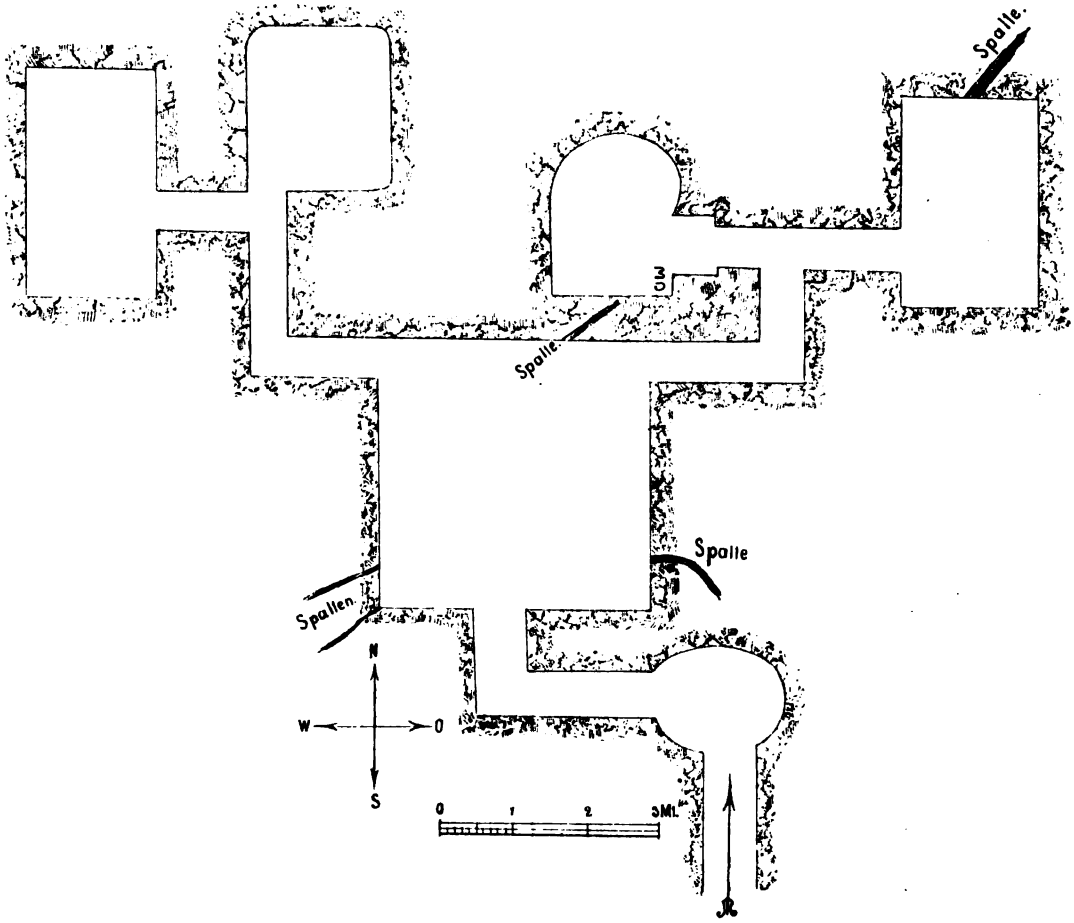


Fig. 2. Grundriss des Erdstalles in Reitling.

In der Hauptkammer befinden sich mehrere natürliche Spalten, die alle nach aufwärts gehen. An der Nordseite konnte man mit einer Stange über eine Klafter weit hineinkommen. Diese Spalte enthielt ganz trockene Erde.

Kleinere Risse scheinen etwas ausgekratzt worden zu sein und wurden wahrscheinlich zur Aufbewahrung kleinerer Gegenstände verwendet.

Die vorgefundenen Spuren von Russ sind offenbar aus neuester Zeit, ebenso einige Einkratzungen von Buchstaben und Ziffern von der Hand von Besuchern der Höhle aus den letzten Jahren.

Der Name Flohlucken stammt daher, dass der betreffende, von dem Thale der kleinen Gusen abzweigende Graben der Flohgraben heisst und jede Art Höhle in dieser Gegend Lucken genannt wird.

Die Besitzer des Himmlergutes, zu welchem dieser Erdstall gehört, sind nicht aus hiesiger Gegend. Sie kauften das Gut erst vor wenigen Jahren und wissen über dasselbe nur Vermuthungen anzugeben. Der Bestand des Erdstalles war seit jeher bekannt; man wusste auch, dass sich auf dem darüber befindlichen Acker irgendwo ein Luftloch befunden haben soll. Man erzählt, dass die Höhle aus der Zeit stammt, in welcher das Gusenthal noch ein See war, und dass die Höhle damals am Ufer des Sees lag und Räubern zur Unterkunft diente.

Wiederaufgegraben und in neuerer Zeit zuerst wiederbetreten wurde die Höhle laut Mittheilung des Anton Schoissengeyr (sog. Himmler-Toni) von seinem Bruder im Jahre 1866. Derselbe war damals als Knabe dabei, weiss jedoch nichts, dass Funde gemacht worden wären. Wohl aber wird hier erzählt, dass der frühere Wirth im Jägerhause auf der Reitling eine Lanze und ein Messer in der Höhle gefunden haben soll, worüber noch weitere Nachforschungen gepflogen werden.

Eine Untersuchung des Bodens der Höhlen wäre nur möglich, wenn vorerst der eingesickerte Lehm ausgeschaufelt würde.

6. Für die Bibliothek sind als Geschenke eingelaufen:

Goonetilleke, William: Pânini's eight books of Grammatical Sûtras: Edited with an english translation and commentary. Volume I. Part I. Bombay 1882. VIII + 42 S.

Hamy, M. E.-T.: Anthropologie du Mexique. [Mission scientifique au Mexique et dans l'Amérique centrale, ouvrage publié par ordre du Ministre de l'instruction publique. Recherches zoologiques publiées sous la Direction de M. Milne Edwards, Membre de l'Institut. Premier partie.] Paris 1890. S. 41—96. Mit Tafel 7—10, 13, 16, 17, 20.

Hippisley, Alfred E.: A Catalogue of the Hippisley Collection of Chinese Porcelains, with a sketch of the history of ceramic art in China. From the Report of the National Museum, 1887—'88, pages 387—491. Washington 1890. (Geschenk von der Smithsonian Institution. United States National Museum.)

Hoffmann, Walter J., M. D.: Shamanistic Practices. Reprinted from the University Medical Magazine, November, 1890. Washington 1890. 8 S.

Holm, Gustav: Bidrag til Kjendskabet om Eskimoernes Herkomst. Saertryk af Geografisk Tidskrift. I—II. Haefte 1891. 14 S.

Hough, Walter: Fire-Making Apparatus in the United States National Museum. From the Report of the National Museum, 1887—'88, pages 531—587, and Plates LXXIV—LXXXI. Washington 1890. (Geschenk von der Smithsonian Institution. United States National Museum.)

Jacobs, Dr. Jul. en Meijer, J. J.: De Badoej's. Uitgegeven door het koninklijk Instituut voor de Taal-, Land- en Volkenkunde van Nederlandsch-Indie.'s-Gravenhage 1891. VIII + 176 S.

Jouy, Pierre Louis: The Collection of Korean Mortuary Pottery in the United States National Museum. From the Report of the National Museum, 1887—'88, pages 589—596, and plates LXXXII—LXXXVI. Washington 1890. (Geschenk von der Smithsonian Institution. United States National Museum)

Kirchhoff, Dr. A.: Bericht der Zentral-Kommission für Wissenschaftliche Landeskunde von Deutschland. [Separatabdruck aus den Verhandlungen des achten deutschen Geographentages in Berlin.] Berlin 1889. 10 S.

Krefting, O.: Undersøgelser i Trondhjem. Med 5 plancher. Udgivet af Foreningen til Norske Fortidsmindesmaerkers bevaring. (Medfølger Foreningens Aarsberetning for 1889.) Kristiania 1890. 8 S.

Leitner, G. W., LL. D.: Muhammadanism. Being the report of an extempore address. Woking 1890. 36 S.

Leitner, G. W., LL. D., D. O. L.: On the Sciences of language and of Ethnography, with general reference to the language and customs of the people of Hunza. A report of an extempore address. Author's copy. 16 S.

Leitner, G. W. v., M. A., Ph. D., LL. D., D. O. L.: The Hunza and Nagyr handbook; being an introduction to a knowledge of the language, race, and countries of Hunza, Nagyr, and a part of Yasin. In two parts. Part I. Calcutta 1889. XIV + 248 S.

Macoun, John, M. A., F. L. S., F. R. S. C.: Catalogue of Canadian plants. Part V.-Acrogens. [Geological and Natural History Survey of Canada] Montreal 1890. IV + (249—428) S.

Madrid: Folk-Lore Español. Biblioteca de las Tradiciones populares Españolas. Tomo I—III. V—VII, IX, XI. Madrid 1884—1886. 304 + 296 + 304 + 320 + 288 + 240 + 316 + 304 S. (Geschenk von Alejandro Guichot y Sierra in Sevilla.)

Mestorf, J.: Die Ausgrabungen des † Professors Pansch. IV—VI. (Mittheilungen des Anthropologischen Vereins in Schleswig-Holstein. Viertes Heft. S. 3—16.) Kiel 1891.

Mestorf, J. Ueber gewisse typische Bronzeringe. (Mittheilungen des Anthropologischen Vereins in Schleswig-Holstein. Viertes Heft. S. 33—37.) Kiel 1891.

Mies, Dr. med.: Ein Fall von angebornem Mangel des 5. Fingers und Mittelhandknochens der rechten Hand. (Separatabdruck aus Virchow's Archiv für pathologische Anatomie und Physiologie und für klinische Medicin. 121. Band. 1890.) S. 336—340. Mit 1 Tafel.

Mies, Dr.: Ueber die Höhe und Höhenzahl des Gewichts und des Volumens von Menschen und Thieren. Vorläufige Mittheilung. (Separatabdruck aus Virchow's Archiv für pathologische Anatomie und Physiologie und für klinische Medicin. 123. Band. 1891.) S. 188—193.

Mies, Dr. Josef: Ueber ein Instrument zur Bestimmung correspondirender Punkte auf Kopf, Schädel und Gehirn. Separatabdruck aus dem Correspondenz-Blatt der Deutschen anthropologischen Gesellschaft, 1890, Nr. 11 u. 12. (Bericht der allgemeinen Versammlung zu Münster in Westphalen.) 2 S.

Montreal: The Canadian Record of Science including the Proceedings of the Natural History Society of Montreal, and replacing the Canadian Naturalist. Vol. IV. Number 4, 5. Montreal 1890, 1891. S. 201—292. Mit 11 Tafeln.

Mortillet, A. de: Les foyers néolithiques de Cormeilles-en-Parisis (Seine-et-Oise). Extrait des Bulletins de la Société d'Anthropologie, Séance du 17 juillet 1890. 16 S.

Nehring, Dr. Alfred: Ueber altägyptische Katzen von Bubastis, Beni-Hassan und Siut. (Aus den Verhandlungen der Berliner anthropologischen Gesellschaft. Sitzung vom 20. Juli 1889. S. [558]—[566]; Sitzung vom 18. Januar 1890. S. [122]—[125].) — Ueber das Vorkommen von Hauskatzen bei den Chinesen. (Sitzung vom 15. Februar 1890. S. [151] bis [152].)

Niblack, Albert P.: The Coast Indians of Southern Alaska and Northern British Columbia. From the Report of the National Museum, 1887—1888, pages 225—386, and plates I—LXX, 2 charts. Washington 1890. (Geschenk von der Smithsonian Institution. United States National Museum.)

Nicolaysen, N.: Om Lysekloster og dets ruiner. Med Titelbillede og 8 plancher. Udgivet af Foreningen til Norske Fortidsmindesmaerkers bevaring. (Medfølger foreningens aarsberetning for 1889.) Kristiania 1890. 12 S.

Nordhoff, Dr. J. B.: Das Westfalen-Land und die urgeschichtliche Anthropologie (Römerspuren, Erd- und Steindenkmäler, Kleinwerke, Höhlen und ethnographische Alterthümer.) Geschichtliches, Sammlungen, Literatur etc., zugleich als Beihilfe zu antiquarischer Forschung und Kartographie. Mit 1 Karte der Umgebung von Münster. Münster 1890. VIII + 50 S.

Ossowski, G.: Osada i odlewiarna bronzów przedhistorycznych w Zariczju. (Figur w tekscie 5.) [Odbice osobne z XIII. Tomu Zbioru wiadomości do antropologii krajowej.] Kraków 1889. II + 12 S.

Ossowski, G.: Sprawozdanie z wycieczki Paleoetnologicznej Pogalicyi w roku 1889. Tablic dwie i ośm rys. w tekscie. Kraków 1890. II + 52 S.

Ossowski, G.: Zabytki przedhistoryczne w Zielonkach, Węgrzcach i Batowicach (pod Krakowem). [Nakładem Towarzystwa Numizmatycznego.] Kraków 1890. 4 S.

Parigi, Giuseppe: Sulle inserzioni dei muscoli masticatori alla mandibola e sulla morfologia del condilo nell' uomo. Firenze 1890. 82 S. Mit 1 Tafel.

Paris: Bulletin de la Société de Géographie. Jahrg. 1825 bis 1850, 1871—73, 1875. Jahrg. 1874: Juli-December; 1878: Juli; 1879: März-Juni; 1882: 2. Trimestre. Jahrg. 1866: Table alphabétique et raisonnée des Matières contenues dans les 3e & 4e séries du Bulletin. [Geschenk des k. k. Ministeriums für Cultus und Unterricht in Wien.]

Pearson, Wm. Hy.: List of Canadian Hepaticae. [Geological and Natural History Survey of Canada.] Montreal 1890. IV + 32 S. Mit 12 Tafeln.

Philadelphia: Transactions of the Wagner Free Institute of Science of Philadelphia. Vol. 3. Philadelphia 1890. VIII + 200 S. Mit 12 Tafeln.

Ploss, Dr. H.: Das Weib in der Natur- und Völkerkunde. Anthropologische Studien. Dritte umgearbeitete und stark vermehrte Auflage. Nach dem Tode des Verfassers bearbeitet und herausgegeben von Dr. Max Bartels. Mit 9 lithograph. Tafeln und ca. 170 Abbildungen im Text. Erste (enthaltend das Inhaltsverzeichniss des vollständigen Werkes) bis fünfte Lieferung. Leipzig 1891. X + 576 + 64 S. Mit 5 Tafeln. (Geschenk von Dr. Max Bartels.)

Radloff, W.: Antiquites Sibériennes. Tom. I, Livraison 1. [Matériaux pour servir à l'Archéologie de la Russie Nr. 3.] St.-Pétersbourg 1888. VIII + IV + 40 + 20 S. Mit 7 Tafeln. [Geschenk der kaiserlichen Archäologischen Commission in St. Petersburg.]

Ramsay, E. P., L. L. D.: Supplement to the Catalogue of the Australian accipitres or diurnal birds of prey in the Collection of the Australian Museum at Sydney, N. S. W. Sydney 1890. 16 S.

Rand, Rev. Silas Tertius, D. D., L. L. D.: Dictionary of the Language of the Micmac Indians, who reside in Nova Scotia, New Brunswick, Prince Edward Island, Cape Breton and Newfoundland. Halifax, N. S., 1888. VIII + 268 S. [Geschenk von Hon. George E. Foster.]

Riccardi, Dott. Paolo: Pregiudizi e superstizioni del popolo Modenense. Modena 1890. 84 S.

Romstorfer, Carl A.: Das Bauernhaus in der Bukowina. Erläuterungen für die Besucher des Bukowinaer Gebirgs-Bauernhauses auf der allgemeinen land- und forstwirthschaftlichen Ausstellung Wien 1890. Czernowitz 1890. 28 S. [Geschenk von Arthur Schwiegk Freiherrn von Hohenbruck.]

Sarajevo: Glasnik Zemaljskog muzeja u Bosni i Hercegovini. Urednik: Kosta Hörmann, vladin savjetnik. Godina 1890. Knjiga II—IV. Sarajevo 1890. S. 119—418. 4 Tafeln. Sammt Inhaltsverzeichniss zum Bande 1890. IV. S. Godina 1891. Knjiga I. 102 S. Mit 6 Tafeln.

Sevilla: Boletin Folklórico Español. Revista Quincenal. Año I. Núm. 1—8. Sevilla 1885. 64 S. (Geschenk von Alejandro Guichot y Sierra in Sevilla.)

Sevilla: El Folk-Lore Andaluz. Organo de la Sociedad de Este Nombre. 1882 à 1883. Sevilla 1883. IV + 524 S. (Geschenk von Alejandro Guichot y Sierra in Sevilla.)

Stefanović-Vilovsky, Theodor Ritter von: Ursprung und Einwanderung der Serben und Bulgaren und die ersten Anfänge ihres staatlichen und socialen Lebens. Vortrag, gehalten im Wissenschaftlichen Club in Wien am 20. November 1890. Wien 1890. 16 S.

St. Petersburg: Drewnosti sjäwero-sapadnagokraja. [Materiali po Archeologii Rossii, isdawaemie Imperatorskoju Archeologitscheskoju Kommissieju Nr. 4.] St. Petersburg 1890. IV + 60 S. Mit 8 Tafeln. [Geschenk der kaiserlichen Archäologischen Commission in St. Petersburg.]

St. Petersburg: Protokoli sasjädanii Russkowa Anthropologitschekowa obschtschestwa pri Imperatorskom S.-Petersburgskom Uniwersitet sa 1889 g. Isdamia pod redakziei Sekretarja obschtschestwa S. N. Danillo. God II-oi. St. Petersburg 1890. 36 + 12 S. Mit 2 Tafeln.

Den Spendern wird hiemit der wärmste Dank der Anthropologischen Gesellschaft ausgesprochen.

Verzeichniss

der **Institute und Vereine**, mit welchen die Anthropologische Gesellschaft in **Schriftenaustausch** steht.

(S. bedeutet nur Tausch gegen die Sitzungsberichte.)

Agram: Südslavische Akademie der Wissenschaften.
— Kroatische archäologische Gesellschaft.
Amsterdam: Königl. Akademie der Wissenschaften.
— Aardrijkskundig Genootschap.
Basel: Evangelische Missions-Gesellschaft.
Batavia: Genootschap van Kunsten en Wetenschappen.
Belgrad: Starinar archäologickoi družtva.
Berlin: Königl. Akademie der Wissenschaften.
— Gesellschaft für Anthropologie, Ethnologie u. Urgeschichte.
Bern: Naturforschende Gesellschaft.
— Schweizerische Gesellschaft für die gesammte Naturkunde.
Bombay: Anthropological Society.
Bonn: Verein von Alterthumsfreunden der Rheinlande.
Braunschweig: „Globus".
Bregenz: Vorarlberger Museumsverein.
Breslau: Schlesische Gesellschaft für vaterländische Cultur.
Brisbane: Royal Society of Queensland.
Brünn: Mährisch-schlesische Gesellschaft für Ackerbau, Natur- und Landeskunde.
— Naturforschender Verein.
Brüssel: Académie Royale des Sciences.

Brüssel: Société d'Anthropologie.
Budapest: Ungarisches National-Museum.
— Ethnologische Mittheilungen aus Ungarn.
Calcutta: Asiatic Society of Bengal.
Cambridge: Archaeological Institut of America.
— Journal of American Folk-lore.
Chicago: American Antiquarian and Oriental Journal.
Christiania: Foreningen til Norske Fortidsmindes merkers Bevaring.
Danzig: Naturforschende Gesellschaft.
Davenport: Academy of natural sciences.
Demerara: Royal Agricultural and Commercial Society of British Guiana.
Dorpat: Gelehrte Esthnische Gesellschaft.
Dresden: Naturwissenschaftliche Gesellschaft „Isis".
Dublin: Royal Society.
Dürkheim a. H.: Naturwissenschaftlicher Verein „Pollichia".
Florenz: Società italiana di Antropologia etc.
Frankfurt a. d. O.: Societatum litterae. (S.)
Genf: Société de Géographie.
Graz: Naturwissenschaftlicher Verein für Steiermark.
Haag: Koninklijk Instituut vor de Taal-, Land- en Volkenkunde van Nederlandsch-Indië.
Halle a. d. S.: Kaiserl. Leopold. Carol. Akademie.
Helsingfors: Finska Videnskabs Societeten.
Innsbruck: „Ferdinandeum".
Kiel: Naturwissenschaftlicher Verein für Schleswig-Holstein.
— Anthropologischer Verein in Schleswig-Holstein. (S.)
Klagenfurt: Naturhistorisches Landesmuseum.
— Geschichtsverein für Kärnten.
Königsberg: Alterthumsgesellschaft „Prussia".
— Physikalisch-ökonomische Gesellschaft.
Kopenhagen: Kongel. Danske Videnskabernes Selskab.
— Kongel. Nordiske Oldskrift Selskab.
Krakau: Akademie der Wissenschaften.
Linz: Museum Francisco-Carolinum.
London: Royal Society.
— Anthropological Institute of Great-Britain and Ireland.
— Folk-Lore.
Lüttich: Institut archéologique Liègeois.
Lyon: Société d'Anthropologie.
— Muséum d'histoire naturelle.
Mailand: Reale Istituto Lombardo di scienze e lettere.
— Società italiana di scienze naturali.
Modena: Società dei Naturalisti.
Montreal: Geological and Natural history-Survey of Canada.
Moskau: Kaiserl. Gesellschaft der Naturforscher.
— Kaiserl. Gesellschaft der Freunde der Naturwissenschaften, Anthropologie und Ethnographie.
— Kaiserl. Archäologische Gesellschaft.
München: Königl. Akademie der Wissenschaften.
— Redaction der prähistorischen Blätter. (S.)
New-York: Science.
Nürnberg: Germanisches National-Museum.
Parenzo: Società istriana di Archeologia e storia patria.
Paris: Société d'Anthropologie.
— L'Anthropologie.
Paris: Société de Géographie.
— Redaction der Mélusine.
— La Tradition.
— Revue mensuelle de l'École d'Anthropologie.
Philadelphia: American philosophical Society.
— Academy of natural sciences.
Posen: Historische Gesellschaft für die Provinz Posen.
— Gesellschaft der Freunde der Wissenschaft in Posen.
Prag: Königl. böhmische Gesellschaft der Wissenschaften.
— Naturwissenschaftlicher Verein „Lotos".
— Verein für Geschichte der Deutschen in Böhmen.
— Lese- und Redehalle der deutschen Studenten.
Rio de Janeiro: Archivos do Museo nacional.
Rom: R. Accademia dei Lincei.
— Società geografica italiana.
— Bulletino di Paletnologia italiana.
Salzburg: Gesellschaft für Landeskunde.
Santiago: Deutscher wissenschaftlicher Verein. (S.)
Schanghai: North China branch of the Asiatic Society.
Schwerin: Verein für mecklenburgische Geschichte.
Singapore: Straits branch of the Royal Asiatic Society.
Sophia: Fürstlich bulgarische literarische Gesellschaft.
Spalato: Bullettino di Archeologia e Storia Dalmata.
St. Louis: Academy of science.
Stockholm: Kon. Vitterhets Historie och Antiqvitets Akademia.
— Svenska Sällskapet för Antropologi och Geografi.
St. Petersburg: Kais. Archäologische Commission.
— Kais. Akademie der Wissenschaften.
— Kais. Geographische Gesellschaft.
— Russische Anthropologische Gesellschaft. (S.)
Strassburg: Redaction der Antiqua.
Stuttgart: Württembergische Vierteljahrshefte.
Sydney: Royal Society of New South Wales.
Tiflis: Kaukasische Abtheilung der kais. russischen geographischen Gesellschaft.
Tokyo: Anthropological Society.
Toronto: Canadian Institute.
Trient: Biblioteca e Museo comunali di Trento.
Trier: Gesellschaft für nützliche Forschungen.
Turin: „Cosmos".
Warschau: Redaction der Wisła.
Washington: Smithsonian Institution.
— United States Geological Survey.
— Anthropological Society.
Wien: Gesellschaft der Aerzte.
— K. k. Central-Commission zur Erforschung und Erhaltung der Kunst- und historischen Denkmale.
— K. k. geographische Gesellschaft.
— K. k. geologische Reichsanstalt.
— K. k. naturhistorisches Hofmuseum.
— Verein für Landeskunde von Niederösterreich.
— Verein zur Verbreitung naturwissenschaftl. Kenntnisse.
— Wissenschaftlicher Club.
Wiesbaden: Verein für Nassauische Alterthumskunde und Geschichtsforschung.
Yokohama: Asiatic Society of Japan.
Zürich: Gesellschaft für vaterländische Alterthümer.

Redactions-Comité: Fr. R. v. Hauer, M. Much, F. Müller, S. Wahrmann, A. Weisbach und J. N. Woldřich.
Redactions-Beirath: M. Much und E. Zuckerkandl.
Redacteur: Franz Heger.

MITTHEILUNGEN
der
Anthropologischen Gesellschaft in Wien.
(Band XXI. Der neuen Folge XI. Band.)

Mai u. Juni. **Sitzungsberichte.** **1891.**

INHALT: **Ausschuss-Sitzung am 11. Mai 1891.** 1. Veränderungen im Stande der Mitglieder; S. [53]. — 2. Ausschuss-Sitzungen; S. [53].
Monats-Versammlung am 11. Mai 1891. 1. Hein, Todtenbretter; S. [53]. — 2. Heger, Alte Bronzepauken aus Ostasien; S. [53]. — 3. Heger, Alterthümer aus Palästina; S. [54]. — 4. Moser, Höhlenfunde im Küstenlande; S. [55]. — 5. Geschenke für die Bibliothek; S. [55].
Bericht über die Excursion der Anthropologischen Gesellschaft am 28. und 29. Juni 1891 nach Oedenburg; S. [57].
Fund einer Situla in Niederösterreich; S. [59]. — **Dr. Otto Tischler †;** S. [59].
Einladung zur XXII. allgemeinen Versammlung der Deutschen Anthropologischen Gesellschaft in Danzig; S. [60].

Ausschuss-Sitzung am 11. Mai 1891.

1. Gestorben ist das unterstützende Mitglied Louis Sokoloski. Der Secretär widmet diesem für wissenschaftliche Bestrebungen stets opferbereiten Manne, der lange Jahre seines Lebens in Peru zugebracht hat, einen ehrenden Nachruf.

Als neue wirkliche Mitglieder werden aufgenommen die Herren:

Dr. Josef Muhr, Bezirksarzt in Währing,
Rudolph Edler von Arthaber, kaiserlicher Rath in Wien.

2. Vielen geäusserten Wünschen nachkommend, stellt der Secretär den Antrag, die Ausschuss-Sitzungen, welche in den vergangenen Monaten an dem der Monatsversammlung vorausgehenden Montage stattgefunden haben, wieder unmittelbar vor dieser Sitzung, wie dies früher üblich war, abzuhalten, da viele Ausschussräthe erklärten, an zwei aufeinanderfolgenden Tagen nicht frei zu sein. Dieser Antrag wird vom Ausschusse angenommen und es bleibt dem Secretär überlassen, je nach der Menge der zu erledigenden Geschäftsstücke eine entsprechende Stunde zu wählen, zu welcher die Ausschuss-Sitzung zu beginnen hat.

Monats-Versammlung am 11. Mai 1891.

1. Herr Dr. **Wilhelm Hein** hält einen Vortrag über

Todtenbretter.

Derselbe wird in einem der nächsten Hefte der Mittheilungen zum Abdrucke kommen.

2. Herr **Franz Heger** hält einen Vortrag über

Alte Bronzepauken aus Ostasien.

Der Vortragende hält aus mehrfachen Gründen gegenüber der von Dr. A. B. Meyer[1]) geäusserten Ansicht an dem chinesischen Ursprunge dieser Art von Pauken fest, welche sowohl durch ihr Alter, als auch durch ihre Form und die merkwürdigen Verzierungen die Aufmerksamkeit aller Archäologen verdienen. Später scheint dann deren Ausbreitung gegen Süden nach der hinterindischen Halbinsel und wahrscheinlich von da aus nach dem malayischen Archipel erfolgt zu sein.

In Wien wurde man zum ersten Male auf diese Pauken aufmerksam durch ein verstümmeltes Exemplar, das sich ohne Provenienzangabe auf der historischen Bronze-Ausstellung im k. k. österr. Museum für Kunst und Industrie 1883 befand. Dasselbe ist im Besitze Sr. Excellenz des Grafen Hans Wilczek, der in demselben Jahre ein zweites, nahezu gleiches, aber vollständiges Exemplar erwarb, das in der chinesischen Abtheilung der Amsterdamer Weltausstellung exponirt war, wohin es von einem chinesischen Antiquitätenhändler aus Shanghai gelangte. Zwei weitere Stücke erhielt das naturhistorische Hofmuseum durch die Vermittlung des k. u. k. Consuls Josef Haas in Shanghai, das eine aus dessen Besitz, das zweite von General Mesny.

Diese beiden Stücke verrathen in ihren ganzen Verzierungen entschieden ihren chinesischen Ursprung, obzwar sie sich in der Anordnung derselben sowie in der äusseren Form genau an die früheren Stücke halten. In den verschiedenen europäischen und asiatischen Museen sind seither eine Anzahl[1]) solcher Stücke aufgefunden worden, die sich in mehrere Gruppen theilen lassen, welche Gruppen verschiedenen Anfertigungscentren zu entsprechen scheinen, wobei auch das sehr verschiedene Alter der einzelnen Stücke in Betracht kommt. Neuerdings hat Friedrich Hirth[2]) eine dankenswerthe Zusammenstellung von Notizen in der chinesischen Literatur über ähnliche Bronzepauken gegeben. In die officielle Liste der chinesischen Musikinstrumente scheinen diese Stücke niemals aufgenommen worden zu sein. Auch in dem grossen Quellenwerke über chinesische Bronzen, Po-ku-t'-u-lu von Wang-Fu, das aus dem XI. Jahrhundert stammt, sind dieselben nicht abgebildet. Die Mittheilungen werden nächstens eine grössere Abhandlung über diese merkwürdigen Pauken bringen.

[1]) Dr. A. B. Meyer: Alterthümer aus dem ostindischen Archipel und angrenzenden Gebieten, unter besonderer Berücksichtigung derjenigen aus der hinduischen Zeit. Leipzig 1884, pag. 15 ff.
Siehe pag. 20: „Jedenfalls aber wurden sie im Innern Hinterindiens fabricirt, da China, schon der Ornamentik der Saleyer-Pauke wegen, gar nicht in Frage kommt."

[1]) Dem Vortragenden sind bisher 17 solcher Pauken bekannt geworden.

[2]) Ueber hinterindische Bronze-Trommeln. Von Friedrich Hirth. T'oung Pao, Archives pour servir à l'étude de l'histoire, des langues, de la géographie et de l'ethnographie de l'Arie orientale. Leiden 1890. Vol. I, pag. 137.

3. Herr **Franz Heger** bespricht unter Vorweisung der betreffenden Gegenstände einige

Alterthümer aus Palästina.

Im Besitze des k. k. Ministerialrathes und General-Consuls a. D. Herrn Leopold Walcher Ritter von Moltheim befinden sich einige Alterthümer aus vorgeschichtlicher Zeit, von denen mehrere ein grösseres Interesse beanspruchen. Dieselben wurden im Jahre 1865 bei Gelegenheit von Erdarbeiten auf dem sogenannten Hirtenfelde bei Bethlehem, auf den linksseitigen Eintiefungen vom Wege, der von Mar Elias nach dem genannten Orte führt, an verschiedenen Stellen aufgefunden. Durch die Güte des Herrn von Walcher, der mir diese Objecte für einige Zeit anvertraute und

Fig. 3. Flachbeil aus Kupfer von Bethlehem. Vorder- und Seitenansicht, $^1/_2$ nat. Gr.

mir seine Einwilligung zu deren Publication gab, bin ich in die Lage gesetzt, dieselben hier vorweisen zu können.

Ueber die näheren Fundverhältnisse ist leider nichts weiter bekannt, jedoch scheint aus den Fundstücken selbst hervorzugeben, dass dieselben sehr verschiedenen Perioden anzugehören scheinen. Da bisher aus Palästina nur sehr spärliche aus vorgeschichtlicher Zeit vorliegen, will ich die vorliegenden Stücke in Folgendem kurz beschreiben.

1. Zwei kleine Feuersteinmesser aus hellgelblichgrauem Flint von der gewöhnlichen Form; die eine Seite ist flach, die andere Seite bildet drei prismatische Flächen. Das eine Stück ist an beiden Enden, das andere an einem Ende abgebrochen, die Schneiden sind schartig.

2. Flachbeil aus Kupfer (s. Fig. 3), 116 mm lang, am Rücken 30, an der Schneide 57 mm breit, Dicke am Rücken nahezu 10 mm, gegen die Mitte bis 13·5 mm. Das Beil zeigt die charakteristische Farbe eines alten, abgegriffenen Kupferstückes, die beiden flachen Seiten zeigen einzelne durch starke Rostperlen entstandene Vertiefungen, welche die intensive Farbe echten Grünspans zeigen. Die Schneide ist nicht ganz symmetrisch gestellt, sondern wie bei vielen dieser Beile (auch bei geschliffenen Steinbeilen sehr häufig) gegen das eine Ende stärker, gegen das andere schwächer gewölbt. Das Gewicht beträgt 494 Gramm.

Flachbeile dieser Art aus Kupfer (seltener aus Bronze) sind sehr verbreitet und gehören zu den ältesten Metallgeräthen. Ihre Form spricht dafür, dass sie unmittelbar ähnlich geformten, geschliffenen Steinbeilen nachgebildet wurden. Namentlich die aus Kupfer bestehenden Stücke fanden sich bisher an verschiedensten Punkten Europas von Cypern bis nach Spanien. Zur Frage über die Existenz einer sogenannten Kupferperiode ist die Verfolgung der Verbreitung gerade dieser Stücke sehr wichtig. Die Nähe von Cypern an der Küste Syriens lässt eine Verbreitung ähnlicher Stücke von dieser sowohl an Kupfererzen, wie auch an derartigen Kupferbeilen sehr reichen Insel als annehmbar erscheinen.

3. Fibel aus dünnem Bronzedraht (s. Fig. 4). Der Bügel derselben ist fünfmal schlingenförmig umgebogen, was unzweifelhaft geschah, um dem dünnen Bronzedraht eine gewisse Steifigkeit und Federkraft zu

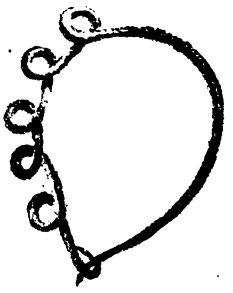


Fig. 4. Bronzefibel von Bethlehem, nat. Gr.

verleihen. Ein eigentlicher Kopf ist nicht vorhanden; von der letzten Schlinge aus läuft die Nadel, einen nicht ganz strengen Halbkreisbogen bildend, zum Fusse, der durch das Zusammenbiegen des unteren Bügelendes zu einer vollkommen geschlossenen Oese gebildet wird; das Nadelende wurde einfach in dieselbe hineingesteckt.

Man kann diese Fibel nur schwer in eine der bekannten Kategorien einreihen. Ein ähnliches Exemplar wurde in Hallstatt gefunden.

4. Nadel aus Bronze, 125 mm lang, ziemlich gleichmässig dick, am Kopfende abgerundet, gegen das andere Ende allmälig zugespitzt. Im oberen Drittheile ist die Nadel verdickt und hat an dieser Stelle ein längliches, nicht allzu schmales Oehr. Das Stück zeigt keinerlei Verzierung.

5. Halber Ring aus Bronze, wahrscheinlich das Bruchstück eines Armringes, massiv, von kreisrundem Querschnitt von 7·5 mm Dicke, an beiden Enden mit Bruchflächen ohne Verzierung. Die Oberfläche des Stückes ist stark oxydirt.

6. Pfeilspitze aus Eisen, das flache Blatt lanzettlich geformt mit geraden Schneiden, die Basis des Blattes verschmälert, von zwei Kreisabschnitten begrenzt, welche im Anschlusse an die Schneiden stumpfe Spitzen bilden. Die Basis des Blattes zeigt eine

ringsumlaufende wulstförmige Verdickung, um die sich ein dem Blatte an Länge gleichkommender Schaftdorn anschliesst. Länge 70 mm. Form und Material weisen auf ein jüngeres Alter hin.

7. Drei Perlen aus färbiger Schmelzmasse.

Die erste derselben hat die Form eines beiderseits abgestumpften Doppelkegels von 12·5 mm Länge und ebenso grossem Durchmesser in der Mitte. Die Grundfarbe der Masse ist weisslich; auf der oberen wie auf der unteren Mantelfläche, welche durch einen grünlichen Streifen getrennt erscheinen, sind je drei Augen eingesetzt. Das Centrum des Auges ist gelb, von einem indischrothen Streifen eingefasst; von demselben verlaufen gegen den Augenrand etwas unregelmässig radial verschieden breite, grünlichblaue Streifen, in den meisten Fällen darunter auch ein rother Streif.

Die zweite Perle ist etwas kleiner, zeigt eine dunkelrothbraune Grundmasse, in die unregelmässig zahlreiche, hellgrüne und siegellackrothe Flecken eingestreut erscheinen, eine Art Mosaik.

Die letzte Perle endlich zeigt eine dunkle, röthliche Grundfarbe mit unregelmässigen, durchgreifenden gelblichgrünen Streifen.

4. Herr Professor Dr. **Carl L. Moser** in Triest übersendet einen

Vorläufigen Bericht über Höhlenfunde im Küstenlande.

Zwischen den Dörfern Gabrovica und Zgonik befindet sich links von der beide Orte verbindenden Fahrstrasse in einer Doline eine besonders schöne, jedoch lichte Höhle, die vielleicht zu alten Zeiten als Schutzort gedient haben mochte. Bei meinen wiederholten flüchtigen Besuchen der Höhle fand ich Spuren älterer Ansiedlungen, die mich veranlassten, eine Ausgrabung am Boden derselben vorzunehmen. Am Grunde einer Doline, deren Felswände fast ringsum aufstreben, befindet sich gegen SW. eine 20 m weite, offene, durch eine Felswölbung geschützte, ca. 8 m hohe und 10 m weit nach innen ziehende Höhle, deren Boden im Umfange einer rechtwinkeligen Dreiecksfläche entsprechen würde. An der rechtsseitigen Wand beim Eingange fand ich schon in 60 m Tiefe eine Aschenschichte, die oben und unten von einer Höhlenschichte eingefasst erscheint. Sie führt Bruchstücke von rohen Topfscherben, die mitunter verziert sind, Feuerstein bearbeitet in Form von Lanzen, Messern, Spänen, Sägen und Abfällen, Bruchstücke von polierten Steinbeilen, (1 Diorit, 1 Serpentin), ferner Hirschhorn bearbeitet in Form von Hämmern, einige wenige bearbeitete Knochen in Form von Dolchen, endlich Knochen vom Schwein, namentlich Kieferstücke und Zähne (Hauer), Zähne vom Rind und Schaf, auch Pferd, neben gespaltenen Knochen und Schalen von Mylitus, Patella und Monodonta.

Dem Anschein nach gehören die Funde der neolitischen Periode an. Weitere Grabungen werden uns darüber aufklären.

5. Für die Bibliothek sind als Geschenke eingelaufen:

St. Petersburg: Recueil d'Antiquités de la Scythie. Publié par la Commission Impériale Archéologique. St. Pétersbourg. 1866—1873. VI + 28 + XVI + IV + (30—124) + (XVII—CXLIV) S. Mit 1 Karte und 45 Tafeln. [Geschenk der kaiserlichen Archäologischen Commission in St. Petersburg.]

Sydney: Australian Museum. (Report of Trustees for the year 1889.) 38 S.

Sydney: Catalogue of the Australian birds in the Australian Museum, at Sydney, N. S. W. Part. II. Striges. Sydney 1890. IV + 32 S.

Sydney: Records of the Australian Museum edited by the Curator. Vol. I. Nr. 2—4. S. 41—104. Mit Taf. 3—11. Sydney 1890.

Török, Aurél: A Félkörös halántékvonalak különböző alakjairól. Két táblával. (Orvos-Természettudományi Értesitő. I. Külön lenyomat.) S. 125—174.

Török, Aurél: A mai emberbuvárlatról. [Budapesti Szemle. LXI. Kötet 1890.] S. 225—240; 363—380.

Török, Dr. Aurél: Anthropologiai füzetek. I. Budapest 1882. VIII + 316 S.

Török, Dr. Aurél: Az Ájnók. Egy ősi emberfajtáról Ászia keleti szélén. Anthropogeographiai tanulmány. (Különnyomat a „Budapesti Szemle" 146—150-ik számaiból.) Budapest 1889. S. 177—202; 359—382; 13—42; 213—244; 341—386.

Török, Dr. Aurél: Az emberek arczjátéka és taglejtése. (Különlenyomat a „Természettudományi Közlönyi" 245. Füzetéből.) S. 23—30.

Török, Dr. Aurel v.: Das Wesen und die Aufgabe der systematischen Kraniologie. (Aus der internationalen Monatsschrift f. Anat. u. Phys. 1891. Bd. VIII. Heft 2.) 20 S.

Török, Dr. Aurel v.: Ueber den Schädel eines jungen Gorilla. Zur Metamorphose des Gorillaschädels. (Vorläufige Mittheilung.) Mit Taf. III—V und zwei Maasstabellen. (Aus der internationalen Monatsschrift f. Anat. u. Phys. 1887. Bd. IV. Heft 4 u. flg.) 82 S.

Török, Dr. Aurel v.: Ueber den Yézoer Ainoschädel aus der ostasiatischen Reise des Herrn Grafen Béla Széchenyi und über den Sachaliner Ainoschädel des königl. zoologischen und anthropologisch-ethnographischen Museums zu Dresden. Ein Beitrag zur Rassen-Anatomie der Aino. Mit einer Figur und Taf. I und II. (Erster Theil.) [Archiv für Anthropologie. Bd. XVIII.] S. 15—100.

Török, von: Ueber die Metamorphose des jungen Gorillaschädels. Separatabzug aus dem Correspondenz-Blatt der Deutschen anthropologischen Gesellschaft, 1887, Nr. 11 und 12. (Bericht über die XVIII. allgemeine Versammlung zu Nürnberg.) S. 141—150.

Török, Dr. Aurel v.: Ueber eine neue Methode, den Sattelwinkel zu messen. Zur Reform der wissenschaftlichen Kraniologie. Vorläufige Mittheilung. Mit Tafel V—VII. (Aus der internationalen Monatsschrift f. Anat. u. Phys. 1890. Bd. VII. Heft 3 etc.) 82 S.

Török, Dr. Aurel v.: Ueber ein Universal-Kraniophor. Ein Beitrag zur Reform der Kraniologie. (Mit Tafel XVI.) (Aus der internationalen Monatsschrift f. Anat. u. Phys. 1889. Bd. VI. Heft 6.) 70 S.

Török, Dr. Aurel v.: Wie kann der Symphysiswinkel des Unterkiefers exact gemessen werden? Mit zwei Tafeln und zwei Holzschnitten. Separat-Abdruck aus dem „Archiv für Anthropologie". XVII. Bd. 1. und 2. Heft. S. 141 bis 150. Braunschweig 1887.

Török, Dr. Aurel v.: Grundzüge einer systematischen Kraniometrie. Methodische Anleitung zur kraniometrischen Analyse der Schädelform für die Zwecke der physischen Anthropologie, der vergleichenden Anatomie, sowie für die Zwecke der medizinischen Disciplinen (Psychiatrie, Oculistik, Zahnheilkunde, Geburtshilfe, gerichtliche Medizin) und der bildenden Künste (plastische Anatomie). Ein Handbuch für's Laboratorium. Mit zahlreichen Abbildungen. Stuttgart 1890. XII + 632 S.

Trampler, R.: Die Tropfsteingrotte von Schoschuwka. Wegweiser und Beschreibung derselben. [Separat-Abdruck aus den Nummern 215, 217 und 220 des „Tagesboten aus Mähren und Schlesien".] Brünn 1890. 16 S.

Weber, Franz: Bericht über neue vorgeschichtliche Funde in Bayern. [Separat-Abdruck aus: Beiträge zur Anthropologie und Urgeschichte Bayerns.] 10 S.

Wickenhauser, Franz Adolf: Molda oder Beiträge zur Geschichte der Moldau und Bukowina. II. Bd. Die deutschen Siedlungen in der Bukowina. 1. Bändchen. Czernowitz 1885. 138 S. — IV. Bd. Geschichte des Bisthums Radautz und des Klosters Gross-Skit. Czernowitz 1890, 1891. IV + 192 + IV + 118 S.

Wien: Dritter Bericht der Philosophischen Gesellschaft an der Universität zu Wien. Vereinsjahr 1889/90. 10 S.

Wilson, Thomas: A study of prehistorie Anthropology. — Hand-book for beginners. From the Report of the National Museum, 1887—1888, pages 597—671, and Plates LXXXVII to CVI. Washington 1890. (Geschenk von der Smithsonian Institution. United States National Museum.)

Wilson Thomas: Results of an inquiry as to the existence of man in North America during the Paleolithic period of the stone age. From the Report of the National Museum, 1887—1888, pages 677—702. Washington 1890. (Geschenk von der Smithsonian Institution. United States National Museum.)

Zillner, F. V., M. D.: Geschichte der Stadt Salzburg. II. Buch. Zeitgeschichte bis zum Ausgange des 18. Jahrhunderts. Erste und zweite Hälfte. Salzburg 1890. XXVI + 796 S. Mit 2 Tafeln.

Chlingensperg-Berg, Max von: Das Gräberfeld von Reichenhall in Oberbayern. Mit 1 Karte und 40 Fundtafeln in unveränderlichem Lichtkupferdruck auf Crayonpapier. Reichenhall 1890. VI + 164 S.

Mies, Josef: Ueber das Gehirngewicht einiger Thiere. [Verhandlungen der Gesellschaft Deutscher Naturforscher und Aerzte. Bremen 1890.] 6 S.

Nehring, Dr. Alfred: Ueber Tundren und Steppen der Jetzt- und Vorzeit, mit besonderer Berücksichtigung ihrer Fauna. Mit einer Abbildung im Text und einer Karte. Berlin 1890. VIII + 258 S.

Zürich und das schweizerische Landes-Museum. Den hohen eidgenössischen Räthen gewidmet. Im December 1890. 74 S. Mit 37 Tafeln. (Geschenk von Jakob Heierli.)

Philadelphia: Annual Report of the Curator of the Museum of American Archeology in connection with the University of Pennsylvania. Presented to the President and Council of the University Archaeological Association. October, 1890. Vol. 1. No. 1. Philadelphia 1890. Mit 4 Tafeln. 54 S.

Trapp, Moriz: Führer durch das Franzens-Museum in Brünn. Mit zwei Ansichten des alten und neuen Museumgebäudes, Phototypien vom k. u. k. Hof-Photographen J. Löwy in Wien, und einem Situationsplane der Sammlungen. IV + 96 S.

Rzehak, A: Die neuerworbenen Sammlungen des Franzens-Museums in Brünn. (Notizen-Blatt der historisch-statistischen Section der kais. königl. mährisch-schlesischen Gesellschaft zur Beförderung des Ackerbaues, der Natur- und Landeskunde. 1890. Nr. 11. S. 87—88.)

Trapp, Moriz: Die vorgeschichtliche Abtheilung des Franzens-Museums in Brünn. (Aus: Führer durch das Franzens-Museum, S. 73—76.)

Miess, Michael: XVI. Jahresbericht der Gewerbeschule zu Bistritz. Am Schlusse des Schuljahres 1889/90 veröffentlicht. Bistritz 1890. 32 S.

Breslau: Schlesiens Vorzeit in Bild und Schrift. Zeitschrift des Vereines für das Museum schlesischer Alterthümer unter dem Protektorate Ihrer Majestät der Kaiserin Friedrich. V. Band. Nr. 5. Bericht 75 u. 76. Januar 1891. Mit 1 Tafel. S. (127—146) + (57—68).

Seeland, Ferd.: Diagramme der magnetischen und meteorologischen Beobachtungen zu Klagenfurt. Witterungsjahr 1890. December 1889 bis November 1890. 12 Tafeln.

Riccardi, Dott. Prof. Paolo: Di alcune correlazioni di sviluppo fra la statura umana e l'altezza del corpo seduto. Studio di Antropometria. Modena 1891. 82 S.

Abbeville: Bulletin de la Société d'émulation d'Abbeville. Année 1888, 1889. Mit 3 Tafeln. 256 S.

Abbeville: Mémoires de la Société d'émulation d'Abbeville (fondée le 11 Octobre 1797). Tome dixseptième de la collection. 4e Serie, Tome Ier. — 1re partie. Abbeville 1889. Mit 10 Tafeln. IV + 308 S.

Wilmowsky, Domcapitular J. N. von: Römische Mosaiken aus Trier und dessen Umgegend. Herausgegeben von der Gesellschaft für nützliche Forschungen in Trier. Textband. Trier 1888. II + XVI + 24 S.

Hovelacque, Abel et Hervé, Georges: Précis d'Anthropologie. Avec 20 figures intercalées dans le texte. [Bibliothèque anthropologique.] Paris 1887. II + XII + 656 S.

Hovelacque, Abel: Les Nègres de l'Afrique sus-équatoriale (Sénégambie, Guinée, Soudan, Haut-Nil). Avec 33 figures intercalées dans le texte. [Bibliothèque anthropologique, IX.] Paris 1889. XIV + 468 S.

Berlin: Korrespondenzblatt des Gesammtvereins der deutschen Geschichts- und Alterthumsvereine. 1890. Nr. 12. Dezember. S. 121—148. Sammt Titelblatt und Inhaltsverzeichniss zum 38 Jahrgang (1890).

Schwartz, Wilhelm: Volksthümliche Schlaglichter. [Separat-Abdruck aus der Zeitschrift des Vereins für Volkskunde. 1. Heft. S. 17—36.] Berlin 1891.

Brinton, Daniel G., M. D.: Vocabularies from the Musquito Coast. (Read before the American Philosophical Society, March 6, 1891.) 4 S.

Památky archaeologické a místopisné. Index zum XIV. Band. XV. 1.—3. Heft. 192 S. Mit 10 Tafeln.

Meriden: Proceedings and transactions of the Scientifi, Association, Meriden, Conn. 1889—1890. Vol. IV. Meriden Conn. 1891. 90 S. Mit 2 Tafeln.

Boston: Transactions of the American Philological Association. 1890. Vol. XXI. Boston, Mass. 112 + II + LXVI S.

Brinton, Daniel G., A. M., M. D.: The American Race: A Linguistic Classification and Ethnographic Description of the Native Tribes of North and South America. New York 1891. 392 S.

Mallery, Garrick: Greeting by gesture. (Reprinted from the Popular Science Monthly for February and March, 1891.) New York 1891. 32 S.

Netto, Ladisláu: Le Muséum National de Rio-de-Janeiro et son influence sur les sciences naturelles au Brésil. Paris 1889. VI + 88 S.

Philadelphia: Proceedings of the American Philosophical Society, held at Philadelphia, for promoting useful knowledge. Vol. XXVIII. July to December, 1890. Nr. 134. Philadelphia 1890. (227—270) + 13 + II S.

Lisboa: Boletin da Sociedade de Geographia de Lisboa. Fundada em 1875. 9ª. Serie — Nos. 7, 8 e 9. Lisboa 1890. (295—468) + (113—124) + 64 S.

Paiva e Pona, A. P., M. S. G. L.: Les champs d'or (Afrique Portugaise). Traduit du „Bulletin de la Société de Géographie" par Antonio de Portugal de Faria, M. C. S. G. L. Lisbonne 1891. II + 30 S.

London: Sixth Report on the North-Western tribes of Canada. With a map. [British Association for the Advancement of Science. Leeds meeting, 1890.] London. II + 164 S. (Geschenk von Franz Boas.)

Boas, Franz: Dissemination of tales among the natives of North America. [Journal of American Folk-Lore. Vol. IV. No. 12, p. 13—20.]

Boas, Franz: Mixed Races. [Science, XVII, 1891, S. 179.]

Houdek, V.: O způsobu stavby dědin moravských. [Časopis vlasten. muzejního spolku olomuckého, 1889.] 10 S.

Berlin: Protokolle der Generalversammlung des Gesammtvereines der deutschen Geschichts- und Alterthumsvereine zu Schwerin 1890. Berlin. IV + 212 S.

Cuno, Baurat: Die Cultur- und Kunstgeschichte des rechtsrheinischen Theils der alten Erzdiöcese Trier bis zum Ausgang des Mittelalters. Vortrag, gehalten am 14. Januar 1891. [Verein für Nassauische Altertumskunde und Geschichtsforschung Wiesbaden.] 16 S.

Wiesbaden: Sitzung des Nassauischen Vereins für Alterthumskunde und Geschichtsforschung am 11. Februar 1891. (Wiesbadener Presse No. 35 u. 36.) 8 S.

Fleming, Sanford: Time-Reckoning for the twentieth Century. From the Smithsonian Report for 1886. Washington 1889. S. 343—366.

Chijs, Mr. J. A. van der: Nederlandsch-Indisch Plakaatboek, 1602—1811. Fevende deel. 1755—1764. Uitgegeven door het Bataviaasch Genootschap van Kunsten en Wetenschappen met medewerking van de Nederlandsch-Indische Regering. Batavia en 's Hage, 1890. II + 880 S.

Brinton, Dr. Daniel G.: American aboriginal poetry. — On the „Stone of de Giants". [Report of the Proceedings of the Numismatic and Antiquarian Society of Philadelphia for the years 1887—1889. S. 17—39; 78—85.] Philadelphia 1891. 29 S.

Culin, Stewart: University Archaeological Association. [The Mercury, an illustrated sunday newspaper. Vol. 40. — No. 16. Philadelphia, May 3. 1891. S. 1, 4.] (Geschenk von Dr. D. G. Brinton.)

Mies: Die Höhenzahl des Körpergewichts der sogenannten Amazonen und Krieger des Königs von Dahome. [Aus den Verhandlungen der Berliner anthropologischen Gesellschaft. Sitzung vom 17. Januar 1891. S. (110) — (112).]

Rovereto: Elenco dei donatori e dei doni fatti al Civico Museo di Rovereto nel 1890. (Estratto dal giornale „Il Raccoglitore" Ni. 14, 18, 22, 27, 28, 29, 31, 32, 33, 34, 35, 36, 37, 38, 40.) 8 S.

Dublin: Proceedings of the Royal Irish Academy. Third Series. Volume I. No. 5. S. 599—726; VIII + 32 S. Mit plate XXII—XXIX. Dublin 1891.

Parker, W. Kitchen, F. R. S.: On the Morphology of the Duck and the Auk tribes. [Royal Irish Academy. „Cunningham Memoirs". No. VI.] IV + 132 S. Mit 9 Tafeln. Duplin 1890.

Boston: Proceedings of the American Academy of arts and sciences. New series. Vol. XVII. Whole series. Vol. XXV. From May, 1889, to May, 1890. Selected from the Records. VIII + 364 S. Mit 12 Tafeln. Boston 1890.

Boston and New York: A Journal of American Ethnology and Archaeology. Editor J. Walter Fewkes. Vol. I. VI. + 134 S. Mit 3 Tafeln. Boston and New York 1891.

Boas, Franz: Reise an die pacifische Küste. — Felsenzeichnung von Vancouver Island. — Einige Sagen der Kootenay. — [Aus den Verhandlungen der Berliner anthropologischen Gesellschaft. Ausserordentliche Sitzung am 14. Februar 1891. S. (158) — (172).]

Ploss, Dr. H.: Das Weib in der Natur- und Völkerkunde. 3. Auflage. 6. Lieferung. b. 65—192. Mit 1 Tafel. Leipzig 1891. (Geschenk von Dr. Max Bartels.)

Den Spendern wird hiemit der wärmste Dank der Anthropologischen Gesellschaft ausgesprochen.

Bericht über die Excursion der Anthropologischen Gesellschaft nach Oedenburg,

ausgeführt am 28. und 29. Juni 1891.

Schon lange war es der Wunsch der betheiligten Kreise, die Anthropologische Gesellschaft mit der an prähistorischen Denkmalen so reichen Umgebung Oedenburgs direct bekannt zu machen. Hatte sich doch in dieser Stadt im Laufe der letzten Jahre ein kleiner Kreis von Männern gebildet, an deren Spitze der unermüdliche Realschulprofessor Bella steht, welcher werkthätig die Hebung der Ueberreste aus der fremden Vergangenheit der einstigen Bewohner dieser Stadt förderte. Dank der fürsorglichen Unterstützung der Stadtgemeinde, an deren Spitze der Bürgermeister, unser verehrtes Mitglied Herr königlicher Rath Johann Finck, steht, war es Herrn Professor Ludwig Bella möglich, seinen praktischen Arbeiten einen grösseren Umfang zu geben. Durch unser eifriges Mitglied Herrn Dr. Otto Müller wurde Herr Custos Josef Szombathy auf die verschiedenen vielversprechenden Punkte in der Umgebung der Stadt aufmerksam gemacht und in collegialem Einvernehmen mit den massgebenden Persönlichkeiten wurde die Vornahme von Ausgrabungen beschlossen, welche gleichzeitig von der Stadtgemeinde und von der Anthropologischen Gesellschaft ausgeführt werden sollten. Die Vertretung der letzteren übernahm im vergangenen Jahre 1890 Herr Dr. Moriz Hoernes, und so wurden bereits im Sommer eine Anzahl Tumuli auf dem Burgstall aufgedeckt. Herr Professor Bella, der dort eine Anzahl prähistorischer Schanzwerke aufgefunden und die topographische Aufnahme derselben sowie der zahlreichen Tumuli auf diesem Punkte sowie auf dem benachbarten Warischberge besorgt hatte, war insoferne von besonderem Glücke begünstigt, als es ihm vergönnt war, eine grosse Urne mit merkwürdigen figuralen Darstellungen aufzufinden, das erste Beispiel dieser Art in der ziemlich engbegrenzten Gruppe der verwandten Tumulifunde.

Mit grossem Vergnügen nahm daher die Anthropologische Gesellschaft den freundlichen Antrag des Herrn Dr. Otto Müller an, Oedenburg zum Zielpunkte einer zweitägigen Excursion zu machen, welche auch in einer für alle Theilnehmer höchst befriedigenden Weise verlief.

Die nachfolgende kurze Schilderung des Gesehenen und Erlebten soll nur ein beiläufiges Bild der zwei genussreichen Tage geben, wobei wir gleich an dieser Stelle der meisterhaften Zusammenstellung und Durchführung des Programmes durch Herrn Dr. Otto Müller, der das ganze Arrangement der Excursion übernommen hatte, in dankbarer Anerkennung gedenken müssen.

Was die Situation des Fundgebietes auf dem Burgstall und dem Warischberge anbelangt, so können wir auf die treffliche Beschreibung verweisen, welche Herr Dr. Otto Müller im XVII. Bande unserer Mittheilungen, Sitzungsberichte p. [79] ff., gegeben hat. Demnächst wird in den Mittheilungen aus der Feder des Herrn Professor Bella eine grössere Abhandlung über die hiesigen Ausgrabungen erscheinen.

Der erste Tag der Excursion galt dem Burgstall und dem benachbarten Warischberge. Nach dem herzlichen Empfange der von Wien aus mit dem Morgenzuge eingelangten Excursionstheilnehmer seitens der Oedenburger Herren am Bahnhofe sowie nach erfolgter Einnahme eines Imbisses erfolgte der Aufbruch nach Wandorf. Von hier aus wurden die alten Befestigungsanlagen auf dem Häusler- oder Redoutenberge besucht, welcher von dem weit höheren Burgstall durch den tiefen Tatschi-Graben getrennt ist. Ein doppelter Wall, von Ost nach West verlaufend, schneidet das nördliche, flacher ansteigende Gehänge des genannten Hügels ab, diese am leichtesten zugängliche Seite gegen einen feindlichen Angriff schützend.

Von da aus ging es weiter hinauf auf den durchwegs bewaldeten Burgstall, dessen Aussichtswarte in 478 m Meereshöhe liegt. Die herrliche Rundsicht von diesem ziemlich isolirten Punkte ist eines der vielen Beispiele, dass die früheren Bewohner mit grosser Vorliebe ihre Begräbnissplätze auf solchen hoch und frei gelegenen Punkten wählten. Dieser ganze flache Gipfel des Burgstall ist mit einer alten, polygonförmigen Umwallung versehen, welche jedoch vielleicht etwas jünger sein dürfte als die gleich zu erwähnende Tumuli-Nekropole, da mehrere der Tumuli gleichsam in die Befestigungsanlage einbezogen wurden, also zur Zeit der Anlage der letzteren schon vorhanden gewesen sein müssen.

Von der Aussichtswarte gegen Süden erstreckt sich nun die Nekropole, gegen 200 Tumuli zählend, von denen bis heute etwa 38 durchgegraben sind. Die meisten derselben sind klein, bis zur Mittelgrösse; nur einer derselben kann als gross bezeichnet werden. Ausser diesen Tumuli hat man hier gegen 40 sogenannter Wohngruben aufgefunden, seichte Vertiefungen, in welchen sich beim Nachgraben zahlreiche alte Reste vorfinden, die eine förmliche Culturgeschichte ausmachen und die jedenfalls schon zur Zeit der Errichtung der Tumuli in Benützung waren.

Nach der Einnahme eines uns von der städtischen Museums-Commission in einer improvisirten Waldhütte freundlich angebotenen Mahles, bei welcher Gelegenheit wir uns auch der Anwesenheit des Herrn königlichen Rathes Finck sowie des Herrn Abtes und Stadtpfarrers Andreas von Póda erfreuten, ging es an die Aushebung eines schon zu diesem Zwecke von Herrn Professor Bella vorbereiteten Tumulus, dem einige interessante Thongefässe und zwei kleine Messerklingen aus Eisen entnommen wurden; unter ersteren befanden sich zwei situlaförmige Gefässe mit Deckeln, von welchen der eine interessante Verzierungen aufweist.

Auf schattigen Waldwegen ging es dann nach dem benachbarten Warischberge, auf dem sich auch einige schon geöffnete Tumuli befinden. Einer derselben enthielt die hochinteressante Urne mit den figuralen Darstellungen, welche nicht verfehlt hat, überall das grösste Aufsehen zu machen. Analog wie beim Häuslerberg ist auch die eine Seite des Warischberges durch Wall und Graben befestigt.

Am Abende vereinigten sich die Theilnehmer an der Excursion sowie eine Anzahl Honoratioren und angesehene Bürger Oedenburgs im städtischen Casinogarten zu einem gemeinsamen Essen, dessen heiterer Verlauf Allen noch lange in freundlicher Erinnerung bleiben wird.

Der Vormittag des nächsten Tages war der Besichtigung der Sammlungen gewidmet. Im städtischen Museum wie im Comitatsmuseum bewunderte man die reichen archäologischen Funde, welche bisher die Umgebung der Stadt sowie das Comitat dank des einmüthigen Zusammenwirkens der betheiligten Kreise geliefert haben. In ersterem machte Herr Archivar Alois Kugler, in letzterem Herr Professor Gustav Poszvék den freundlichen Führer. Auch die interessante Sammlung des Herrn Architekten und Malers Franz Storno jun. bot Gelegenheit zu manchen lehrreichen Beobachtungen.

Nachdem sich die betheiligten Personen nochmals im Casino zu einem Mahle versammelt hatten, bei welcher Gelegenheit auch von beiden Seiten den Gefühlen der Befriedigung über das gelungene Zustandekommen der Excursion in beredten Worten Ausdruck verliehen worden war, wurde der Rest des Nachmittags zu einem kleinen Ausfluge nach der interessanten Mythrasgrotte sowie dem Besuche der unterirdischen Steinbrüche bei Kroisbach verwendet, von wo die Rückfahrt über die Teichmühle nach Oedenburg und von da aus mit dem Abendzuge nach Wien unternommen wurde.

Mit den besten Eindrücken sind wir von den gastfreien Bewohnern Oedenburgs geschieden. Wir geben uns der Hoffnung hin, dass das einträchtige Zusammenwirken, welches seinen Ausdruck in den gemeinsamen Ausgrabungen findet, auch in Zukunft erhalten bleiben möge zum Nutzen für die gute Sache. Allen den lieben Gastfreunden sagen wir aber unseren tiefgefühlten Dank; die schönen, unter ihnen verlebten Stunden werden noch lange in unserer Erinnerung bleiben!

Fund einer Bronze-Situla mit figuralen Darstellungen in Niederösterreich.

Ein hochwichtiger Fund ist gegen Mitte des Monates Juni in Niederösterreich gemacht worden, dessen Rettung und Conservirung wir unserem hochverdienten Mitgliede, Herrn P. Lambert Karner, Pfarrer in Brunnkirchen, verdanken. Einer brieflichen Mittheilung desselben verdanken wir die nachfolgenden Daten.

„Der neueste Fund, dessen Gegenstände sich in meinem Besitze befinden, ist eine Bronze-Situla mit getriebenen figuralen Darstellungen in sehr feiner Ausführung, mit Ross und Wagen, kämpfenden Männern und anderen figuralen Darstellungen, die männlichen Figuren mit ähnlicher Kleidung und Kopfbedeckung wie die rechts neben den kämpfenden Kriegern stehende Figur am Watscher Gürtelblech. Die Situla hat dieselbe Form wie die Watscher; leider ist dieselbe nur zur Hälfte erhalten. Ausserdem fand ich einen grossen Bronzelöffel mit 37 cm langem gehämmerten Stiel, dessen Schale 10 cm im Durchmesser und 5 cm Tiefe hat und einen nach innen getriebenen Boden besitzt; der Stiel ist mit drei Armen an die Schale genietet. Ausserdem erhielt ich ein 39 cm langes, geschweiftes eisernes Schwert[1]) mit kurzer Handhabe und drei Lanzenspitzen aus Eisen, eine davon breit, die beiden anderen schmal, 25, 18 und 15 cm lang, sowie einen Scherben von einem grossen, dickwandigen Thongefässe, die Aussenwand fein geglättet und graphitglänzend. Der Fundplatz ist zwischen Meidling im Thale und Statzendorf[2]), knapp an der nach St. Pölten abzweigenden Strasse nächst Walpersdorf, wo ein Skeletgrab in einer Schottergrube aufgefunden wurde, etwa 50 cm unter der Oberfläche. Das Grab war leider bei meiner Ankunft schon zerstört, die Fundgegenstände zum Theil in verschiedenen Händen, die Situla im Schotter begraben. Das Skelet lag mit dem Kopfe gegen Ost.“

Wir beglückwünschen Herrn P. Karner von ganzem Herzen zu diesem hochinteressanten Funde; eine genaue Beschreibung und Abbildung wird erst die grosse Wichtigkeit desselben in's klare Licht setzen.

[1]) Wahrscheinlich ein sogenanntes Hackmesser.
[2]) Südlich von dem bekannten Stifte Göttweig.

Am 18. Juni starb nach langem schweren Leiden unser correspondirendes Mitglied, Herr

Dr. Otto Tischler,

Director des Museums der Physikalisch-ökonomischen Gesellschaft in Königsberg.

Mit seinem Dahingange verliert die Urgeschichtsforschung einen ihrer begeistertsten Anhänger, die Wissenschaft einen ihrer kenntnissreichsten Vertreter. Seine ausgezeichneten Arbeiten über die ostpreussischen Gräberfelder sind ein Muster streng wissenschaftlicher Durcharbeitung eines auf praktischem Wege gewonnenen Materiales. Von diesen localen Forschungen wandte er seinen Blick schon seit Jahren nach allen Richtungen, so dass er als der beste Kenner der prähistorischen Sammlungen Mitteleuropas gelten konnte. Seine Studien über Form und Verbreitung der Fibula sind ebenso wie seine eingehenden Forschungen über Glas und Email (speciell Glasperlen) als bahnbrechend zu bezeichnen. Leider war es ihm nicht vergönnt, gerade die umfassenden und schwierigen Arbeiten über letzteres Gebiet der wissenschaftlichen Welt vorzulegen. Sein Name wird fortleben in der Geschichte unserer Wissenschaft, sein Andenken unvergessen bleiben seinen zahlreichen Freunden und Verehrern!

Die **Deutsche Anthropologische Gesellschaft** versendet folgende

EINLADUNG

zur

XXII. allgemeinen Versammlung in Danzig.

Nachdem schon früher der Director des Prussia-Museums, Dr. Bujack, durch den Tod abberufen war, hat sich jetzt durch schwere Erkrankung auch unser hochverdienter Localgeschäftsführer Dr. Otto Tischler[1]) leider genöthigt gesehen, zu bitten, für dieses Jahr auf die Abhaltung der projectirten Versammlung in Königsberg in Preussen zu verzichten.

Der Vorstand hat sich der Erwägung nicht verschliessen können, dass unter diesen Umständen der Beschluss, Königsberg als Ort des diesjährigen Congresses zu bestimmen, nicht aufrecht erhalten werden könne. Einer überaus freundlichen Einladung entsprechend, hat er Danzig als Ort der diesjährigen allgemeinen Versammlung erwählt und Herrn Dr. Lissauer um Uebernahme der localen Geschäftsführung ersucht.

Die Unterzeichneten erlauben sich daher im Namen des Vorstandes der Deutschen Anthropologischen Gesellschaft, die deutschen Anthropologen und alle Freunde anthropologischer Forschung zu der am

3.—5. August dieses Jahres in Danzig

stattfindenden allgemeinen Versammlung ergebenst einzuladen.

Die durchreisenden Mitglieder sind freundlichst eingeladen, am Freitag den 31. Juli oder Samstag den 1. August das Museum für Völkerkunde in Berlin zu besuchen. Sonntag den 2. August Abends Empfang in Danzig.

Das genauere Programm wird demnächst mitgetheilt werden[2]).

Der Localgeschäftsführer:
Dr. **Lissauer**-Danzig.

Der General-Secretär:
Prof. Dr. **J. Ranke**-München.

[1]) Seither verstorben.

[2]) Können auf Wunsch durch das Secretariat der Anthropologischen Gesellschaft in Wien, I. Burgring 7, bezogen werden.

Redactions-Comité: Fr. R. v. Hauer, M. Much, F. Müller, S. Wahrmann, A. Weisbach und J. N. Woldrich.
Redactions-Beirath: M. Much und E. Zuckerkandl.
Redacteur: Franz Heger.

MITTHEILUNGEN
der
Anthropologischen Gesellschaft in Wien.
(Band XXI. Der neuen Folge XI. Band.)

November u. December. Sitzungsberichte. 1891.

INHALT: Ueberreichung einer Adresse der Gesellschaft an Rudolph Virchow am 13. October 1891; S. [61].

Ausschuss-Sitzung am 10. November 1891. 1. Veränderungen im Mitgliederstande; S. [61]. — 2. Massnahmen zur Erforschung des Hausbaues; S. [61]. — 3. Ausgrabungen der Gesellschaft im Jahre 1891; S. [61]. — 4. Dank an Dr. Hein; S. [61].

Monats-Versammlung am 10. November 1891. 1. Brunner, Nachrufe auf Dr. Tischler, Dr. Kopernicki und Dr. Polak; S. [61]. — 2. Brechler, Wallburg bei Ottau; S. [62]. — 3. Stieda, Juden im südwestlichen Russland; S. [63]. — 4. Koudelka, Skeletgräber in Němčan; Weisbach, Befund; S. [63]. — 5. Romstorfer, Erdställe in Gaunersdorf; S. [65]. — 6. Hein, IX. internationaler Congress zu London; S. [66]. — 7. Meringer, Bauernhaus; S. [67].

Ausschuss-Sitzung am 15. December 1891. 1. Veränderungen im Mitgliederstande; S. [67]. — 2. Dankschreiben; S. [67]. — 3. Schriftentausch-Angelegenheiten; S. [67].

Monats-Versammlung am 15. December 1891. 1. Andrian, Nachruf für Hunfalvy; S. [67]. — 2. Karner, Situlafund von Kuffarn; S. [68]. Mit Taf. IX. — 3. R. Hoernes, Ausgrabungen bei Oedenburg; S. [71]. Mit Taf. X. — 4. M. Hoernes, Beiträge zur Erklärung der Situla von Kuffarn; S. [78]. — 5. J. Szombathy, Dank; S. [81]. — 6. J. Szombathy, Die Zeitstellung der Funde von Kuffarn und Oedenburg; S. [81]. — 7. Geschenke an die Bibliothek; S. [86].

Der Secretär der Anthropologischen Gesellschaft hatte die Ehre, am 13. October 1891 eine vom Präsidenten verfasste Adresse Herrn Geheimrath Dr. Rudolph Virchow zu überreichen, in welcher dieser grosse Gelehrte zur Vollendung seines siebzigsten Geburtstages beglückwünscht wird.

Für die überaus herzliche und freundliche Aufnahme, welche demselben bei dieser Gelegenheit in Berlin zutheil wurde, sei an dieser Stelle allen betheiligten Kreisen der verbindlichste Dank ausgesprochen.

Ausschuss-Sitzung am 10. November 1891.

Vorsitzender: Hofrath Dr. Karl Brunner von Wattenwyl.

1. Gestorben sind seit der letzten Ausschuss-Sitzung

a) die correspondirenden Mitglieder:

Dr. Isidor Kopernicki in Krakau,
Dr. Otto Tischler in Königsberg;

b) die wirklichen Mitglieder:

Dr. Julius Makanec, k. k. Polizeiarzt in Sarajewo;
Hugo Pauli, Buchhändler in Wien;
Dr. Jakob Eduard Polak, em. k. pers. Leibarzt in Wien;
Josef Tandler Ritter von Tanningen, k. k. Ministerialrath i. P. in Wien;
Dr. Karl Wedl, k. k. Hofrath in Wien.

Als neue Mitglieder werden aufgenommen:
J. Knies in Blansko, Mähren;
Vincenz Poetsch, Fabrikant in Randegg, Niederösterreich.

2. Der Secretär berichtet über die Drucklegung und Versendung des Fragebogens zur Erforschung des Hausbaues. Derselbe wird als Beilage zu diesen Sitzungsberichten an die Mitglieder der Gesellschaft versendet werden.

3. Der Secretär berichtet über die Ausgrabungen der Anthropologischen Gesellschaft im Jahre 1891. Herr Custos Szombathy unternahm im Frühjahre eine mehrwöchentliche Recognoscirungsfahrt nach Süddalmatien. Herr Prof. Dr. Rudolph Hoernes aus Graz setzte die Ausgrabungen der Grabhügel auf dem Burgstall bei Oedenburg fort (siehe den Bericht in diesen Sitzungsberichten). Dagegen entfielen die von Herrn Dr. Moriz Hoernes geplanten Ausgrabungen auf dem Castelliere von Villanova in Istrien.

4. Herrn Dr. Hein wird vom Ausschusse der Dank für seine Vertretung der Gesellschaft bei dem im September 1891 in London abgehaltenen IX. internationalen Orientalisten-Congresse votirt.

Monats-Versammlung am 10. November 1891.

Vorsitzender: Hofrath Dr. Karl Brunner von Wattenwyl.

1. Der Vorsitzende gedenkt der seit der letzten Monats-Versammlung verstorbenen correspondirenden Mitglieder Dr. Otto Tischler in Königsberg und Dr. Isidor Kopernicki in Krakau, sowie des wirklichen Mitgliedes Dr. J. E. Polak und widmet denselben folgende Nachrufe:

Dr. Otto Tischler, gestorben in Königsberg am 18. Juni, muss als einer der Begründer rationeller Forschung auf dem Gebiete der Prähistorie bezeichnet werden. Seine sorgfältig ausgeführten Ausgrabungen in seinem Vaterlande Ostpreussen führten zu den wichtigsten Ergebnissen. Seine wissenschaftlichen Arbeiten über diese Gräberfunde und besonders seine classischen Arbeiten über die Fibeln, die Aggry-Perlen und über die Geschichte des Emails sind bleibende Documente seines Ruhmes.

In Anerkennung dieser Leistungen ernannte unsere Gesellschaft schon vor Jahren Herrn Dr. Tischler zu ihrem correspondirenden Mitgliede, und wir widmen ihm heute bei seinem für die Wissenschaft allzu früh eingetretenen Tode einen warmen Nachruf.

Dr. Isidor Kopernicki, Professor an der Universität in Krakau und Secretär der Krakauer Akademie der Wissenschaften, starb daselbst am 24. September im 67. Lebensjahre. In der Ukraine geboren, wurde er nach vollendeten Studien an der Universität zu Kiew Professor der Anatomie daselbst, verliess aber später Russland und richtete in Bukarest das anatomische Museum ein. Später siedelte er nach Krakau über und hielt dort anthropologische Vorlesungen an der Universität. Seine zahlreichen kraniologischen Arbeiten, zu welchen sich in den letzten Jahren auch solche über die Ethnographie der Slaven gesellten, sichern ihm einen dauernden Ehrenplatz in den Annalen unserer Wissenschaft.

Dr. J. E. Polak, gestorben am 8. October. Seit der Gründung unserer Gesellschaft verehren wir als thätiges Mitglied unseren Perser-Polak, welcher durch seine treue Liebe für die wissenschaftliche Erforschung seines zweiten Heimatlandes die Kenntniss desselben auf eine anerkennenswerthe Weise förderte. Nachdem Polak zehn Jahre als Begründer der medicinischen Schule und Leibarzt des Schah in Teheran zugebracht und nach seiner Rückkehr die genauen Kenntnisse in grösseren Werken und vielen Abhandlungen und Vorträgen verwerthet hatte, unternahm er noch im Jahre 1882, bereits in vorgerücktem Alter, eine neuerliche Reise dorthin und als er selbst den Strapazen sich nicht mehr auszusetzen wagte, sandte er jüngere Männer der Wissenschaft zur geologischen, botanischen und ethnographischen Forschung in sein Persien.

Wir besitzen in unserer Schrift mehrere interessante Arbeiten über ethnographische und prähistorische Gegenstände aus seiner Feder.

Als früherer Bibliothekar und langjähriger Rechnungsführer unserer Gesellschaft betheiligte er sich eifrig an dem Wohlergehen derselben, und bei den wissenschaftlichen Discussionen erfreuten wir uns seiner scharfsinnigen Bemerkungen. Wir werden ihm ein treues Andenken bewahren.

2. Herr k. k. Prof. **Eduard Brechler** in Krumau übersendet eine Mittheilung über

Eine Wallburg bei Ottau.

(Siehe die Figuren Nr. 5 und 6.)

Im Osten des im südlichen Böhmen gelegenen Pfarrortes Ottau erhebt sich ein bewaldeter Berg, der „Schlösselwald". Er liegt in der Richtung von Norden nach Süden und fällt gegen Westen, Süden und Osten steil ab, während sich die Kammlinie nach Norden fortsetzt.

Dieser Berg, im Bereiche des Pfarrwaldes gelegen, trägt an seinem südlichen Ende sehr interessante und zum Theile sehr gut erhaltene Ueberreste einer Wallburg, welche in ihrer ursprünglichen Anlage von bedeutender Ausdehnung gewesen zu sein scheint, da ein doppelter Wall und Graben die Burg umgab.

Von dem äusseren Walle und Graben ist nur mehr der nördliche Theil, an der Westseite jedoch scheinbar nur mehr die Sohle des Grabens erhalten; vom Walle ist hier nichts wahrzunehmen.

Die Spuren dieses Grabens verlieren sich nach Süden gänzlich in der Abdachung des Berges, wie auch

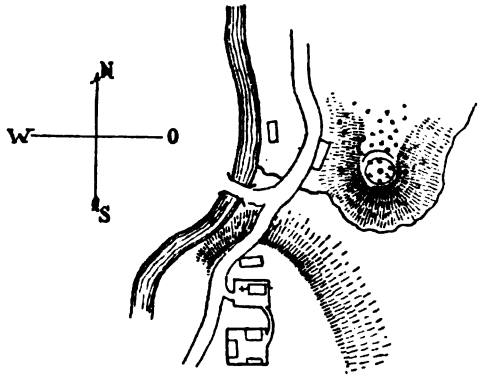


Fig. 5. Planskizze der Umgebung von Ottau.

Wall und Graben der Nordseite gegen Osten allmälig im Terrain aufgehen.

Der Bestand von Wall und Graben an der Nordseite lässt sich auf etwa 180 m noch deutlich wahr-

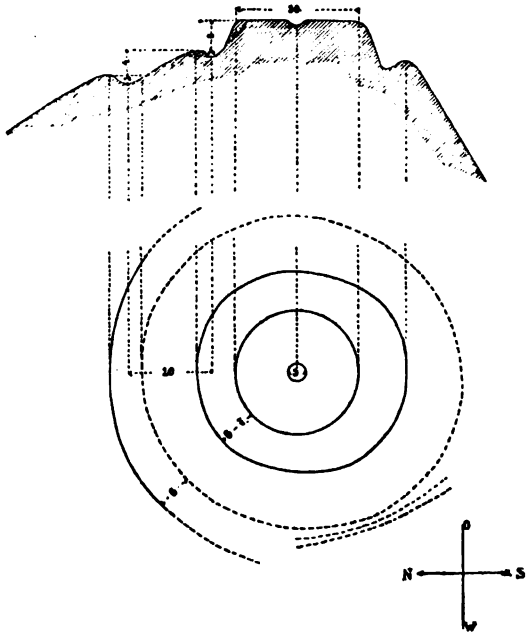


Fig. 6. Durchschnitt und Grundriss der Wallburg bei Ottau.

nehmen, während die Grabensohle an der Westseite noch in einer Länge von 80 m zu verfolgen ist.

Der nördliche Graben hat eine Tiefe von 2 m und eine Breite (vom Kamme des äusseren Walles bis zur äusseren Wand des inneren Walles in horizontaler Richtung gemessen) von circa 6 m. An der Westseite misst die Basis des Grabens 1 m.

Sowohl der innere Wall als auch der Graben sind noch vollständig erhalten. Sie ziehen sich gegen Süden und Osten etwas tiefer nach abwärts, so dass diese Anlage um die Burg nicht ganz horizontal verläuft;

der bezügliche Höhenunterschied zwischen je zwei entgegengesetzten Richtungen lässt sich nicht gut bestimmen, da der Zugang besonders nach Süden und Osten durch feuchte Felsblöcke und wucherndes Dorngestrüpp ausserordentlich erschwert ist. Die ganze Länge dieses Grabens beträgt circa 230 m, seine Tiefe 2 m, die Breite circa 6—7 m.

Der innere Wall hat von der Sohle des äusseren bis zur Sohle des inneren Grabens eine Stärke von über 20 m.

Das Plateau des befestigten Innenraumes erreicht eine Höhe von 8—10 m, von der Basis des inneren Grabens gemessen. Diese eben abgegrabene oberste Kuppe hat einen Durchmesser von circa 30 m.

Die ganze Wallburg dürfte sonach in allen ihren Theilen ehemals einen Durchmesser von circa 100 m gehabt haben, vorausgesetzt nämlich, dass der äussere Wall früher um die ganze Burg herumführte und nicht etwa nur an der Nordseite, als an der schwächsten und am intensivsten zu schützenden Stelle, angebracht war. Die übrigen drei Seiten des Berges fallen nämlich steil gegen das einschliessende Thal ab, während die Burg gegen die Nordseite erst durch Abgraben isolirt werden musste.

Zu erwähnen ist noch, dass sich an der höchsten Stelle der Burg eine cylindrische Vertiefung, deren oberer Durchmesser 3 m beträgt, befindet. Die Tiefe lässt sich nicht gut constatiren, da der Innenraum mit Gebüsch vollständig angefüllt erscheint; dieses wächst scheinbar aus der Tiefe von 2 m empor.

In der pfarrämtlichen Chronik von Gojau, welcher Ort im Jahre 964 gegründet worden sein soll, wird diese Befestigung ein ehemaliger Wachtthurm genannt.

Von Sagen, welche sich an die Oertlichkeit knüpfen, habe ich nur die folgende in Erfahrung gebracht:

Als einst der Sohn des „Steinbauers“ (ein Anwesen am Fusse des Berges jenseits der alten Krumauer Strasse) das Vieh in der Nähe des „Schlössels“ hütete, kam er auch zur Burg hinauf; plötzlich bemerkte er innerhalb derselben drei mit Schätzen angefüllte Fässer, welche von einem schwarzen Hunde bewacht wurden. Im Begriffe, die Hand nach dem Golde auszustrecken, wurde er von einer Stimme angerufen: „Das Vieh ist im Krautfeld“. Erschreckt lief er zum Vieh zurück, um dasselbe aus dem Krautfelde zu vertreiben, fand sich jedoch angeführt. Als er hierauf an die Stelle, wo er den Schatz erblickt hatte, zurückgekehrt war, sah er von diesem keine Spur mehr.

Wie bei gleichen Verhältnissen allerorten, wurde auch hier wiederholt nach Schätzen gegraben; nach archäologischen Objecten soll hier nie gesucht worden sein.

3. Herr Professor Dr. **Ludwig Stieda** in Königsberg übersendet eine Notiz

Ueber die Juden im südwestlichen Russland.

Einem Vortrage, den Dr. Talko Grinzewitsch in der October-Sitzung (1891) der Russischen Anthropologischen Gesellschaft zu St. Petersburg gehalten, entnehmen wir nach einem Berichte aus der „Nowoje Wrjema“ Folgendes:

Nach den Untersuchungen des Berichterstatters sind die Juden der Ukraine grösser von Wuchs als die Juden in Polen und in Lithauen; den grössten Wuchs unter allen russischen Juden zeigen die Juden in Odessa. Bemerkenswerth ist, dass die Körpergrösse der Juden der Körpergrösse derjenigen christlichen Bevölkerung entspricht, unter der die Juden leben; unter einer Bevölkerung von grossem Wuchs sind auch die Juden verhältnissmässig grösser, während einem christlichen Volke von niedrigem Wuchs auch nur kleine Juden entsprechen. Im Allgemeinen schwankt die Körpergrösse der Juden in Russland zwischen 1·62—1·68 m.

Die Hautfarbe der russischen Juden ist vorwiegend hell; etwa ein Viertel hat eine dunkle Farbe. Die südlichen Juden haben im Vergleich mit den nördlichen eine etwas dunklere Haut. Die Farbe der Haare der russischen Juden ist bei der grösseren Hälfte hell: es gibt etwa 40% dunkelhaariger und 60% heller (rothhaariger) Juden; unter den lithauischen Juden gibt es noch mehr hellhaarige Juden. Die Farbe der Augen ist bei 65% dunkel, bei 10% blau, beim Rest, 25%, grau.

Die russischen Juden sind kurzköpfig (brachycephal); das widerspricht dem allgemeinen semitischen Typus, der ja Dolichocephalie zeigt. Dolichocephale Juden sind in Russland selten. Der brachycephale russische Jude ist eine Folge der Vermischung mit brachycephalen Nationen, die bereits in der ursprünglichen Heimat der Juden stattgefunden hat. — Die Juden der Ukrain haben eine schmälere Stirn als die Juden in Galizien und Polen; ebenso verhält es sich mit dem Querdurchmesser des Hinterhauptes. Das Gesicht der Juden ist mehr oder weniger länglich; besonders lang sind die Gesichter der lithauischen Juden, breite Gesichter werden unter ihnen sehr selten gefunden.

Im Allgemeinen ergibt sich als das Resultat der Beobachtungen des Berichterstatters, dass die Juden eine sehr gemischte Rasse sind. Die lithauischen Juden sind widerstandsfähig und mehr geeignet zum Kampf um's Dasein als die anderen, was vielleicht davon abhängt, dass in Lithauen und in Polen der Jude weniger bedrückt wurde als in Galizien und in der Ukraine. Die Juden erschienen zuerst in Russland im neunten Jahrhundert, doch könnte vielleicht mit Rücksicht auf das Czarenreich auch eine frühere Einwanderung möglich sein. In Kiew stieg die Zahl der Juden jedoch zu einer solchen Höhe, dass schon Wladimir Monomach Veranlassung zu einer Vertreibung der Juden gab — der ersten in Russland.

4. Herr **Florian Koudelka**, k. k. Bezirksthierarzt in Wischau, übersendet eine Mittheilung über

Prähistorische Skeletgräber in Němčan und Umgebung in Mähren.

Am 17. Juli l. J. wurde von dem Districtsarzte Herrn Dr. Franz Hybal in Austerlitz an die k. k.

Bezirkshauptmannschaft in Wischau die Anzeige erstattet, dass in der Nähe des Ortes Němčan, und zwar in einer Berglehne „Wolkram", wahrscheinlich früher Wallgraben (Wolfsgraben?) genannt, mehrere menschliche Knochen von Němčaner Kindern, welch' letztere an der genannten Berglehne Gras sichelten, gefunden wurden. In diesem Berichte heisst es: „Bei genauer Besichtigung der Knochen fand ich einen fast ganz versteinerten menschlichen Schädel, der circa 8 kg wiegt; an dem Hinterhaupte befindet sich ein circa 2 Querfinger breites und ebenso langes Loch. Die Zähne des Oberkiefers sind wohl erhalten, bis auf einen Schneidezahn, der Unterkiefer fehlt. Ferner sind Fragmente von Rippen, von Oberschenkelknochen, von Brust- und Halswirbeln und drei Darmbeinknochen, von denen zwei zusammengehörig sind und zusammengestellt ein weibliches Becken bilden. Bei diesen Knochen befanden sich Scherben von gewöhnlichen Thongefässen, welche die Leute als unwesentlich wegwarfen."

Auf Grund dieser Anzeige begab sich der Gefertigte am 19. Juli l. J. nach der im Austerlitzer Gerichtsbezirke gelegenen Gemeinde Němčan und konnte Nachstehendes sicherstellen:

Circa $^1/_4$ Stunde hinter Němčan, in der Richtung gegen Letonitz, zieht sich in der beackerten Berglehne, im Riede „Pratlosy", eine mehrere 100 Schritt lange, circa 10 m tiefe und oben ebenso weite Schlucht, welche durch Regen- und Schneegewässer gebildet wurde. Im Grunde dieser Schlucht sind tertiäre Sandschichten aufgedeckt, auf dem Sande lagert gelber Lehm und oben Humuserde. Im Verlaufe der ganzen Schlucht bemerkt man in dem gelben Lehme, zu beiden Seiten der Böschungen, dunkle Flecke, welche sich bei näherer Betrachtung als circa 1 m tiefe und $1^1/_2$ m breite, mit dunkler Erde gefüllte Gruben darstellen. Die dunkle Farbe der Grubenausfüllung rührt von der der Erde beigemengten Asche her und findet man dazwischen auch kleine Holzkohlenpartikelchen; ausserdem ragen aus der dunklen Erde Knochen- und Thongefässfragmente hervor.

In einer derartigen Grube wurden auch die oben erwähnten menschlichen Knochen ausgegraben. Ich liess die aus der Grube gänzlich ausgegrabene dunkle Erde, welche am Grunde der Schlucht angesammelt war, nochmals umgraben und fand bei dieser Gelegenheit noch mehrere zu einem menschlichen Skelete gehörige Knochen, welche meist ganz und unbeschädigt waren; es waren Extremitätsknochen, Rippen, Schlüsselbeine, Hals- und Brustwirbel, das Kreuzbein. Auch der fehlende Unterkiefer wurde entdeckt. Aus der äusseren Beschaffenheit der Knochen, der Art derselben, ihrer Anzahl etc., kann auf die Zusammengehörigkeit zu einem einzigen menschlichen Skelete geschlossen werden. Das von Dr. Hybal erwähnte dritte Beckenbein stammt aus einer in der gegenüberliegenden Wand der Schlucht befindlichen zweiten Grube, aus welcher ich ebenfalls zahlreiche Reste eines Menschenskeletes zutage förderte.

Das aus der ersterwähnten Grube stammende Menschenskelet gehört einem vollkommen entwickelten Individuum von circa 160 cm Körpermaass an.

Die Knochen haben eine bräunlich-gelbe Farbe und subfossile Beschaffenheit; an der Oberfläche bemerkt man dendritenartige, verzweigte, seichte Vertiefungen von hellerer Farbe (von Wurzelfasern?). Der Schädel ist dolichocephal und schwach prognath. Von den 32 abgekauten Zähnen fehlt nicht ein Schneidezahn, sondern der linke obere Eckzahn und der angrenzende Prämolar, welche beiden Zähne bei dem Ausgraben des Schädels ausgebrochen und in Verlust gerathen sein mussten. Die Nähte sind alle deutlich. Am Hinterhaupte findet man ein quer, von links nach rechts, etwas in die Höhe verlaufendes, 50 mm langes, 20 mm breites, rechteckiges Loch, welches theilweise im Hinterhauptbein, theils im linken Scheitelbein seinen Sitz hat. Die Ränder dieser Oeffnung sind ausgezackt, jedoch nicht scharf vertical durch die betreffenden Schädelknochen gehend, sondern es ist sowohl am Hinterhauptbeine als auch auf den beiden Scheitelbeinen die äussere Knochentafel der Schädelwand bis in eine Entfernung von 45 mm vom Rande des Loches schalig abgesprengt, wodurch die innere, spongiöse Substanz der erwähnten Knochen offen gelegt wurde, da die innere Tafel (Lamina vitrea) nicht in derselben Ausdehnung abgebrochen erscheint wie die äussere.

In der Umgebung der beiden Gehöröffnungen sind die Ossa temporalia, besonders die Processus mastoidei, auch die angrenzenden Theile des Occiput, ferner die Gelenksfortsätze des Unterkiefers durch Bronzepatina dunkelgrün imprägnirt. Eine ähnliche dunkelgrüne Verfärbung, jedoch etwas schwächer, zeigt in der Mitte auch eine Ulna dieses Skeletes. Aus diesem Befunde schloss ich auf Beigaben von Ohrgehängen und Armringen aus Bronze und suchte in der ausgegrabenen Erde eifrig und sorgfältig nach derartigen Gegenständen. Es gelang mir jedoch, leider blos ein circa 40 mm langes, 11 mm breites, aus 6 dünnen, neben einander liegenden Bronzedrähten zusammengesetztes Fragment eines Armbandes aufzufinden, welches an beiden Enden quer abgebrochen ist und nunmehr fast gänzlich aus Patina besteht.

Von den in diesem Grabe befindlichen Thongefässen sammelte ich mehrere Scherben von dünnen, kleinen, zierlichen, bauchigen, aus freier Hand geformten Gefässen, welche aus feingeschlemmter Erde erzeugt und schwärzlich sowie röthlich gebrannt waren.

Eines dieser Gefässe war mit einem Henkel versehen, sonst bemerkte man keinerlei Verzierungen. Doch deuten auch gröbere, dickere, rothgebrannte Scherben auf grössere, aus freier Hand geformte Thongefässe hin.

Derartige Skeletgräber gibt es in dieser Lehne, wie man aus den oben erwähnten dunklen Gruben urtheilen kann, noch viele und sind mehrere in dem Wasserrisse (prátlosova zmola) eröffnet.

Bei dieser Gelegenheit kann ich nicht unerwähnt lassen, dass auf dem in der Nähe von Němčan liegenden, zur Gemeinde Kroužek gehörigen Feldriede „Waidlockr" im Jahre 1888 ebenfalls Skeletgräber mit Beigaben von Thongefässen und Bronzeschmuck (angeblich Ringe, Nadeln etc.) ausgegraben wurden. Am 22. Juli

1890 erhielt ich in Kroužek aus diesen Skeletgräbern einen mit einem S-förmig gekrümmten Ende versehenen Bronzering von 20 mm Durchmesser.

Auch in dem Feldriede „Šmolese“ der angrenzenden Gemeinde Slawikowitz wurden vor circa 4 Jahren Skeletgräber aufgefunden; ich besitze aus einem dieser Gräber ein Bronzearmband von 60 mm Durchmesser, welches aus einem runden, 4 mm starken Bronzedraht erzeugt ist. Die offenen Enden sind knopfförmig verdickt und der Reifen selbst durch quere, circa 2 mm weit von einander angebrachte Riefen verziert.

Auf einem Acker in der Nähe habe ich im Jahre 1888 ein kleines, glatt geschliffenes Flachbeil aus Stein gefunden, welches sich gegenwärtig im Franzensmuseum in Brünn befindet.

Herr Custos Trapp hatte die Güte, diese Knochen zur Untersuchung zu übersenden. Ueber den Befund berichtet Herr k. u. k. Oberstabsarzt Dr. A. Weisbach Folgendes:

Der Schädel ist ein sehr ebenmässiger, schön gestalteter Dolichocephalus mit normalen Nähten; die Zähne auffallend durch ihre grossen, schönen Kronen, welche durchaus etwas abgeschliffen, jene der Mahlzähne concav abgenützt sind. Gesicht ebenfalls schmal und lang.

Der Schädel hat mehrere weibliche Charaktere.

Maasse.

Grösste Länge . .	184 m	Breitenindex 717.
„ Breite . .	132 „	Höhenindex 750.
Höhe	138 „	
Jochbreite . . .	125 „	Gesichtsindex 976.
Gesichtshöhe . . .	122 „	
Mittelgesichtshöhe .	77 „	
Orbitahöhe . . .	30 „	Index 789 chamaeconch.
Orbitabreite . . .	38 „	
Nasenlänge . . .	49 „	Index 489 platyrrhin.
Nasenbreite . . .	24 „	

1 rechter und 1 linker Oberarm,
1 rechter Radius und 1 rechte Ulna,
1 linker Radius,
1 linke Clavicula,
1 rechter Femur (40 cm lang),
beide zusammengehörige ossa ilei (Becken) weiblich,
1 linkes zerbrochenes, männliches os ilei.

Die Extremitätenknochen alle gracil, wohlgebildet, zusammengehörig, weiblich.

5. Herr Architekt **Karl A. Romstorfer** in Czernowitz berichtet über

Erdställe in Gaunersdorf und Umgebung (Niederösterreich).

Fast mit jedem Tage werden von jenen merkwürdigen, zumeist in Löss oder Mergel gegrabenen, labyrinthartig verzweigten, niederen Höhlungen, im Volksmunde Erdställe oder Hauslöcher genannt, neue entdeckt.

Von nahezu gleichen Formen finden sie sich in Nieder- und Oberösterreich, Baiern, Steiermark, Böhmen und Mähren (woselbst sie Lochy heissen); sie wurden in ähnlicher Art auch in Ungarn und den unteren Donauländern nachgewiesen. Dr. G. Riehl beschrieb derartige Höhlen aus Gleichenbach, Wullersdorf etc.[1]); viele derselben deckten P. Lambert Karner (z. B. in Biberbach)[2]), Abt P. Adalb. Dungel, Dr. M. Much, Josef von Kolb (bei Neukirchen, Oberösterreich)[3]), Maler Ignaz Spöttl (in Hohenmark etc.), Custos Trapp, Dr. H. Wankel (in Mähren)[4]) auf; einen interessanten Erdstall am Himmlergute in Reitling beschrieb kürzlich erst Dr. G. Balka[5]). Es kann als nachgewiesen gelten, dass diese unterirdischen künstlichen Höhlen hauptsächlich als Sicherungsstätten in Kriegszeiten dienten, wofür auch die Thatsache spricht, dass noch heute das Vorhandensein derselben vom Volke vielfach als Geheimniss bewahrt wird.

Eine namhafte Zahl derartiger Hauslöcher befindet sich im Markte Gaunersdorf und in den benachbarten Ortschaften. Meines Wissens wurde hievon bis jetzt kaum Notiz genommen und sei es gestattet, in Nachfolgendem die Aufmerksamkeit auf dieselben zu lenken. Sie scheinen mir um so wichtiger, als der Ort — an dem von Wien nach Brünn, Olmütz etc. führenden alten Hauptverkehrswege gelegen — in früheren Zeiten eine wichtige Rolle gespielt haben dürfte.

Wenigstens ist constatirt, dass namentlich im XII. und XIII. Jahrhunderte der genannte, früher mit Wallgraben, starken Mauern und Thurm wohlbefestigte Ort bedeutende Rechte besass, welche Rudolf IV. im Jahre 1360 erneuerte. In der betreffenden, von Adolf, Erzbischof von Salzburg, Graf Albert von Graz, vielen Bischöfen, Obristen, Kämmerern, Truchsessen etc. „und andere lieben Leute genug“ mitunterzeichneten Urkunde, werden den Bürgern von Gaunersdorf und allen ihren Nachkommen die bezüglichen Rechte „fürbass ewiglich“ verschrieben; dem Marktrathe insbesondere das Recht auf „Stock und Galgen“, auch über fremde Reisende, ohne diesen ein Berufungsrecht zuzugestehen. Alles, was in diesem Orte „verzehrt, verhausiret und verkauft“ wurde, musste „vermauthet“ werden und war die Abhaltung eines „completen Wochenmarktes am Freitag Nachmittag und am Samstag, bis man zur Vesper läutet“, gestattet.

Bereits im Jahre 1879 brachte ich in Gaunersdorf etwa 20 Hauslöcher in Erfahrung, von welchen ich einige besah. Den seinerzeit hierüber gemachten Notizen ist Nachstehendes entnommen.

Die meisten der Erdställe sind von Weinkellern aus zugänglich, und zwar von den zunächst dem Orte liegenden, also ältesten Kellern; einige liegen unter Wohnhäusern und nur ein einziger Erdstall wurde mir nam-

---

[1]) „Wiener Abendpost“, 24. November 1879.
[2]) „Mittheilungen der k. k. Central-Commission“ 1888, Seite 221.
[3]) Ebenda, 1886, Seite CXXXIII.
[4]) Ebenda, 1890, Seite 225.
[5]) „Mittheilungen der Anthropologischen Gesellschaft in Wien“, Sitzungsberichte März und April 1891.

haft gemacht, welcher seinen nun verschütteten Eingang direct, und zwar von einem Hohlwege aus, besitzt.

In einem der von mir besuchten Erdställe gelangt man von dem in Löss gegrabenen Weinkeller aus durch einen ein Meter über dem Kellerfussboden gelegenen, 50 cm breiten, 80 cm hohen, etwas ansteigenden Gang, welcher sich nach 80 cm Länge und wieder nach etwa $1^1/_2$ m rechtwinkelig bricht. Das dritte Stück ist nahezu 6 m lang und hat 80 cm Breite und 130 cm Höhe. Am Ende dieses dritten, verhältnissmässig geräumigen Ganges führte links ein meterlanger Gang zur ersten, rechts ein 2 m langer Gang zur zweiten und nach vorne ein viertelkreisförmig gebogener, etwa 5 m langer, etwas ansteigender Gang zur dritten Höhle. Diese drei Höhlen sind nicht gleich gross; während die erste kaum 2 qm an Grundfläche hat und eigentlich nur einen erweiterten Gang darstellt, besitzt die zweite zwei in Lehm ausgearbeitete, gut erhaltene Bänke. Die dritte, weitaus grösste, ebenfalls mit Bänken versehene Höhle ist beiläufig 2 m lang, 180 cm breit und so hoch, dass man ganz bequem aufrecht stehen kann. Das Profil der Gänge und Höhlen bildet ein Mittelding zwischen Spitz- und Rundbogen und ist parabelähnlich. An den ziemlich glatten Wänden erkennt man, dass sie vornehmlich mit eisernen (sogenannten) Krampen hergestellt wurden. An vielen Stellen finden sich Schriftzeichen und Jahreszahlen eingekratzt, von letzteren wiederholt namentlich 1804 und 1808; die Jahreszahl 1609 wurde sichtlich in späterer Zeit nachgeritzt. Das Innere ist ein wenig geschwärzt, im Uebrigen sehr gut erhalten.

Ein anderer Erdstall, noch näher dem Orte gelegen, hat die Form eines Kellers von etwa $2^1/_2$ m Breite und 8 m Länge und ist von einem Weinkeller aus mittelst eines ganz engen, nur schliefbaren und rechtwinkelig gebrochenen Ganges erreichbar. Ein anderer wieder hatte in den Höhlen backofenförmige Erweiterungen von der Grösse einer Lagerstätte. Ventilationscanäle in's Freie, wie sie Keller besitzen, sogenannte „Dunstlöcher", hatte keine der besuchten Höhlen.

In Raggendorf, zwei Stunden von Gaunersdorf entfernt, ist ein Erdstall vorhanden, der besonders weit verzweigt sein soll. Ein Gang desselben führt zu einem noch jetzt benützten Brunnen und scheint es, dass mehrere versteckte Zugänge vorhanden waren. Von einem ähnlichen, mit einem Brunnen in Verbindung stehenden Erdstall wurde mir endlich auch aus Kollnbrunn, eine Viertelstunde von Gaunersdorf gelegen, berichtet.

Viele der Erdställe mögen bereits in Folge von Vergrösserungen der Keller verschwunden sein.

---

6. Herr Dr. **Wilhelm Hein** spricht über den

IX. Internationalen Orientalisten-Congress zu London, 1. bis 10. September 1891,

welchen er als Delegirter der Anthropologischen Gesellschaft in Wien besucht hatte.

Von den Vorträgen, welche auf diesem Congresse gehalten wurden, verdienen an dieser Stelle die folgenden hervorgehoben zu werden:

C. G. Leland: Der Salagrama-Stein von Indien. Wischnu, von Siwa verfolgt, wurde von Maya in einen Stein verwandelt, durch welchen sich der Verfolger als Wurm einen Weg frass. Zu diesem in Indien verehrten Steine fand Leland in Toskana eine Parallele in einem von Zaubererfamilien in Ehren gehaltenen Steine, der von ihnen Salagrana genannt wird. Es ist ein Stalagmit, welcher Wurmcanäle zeigt, in einem rothen, mit Geheimkräutern gefüllten Sack getragen wird und gegen den bösen Blick schützt.

Cartailhac gab eine ausführliche Beschreibung der sogenannten kyklopischen Bauten auf Majorka und Minorka; in künstlich gebildeten Höhlen fand er unverbrannte Menschenknochen. Da die Begräbnissplätze insgesammt schon von unberufener Seite durchwühlt waren, so war die Ausbeute von menschlichen Erzeugnissen sehr gering. Von Steinobjecten entdeckte er blos eine Feuersteinklinge, welche in Material und Bearbeitung vollständig den gleichen Funden von Hissarlik entspricht. Die Bronzen gleichen ebenfalls jenen von Kleinasien, dagegen zeigen die Gefässe einen ganz fremden Charakter.

F. Fawcett sprach über prähistorische Felsenzeichnungen bei Bellary in Südindien, welche Elephanten, Tiger, Antilopen und Menschen, aber keine Pferde zeigen. Die in der Nähe gefundenen Werkzeuge und Waffen aus Flint, sowie die Zeichnungen selbst weisen auf eine vorhinduische Bevölkerung hin. Den Vortrag unterstützte eine Ausstellung von Photographien, Knochen und Flintobjecten.

J. Claine schilderte die Sitten und Gebräuche der unabhängigen Karo-Battaks auf Sumatra und hatte eine sehr hübsche Sammlung von ethnographischen Gegenständen der Karos ausgestellt.

Dr. Bellew gab eine erschöpfende Darstellung der ethnographischen Verhältnisse in Afghanistan vor mehr als 20 Jahren, die sehr belangreich erscheint, da heutzutage aus politischen Rücksichten die einzelnen Stämme mit ihren Wohnsitzen verschoben worden sind. Dr. Bellew hat seine diesbezüglichen Erfahrungen in einem Werke: An Inquiry into the Ethnography of Afghanistan, Woking 1891, niedergelegt.

R. Meade machte interessante Mittheilungen über die Selbstverbrennung der Witwen in Indien.

J. S. Phené sprach über die Alterthümer in Japan und gab eine übersichtliche Darstellung der dortigen Tumulusformen.

Sterndale versuchte philologische, prähistorische und ethnographische Nachweise für die Besiedlung der Südsee-Inseln von Asien aus zu geben.

Prof. Aymonier schilderte das alte Volk der Tschampa in Hinterindien.

Der Congress unternahm mehrere Excursionen, davon eine zur Besichtigung des Oriental University Institute zu Woking, dessen Director Herr Dr. G. W. Leitner die Besucher in die Moschee, die verschiedenen für Muhammedaner und Hindu eingerichteten Appartements

und in das Museum einführte. Letzteres enthält eine sehenswerthe Sammlung von gräko-buddhistischen Alterthümern, welche ihre Entstehung dem Zuge Alexander des Grossen nach Indien verdanken. Eine zweite Excursion galt der Universitätsstadt Cambridge. Eine kleine Anzahl von Congress-Mitgliedern besuchte den Stonehenge bei Salisbury.

Cartailhac und Dr. Hein waren von Sir John Evans zur Besichtigung seiner ausgezeichneten prähistorischen Sammlung in Nash Mills bei Kings Langley eingeladen.

In der Schlusssitzung wurde festgesetzt, dass der X. Internationale Orientalisten-Congress unter dem Präsidium des Don Canovas del Castillo zu Sevilla und Granada im Jahre 1892 (Anfangs October) abgehalten werden solle.

Zugleich wurden auf Anregung des Congresses zwei Gesellschaften gegründet, deren eine die Pflege der japanischen, die andere jene der semitischen Studien verfolgt.

7. Herr Dr. **Rudolph Meringer** hält einen Vortrag

Zur Erforschung des Bauernhauses.

Derselbe ist in wesentlich erweiterter Form im letzten Hefte der „Mittheilungen" erschienen.

Ausschuss-Sitzung am 15. December 1891.

Vorsitzender: Ferdinand Freiherr von Andrian-Werburg.

1. Gestorben ist das correspondirende Mitglied Paul Hunfalvy, Secretär der k. ungar. Akademie der Wissenschaften in Budapest. (Siehe den folgenden Nachruf.)

Als neues wirkliches Mitglied wird aufgenommen:

August Freiherr von Koller, k. u. k. Rittmeister im 14. Dragoner-Regimente in Dobřan bei Pilsen.

2. Von Sr. Majestät Obersthofmeisteramte wird ein Dankschreiben für die dem k. k. naturhistorischen Hofmuseum überwiesenen Resultate der durch die Gesellschaft veranlassten Ausgrabungen des Jahres 1891, sowie für die Clichés und eingelaufenen Druckschriften vorgelegt.

3. Mit folgenden Instituten, Vereinen und Redactionen wurde der Schriftentausch eingeleitet:

Kaiserlich Deutsches Archäologisches Institut in Athen;
Redaction der Zeitschrift „Český lid" in Prag;
Asiatic Quarterly Review in Woking;
Société du Folklore Wallon;
Journal of American Ethnology and Archaeology;
Société Nationale des Antiquaires de France;
Revue Archéologique;
Finnische Alterthumsgesellschaft und
Gesellschaft für Anthropologie und Urgeschichte der Oberlausitz (letztere gegen die Sitzungsberichte).

Dagegen wurde der Schriftentausch mit folgenden Instituten und Gesellschaften aufgehoben:

Royal Society of Queensland in Brisbane:
Academy of natural sciences in Davenport;
Academy of natural sciences in Philadelphia;
Academy of science in St. Louis;
Naturforschende Gesellschaft in Bern;
Schweizerische Gesellschaft für die gesammte Naturkunde in Bern und
Kaiserliche Gesellschaft der Naturforscher in Moskau.

Monats-Versammlung am 15. December 1891.

Vorsitzender: Ferdinand Freiherr von Andrian-Werburg.

1. Der Vorsitzende gedachte vor Allem der grossen Verlustes, den die Gesellschaft durch das am 29. November l. J. erfolgte Ableben ihres correspondirenden Mitgliedes, des Herrn Paul Hunfalvy, erlitten.

Nach den von Prof. Herrmann in Budapest freundlichst zur Verfügung gestellten Daten wurde Paul Hunfalvy am 12. März 1810 geboren. Er war ein Zipser Deutscher und führte früher den Namen Hundsdorfer. Ursprünglich Jurist und Politiker (1842 Professor an der Rechtsakademie in Käsmark, 1848 Reichstagsabgeordneter), wendete sich derselbe zu Anfang der Fünfziger-Jahre der Linguistik zu. Im Vereine mit Budenz wurde er der Begründer der vergleichenden Sprachforschung in Ungarn, deren Bemühungen wir bekanntlich die Aufhellung des finnisch-ugrischen Sprachgebietes verdanken. Die nicht ohne Widerspruch erfolgte definitive Zuweisung des Magyarischen in dieses Gebiet ist einer der bedeutsamsten Erfolge der Budapester Schule.

Als echter vergleichender Sprachforscher wendete aber Hunfalvy schon früh seine Aufmerksamkeit allen Aeusserungen der Volksseele zu. Neben rein sprachwissenschaftlichen Zeitschriften redigirte er „Literarische Berichte aus Ungarn" und die wahrhaft musterhafte „Ungarische Revue", in welcher zahlreiche ethnographische Fragen gestreift und ausführlich behandelt werden. In seinen ungarischen Werken: „Die Schöpfungssage der Wogulen, 1859" und „Land und Leute der Wogulen, 1864" sind Reguly's Sammlungen für die Ethnographie verwerthet. Hieher gehörte auch ein zweibändiger Bericht über seine 1869 unternommene Reise in die baltischen Provinzen, ferner kleinere Arbeiten, wie: „Ist die ungarische Nation ugrischer oder türkisch-tatarischer Abstammung?" u. s. w.

Nicht minder bedeutungsvoll sind Hunfalvy's Untersuchungen über die älteste Geschichte der Völker Ungarns. Wenn auch, namentlich seine Behandlung des „Rumänischen Problems", zahlreiche, zum Theile leidenschaftliche Controversen hervorgerufen hat, wird ihm auch auf diesem schwierigen Gebiete der Ruhm eines bahnbrechenden Forschers nicht streitig gemacht werden können. Von seinem letzten grossen, durch den Tod unterbrochenen Werke, der „Geschichte der Rumänen", harrt der erste Band beendet der Presse.

Ausser HUNFALVY's Arbeit: „Die Ungarn oder Magyaren, 1881" (in der Sammlung von PROHASKA erschienen) sei noch dessen von SCHWICKER verdeutschte „Ethnographie von Ungarn, 1879", gedacht. In diesem Werke, welches eine Zierde der neueren ethnographischen Literatur bildet, treten die Vorzüge der Individualität HUNFALVY's ganz besonders klar hervor. Wir finden daselbst die umfassendste Beherrschung des einschlägigen linguistischen, historischen und anthropologischen Materials mit streng wissenschaftlicher Kritik und schlichter sachgemässer Darstellung vereinigt. Es ist sehr zu bedauern, dass HUNFALVY's ethnographische Karte Ungarns, welche eine wichtige Ergänzung zu seinem Werke gebildet hätte, meines Wissens nicht veröffentlicht wurde. Die 1885 ausgestellte Sprachenkarte bietet keinen Ersatz dafür.

Noch zu Ende seines thatenreichen Lebens nahm PAUL HUNFALVY lebendigen Antheil an der Gründung der durch die unermüdliche Energie unseres correspondirenden Mitgliedes Herrn Prof. ANTON HERRMANN in's Leben gerufenen Gesellschaft für die Völkerkunde Ungarns, deren Vorsitz er übernahm. Wurde diese junge Schwestergesellschaft auch nur zu schnell ihres illustren Führers beraubt, so werden doch dessen Traditionen treu bewahrt werden. Die jüngeren Arbeitsgenossen, welche HUNFALVY anzuregen verstanden hat, werden ohne Zweifel das Werk des Meisters in seinem Sinne fortsetzen und der ungarischen Ethnographie jene hervorragende Stellung erhalten, welche sie ihrem berühmten Führer verdankt.

2. Se. Hochwürden Herr P. **Lambert Karner** hält einen Vortrag

Ueber einen Bronzesitula-Fund bei Kuffarn in Niederösterreich.

(Mit Taf. IX.)

Nach einem ziemlich langen Zeitraume habe ich heute wieder die hohe Ehre, an Sie, hochansehnliche Versammlung, einige Worte richten zu dürfen. Die heutige Veranlassung dazu bietet eine Bronzesitula, reich mit Figuren geziert, ein ebenso seltenes wie kostbares Gefäss, welches ein günstiges Geschick mich finden liess.

Die nächste Veranlassung zu diesem Funde bildeten die im vorigen Jahre durchgeführten Ausgrabungen in der Stadt Mautern, bei welchen ich das Glück hatte, nebst diversen prähistorischen Gegenständen, darunter ein 4 cm langes Beinamulet mit herrlichen Gravuren, auch eine Bronzenadel, die auf den Mithrascult hinweist, zu finden, insbesondere aber die ersten sicheren Nachweise über das Christenthum in Oesterreich zur Römerzeit, u. zw. zu Ende des III. oder zu Anfang des IV. Jahrhunderts liefern können. Unter diesen Funden ragt hervor ein Wollgewebe, reich mit Bronzeblättchen verziert, ein Glaspocal, eine sogenannte Blutphiole mit rothem Bodensatz, Bronzefingerringe mit Intaglien, welche die geheimen Zeichen des Christenthums, Tau und Fischlein etc., zeigen, und ein Gefäss aus Terra sigilatta mit Oranten. Der Bericht über diesen ausserordentlichen Fund wird in Kürze in den Mittheilungen der k. k. Central-Commission erscheinen. Diese Funde veranlassten nun den Herrn Strassenmeister von Mautern, mir im heurigen Frühjahre die kurze Nachricht zukommen zu lassen, dass in Statzendorf in einer Schottergrube ein eisernes Schwert und „Pfitschipfeile" gefunden wurden. Bei meiner Ankunft in Statzendorf wusste aber Niemand von dem Funde. Doch nannte mir der Strassenmeister den Namen des

Fig. 7. Eisenmesser von Kuffarn. 1/2 nat. Gr.

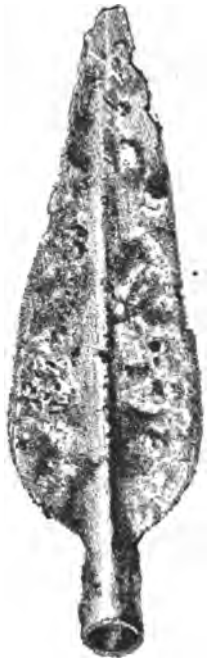


Fig. 8. Eiserne Bronzespitze von Kuffarn. 1/2 nat. Gr.

Besitzers der Schottergrube, der im benachbarten Kuffarn domicilire. Dort erhielt ich von seiner Frau die Bestätigung des Fundes und auch die Nachricht, dass die Kinder mit einem Messingstück, an dem ein Kettlein hing, gespielt haben; sie hätten es jedoch schon verloren. Die Frau wies mich nun an den Strasseneinräumer, der die Sachen gefunden hatte und der mehrere Gegenstände zu Hause habe. In Abwesenheit dessen übergab mir aber sein Weib das eiserne Hackmesser sowie die grösseren Lanzenspitzen (siehe Fig. 7 u. 8). Auf meine Frage, ob sie noch etwas habe, brachte sie mir

den Boden der Situla und die zwei Endstücke des Henkels. Nach längerem Fragen gab sie zur Antwort, dass sie noch einen grossen „luketen“ Löffel gehabt habe, den aber die Kinder verlegt hätten. Auf mein Ersuchen, doch nachzusehen, brachte sie in der That nach längerem Suchen einen herrlichen Bronzelöffel zum Vorschein (siehe Fig. 9). Später erzählte mir der Eigenthümer der Schottergrube von zerschlagenen Häfen und einem Feldkessel. Ich war nun sehr erstaunt, als mir an Ort und Stelle der Strasseneinräumer auf meine Frage um den Feldkessel aus Sand und Schotter die grössere Hälfte der Bronzesitula hervorzog. Wenngleich durch Sand stark verunreinigt, sah ich doch gleich die getriebenen Figuren und erkannte, welch' einen kostbaren und bedeutenden Fund ich in Händen hielt (siehe Taf. IX). Mehr konnte ich, ausser einigen herumliegenden Gefässresten, für diesmal nicht erhalten.

Was nun die Fundstelle anbelangt, so ist dieselbe knapp an der gegenwärtigen Gemeindegrenze von Kuffarn und Statzendorf, links neben der Strasse, die ausserhalb des Meidlinger Thales von der Hauptstrasse nach St. Pölten gegen Walpersdorf und Herzogenburg abzweigt. Es finden sich keine äusseren Anzeichen eines alten Grabes. Das Auge erblickt nur fest gekittetes Diluvialgerölle und in diesem war das Grab, so weit sich aus den spärlichen Ueberresten desselben erkennen lies, nur 40 cm tief und 1·30 m breit eingebettet. Da in diesem Ueberreste noch abgebrochene Fussknochen steckten, so muss das Skelet mit dem Kopfe nach Ost gelegen sein. Wie die Fundgegenstände bei dem Skelete angeordnet standen, konnte nicht eruirt werden. Es war nämlich in dieser Schottergrube im Herbste des Jahres 1890 Schotter gewonnen worden in der Art, dass in der Tiefe die Oberfläche untergraben wurde. Im Frühjahre des Jahres 1891 stürzte nun das überhängende Materiale in die Tiefe und mit ihm das Grab und erst jetzt, als das Materiale wieder zu Schotter verwendet wurde, fand der Strasseneinräumer die Situla, die Urnen, das Schwert u. s. w. Die Urnen, die theilweise noch ziemlich erhalten waren, wurden zerschlagen und unter den Schotter geworfen. Das Skelet wurde seitwärts in eine Grube geworfen und liegt noch draussen, mit ihm vielleicht noch andere Sachen, doch liegt gegenwärtig darüber eine grosse Masse Sand, deren Wegräumen einige Tage erfordern würde. Ich liess nun das abgestürzte Materiale noch dreimal gründlich untersuchen, und es fanden sich bei dieser Gelegenheit die verschiedenen Pfeilspitzen, die anderen Reste der Situla, einige Reste von einer Urne, welche theilweise zusammengesetzt werden konnte. Dazu kommt noch ein Stück einer Certosafibel.

Die hohe Bedeutung dieses Fundes leuchtet von selbst ein. Bekanntlich gehören Bronzen mit getriebener Arbeit zu den Seltenheiten und die berühmtesten dieser Art sind die Situlen von Bologna und Benvenuti, von Este, von Matrei und Moritzing, dann die berühmte Situla von Watsch mit dem bekannten Gürtelblech; dazu kommt die Schwertscheide und der Eimerdeckel von Hallstatt. Unsere Situla gehört zu derselben Kategorie von Bronzegefässen; sie ist räumlich und örtlich weit geschieden von den Fundstätten der früher genannten Stücke, denn es fand sich an der Nordgrenze des alten Noricum. Ob nun dieses Vorkommen einer Bronzesitula so weit im Norden über die Herkunft derselben, d. h. ob sie heimisches Product, ob sie importirt ist, eine Aufklärung gibt, glaube ich verneinen zu sollen. Das jedoch dürfte sicher sein, dass meine Situla gleichzeitig entstanden ist mit der bereits bekannten von Watsch, Este u. s. w., denn die Figuren entsprechen in Form und Darstellung jenen auf den genannten Stücken; die Bekleidung, der breitkrempige Hut, die Tellermützen, die Schnabelschuhe, die Kämpfer um den Preishelm, es sind stationäre Dinge, die da wiederkehren. Die ganze Scenerie ist, nach meiner Ansicht, eine lustige Wirthshausgeschichte. Der behäbige Wirth schwingt zwei leere Situlen, er geht in den Keller, um sie wieder zu füllen. Im Gegensatze zu dem dicken Wirthe schänkt der dünne Kellner mit lachendem Gesichte dem Zecher ein, und das Büblein, das da emporschaut, wartet auf den Augenblick, in welchem ihm der Hut vom Kopfe fällt. Wir wissen nun auch, wozu unser Bronzelöffel gedient hat; mit ihm wurde das köstliche Nass aus der Situla in die Becher gegossen, der dem frohen Zecher graciös credenzt wurde. In dem Gestelle mit den hängenden Situlen erkenne ich das Wirthshausschild zu den sechs Kannen, gewiss ein einladendes und viel versprechendes Zeichen. Und nun folgen die Belustigungen, der Kampf um den Preishelm mit Preisrichtern, Zuschauern und Bogenschützen[1]).

Fig. 9. Bronzelöffel von Kuffarn. $^1/_3$ nat. Gr.

Wenngleich nun die Scenerie mit jener auf den anderen Situlen übereinstimmt, so sehen wir doch

[1]) Nachdem nun die Situla restaurirt ist, stellte sich heraus, dass die Fragmente nicht Bogenschützen, sondern Reitern zugehörten.

einige figurale Darstellungen, die auf anderen Situlen sich nicht finden. Da stehen vor und hinter den Kämpfern zwei Männer, von denen je einer eine Art Doppelschwert oder etwas dergleichen in der Hand hält; der eine hält es aufrecht, der andere zu Boden gesenkt. Es stellen uns diese Figuren jedenfalls die Preisrichter dar in dem Augenblicke, in welchem der Kampf entschieden ist, denn der siegende Kämpfer hält den Kopf triumphirend in die Höhe, während der andere ihn abwärts neigt. Ein Instrument, wie diese Preisrichter ein solches in den Händen halten, ist meines Wissens noch nicht gefunden worden. Existirt muss es aber haben, denn sonst hätte es der Künstler nicht abgebildet. Von grösstem Interesse sind ferner die Wagen, der Wagenlenker, deren Costüm und Kopfbedeckung, die Zweigespanne, das Alles dargestellt in einer Vollendung, wie wir sie auf anderen Situlen nicht finden. Das ist, glaube ich, Alles echt orientalisch. Solche Wagen und solche Kopfbedeckungen finden sich auf den übrigen Bronzarbeiten nicht. Und wenn wir diese Darstellungen betrachten, drängen sich unwillkürlich zwei Fragen auf: Ist die Situla heimisches oder fremdes Product? Ist die Scenerie germanischem oder fremdländischem Volksleben entnommen?

Nach alledem, was bisher über die Situlen und ähnliche Bronzeerzeugnisse mit getriebener Arbeit gesprochen und geschrieben wurde, so in neuester Zeit von Dr. Moriz Hoernes, geht die Ansicht der Gelehrten dahin, dass diese Erzeugnisse nicht heimische, sondern importirte, u. zw. von den Etruskern oder Euganeern stammende Kunstproducte seien. Sehr lehrreich war in dieser Beziehung die Debatte, welche sich im Jahre 1884 in diesen Räumen an den Vortrag des Herrn Grafen Gundaker Wurmbrand über das Watscher Gürtelblech knüpfte. Aus derselben ging hervor, dass nur Herr Hofrath von Hochstetter die Ansicht vertheidigte, dass die Hallstatt-Cultur, in welche die Situlen und mithin auch die unsere einzureihen seien, nicht von Süd nach Nord gekommen, sondern dass dies umgekehrt geschehen sei. Die anderen Fachmänner, welche an dieser Debatte theilnahmen, und auch Graf Wurmbrand neigten wieder zu der Ansicht hin, dass wir es hier mit südländischen Erzeugnissen zu thun haben. Ich muss gestehen, auch ich neige mich der letzteren Ansicht zu, und zwar ist für mich folgender Umstand massgebend.

Auf alten Gemälden und Schnitzwerken werden oft historische Ereignisse längst vergangener Zeit vom Künstler in der Art dargestellt, dass er die handelnden Personen in den Costümen seiner Zeit abbildet und die landschaftliche Staffage der Umgebung, in der er gelebt, entnimmt. Ich erinnere in dieser Beziehung an unsere mittelalterlichen Flügelaltäre und Bilder, welche die Kreuzigung zum Gegenstande haben, auf welchen Männer und Frauen in altdeutschem Costüm, die römischen Soldaten als Ritter u. s. w. dargestellt sind. Der Künstler hat also zwar das historische Ereigniss dargestellt, aber die handelnden Personen sind seiner Umgebung entnommen. Ich glaube kaum, dass die Künstler, welche unsere Situlen und das Watscher Gürtelblech verfertigten, anders gehandelt haben. Die Figuren also, die wir hier dargestellt finden, sind dem Künstler vor Augen gewesen. Er sah sowohl die Wagen und Rosselenker als auch die Personen mit ihren ärmellosen Kleidern, den eigenthümlich geformten Hüten, den Schnabelschuhen; er sah die Lanzen und Palstäbe, er sah heimische und fremde Personen, vielleicht bei den Trinkgelagen, an denen er sich selbst betheiligte, und so glaube ich denn schliessen zu müssen, dass unsere Situlen thatsächlich südländische Erzeugnisse darstellen, die auf Bestellung oder im Wege des Tausches nach Norden gekommen sind. Ich erlaube mir in dieser Beziehung auch auf einen merkwürdigen Fund aus Pulkau zu erinnern, der seinerzeit, als ich ihn im Jahre 1884 hier vorzeigte, wie ich glaube, viel zu wenig beachtet wurde, nämlich eine echte kleine ägyptische Figur mit blauem Email überzogen, die nebst prähistorischen Gefässresten auf dem tumulusartigen Friedhofe in Pulkau ausgegraben wurde. Sie wurde gewiss nicht in Pulkau verfertigt, sondern kam auf anderem Wege dahin.

Was nun die scenische Darstellung anlangt, so kann die Wirthshausscene, wenn, wie Hofrath von Hochstetter gesagt hat, „es unzweifelhaft festgestellte Thatsache ist, dass die Menschen, namentlich die Krieger mit ihren Waffen und Helmen, wie sie auf den Situlen von Watsch und dem Gürtelblech dargestellt sind, in unseren Alpen gelebt und da auch ausgegraben wurden", auch derem Volksleben entnommen sein. Doch dass man auch aussserhalb der Alpen das Trinken verstanden, dafür gibt folgende Stelle Zeugniss. Die Situlen werden nach der bis jetzt geltenden Ansicht in die Zeit um 600 Jahre vor Christo gesetzt[1]). Da finde ich nun beim Propheten Isaias, der um 690 vor Christo gestorben, in Capitel '28 folgende merkwürdige Stelle: „Weh der stolzen Krone, der Trunkenen in Ephraim, der abfallenden Blume, der frohlockenden Herrlichkeit derer, die auf dem Gipfel des fettesten Thales vom Weine taumeln! Siehe, stark und gewaltig kommt der Herr, wie ein Hagelsturm, wie ein zerschmetternder Wirbelwind .... Mit Füssen wird zertreten die stolze Krone der Trunkenen in Ephraim .... den Geist des Rechts wird haben, wer sitzet zu Gericht, Stärke die, so aus dem Streite zurückkehren zum Thor, doch, auch diese sind ohne Kenntniss vor Wein, und irren vor Trunkenheit; der Priester und Prophet sind ohne Kenntniss vor Trunkenheit, sind ersoffen im Wein, irren in der Trunkenheit, wissen um keinen Seher, wissen um kein Recht, denn alle Tische sind voll Gespeies und Unraths, so dass kein Platz mehr ist." Das ist gewiss eine drastische Schilderung vom — orientalischen Trinken.

Was die Zweigespanne und die fragmentarischen Arbeiten betrifft, so tragen sie, wie schon erwähnt, stark orientalisches Gepräge. Es dürfte sich also die Ansicht des Herrn Hofrathes Benndorf bestätigen, die derselbe dahin zusammenfasst, dass „Fremdes und Ein-

[1]) Siehe die folgenden Ausführungen der Herren Szombathy und Hoernes. Anm. der Red.

heimisches, Entlehntes und frei Erfundenes oder dem eigensten Leben Nachgebildetes in einem vollkommen gleichwerthigen Maasse zu einem Mischstile verschmolzen ist."

Ist nun die Situla südländisch, so auch der an seinem Stiele und der Schale zart ornamentirte Löffel (siehe Fig. 9). Die Waffen jedoch, das Schwert sowie die sechs stufenweise sich vergrössernden Lanzenspitzen, dürften heimisches Erzeugniss sein (siehe Fig. 8). Wir besitzen hier auch die eiserne Endverzierung der Schwertscheide (siehe Fig. 10).

Die aufgefundenen Gefässreste scheinen mir jüngeren Datums zu sein, als die Situla. Reste von zwei Schalen machen den Eindruck, als ob sie mit der Drehscheibe gemacht worden wäre. Im Ganzen dürften sich aus den Resten 4—6 Gefässe nachweisen lassen.

Wie und wann die Situla und überhaupt das Skelet an seiner Fundstelle begraben wurde, entzieht

Fig. 10. Ortband von einer Schwertscheide von Kuffarn. 1/2 nat. Gr.

sich wohl jeder Vermuthung. Eigenthümlich jedoch ist die Ueberlieferung, die mir aus Volksmunde zutheil wurde, nämlich, dass zwischen Paudorf, südlich am Fusse des Göttweiger Berges gelegen, und Statzendorf ein „Grosser" begraben liege. Vielleicht hat das von mir gefundene Grab diesen Grossen umschlossen, der nun freilich nach langer, langer Zeit doch endlich aufgefunden wurde. Dass übrigens die Culturstufe, die wir in Watsch finden, auch im Norden dieselbe gewesen, beweisen nicht nur die Gefässe aus Gemeinlebarn, sondern auch die, welche ich seinerzeit in Fels am Wagram aus einer prähistorischen, durch Feuer zu Grunde gegangenen Hütte mitgenommen habe.

Die Situla sammt den dazugehörigen Funden habe ich mir erlaubt, dem k. k. naturhistorischen Hofmuseum für alle Zeiten zu übergeben, zu Nutz und Frommen der Wissenschaft.

An diesen Vortrag knüpft sich später eine Discussion, an welcher sich die Herren Universitäts-Professor Dr. Wilhelm Neumann, Dr. Moriz Hoernes und Custos Josef Szombathy betheiligen. Die Redaction erhielt später von den beiden letztgenannten Herren ausführliche Erläuterungen zu diesem Gegenstande, welche weiter unten abgedruckt sind.

3. Herr Prof. Dr. **Rudolf Hoernes** aus Graz erstattet folgenden vorläufigen Bericht über die im Auftrage der Anthropologischen Gesellschaft in den Monaten Juli und August 1891 ausgeführten

Ausgrabungen bei Oedenburg.

(Mit Taf. X.)

Unter Führung des Herrn Prof. L. Bella, welcher auch in der Folge an der Leitung der Grabungen in freundlichster und ersprieslichster Weise theilnahm, besichtigte der Berichterstatter am 17. Juli zunächst im städtischen Museum die schönen Ergebnisse der diesjährigen Grabungen Bella's auf der Karlshöhe (Warischberg), besuchte sodann diese Höhe, auf welcher alle (oder doch nahezu alle) Tumuli bereits geöffnet sind und nur mehr einige Wohngruben der weiteren Untersuchung harrten. Es wurden sodann die zahlreichen Hügelgräber auf dem Burgstalle besichtigt und insbesondere der grösste Tumulus, der bei 7 m hohe „Königshügel" (wie ihn Prof. Bella, der bereits einen Versuch zu seiner Eröffnung gemacht hat, nennt) als etwaiges Ausgrabungsobject in's Auge gefasst. Bei der Grösse des Hügels und dem Umstande, dass derselbe, wie die Bella'sche Versuchsgrabung ergeben hatte, im Innern aus einer gewaltigen Masse unregelmässig gehäufter, grösserer Steine besteht, musste ich mir darüber klar sein, dass eine zweckmässige Inangriffnahme dieses grossen Tumulus mit den zu Gebote stehenden Mitteln nicht durchführbar wäre. Es wurde daher die Ausbeutung kleinerer Hügel, und zwar zunächst der bereits von Prof. Bella anlässlich des Ausfluges der Anthropologischen Gesellschaft geöffneten, aber noch nicht ganz ausgeräumten, im Plane[1]) mit Nr. 21 und Nr. 89 bezeichneten Tumuli in Aussicht genommen.

Der Besuch des Burgstalles am 17. Juli ergab insoferne bereits ein interessantes Resultat, als beim Abstieg nach Wandorf eine grössere Ausdehnung der Verschanzungen gegen Norden beobachtet wurde, als sie bisher bekannt war und auf dem Plane verzeichnet erscheint. Wie spätere Begehungen ergaben, schliesst ein nördliches, aus einem niedrigen Walle und Graben gebildetes Vorwerk hier einen gleichen oder selbst etwas grösseren Raum ein als die Hauptverschanzung. Auch dieser Raum enthält Wohngruben und erweist sich durch die stellenweise reichlich umherliegenden Topfscherben als einstiger Wohnplatz.

Der Beginn der eigentlichen Arbeiten war für den 20. Juli in Aussicht genommen, wurde aber an diesem Tage durch Regen gehindert, wie denn auch in der Folge häufige und ausgiebige Niederschläge den Fortgang der Arbeiten hemmten oder doch erschwerten.

Am 21. Juli wurden die Arbeiten an den Tumulis Nr. 21 und 89 mit zwölf Arbeitern begonnen. Es sei hier bemerkt, dass auch an den folgenden Tagen fast

[1]) Siehe Taf. IV. dieses Bandes der Mittheilungen.

immer mit zwölf Leuten gearbeitet wurde, neben welchen noch ein Laufbursche zum Transporte von Lebensmitteln etc. in Verwendung stand.

Tumulus Nr. 89 gab keine grössere Ausbeute; die gehobenen keramischen Reste fanden in einer Kiste Platz, während Tumulus Nr. 21 sehr reich an Gefässen war, die in zwei Gruppen, einer nördlichen und einer südlichen Reihe, standen und deren Reste drei Kisten füllten.

Nachdem das gewöhnliche keramische Inventar eines Grabhügels der Hallstatt-Periode: grosse bauchige Halsurnen, kleinere, eimerartige Gefässe mit Deckel, verschiedenartige Schüsseln und Schalen von den bekannten typischen Formen sich in jedem der von mir geöffneten Tumuli in grösserer oder geringerer Reichhaltigkeit wiederholte, soll von den einzelnen Gefässen nur dann gesprochen werden, wenn sie durch besondere Verzierung hiezu Veranlassung geben. Auch ein in den meisten Grabhügeln auf dem Burgstalle zu beobachtender Umstand, die Situation eines mit Leichenbrandresten: Kohlen, Asche, Knochenstücken, Fragmenten von Metallgeräthen gefüllten Gefässes im Osten der Beerdigungsstätte soll hier im Allgemeinen erwähnt sein. Zwei Ausnahmen von dieser Regel sollen unten erwähnt werden: in einem Falle lagen die Knochenreste nicht in einem Gefässe, sondern auf den Resten eines hölzernen Kistchens oder einer Schachtel; im zweiten scheinen die Brandreste gar nicht aufgesammelt worden zu sein, sondern lagen verstreut in grösserer Menge in der Brandschicht.

Am 22. wurden die Tumuli Nr. 28 und Nr. 29 in Angriff genommen, von welchen der erstere ein niedriger, etwa 1 m hoher, der zweite ein grösserer, bei 2 m hoher Hügel war. Die in Nr. 28 enthaltenen Gefässe kamen bereits am Nachmittag des 22. Juli theilweise zur Aushebung und es musste auf eine grosse Halsurne mit hohem Fusse und eingravirten Zeichnungen auf dem Halse besondere Sorgfalt verwendet werden. Aber auch die weiteren, am folgenden Tage gehobenen Gefässe aus diesem Tumulus waren recht schön.

Da die Wichtigkeit der erwähnten, figural verzierten Urne (sowie einiger weiter unten anzuführenden Fundstücke) eine längere Verzögerung der Herausgabe, welche für die grosse Masse der gehobenen Objecte durch die zeitraubenden Restaurationsarbeiten nothwendig wird, nicht gestattet, geben wir eine Abbildung des Gefässes (Fig. 11) und der abgerollten Zeichnung (Taf. X, Fig. 1) sowie eine kurze Beschreibung desselben.

Fig. 11. Urne mit figuralen Darstellungen. $^1/_6$ nat. Gr.

Die Urne misst 56·5 cm Höhe und 62 cm Durchmesser. Der hohle, konische Fuss ist 8·5 cm hoch, die Mündung sammt dem Mundsaume 29·5 cm weit. Der Rand des Mundsaumes ist in wechselnder Lage mit schrägen Kerben, der Hals dicht unterhalb desselben sowie an der Basis mit mehreren, flach eingedrückten Umlauffurchen verziert. Die obere Hälfte des Bauches trägt in gleichen Abständen sieben Gruppen flach eingedrückter Verticalfurchen. Die Zwischenräume dieser Gruppen und die Halszone zwischen den horizontalen Umlauffurchen sind mit roh eingekratzten Spatelzeich-

nungen verziert, welche bei aller Aehnlichkeit in der technischen Ausführung von den Zeichnungen auf den beiden anderen figural ornamentirten Urnen von Oedenburg (siehe weiter unten) durchaus verschieden sind. Drei jener Zwischenfelder auf dem Bauche erscheinen gefüllt mit äusserst rohen geometrischen Ornamenten, unter welchen schraffirte Dreiecksmuster die Hauptrolle spielen. Die vier anderen Felder zeigen ebensoviele Paare menschlicher Figuren, welche gegeneinander gekehrt sind und je einen Arm zum Kopfe (zum Munde oder zu den Haaren) der ihnen gegenüberstehenden Figur erheben. Drei dieser Paare bestehen aus Männern, das vierte, wie es scheint, aus Frauen; wenigstens verschwinden bei den letzteren die Beine der Figuren unter gemusterten, reifrockartigen Gewändern. Die Hälse der Gestalten sind unförmlich lang, an den Köpfen bemerkt man Andeutungen eines üppigen Haarwuchses oder eines eigenthümlichen Kopfschmuckes. Durch den Wechsel von Reihen kurzer Verticalfurchen und symmetrischer, figuraler Darstellungen erhält diese Zone eine bemerkenswerthe Aehnlichkeit mit dem dorischen Friese, auf welchem bekanntlich die gekerbten Triglyphen und die bildgeschmückten Metopen in gleicher Weise mit einander abwechseln.

Die Halsfläche ist ringsumher mit Figuren bedeckt, welche nicht in ein ornamentales Gerüst eingeordnet sind. Die Zeichnung verbreitet sich in voller Freiheit auf dem verfügbaren Raume und steht nur insoferne zu den Darstellungen der Ornamentzone in einer gewissen Beziehung, als oberhalb der erwähnten (tanzenden) Figurenpaare der letzteren ebenfalls eine, mehr symmetrisch gehaltene, orchestrische Scene erscheint, während sich rechts und links von derselben mit durchgängiger Bewegung nach rechts eine Reihe anderer Figuren friesartig hinzieht. Die erstere Gruppe besteht aus zwei grossen, vermuthlich tanzenden weiblichen Figuren, von welchen die eine, links (wie das en face gezeichnete Gesicht und die Haltung der Arme zeigen), nach vorne, die andere, wie aus der Haltung der Arme hervorgeht, nach links gewendet ist. Der Körper oder vielmehr das lange, offenbar buntgestickte Gewand bildet von den Armen abwärts eine halbkreisförmige, geometrisch gemusterte Figur. Zwischen den beiden „Tänzerinnen" stehen zwei kleine Leierspieler gegeneinander gekehrt, den „tanzenden" Männern auf der unteren Zone ähnlich gezeichnet.

Rechts von dieser Gruppe sehen wir ein vierrädriges Zweigespann, dessen Zugthiere und Räderpaare übereinander (statt neben- oder hintereinander) gezeichnet sind. Dies entspricht der urwüchsigen Stufe dieser Zeichenkunst und kehrt in anderen, alteuropäischen Darstellungen derselben oder einer wenigstens sehr nahestehenden Culturperiode wieder. (Vergl. die Darstellung eines vierrädrigen Zweigespannes auf einer Urne von Darsslup (Westpreussen) in Lissauer's „Prähist. Denkm. d. Prov. Westpr.", Taf. III, Fig. 14, und die Darstellung eines zweirädrigen Zweigespannes auf einem schwedischen Felsenbilde bei Kivik (Skåne, Schonen) in Montelius' „Cultur Schwedens in vorchristl. Zeit" (deutsche Ausgabe, Berlin 1885), S. 74, Fig. 88.)

Die Zugthiere sind Pferde. Trotz der elenden Zeichnung erkennt man die Ohren, die Mähnen, den buschigen Schwanz und die Hufe. Ein Joch scheint sie untereinander und ein Doppelzügel das Handpferd mit dem Lenker zu verbinden. Letzterer sitzt auf dem Wagen und trägt eines jener Gewänder von dreieckiger Seitenansicht, die wir von zwei anderen Oedenburger Urnen her kennen. Hinter dem Wagen schreitet ein Mann, welcher mit beiden Händen den mittleren Langbaum des Wagens am Ende festzuhalten scheint. Diese Figur ist so schematisch gezeichnet, dass, wie bei gewissen Caricaturen, auch der Rumpf nur durch eine einzige gerade Linie gebildet wird. Sie scheint nackt gedacht zu sein, wenigstens ist der Geschlechtstheil deutlich ausgedrückt. Vielleicht soll sie einen Sclaven oder Diener der wagenlenkenden Figur darstellen.

Rechts von der Wagenscene entwickelt sich die Darstellung einer Jagd. Ein Reiter auf einem den Zugthieren des Zweigespannes ähnlichen Pferde und in einem ähnlichen Kleide wie der Lenker des ersteren, scheint mit einer langen Lanze zum Wurf oder Stoss auszuholen. Vor ihm erscheinen übereinander (d. h. nebeneinander) drei kleinere Thierfiguren, welche wohl die Meute des Jägers vorstellen sollen. Vor ihnen flüchtet ein etwas grösseres Thier. Noch weiter rechts sehen wir eine Gruppe von fünf Thieren, welche bestimmt als Jagdwild zu denken sind. Die drei vorderen sind kleiner und ohne Kopfzier (jüngere oder weibliche Thiere), die beiden rückwärtigen sind durch mächtige Geweihe und Hörner charakterisirt. Sie sind untereinander im Baue sehr verschieden. Das eine der beiden Thiere hat einen langen massigen Körper (im Verhältnisse zu allen anderen ist es ein wahres Riesenthier), kurze Beine, einen langen Schwanz, kurzen, gedrungenen, horizontal getragenen Hals und grosse, weit ausladende Hörner. Das zweite Thier ist kleiner, höher gestellt, schwanzlos und hat einen hochgetragenen, schlanken Hals und stark verästetes hohes Geweih. Letzteres scheint einen Edelhirsch, das erstere vielleicht einen Urochsen vorzustellen.

Tumulus Nr. 29 erforderte drei Tage zur Ausgrabung (22., 23. und 24. Juli); er enthielt sehr zahlreiche, theilweise hübsch ornamentirte Gefässe, bei deren Verpackung ein am Nachmittag des 24. Juli eingetretener heftiger Regen sehr fatal wurde, so dass an diesem Tage nur eine Kiste mit etwelchen kleineren Resten gepackt werden konnte. Da es auch an den folgenden Tagen regnete, musste die Arbeit unterbrochen werden und konnte ich erst am 27. Juli wieder an die Fortsetzung der Grabungen gehen.

Am 27. Juli wurde die weitere Ausbeute aus Tumulus Nr. 29 in zwei Kisten verpackt und die schon am 24. Juli begonnene Grabung des Tumulus Nr. 27 fortgesetzt, welche durch grössere, zu entfernende Eichenstrünke ebenso erschwert war wie jene bei Tumulus Nr 29, so dass erst am 28. Juli Funde gemacht werden konnten, zumal hier auch die Gefässe nicht wie sonst auf der früheren Terrainoberfläche, sondern in einer Grube standen, was die Arbeit einigermassen aufhielt (siehe Fig. 12); dafür waren die Funde

um so schöner, und entschädigten reichlich für die grössere Mühe.

Es wurde zunächst an der Südseite des Tumulus ein umgestürztes, schön ornamentirtes Doppelgefäss

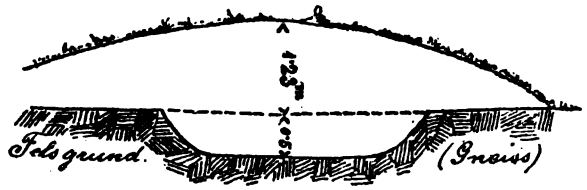


Fig. 12. Tumulus 27 (Durchschnitt).

mit verbindendem Henkel, daneben ein „Doppelmond" mit nach auswärts gekehrten vier Köpfen und unter demselben eine schöne rothe Fussschale mit aufgesetzten kleinen Vögelchen aus Thon gefunden.

Wir geben diese drei Stücke anbei in Abbildungen (Fig. 13—15) und haben im Einzelnen noch Folgendes zu denselben zu bemerken.

Der „Doppelmond" (Fig. 13) ist jedenfalls das am reichsten ausgestattete Exemplar dieser räthselhaften Classe von prähistorischen Denkmälern, soweit dieselbe bisher aus Pfahlbauten der Schweiz, aus Wohngruben in Lengyel sowie aus Hügelgräbern und Wohngruben bei Oedenburg bekannt ist. Es misst 30 cm Länge, in der Mitte 11, an den beiden Enden 21·5 cm Höhe; der walzenförmige Körper hat in der Mitte 6·2—7·3 cm Durchmesser. Der Gegenstand hat in seiner Gänze die meiste Aehnlichkeit mit einem doppelten Paare von Kuhhörnern, deren etwas nach auswärts gekrümmte Enden durch schräge knotige Stäbe mit den Wurzeln der Hörner verbunden sind und welche statt von dem Kopf eines Rindes von vier breiten Füssen getragen werden. Schon die früher gefundenen einfachen, von einem oder vier Füsschen getragenen „Mondfiguren" aus der Umgebung von Oedenburg liessen diese Aehnlichkeit stärker hervortreten, als beispielsweise die verwandten Thongebilde von Lengyel; aber bei keinem Stück ist sie deutlicher als bei diesem durch seine Grösse und seine sorgfältige Ausbildung ausgezeichneten Exemplare. Dagegen ist die Gestaltung der Hornenden als kleine Thierköpfe an dem letzteren undeutlicher als an anderen Oedenburger „Mondfiguren". Dennoch werden solche Köpfchen auch hier gemeint sein und die erwähnten schrägen Stäbe, deren jeder dreimal von einer Reihe sternförmig sitzender Knoten umgeben ist, dürfen vielleicht als Geweihe jener Köpfchen aufgefasst werden. All das läge in der Richtung des plastischen Triebes, wie er sich hier äussert. Das Stück ist übrigens, wie es scheint, nicht complet, denn auf dem Rücken, zwischen den Wurzeln der beiden Doppelhörner, gewahrt man eine unverzierte,

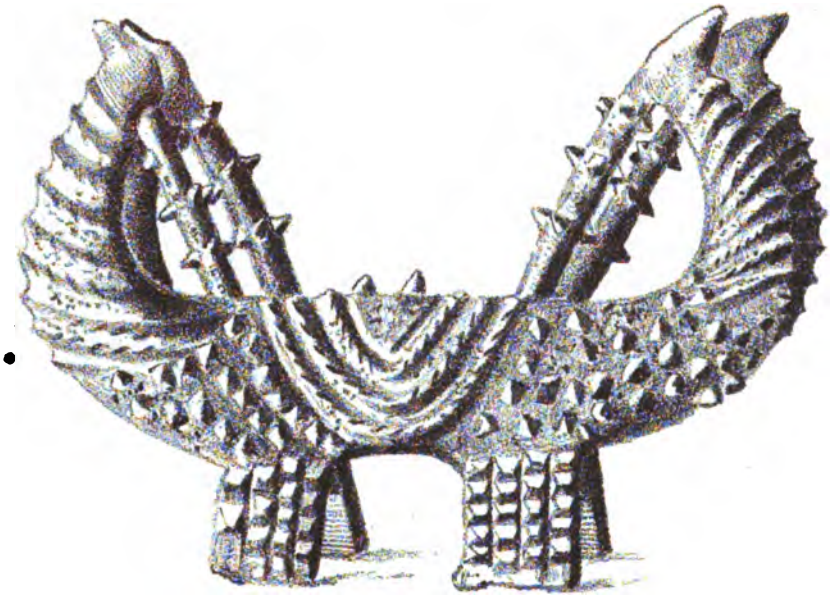


Fig. 13. Doppelmond. $^1/_3$ nat. Gr.

unebene Fläche mit wenigstens einer ganz deutlichen Bruchstelle. Dieser Theil ist bei den anderen ähnlichen Gebilden mit flachen Ornamenten bedeckt; hier scheint jedoch ein Glied vom plastischen Aufbau des

Fig. 14. Doppelgefäss. $^1/_6$ nat. Gr.

Ganzen verloren zu sein. Möglicherweise bestand dieser fehlende Theil in einem derben, ringförmigen Henkel, an welchem das Stück erfasst werden konnte.

Das Doppelgefäss (Fig. 14) ist vor einigen anderen ähnlichen Stücken, welche bisher in den

Tumulis bei Oedenburg gefunden wurden, durch seine Grösse, seine wohlerhaltene reiche Verzierung (en relief im gleichen Stile wie die Decoration der eben beschriebenen „Mondfigur") und durch die originelle Verbindung der beiden Hälften mittelst eines an den Wurzeln getheilten Henkels und einer auffallend kleinen gemeinsamen Wandstelle ausgezeichnet. Es misst 14 cm Höhe, jeder der beiden Töpfe für sich 15·5 cm Durchmesser und das ganze Zwillingsgebilde 30·3 cm Länge. An der Verzierung sind die hängenden parallelen Halbkreise, welche mit ganzen concentrischen Kreisen abwechseln, hervorzuheben. Jene ersteren sind eines der beliebtesten Motive der mit schnurartig hervortretenden Linien verzierenden Keramik von Oedenburg, und wir finden dasselbe beispielsweise auf dem oben beschriebenen „Doppelmond", wo es schabrackenartig zu beiden Seiten des Mittelkörpers angebracht ist, wie auf der sogleich zu beschreibenden Thonschüssel, wo es die Innendecoration bildet.

Die grosse Prunkschüssel (Fig. 15) ruht auf einem hohlen konischen Fuss von nur 5 cm Höhe und

Fig. 15. Fussschale mit Vogelfiguren. 1/6 nat. Gr.

17 cm Durchmesser, hat jedoch eine Gesammthöhe von 19 und einen oberen Durchmesser von 47·5 cm. Sie ist braunroth gefärbt und trägt auf dem schräg ausladenden, 3 cm breiten Mundsaum abwechselnd fünf Vögelchen mit emporgerichtetem Hals und ausgebreiteten Flügeln und fünf kleine flache Näpfchen oder Schälchen auf hohem Fusse. Die letzteren sind offenbar als Miniaturabbildungen der ganzen Schüssel, gleichsam des Muttergefässes, aufzufassen, wie ja auch auf dem Hals einer kugeligen Urne von Gemeinlebarn vier kleine kugelige Näpfchen aufsitzen, welche den Grundgedanken des Gefässes in einer schmückenden Zuthat wiederholen. Auch diese eigenthümliche Manier der Gefässverzierung gehört in den Bereich der Verdoppelungen und Wiederholungen, wie die beiden oben beschriebenen Stücke (der „Doppelmond" und das Doppelgefäss), wie die kleinen gehörnten Thierköpfe an den Enden der „Mond"-Hörner, wie die Doppelhalsurne von Marz und so manches Andere. Ebenso sicher gehören die Vögelchen auf dem Mundsaume der Schüssel einem weit verbreiteten alterthümlichen Stile an. Ich erinnere nur an die ganz ähnlichen „Tauben" auf dem Rande eines goldenen Bechers, welchen Schliemann im vierten Grabe zu Mykenä gefunden hat (Schliemann, Mykenä, S. 272, Fig. 346, nach vollzogener Restauration besser abgebildet in Schuchardt, Schliemann's Ausgrabungen, S. 277, Fig. 240), an den Taubenbecher des Nestor (Hom., Il. X, 632 ss.), welchen Schliemann mit jenem verglichen hat, ferner an die Bronzevögelchen auf dem Rande einer Urne in Gemeinlebarn (Szombathy, in den Mitth. d. prähist. Comm. Bd. I., S. 60, Fig. 39). Noch ähnlicher sind gewisse halbkugelige Thonschalen aus der Kupferbronzezeit Cyperns, welche abwechselnd Vögelchen und kleine zackenförmige Ansätze auf dem Rande tragen. In den Zwischenräumen der erwähnten plastischen Ansätze ist der Mundsaum an unserem Exemplare mit eingegrabenen gestrichelten Dreiecken verziert. Nur an einer 25 cm langen Stelle erscheint statt dieser eingeritzten eine erhabene Decoration wie an der Innenfläche des Gefässes.

Auch die weiteren Funde in Tumulus Nr. 27 waren recht interessant. Unter den Gefässen befand sich wieder eine Halsurne mit eingravirten Zeichnungen. Ferner lieferte dieser Grabhügel Emailperlen, Eisennadeln, Eisenmesser, einen Bronzehalsring und selbst etwas Gold (Nadelfragmente?). Die Ausbeutung des Tumulus Nr. 27 wurde durch häufige und heftige Regen sehr erschwert und konnte erst am 1. August beendet werden.

Wir glauben auch, die Abbildung und Beschreibung der letzterwähnten Figurenurne den Lesern dieses Berichtes nicht vorenthalten zu dürfen. Fig. 16 gibt die perspectivische Ansicht des Gefässes, die Fig. 2 auf Taf. X den abgerollten Schmuck des Halses und des Bauches derselben. Auch von dem oben erwähnten bronzenen Halsring fügen wir (Fig. 17) eine Abbildung bei.

Die Urne ist grösser und namentlich bauchiger als das im Vorjahre auf dem Warischberge gefundene Stück; sonst kann sie jedoch nach Form und Verzierung als vollkommenes Seitenstück zu dem letzteren bezeichnet werden und ist vielleicht aus der Hand desselben Töpfers und Vasenzeichners hervorgegangen wie jenes. Sie misst 42 cm Höhe und 56·5 cm Bauchdurchmesser. Der Boden hat nur 13, die Mündung sammt Rand 27·5 cm Durchmesser. Der Rand ist innen, wie bei dem Fundstück von 1890, mit jener vereinfachten Form der Spirali corrimi dietro verziert, welche in der classischen Kunst als „Wellenband" oder „laufender Hund" so häufig erscheint; darunter läuft eine Reihe von kleinen concentrischen Kreisen mit Centralpunkten (Augen). Zwei Reihen solcher Doppelkreise säumen auch den Hals oben und unten und sind unten nur an drei Stellen unterbrochen, wo die bildliche Darstellung sich auf den Bauch des Gefässes hinabzieht. Das Ornament auf der oberen Hälfte der Bauchwölbung (die untere ist leer) besteht aus einem grossen Zickzackbande aus flach eingedrückten parallelen Furchen. Die von diesem Bande gebildeten Dreiecksfelder sind nach dem Schema 4 a + 3 b + 4 a + 1 b + 2 a + 2 b ausgefüllt, theils mit regellos gehäuften concentrischen Kreisen mit Centralpunkt, theils mit einem aus schraffirten und

nichtschraffirten (aber mit einzelnen concentrischen Kreisen verzierten) Dreiecken bestehenden Muster.

Im Bildfelde sind fünf menschliche Figuren dargestellt. Bei vier derselben besteht der Rumpf aus je einem grösseren Dreieck mit schraffirten und überdies von Augenreihen eingefassten Seiten. Das Mittelfeld ist mit Augen, einmal jedoch mit einem sehr plumpen rautenförmigen Muster gefüllt.

Der Körper der fünften Figur besteht aus einem viel kleineren schmalen Dreieck, welches blos schraffirt und nicht umrandet ist. Bei allen Figuren wird der Kopf von zwei concentrischen Kreisen gebildet; längs des Halses der vier ersterwähnten sieht man ferner noch je zwei Reihen kleinerer einfacher Kreise (Ohrgehänge oder Locken). Das Figurenpaar links von der kleinsten Gestalt ragt mit den Beinen aus der Bildzone heraus.

Fig. 16. Urne mit figuralen Darstellungen. $^1/_6$ nat. Gr.

Arme und Beine sind schräg schraffirte Bänder, an welchen die Füsse zur Noth (einige Male auch die Knie) mit grosser Pedanterie, aber regelmässig die Hände mit dem stark abstehenden Daumen dargestellt sind.

Alle fünf Figuren sind in Action dargestellt. Die kleine Gestalt, welche in unserer abgerollten Zeichnung als Mittelfigur erscheint, steht nach links und hält mit beiden Händen vor sich ein Object, das wohl als eine viersaitige Kithara anzusehen sein wird. Die beiden grossen Figuren zu ihrer Linken stehen nach rechts. Die rückwärtige hält mit dem einen Arm (der andere ist nicht dargestellt) einen kurzen Stab, von dem ein perpendikelartiger Gegenstand herabhängt (Spindel?). Die vordere berührt mit beiden Händen ein verticales Object, welches bis an den Fuss der Ornamentzone hinabreicht. Dasselbe besteht im Wesentlichen aus vier langen, schräg schraffirten Bändern, an welchen unten „Augenpaare" hängen. Querüber laufen einige Verbindungslinien und das Ganze (ein Webstuhl?) ist oben durch einen halbrunden Balken geschlossen, von welchem ein Seitenarm mit kugeligem Ende schräg emporsteht. Die beiden Figuren rechts von dem „Leierspieler" stehen nach links und erheben beide Arme mit ausgebreiteten Händen. Sämmtliche Verzierungen sind mit einem scharfen Stichel eingegraben; nur das Zickzackgerüst der Ornamente auf dem Bauch ist mit der Fingerspitze hergestellt, und zu den zahlreichen „Augen" sind zwei kleine kreisförmige Stempel verwendet worden.

Verglichen mit den Zeichnungen der oben erwähnten Urne vom Warischberge zeigen namentlich die Ornamentzonen auf dem Bauche und dem Mundsaum die allergrösste Aehnlichkeit mit den bezüglichen Theilen des im Vorjahre gefundenen kostbaren Gefässes. Die vorhandenen kleinen Unterschiede sind kaum der Rede werth. Hingegen sind in den Mitteln, mit welchen die menschlichen Figuren dargestellt sind, trotz des im Allgemeinen gleichen, bodenlos primitiven Stiles, der ganz direct von der ornamentalen Thongefässverzierung hergenommen ist, principielle Verschiedenheiten wahrzunehmen. Auf der Urne vom Warischberg haben die Figuren ein Körpergerüst oder einen Rumpf in Gestalt eines schraffirten verticalen Bandes, von welchem rechts und links die Formen des Gewandes und oben und unten die Gliedmassen ausgehen. Diese Besonderheit fehlt auf der Urne vom Burgstallberge. Hier sind die Dreiecksflächen, welche die Hauptmassen der Figuren bilden, ohne jene Andeutung des Körpers verziert und stehen in engerem stilistischen Zusammenhang mit den Mustern der Ornamentfläche auf dem Bauche.

Der Halsring (Fig. 17) ist wegen der Seltenheit bronzener Schmucksachen in den Grabhügeln von Oedenburg, aber auch wegen seiner feinen Gravirung

mit abwechselnd gerade und fischgrätenförmig gestreiften Querbändern bemerkenswerth. Er misst 13 cm Spannweite.

Am 3. August wurden die Tumuli Nr. 148 und Nr. 149 in Angriff genommen. Nr. 148, ein ganz niedriger, flacher Hügel, ergab schon in einer Tiefe von 50 cm die Gefässe und sonstigen Funde. An der Ostseite stand hier nicht, wie gewöhnlich, eine Urne mit Leichenbrandresten, sondern es fanden sich unter diesen die Reste eines kleinen Holzkästchens (oder einer Schachtel) mit Bronzeklammern und zwei längere Bronzeplatten (Handgriffen?), viele Schmelzperlen und nahe dabei ein sehr schöner, geknoteter Bronzehalsring. (Fig. 18.)

Dieser Halsring ist nicht nur das schönste Bronzeobject, welches bisher in den Hügelgräbern bei Oedenburg gefunden wurde, sondern überhaupt eine der schönsten, verzierten Torques, welche wir kennen. Er misst 16 cm Spannweite und ist überaus fein gearbeitet.

Fig. 17. Halsring aus Bronze. $^1/_2$ nat. Gr.

Die perlenförmigen Knoten sind mit je einer Zickzacklinie ringsumher verziert und mit gekerbten Leisten eingefasst, die Zwischenräume mit Reihen ringsumlaufender Querfurchen ausgefüllt. So gleicht das Schmuckstück einem Bande mit abwechselnd cylindrischen und sphärischen Perlen.

Auch die Gefässe waren relativ zahlreich (im Ganzen 13), davon zwei sehr grosse, schwarze Halsurnen mit eingravirten Ornamenten, eine schöne Schüssel, ein Doppelgefäss mit Henkel, ein bauchiges Gefäss mit niederem Rande und Henkel, eine Fussschale u. s. w.

Neben Tumulus Nr. 148 wurde am 3. August auch der grosse Tumulus Nr. 149 in Angriff genommen, der grösste unter allen in dieser Campagne ausgegrabenen, welcher dann sämmtliche Arbeiter durch mehrere Tage beschäftigte. Die Aushebung war hier bei 10 m lang, 5 m breit und durchschnittlich 2 m tief. Erst am 5. August begann die Aushebung der sehr zahlreichen und zum grossen Theile reich ornamentirten Gefässe, welche erst am 7. August beendet wurde. Wie reich Tumulus Nr. 149 an Gefässen war, erhellt schon daraus, dass die Scherben derselben sechs grössere Kisten zur Unterbringung in Anspruch nahmen. Doch täuschte die Ausbeute dieses Hügels insoferne die Erwartung, als eben nur keramische Funde gemacht wurden und auch diese zwar zahlreiche, schön ornamentirte Gefässe, aber keines mit figuralen Darstellungen ergaben.

Am 6. und 7. August wurde neben der Arbeit an Tumulus Nr. 149 auch die Ausgrabung des kleinen, kaum 80 cm hohen Hügels Nr. 50 durchgeführt. Sie ergab kein besonders günstiges Resultat. Schon in geringer Tiefe kamen einige interessante Scherben in der Aufschüttung verstreut vor, darunter Stücke von grossen Halsurnen mit Kreisornamenten und Anderes; doch fand sich dann in 1·20 m Tiefe (es war hier wie bei Tumulus Nr. 28 eine flache Grube vor Herstellung des Tumulus ausgehoben worden) nur wenig an Gefässen und auch diese in so schlechter Erhaltung, dass

Fig. 18. Halsring aus Bronze. $^1/_2$ nat. Gr.

nur einige Kleinigkeiten, unter welchen ein Paar kleinere Doppelgefässe bemerkenswerth sind, mitgenommen werden konnten.

Gleiches muss auch von dem letzten Tumulus gesagt werden, der am 8. und 10. August in der Nähe des unteren Walles ausgebeutet wurde. (Gruppe der Tumuli Nr. 99—102, welche auf dem Plane schlecht eingezeichnet ist; es sind dort mindestens sechs Hügel vorhanden, von welchen der in Angriff genommene etwas südlicher liegt als Tumulus Nr. 102 und näher dem Wege als dieser; er ist auf dem Plane nicht zu finden und mag vorläufig als Tumulus X bezeichnet werden.) Die in geringer Anzahl und schlechter Erhaltung angetroffenen Gefässe waren hier nicht verziert und wurden daher mit Ausnahme von einer aufgesammelten, grösseren schwarzen Urne nur Proben mitgenommen, zumal die Scherben der rothen und braunen Gefässe aus dem sehr harten Lehmgrunde sehr schlecht loszulösen waren. Bemerkenswerth erscheint, dass hier eine Aschenurne, wie sie sonst gewöhnlich im östlichen Theile des Bestattungsortes sich fand, nicht beobachtet werden konnte und die Knochenfragmente an einer Stelle sehr reichlich im Leichenbrande lagen.

Am 10. August wurde auch die Untersuchung der Wohngruben begonnen, und zwar zunächst an der Nordwestseite des Burgstalles, unmittelbar über dem grossen Walle. Hier wurden nächst den bereits im Vorjahre gemachten Grabungen zwei weitere seichte Gruben (I und II) geöffnet, von welchen Nr. I nicht besonders reichliche Funde: charakteristische La Tène-Scherben (gute Randstücke), Spinnwirtel etc., Nr. II hingegen recht spärliches Materiale ergab.

Am 11. August wurde dann eine grosse Wohngrube (Nr. III) nächst der Aussichtswarte auf dem Burgstalle geöffnet. Sie ergab zunächst sehr viele La Tène-Scherben von auf der Drehscheibe hergestellten Gefässen mit dem bezeichnenden dicken Rande, darunter auch viele aus Graphit; erst in über 80 cm Tiefe kamen dann auch Hallstatt-Scherben in immer grösserer Zahl vor. Ferner wurden Thierknochen und Zähne, Brandreste, ein Paar Eisenstücke, Eisenschlacken, ein Fragment eines Reibsteines mit Loch für die Triebstange, Wetzsteintrümmer und einzelne glatte Kieselgeschiebe gefunden. Die Grabung erreichte bei 1·20 m Tiefe den Boden der Wohngrube (Gneissfelsen).

Am 12. August wurde eine Wohngrube nahe der Spitze der Karlshöhe (Warischberg) geöffnet, in welcher bald zahlreiche Scherben, ausschliesslich von Gefässen aus der Hallstatt-Periode stammend, zum Vorschein kamen, dann Brandspuren, Asche, Kohlen, einzelne Knochen etc. Es wurden auch hier viele charakteristische Scherben: Randstücke, Ansätze von dickwandigen Gebrauchsgefässen, Henkel u. s. w., viele mit hübschen Ornamenten, gesammelt. Auch ein plumpes, mit kleinen Grübchen verziertes Thonstück unbekannter Bedeutung (vielleicht vom Fusse eines sehr grossen Mondes herrührend) wurde aufgesammelt. Die Grabung erreichte am Rande der Grube 1·40—1·60 m Tiefe (bis zum gewachsenen Grund), in der Mitte der Grube war natürlich viel weniger (etwa 60—70 cm) abzugraben.

Fig. 19. Wohngrube auf der Karlshöhe (Durchschnitt).

An dem Rande dieser Wohngrube waren grössere Steine als Umwallung aufgeschlichtet, auch in der Auffüllung wurden einzelne grosse Steine beobachtet, welche wohl als Herdsteine gedient haben mögen (siehe Fig. 19).

Diese Wohngrube auf der Karlshöhe blieb über Wunsch des Herrn Prof. Brlla offen, sonst wurden alle durch die Grabungen verursachten Gruben verschüttet und dafür Sorge getragen, dass die (bei einigen Grabhügeln in grösserer Menge vorgekommenen) grösseren Steine in die Tiefe der Gruben gestürzt und die Oberfläche bestmöglichst geebnet wurde.

Am 13. August wurde der Rest der Ausbeute (drei Kisten waren bereits früher nach Wien gesandt worden) in 22 Kisten verpackt zur Bahn geführt und an das Hofmuseum gesandt.

Der Berichterstatter glaubt sonach, dass das Ergebniss der Grabungen sowohl in Quantität als Qualität befriedigen kann, zumal es gewiss gelingen wird, recht viele, reich ornamentirte und theilweise auch mit figuralen Zeichnungen gezierte Gefässe zu restauriren, von welchen jene beiden grossen Halsurnen aus Tumulus Nr. 27 und Nr. 28 sich als Aequivalente der im Vorjahre auf dem Warischberge gefundenen, eine Zierde des Oedenburger Museums bildenden Halsurne herausstellen werden, während der in Tumulus Nr. 28 gefundene Doppelmond, sowie die daselbst gefundene Schale mit den Vögelchen bisher Seitenstücke noch nicht besitzen. Auch die Bronzefunde sind für den Oedenburger Burgstall neu und es darf daher angenommen werden, dass die seitens der Anthropologischen Gesellschaft an die diesjährigen Ausgrabungen geknüpften Erwartungen so weit erfüllt worden sind, als dies bei der Ungunst des Wetters und den ziemlich schwierigen localen Verhältnissen möglich war.

Indem der Verfasser dieses vorläufigen Berichtes sich vorbehält, der Anthropologischen Gesellschaft nach erfolgter Restaurirung der wichtigeren Fundstücke eingehendere Mittheilungen über das Ergebniss der von ihm geleiteten Grabungen zu liefern, spricht er für die ihm zutheil gewordene ehrenvolle Mission und das ihm seitens der Gesellschaft entgegengebrachte Vertrauen den verbindlichsten Dank aus.

4. Herr Dr. **Moriz Hoernes** gibt anschliessend an den Vortrag des Herrn P. L. Karner folgende

Beiträge zur Erklärung der Situla von Kuffarn.

Die Frage nach der Entstehung des eigenthümlichen, halbbarbarischen Kunststiles, von welchem uns hier neuerdings ein werthvolles Beispiel vorliegt, ist ein Problem, das gelöst werden muss, ehe wir diesen auffallenden Denkmälern ihren richtigen Platz in dem Ganzen der altweltlichen Culturgeschichte anweisen können. Und gelöst muss sie werden durch die Analyse der einzelnen Elemente, aus welchen das in den Denkmälern überlieferte Totale erwachsen ist.

Die Monumente sind, wie man heute weiss, jungen Datums. Mit ihren Nebenfunden ragen sie in die zweite mitteleuropäische, die sogenannte keltische Eisenzeit oder La Tène-Periode herein, gehören also etwa dem IV. Jahrhundert vor dem Beginne unserer Zeitrechnung an. Sie sind jung, und der alterthümliche Stil, in dem sie uns, vorwiegend steif und gravitätisch, entgegentreten, hat daher wenigstens Zeit gehabt, sich durch Aufnahme anderweitiger Bestandtheile in charakteristischer Weise umzubilden. Das ist nach meiner Ansicht in reichlichem Masse geschehen. „Langes Rinnen trübt die Welle", kann man hier sagen; lang ist aber nicht nur der Lauf der Zeit, die zwischen der Quelle solcher Bildkunst und den vorliegenden Funden verflosssen ist, sondern auch der räumliche Weg, den wir zurücklegen müssen, um von jener zu diesen zu gelangen. Es ist ein Etappenweg, der zur Hälfte in historischer Helle, zur Hälfte in prähistorischer Dunkelheit verläuft.

Dass wir jene Quelle, jenen ersten Anstoss in der ägyptisch-vorderasiatischen Kunst zu erblicken haben, welche im Westen, hauptsächlich durch die Vermittlung phönikischer Seefahrer, von den Etruskern aufgenommen wurde, ist ein Axiom, an dem heute wohl Niemand zweifelt. Dort, im Osten, liegt die breite, mit dem Boden verwachsene Basis jener weitwirkenden Kunstsphäre; dort ist die Urheimat jener freigebigen Darstellungen aus dem Leben der Könige und der Völker, der figurenreichen Bildwerke, aus welchen wir die Gestaltung des Menschendaseins am Nil, am Euphrat und am Tigris so trefflich wieder aufbauen können.

Wenn die Zeugnisse dieser Kunst schon in Phönikien, wo ägyptischer und vorderasiatischer Stil sich kreuzt, hinsichtlich ihrer culturgeschichtlichen Verwendung zweifelhaft werden, so ist dies noch mehr der Fall auf dem Boden Italiens und natürlich noch viel mehr in den Alpenländern oder gar im Donauthale, aus welchem unser heute vorliegendes Fundstück stammt. Schon für Phönikien ist die Frage der selbstthätigen Betheiligung an dieser Kunst von den Archäologen verschieden — von Brunn und Furtwängler in absprechendem, von Helbig in günstigerem Sinne — beantwortet worden. Noch dunkler wird die Sache im ferneren Westen und Norden. Ich will nicht auf die in früheren Jahren vorgebrachten Ansichten zurückgreifen; heute glaube ich dafür eintreten zu können, dass die ganze weitere Entwicklung zu dem, was hier vorliegt, eingeschlossen die Fabrikation dieses Stückes, auf dem Boden Italiens vor sich gegangen ist. Den wesentlichsten Antheil daran hat Etrurien, dieser Magnet für fremde Einflüsse.

In Etrurien, bei einem reichen und kunstliebenden, in der Kunst aber vorwiegend nachahmenden Volke, hat im Laufe der Zeit ein grosser Wechsel stattgefunden; man ist von den orientalischen Vorbildern und vom orientalischen Import zur Aufnahme des Griechischen fortgeschritten. In der Zeit, aus der unsere Situla stammt, stand Etrurien unter dem Zeichen griechischen Einflusses. Die Darstellung der Situla zeigt uns etruskische Festsitte in alterthümlichem, orientalisirendem Gewande, das aber die Einwirkung des griechischen Elementes bereits erfahren hat. Nur ist diese Einwirkung nicht die mächtige, kraftvolle, die wir in echt etruskischen Werken aus jener Zeit gewahren. Wir haben kein echt etruskisches Werk vor uns, wie man früher in einem ähnlichen Falle, bei der Situla von Watsch, gemeint hat.

Die echten Etrusker des V. und IV. Jahrhunderts vor Christo würden sich wahrscheinlich bedankt haben, wenn man eine solche Arbeit auf ihre Rechnung hätte setzen wollen. Die Situla und was ihr zunächst steht an verwandten Werken, ist hervorgegangen aus einem Lande, das etruskische Provinz war, bis es um 400 vor Christo grösstentheils von den Kelten erobert wurde. Bewohner dieses Landes waren die italischen Umbrier und die illyrischen Veneter. Das Land selbst, Oberitalien oder die Poebene, ist in geographischer und geschichtlicher Beziehung als ein Mittelglied zwischen der Apenninhalbinsel und dem centraleuropäischen Alpengebiete aufzufassen. Schon im Alterthum wusste man die potamischen, continentalen Existenzbedingungen dieser Landschaft gebührend zu würdigen und rechnete sie lange Zeit nicht zu Italien. Hier erblühte unter der Herrschaft der Etrusker, aber im Schoosse spröderer Volkselemente, welche den Anhauch der vorderasiatischen und griechischen Cultursphäre (von zweifelhaften directen Einflüssen abgesehen) nur durch die Vermittlung der Etrusker erfahren hatten, erstaunlich lange ein alterthümliches Gewerbe in der Herstellung getriebener Bronzegefässe, welche wieder naturgemäss weiter im Norden, im Alpengebiet und darüber hinaus bereitwillige Abnehmer fanden. Geschätzt waren diese Arbeiten zumal dann, wenn sich die technisch geschulte Hand des Treibkünstlers auch in der Darstellung figurenreicher Scenen bewährt hatte, wie sie weiter unten auf der Halbinsel, jenseits des Apennins, allerdings viel anziehender, in Erz und Stein, in Thon und Farben, beliebt und üblich waren. Es spinnen sich reiche Fäden directen gegenständlichen Zusammenhanges von echt etruskischen Werken, die unter dem Einflusse der höchsten griechischen Kunstblüthe stehen, wie die Sculpturen an dem Marmorstuhle im Palazzo Corsini (auf welche schon Benndorf in diesen Mitth., Bd. XIV., S. 44, hinwies), hinüber zu den steifhölzernen Darstellungen von Opfern, Gelagen, Wettkämpfen, die wir zu unserer Ueberraschung im Save- und im Donaugebiet aus der Erde hervorziehen. Bemerkenswerth ist, dass der freie Stil der griechischen Zeichnung in diesem Falle den Apennin nicht überschritten und dass sich der Einfluss der Friessculpturen des Parthenon allenfalls auf einem trommelförmigen etruskischen Sessel, nicht aber auf den kegelförmigen Eimergefässen der etruskischen Provinzialen in Oberitalien erkennen lässt. Das ist merkwürdig; aber wir werden es keineswegs räthselhaft finden, wenn wir uns beispielsweise das Fortleben des byzantinischen Stiles auf der Balkanhalbinsel vor Augen halten.

Die Situla von Kuffarn zeigt uns auf ihrem einzigen, friesartig um das Gefäss herumlaufenden Bildstreifen eine Reihe von Festscenen. Im Vergleiche zu den Darstellungen der Eimer von Watsch und aus der Certosa von Bologna sind die einzelnen Gruppen hier enge zusammengedrängt. Auf der Situla von Watsch dehnt sich das Reiten und Wagenfahren über die ganze obere, das Festgelage und der Faustkampf über die ganze mittlere Zone aus.

Auf dem Certosa-Eimer sind beide obere Zonen einem einzigen Aufzug von Kriegern und Opferern, einer Pompa, gewidmet. In der dritten Zone finden wir bereits jenes unklare Gemisch von Scenen verschiedener Bedeutung, wie sie anderwärts, z. B. auf der Situla Benvenuti von Este (Prosdocimi, Este, Taf. VI, 1[a]) noch bunter durcheinander gewürfelt sind. Trotz der knappen, abbreviirten Fassung auf der neugefundenen Situla ist die Scenenfolge klar und dadurch besonders lehrreich; wir sehen eine festliche Bewirthung und Spiele, die sich wieder in einen Faustkampf, ein Wettrennen zu Pferde und ein solches zu Wagen auseinanderlegen.

Es ist ein Epulum dargestellt, ein mit Spielen verbundener Festschmaus, d. h. eine bis in die späte Römerzeit hinein besonders beliebte Form italischer Götterverehrung.

Wir besitzen darüber vorzugsweise römische Nachrichten; aber es heisst in denselben ausdrücklich, dass Etrurien das Mutterland dieser Cultushandlungen gewesen sei. Schon der vierte König Roms, Ancus Marcius, gründet nach Livius I, 35 eine Rennbahn für die jährlichen ludi Romani oder Magni: „Ludicrum fuit equi pugilesque ex Etruria maxime acciti." (Im Spiele waren zu sehen Pferde und Faustkämpfer, meist aus Etrurien herangezogen.) An die Spiele schloss sich regelmässig der Festschmaus, von welchem Livius an vielen Stellen (XXV, 2; XXVII, 36; XXIX, 38; XXX, 9; XXXI, 4; XXXII, 7; XXXIII, 42) berichtet, meist mit den Worten: „Et epulum Jovis fuit ludorum causa" (und es gab einen Jupiter-Festschmaus der Spiele wegen).

Bald nach dem zweiten punischen Kriege (196 vor Christo) wurden die tres (später septem) viri epulones zur Besorgung dieser Schmäuse in's Leben gerufen, und ein heiliger Wettkampf, wie auch die von August gegründeten actischen Spiele, war in Rom immer mit einem Opferschmaus verbunden (Dio Cass. LI, 1). Bei den „Grossen Spielen" ging den Circuskämpfen eine feierliche Procession voraus; auch von einer „probatio equorum" ist die Rede [1]). Den Ursprung all dieser schönen Dinge dürfen wir unbedenklich in das (jedoch schon hellenisirte) Etrurien zurückverlegen, wo uns in den Wandgemälden tarquiniensischer Grabkammern auch Bildwerke darüber vorliegen. Beiläufig sei hier noch auf ein Thongefäss von Clusium verwiesen (Micali, Mon. Ant. tv. 20 n. 19 = Müller-Wieseler, D. d. a. K. I, 284), welches in stumpf eingedrückter Darstellung zwei sitzende, von Dienern umgebene Zecher und daneben ein Zweigespann zeigt, dessen Lenker (als Wettfahrer) den Leib ebenso rechtwinkelig über die Wagenbrüstung krümmt wie die Wagenlenker auf unserer Situla. Das Wagenrennen nimmt auf der letzteren den breitesten Raum ein. Es sind vier Gespanne in ziemlich einförmiger Weise hintereinander dargestellt. Nur der Lenker des ersten sieht sich als voraussichtlicher Sieger nach seinen Concurrenten um, ein Motiv, das auch griechische Darstellungen kennen. (Vgl. z. B. die Wettreiter auf einem Vasenbilde in Gerhard's Trinkschalen, Taf. 14, wo der eben beim „Pfosten" anlangende Sieger den Blick nach den geschlagenen Mitbewerbern zurückwendet. Auf diesem Vasenbilde sehen wir auch, wie auf unserer Situla, den zurückbleibenden Reiter sein Pferd mit der Gerte bearbeiten [2]). Das sind lauter kleine Züge, die auf bessere Vorbilder hindeuten. Ebenso der Hahn hinter den beiden Reitern, das Symbol des Wettkampfes in der archaischen Vasenmalerei der Griechen, ferner die Doppelruthe der beiden Kampfrichter bei den Pugiles (vgl. dieses Attribut in Gerhard's Auserl. Vasenb., Taf. 271; Mus. Pourtalès, Taf. 26). Auch der Mann hinter den beiden Reitern scheint eine ordnende Function zu erfüllen und mit erhobener Hand einen Kampfrichterstab oder Aehnliches zu halten. Nach unseren Begriffen wäre er als „Starter" zu bezeichnen. Ob es dieselbe Figur ist, welche mit den Füssen nach links gewendet steht und die zweite (gesenkte) Doppelruthe hält, erscheint zweifelhaft, da das Gefäss hier arg zerbrochen war. Möglich wäre es immerhin, und eine Verschmelzung zweier Figuren der Vorlage darin zu erblicken. Ganz frei von sinnlosen Details ist ja die Darstellung nicht gehalten; der vorderste Wagenlenker hat einen Vogel auf dem Rücken sitzen, wie z. B. drei Thierfiguren auf der Situla von Watsch, wo die Nachbildung eines griechischen Motives vorliegt, (vgl. diese Mitth., Bd. XIV l. c.). Zu einer der anderen Figuren sieht ein grosser, auf dem Boden stehender Vogel mit gerecktem Halse empor, wie auf einem Chiusiner Henkelkrug bei Micali, l. c. tv. 22 = Müller-Wieseler, l. c. I, 280. So finden wir durchwegs Analogien mit griechischen und etruskischen Werken; nur dass sich dieselben keineswegs auf Denkmäler alterthümlichen Stiles beschränken, sondern auch die Uebernahme jüngeren Formengutes verrathen. Hinsichtlich der Pugiles wäre es ermüdend, aufzuzählen, wie oft sich solche in etruskischen Darstellungen finden. Häufig sind beim Faustkampf Flötenspieler anwesend, was auch in oberitalischen Arbeiten noch durchblickt, wenn z. B. auf der Situla von Watsch einer der Zecher die Syrinx bläst [1]) oder auf dem Centosa-Eimer ein Syrinxbläser und ein Leierspieler einander gegenüber sitzen, während die beiden Faustkämpfer (oder Mimen) auf den löwenköpfigen Enden der Kline zu stehen scheinen. Nicht selten erscheint auch der Kampfpreis zwischen, d. h. neben den beiden Faustkämpfern aufgestellt. In einem Wandgemälde, Mus. Greg. II, 92, sehen wir wenigstens den leeren Ständer auf der erwähnten Sedia Corsini, Mon del inst. XI. 9, 3, dagegen den Helm ohne Ständer; auf einem Chiusiner Wandgemälde ibid. V, 16, 3, scheint das ἄθλον der Faustkämpfer bedeckt auf einem Stuhle zu liegen. Auf dem Situla-Fragment von Matrei und auf dem Sessel Cor-

[1]) Die probatio equorum ist vielleicht auch in jener Gruppe der Situla Benvenuti von Este zu erkennen, wo ein Mann den Hinterfuss eines Pferdes aufhebt, das von einem zweiten sitzenden und trinkenden Manne am Zügel gehalten wird. Unmittelbar daneben finden wir das Schankgerüste und den Faustkampf. Ich habe jene Gruppe früher für sinnlos gehalten bin nun aber doch geneigt, darin (wenn auch in starker Abbreviatur) Bedeutung und Zusammenhang zu erblicken.

[2]) Auch auf der Ciste von Moritzing, welche jetzt Franz v. Wieser mit Ausschluss nicht zugehöriger Bruchstücke so glücklich reconstruirt hat (Die Bronzegefässe von Moritzing, Ferdinandeum, III. F., Heft 35, Innsbruck 1891, Taf. I), finden wir in der obersten Reihe eine Vereinigung von Wagenfahrten und Pferderennen. Von den letzteren ist zwar nichts erhalten als die Hand eines Reiters (des zurückbleibenden von zweien oder mehreren), welcher weit nach hinten ausholend die Reitgerte schwingt; aber die Vergleichung mit der Situla von Kuffarn, welche Wieser zur Zeit seiner Arbeit noch nicht näher kannte, setzt ausser Zweifel, dass wir es hier nicht, wie der Genannte annimmt, mit dem Ueberrest eines Wagenlenkers, sondern mit dem einer Reiterfigur zu thun haben.

[1]) Ein anderer hält einen oben getheilten blattförmigen Gegenstand in der Hand; vielleicht ist es nur eine der missverstandenen Doppelruthen, welche den Mastigophoren beim Faustkampf zukommen.

sini sind auch noch Lanzen als Preise ausgestellt. Die Faustarmatur ist nur auf dem letzteren der hantelförmigen Schlagwaffe ähnlich, die wir in den Faustkämpfervorstellungen oberitalischen und alpinen Fundortes statt der sonst üblichen ἱμάντες (Riemen) regelmässig antreffen. In griechischen Darstellungen fehlt sie meines Wissens gänzlich, und wir haben nur literarische Nachrichten über einen Kampf mit Kugeln, welcher σφαιρομαχία hiess. Die Hauptstelle ist bei Plato, leges VIII, pag. 830 b; sie bietet aber die Schwierigkeit, dass die σφαῖραι einmal als Faustarmatur beim athletischen Spiele, dann aber das „σφαιρομαχεῖν" neben dem Schleudern von Wurfgeschossen als eine wirkliche Kriegsübung bezeichnet wird, was doch nur an Wurfkugeln denken lässt. Plutarch de prof. in virt. cap. 11 spricht von Riemen und Kugeln, mit denen sich die Faustkämpfer gegen einander bewaffnen. Hier ist aber immer noch die Deutung möglich, dass jene Kugeln oder Bälle in die Faustriemen eingeflochten waren. Die griechischen ἱμάντες dienten anfangs mehr dazu, die Hand vor Verletzungen zu schützen; erst später wurden sie mit Knöpfen und Buckeln besetzt, um die Wucht und die Wirkung des Schlages zu erhöhen. Wenn wir in Oberitalien jene hantelartige, weniger auf den Schutz der Faust als auf die Wucht und Gefährlichkeit des Schlages berechnete Armatur so beliebt finden, haben wir es eben mit Menschen zu thun, die von Haus aus derberer Art waren, und vielleicht darf auch an den noch heute bei den Alpenbewohnern üblichen Schlagring, welchen rauflustige Bursche in der Tasche tragen, erinnert werden.

Beim eigentlichen Epulum ist das Sitzen der Zecher — in unserem Falle des Zechers — unclassisch und weicht in jüngeren etruskischen Darstellungen der griechischen Sitte des Liegens beim Mahle (vgl. z. B. Conestabile, Perugia, 67, 2). Wir können es aber kunstgeschichtlich von orientalischen Vorbildern herleiten, welche theils phönikischem, theils etruskischem Boden entstammen. Vgl. z. B. Perrot und Chipiez, Hist. de l'art. III, S. 482, 783, 785, Mus. Greg. I, 21, 2 = Grifi, Cere 9. Ruhebetten scheinen in dieser archaischen Sphäre auf erotischen Gehalt der Scene hinzudeuten, wie er auf einer cyprischen Schale bei Cesnola, Salominia, S. 55, dann auf dem Spiegel von Castelvetro (Zannoni, Certosa, Taf. 35, 54), deutlich erkennbar ist und vielleicht auch noch bei einer sonderbar bewegten, isolirten Zecherfigur auf der Situla Benvenuti von Este durchblickt. In jener orientalischen Kunstsphäre sind die sitzenden Trinker als Personen ausgezeichneten Ranges aufzufassen; wieweit man etwa berechtigt ist, auch in unseren, jetzt durch die Situla von Kuffarn vermehrten Werken an Götter, Könige, Priester und Aehnliches zu denken, wage ich nicht einmal anzudeuten.

Eine besonders interessante Zuthat unserer Darstellung ist das Gerüst mit den sechs Eimern. Ein ähnliches Gestell findet sich auf der mehrfach erwähnten Situla Benvenuti von Este. Auf dem Certosa-Eimer hängt eine einzige Situla an ausgezeichnetem Platze, nämlich über dem künstlichen Gestell, an dessen Rand die Musikanten sitzen und auf welchem sich, wie wir annehmen dürfen, die Faustkämpfer oder Mimen bewegen. Wie dieses Gestell in Löwen-Protomen ausläuft, welche eine menschliche und eine Thierfigur in ihren Rachen tragen, so endigt das Eimergerüst auf unserer Kuffarner Situla in zwei menschliche Oberkörper und bekundet dadurch ebenfalls einen barbarisirten etruskischen Geschmack, wenn wir so sagen dürfen. In der Pompa auf dem Bologneser Gefäss werden Situlen getragen, eine davon in besonders feierlicher Weise in der Mitte des Bildstreifens. Auf dem Watscher Eimer erscheint eine ebensolche in der Hand eines Aufwärters. Diese Verwendung beim festlichen Zuge und beim Epulum selbst lässt uns daran denken, dass solche prunkvoll ausgestattete Gefässe für die Benützung bei jenen Anlässen gearbeitet waren, welche sie selbst in ihrem Figurenschmucke darstellen. Dürfen wir dies annehmen, so entsteht eine Beziehung zwischen dem Schmuck und dem Zweck dieser Gefässe, welche uns die häufige Wiederkehr derselben Scenenfolge minder seltsam erscheinen lässt. Nicht das beschränkte Können der Arbeiter, nicht der eigensinnig beschränkte Geschmack der Abnehmer hätte dann die Einförmigkeit dieser Vorstellungen verschuldet, sondern Sitte und Herkommen wären dafür verantwortlich zu machen. Das eben erwähnte schmuckreiche Eimergerüst auf unserer Situla hätte dann den geweihten Ort zu bedeuten, an welchem die heiligen Gefässe aufgehängt waren, ehe sie auf irgend einem Wege profanirt, geraubt, entführt und zerstört oder in Gräbern geborgen wurden.

5. Herr Custos **Josef Szombathy** erbittet sich die Ermächtigung der Versammlung, Herrn P. Lambert Karner zu den interessanten Funden, welche wir seinem Eifer und seiner Aufmerksamkeit verdanken, auf's Herzlichste zu gratuliren und auch von Seite der Anthropologischen Gesellschaft der Anerkennung für die hochherzige Auffassung, welcher die prähistorische Sammlung des k. k. Hofmuseums den Besitz dieser Funde verdankt, Ausdruck zu geben. (Beifall.)

Die Situla wird als Geschenk des glücklichen Finders und des Herrn Prälaten Dr. Adalbert Dungel fürderhin ein Hauptstück der prähistorischen Sammlung bilden und ein neuer Zeuge sein für die überaus erfolgreiche Förderung, welche die österreichische Urgeschichtsforschung seit vielen Jahren von Seite der Herren Spender geniesst und hoffentlich auch fürderhin noch eine lange Reihe von Jahren hindurch geniessen wird.

Ebenso haben wir mit besonderer Anerkennung des grossen Entgegenkommens der königlichen Freistadt Oedenburg zu gedenken, auf derem Waldbesitz Herr Prof. Rudolf Hoernes heuer im Interesse der Anthropologischen Gesellschaft jene Ausgrabungen gemacht hat, von deren glücklichem Resultate er uns soeben einige interessante Proben vorgelegt hat.

6. Herr Custos **Josef Szombathy** erörtert

Die Zeitstellung der Funde von Kuffarn und Oedenburg.

Die folgenden Bemerkungen wollen die lehrreichen Auseinandersetzungen meines Herrn Vorredners in einem

Punkte, welchen er in allzu grosser Berücksichtigung der vorgerückten Stunde vollkommen unerörtert liess, einigermassen ergänzen.

Fassen wir zuerst die Situla von Kuffarn in's Auge, so ist ja durch die von Dr. M. Hoernes dargelegte Gleichartigkeit der Verzierungen, ja durch die Gleichheit einer Reihe von Figuren der allerengste Zusammenhang des niederösterreichischen Prunkeimers mit den übrigen analogen Fundstücken aus Oberitalien und den Ostalpen, deren nördlichsten Vorposten er dermalen bildet, unbezweifelbar dargethan. Die Ansichten über das Alter und die Provenienz irgend eines dieser Stücke gelten im Allgemeinen auch für alle übrigen. Es ist nicht uninteressant, eine flüchtige Revue über diese Ansichten zu halten und zu sehen, wie ansehnlich die Wandlung ist, welche dieselben im Laufe des letzten Decenniums durchgemacht haben.

Vor neun Jahren (am 13. März 1883) hat v. Hochstetter an dieser Stelle die berühmte Situla von Watsch mit einer Reihe anderer krainischer Funde vorgelegt. Er nahm dieses Prunkgefäss für die Hallstatt-Cultur im Allgemeinen als autochthones Product in Anspruch und liess für seine Entstehung wohl den ganzen ansehnlichen Zeitraum der Hallstatt-Periode offen [1]), obwohl er sich in hohem Masse der bereits vom Grafen Giovanelli [2]) ausgesprochenen Meinung näherte, welcher im Jahre 1845 die Situla von Matrei der Cultur der Rhätier zuschrieb, diese Cultur als Mutter der euganeischen, und diese wieder als Mutter der etruskischen auffasste, so dass er also seiner Situla ein sehr hohes Alter, welches dasjenige „aller ähnlichen bisher bekannten griechischen Monumente übersteigt", beilegte. Diesen Ansichten pflichtete in der Hauptsache auch Deschmann [3]) bezüglich der Watscher Situla bei. Zannoni [4]) betrachtet ebenfalls die figural verzierten Situlen als voretruskisch, der altitalischen resp. umbrischen Kunstübung entsprossen und nimmt bezüglich der (in einem dem Ende der etruskischen Epoche angehörigen Grabe vorgefunden) berühmten Situla von der Certosa di Bologna an, dass sie als uraltes Erbstück dem durch griechische Vasen vom Ende des V. Jahrhunderts und durch die „Certosa-Fibula" charakterisirten Grabinventar beigesellt worden sei. Auch Otto Tischler [5]) nahm 1882 — hauptsächlich aus stilistischen Gründen — an, dass die Metallgefässe mit den primitiven Darstellungen viel älter als die Gräber der Certosa bei Bologna sein müssen und meinte, man werde „kaum weit fehlgehen, wenn man diese Gefässe und somit auch die Situla von Watsch zum mindesten in das VI. oder vielleicht in das VII. Jahrhundert vor Christo setzt". Beiläufig denselben Zeitraum hatte wahrscheinlich auch Conze [1]) im Auge, als er die Ciste von Moritzing bei Botzen als letzten Repräsentanten der älteren italischen Richtung in die Nähe der ältesten pränestinischen Cisten stellte. Baron Sacken [2]) und ebenso alle jene Archäologen, welche mit ihm und Lindenschmit dem etruskischen Importe das Wort reden, aber doch wohl den „archaistischen" Stil unserer figuralen Verzierungen anerkennen, dürfen als Verfechter einer etwas weiter herauf reichenden Datirung, welche das VI. und V. Jahrhundert vor Christo in Anspruch nimmt, betrachtet werden.

Eine wirkliche Befestigung der Ansichten, und zwar zu Gunsten eines noch etwas jüngeren Zeitabschnittes, bildete sich erst durch die wiederholte Discussion der neueren Funde heraus. Zuerst war es wohl Orsi [3]), welcher auf Grund der neueren Funde für das geringere Alter dieser figural verzierten Bronzen eintrat und von der Watscher Situla sagte: Dieselbe ist gleich allen anderen mit Figuren versehenen Bronzen aus einer ziemlich späten Zeit, indem sie gleichzeitig ist mit der Periode der Certosa von Bologna und der dritten Periode von Este. Die buchstabenartigen Zeichen am Rande erinnern beim ersten Anblicke an italienische Schriftzeichen, die wir eben in der dritten Periode von Este auftauchen sehen. Diese Periode umfasst nach bisheriger Annahme das V. und einen ansehnlichen Theil des IV. Jahrhunderts vor Christo. Brizio [4]) weist die Situla Arnoaldi von Bologna nach dem Charakter der mit ihr zusammen gefundenen bemalten griechischen Thongefässe speciell der Mitte des IV. Jahrhunderts vor Christo zu, und Ghirardini [5]), welcher in der Hauptsache mit Orsi übereinstimmt, verlegt wohl die Situla Benvenuti an den Anfang des V. Jahrhunderts vor Christo, hingegen eine Reihe anderer figural verzierter Bronzevasen von Este in das Ende des IV. und den Anfang des III. Jahrhunderts, während er die kleineren getriebenen Bronzen, wie auch auf der Gurina welche gefunden wurden, sogar dem III. bis II. Jahrhundert zuweist.

Wir dürfen da eben nicht aus dem Auge verlieren, dass wir es nicht mit Kunstwerken von genau gleichem Charakter zu thun haben. Neben den Prunkgefässen und Bronzeblechen mit getriebenen und ciselirten Figuren, wie Orsi und Brizio sie vor Augen

---

[1]) Siehe F. v. Hochstetter, Die neuesten Gräberfunde von Watsch und St. Margarethen in Krain etc., Denkschr. d. math.-nat. Cl. d. k. Akad., Bd. XLVII, Wien 1883.

[2]) Conte Bened. Giovanelli, Le antichità Rezio-etrusche scoperte presso Matrai. Trento 1845. (Uebersetzt von Fr. v. A., Zeitschr. des Ferdinandeums, Innsbruck 1876.)

[3]) Karl Deschmann, Ein Kunstwerk altetruskischer Metalltechnik. Mittheil. der k. k. Central-Comm., n. F., IX, Wien 1883, pag. 102.

[4]) Ant. Cav. Zannoni, Gli scavi della Certosa di Bologna, 1876.

[5]) Otto Tischler, Ueber die Situla von Watsch. Correspondenzblatt d. Deutschen Anthrop. Ges., 1882, pag. 232.

[1]) Conze, Annali dell' Instituto di corrispondenza archeologica, Roma 1874 und Monumenti dell' Instituto, X, tav. VI.

[2]) Dr. Ed. Freih. v. Sacken, Das Grabfeld von Hallstatt, Wien 1868, pag. 144..

[3]) Paolo Orsi, Cenni sulle necropoli Carniche e sulla situla figurata di Watsch. Atti e Memorie della Reale Deputazione di Storia Patria per le provincie di Romagna, III. Ser., vol. I, Modena 1883.

[4]) Edoardo Brizio, Sulla nuova situla die bronzo figurata, trovata in Bologna. Atti e Memorie della R. Deputazione di Storia Patria per le prov. di Romagna. Modena 1884.

[5]) G. Ghirardini, Este. Intorno alle antichità scoperte nel fondo Baratela. Notizie degli scavi di antichità, Roma 1888, pag. 371.

hatten und wie wir eines vor uns haben, erscheinen noch zwei ähnliche Gruppen: die Bronzegefässe von Klein-Glein, Sesto-Calende und Trezzo, deren Figuren nur durch getriebene Perlchen roh contourirt sind und welche wir als gleichzeitig mit jenen, vielleicht auch, aber nicht mit grosser Wahrscheinlichkeit, als etwas älter betrachten können; und andere, besonders die Mehrzahl der Situlen von Este, deren Zeichnungen bereits eine entschiedene Herrschaft des La Tène-Stiles zeigen und daher als jünger betrachtet werden müssen. Diese letzteren sind es, für welche Ghirardini speciell das Ende des IV. und den Anfang des III. Jahrhunderts in Anspruch nimmt.

Dem bisher Gesagten zufolge kommt also für unsere Kuffarner Situla das V. Jahrhundert und die erste Hälfte des IV. Jahrhunderts, der Zeitraum der jüngsten Stufe der Hallstatt-Periode, in Betracht. Für eine genauere Zeitbestimmung geben nun die von P. Lambert vorgelegten Beigaben Anhaltspunkte ab. Auf den ersten Anblick fällt wohl die Charakterverschiedenheit, welche, nach unserer bisherigen Auffassung, einzelne dieser Fundstücke von einander trennt, auf; aber wir werden sehen, dass wir doch vor einem ganz möglichen, bereits durch Beispiele belegten Ensemble stehen.

Als „junghallstättisches" Stück erscheint uns die Fibula. Der Fuss fehlt, aber der Bügel mit dem unterhalb der Nadelspirale angesetzten Knopfe charakterisirt das Stück als die in den Ostalpen bis nach Este hin herrschende Form der Certosa-Fibula. Das am Halse befestigte Kettchen diente wahrscheinlich dazu, die Fibula mit einem zweiten (leider gänzlich verlorenen) Gesponsen zu verbinden. Ich kenne eine Anzahl solcher zusammengeketteter Fibelpaare aus späthallstättischen Funden, besonders Certosa-Armbrustfibeln von St. Lucia in der prähistorischen Sammlung des k. k. Hofmuseums. Diese Sammlung besitzt übrigens auch Certosa-Fibeln von Watsch, welche an derartigen Kettchen kleine Anhängsel tragen.

Dieser Fibula stehen nun Thongefässe und Eisenwaffen von eminentem La Tène-Charakter zur Seite. Unter den von P. Lambert geretteten Thongefässbruchstücken erkennen wir eine aus Graphitthon gemachte kleine Schüssel mit aufrechtem nach aussen geschweiftem Randtheil, ein grosses, bauchiges, dickwandiges Topfgefäss aus Graphitthon und ein mittelgrosses, bauchiges Topfgefäss aus schwach rothgebranntem, feinem Thon, oberflächlich dunkelbraun, charakterisirt durch drei oder vier rundumlaufende, fingerbreite, flache Wülste an der Oberseite der Bauchwölbung und durch deutliche Spuren der Drehscheibentechnik. Neben diesen La Tène-Formen finden sich noch die Scherben von ein oder zwei grossen, an der Aussenseite graphitirten Gefässen, welche durch ihren stark ausladenden Bauch und ihren hohen konischen Halstheil eine Verwandtschaft mit den grossen, charakteristischen Urnen aus den niederösterreichischen, steirischen und westungarischen Grabhügeln der Hallstatt-Periode, zu welchen auch die heute vorliegenden Oedenburger Urnen gehören, deutlich erkennen lassen. Die Kuffarner Vasen waren nur etwas schlanker.

Von den Eisenwaffen erwähne ich zunächst ein typisches Früh-La Tène-Schwert, von welchem leider nichts erhalten geblieben ist als das charakteristische Ortband (siehe Fig. 10, pag. [71]); dann eine grosse und zwei kleinere Lanzenspitzen mit sehr breitem Blatte, kleiner Dülle und unbedeutender Mittelrippe (siehe Fig. 8, pag. [68]), ebenfalls charakteristische La Tène-Formen, vier Pfeilspitzen und ein grosses, geschwungenes Hackmesser mit eisernem Griff (siehe Fig. 7, pag. [68]).

Wir haben diese Hackmesser zuerst in einer extrem gedrungenen Form von Hallstatt [1]) kennen gelernt. Das andere Extrem, eine schlanke, säbelartige Waffe, kennen wir besonders aus den jüngeren Gräbern von St. Michael [2]). Dr. Hoernes hat gelegentlich der Beschreibung dieser dem bosnischen Handschar analogen Säbel (l. c. pag. 230 ff.) eine Liste von Funden und alten Abbildungen dieser Form und auch die einschlägen Nachrichten der Alten zusammengetragen. Er gelangt zu dem Schlusse, sie ebenso wie Ingvald Undset [3]) als einen hallstättischen Typus, welcher sich in spätere Perioden hinüber vererbte, gelten zu lassen. Im Gegensatze zu dieser Ansicht möchte ich heute diesen Hackmessern und geflammten Säbeln nur ganz bedingungweise einen Platz unter dem Inventar der Hallstatt-Periode einräumen. Sie erscheinen mir als specifische Früh-La Tène-Typen, welche sich dem Hallstätter Formenkreise beigesellt haben und nun so wie die berühmte gravirte La Tène-Schwertscheide von Hallstatt mitten unter den älteren Typen erscheinen. Eine vorläufige Untersuchung dieser Frage, welcher ich an dieser Stelle gar nicht nähertreten kann, will ich an anderer Stelle versuchen. Hier genüge uns, dass wir auch in diesem Hackmesser einen consequenten Altersgenossen des Früh-La Tène-Schwertes anzuerkennen haben.

Durch diese Gesellschaft wird unsere Situla in die jüngere Hälfte des vorhin genannten Zeitraumes, nämlich in das IV. Jahrhundert vor Christo gerückt. Dieser Datirung widerspricht auch die Certosa-Fibula nicht. In den Nekropolen von Bologna selbst herrscht sie noch in den dem IV. Jahrhunderte zuzuschreibenden Gräbern und in den jüngeren Gräbern von St. Michael, sowie an anderen Fundorten erscheint sie noch häufig in Gesellschaft von Früh-La Tène-Typen.

Hier ist wohl der Platz, anzumerken, dass wir für mehrere figural verzierte Bronzen österreichischen Fundortes durch die mitgefundenen Beigaben auf das gleiche späte Datum geführt werden. Für das berühmte Gürtelblech von Watsch, welches von dem Prinzen Ernst zu Windischgrätz gefunden und dessen Fundstelle von mir genau untersucht wurde, sind zwei in dem Besitze des k. k. Hofmuseums befindliche kleine, zweigliederige Certosa-Armbrustfibeln, deren Fuss statt

[1]) Baron Sacken, l. c. Taf. XIX, Fig. 9.

[2]) Dr. M. Hoernes, Die Gräberfelder an der Wallburg von St. Michael bei Adelsberg in Krain, diese Mitth., Bd. XVIII, Taf. IV, Fig. 4—6.

[3]) Dr. Ingvald Undset, Das erste Auftreten des Eisens in Nordeuropa, Deutsche Ausgabe von J. Mestorf. Hamburg 1882, pag. 20. Siehe ferner die Nachweise daselbst pag. 522.

des Endknopfes ein Näpfchen trägt, von Belang. Drei tiefe Querfurchen am Bügel und die Endnäpfchen dieser Fibeln sind zur Aufnahme von Email eingerichtet. Meiner Meinung nach kann diese Fibula kaum vor das IV. Jahrhundert vor Christo gesetzt werden. Zur Watscher Situla besitzen wir leider keine Beigaben oder verlässlichen Fundnachrichten, welche uns hier leiten könnten.

Bezüglich der von Conze als Ciste von Moritzing zusammengefassten Bronzegefässreste hat jüngst Franz v. Wieser [1]) nachgewiesen, dass sie von nicht weniger als vier Gefässen herrühren: einer cylindrischen Ciste mit seitlichen Handgriffen, einer Situla mit einem Tragbügel, einer bauchigen Vase und einem halbkugeligen Hängekessel mit Tragbügel. Mit figuralen Ornamenten waren nur zwei dieser Gefässe verziert, und zwar die Ciste, welche drei rundum laufende Figurenstreifen und das bauchige Gefäss (dessen Reste Conze als Deckel aufgefasst hatte), welches einen Figurenstreifen trug. Von den begleitenden Funden sind besonders zwei Früh-La Tène-Schwerter und ein eiserner La Tène-Helm mit Nackenschirm, ähnlich jenem von Weisskirchen in Krain [2]), hervorzuheben. Diesen Waffen zuliebe setzt v. Wieser den ganzen Fund in die „Uebergangszeit zwischen der Hallstatt- und der La Tène-Cultur", „also ungefähr in den Anfang des IV. Jahrhunderts vor Christus". Er hebt ferner hervor, dass das Hauptgefäss von Moritzing, die Cista, durch ihre stilistischen Merkmale uns in dieselbe Zeit und dieselbe Culturphase leitet. „Das Fischblasen - Ornament, welches sich in peripherischer Anordnung ober den Figurenzonen findet, ist geradezu charakteristisch für die Metallindustrie der La Tène-Zeit. Wenn schon in den älteren, besser stilisirten Bronzegefässen der hier in Rede stehenden Kategorie die orientalischen und griechischen Züge ihrer Vorlagen mit allerlei abendländisch localen Zuthaten verquickt erscheinen, so wird diesem Mischstil auf der Moritzinger Cista noch ein neues Element eingefügt, das gallische. Es war eine richtige Intuition, als P. Flavian Orgler die Fundobjecte von Moritzing mit Gallien in Verbindung brachte. Aber nicht um gallischen Import handelt es sich bei unserem Gefässe, sondern um eine tiefer greifende gallische Culturbeeinflussung." Die Spuren dieser tiefer greifenden Beeinflussung durch den La Tène-Stil äussern sich deutlich in allen Details der Zeichnung. Als besonders auffällig will ich die Verzerrung der in den zwei oberen Zonen der Ciste gezeichneten Pferde und der in der untersten Zone dargestellten Wiederkäuer zu wespenleibigen, spinnenbeinigen Groteskgestalten hervorheben. Es ist wohl überflüssig, diese Verzerrungen durch geläufige Beispiele, etwa durch den bekannten Eber, welcher als Schildzeichen auf dem keltischen Bronzeschilde aus dem Witham-Flusse [3]) angebracht ist, zu erläutern. Die Pferdeschweife selbst gestalten sich in Fischblasen-Ornamente um, überall hängen sich die für die La Tène-Ornamentik charakteristischen Schnörkel an. Aeltere Vorbilder sind da von einem in der neueren Mode befangenen Kunsthandwerker nachgebildet worden und wir errathen hier denselben Hang zum leichtfertigen, jeder Auffassung des Sinnes aus dem Wege gehenden Nachzeichnen, zur Verballhornung der Vorbilder, welchen wir auf den keltischen Nachahmungen griechischer Münzen excessiren sehen.

Das zweite Stück von Moritzing, die bauchige Vase, zeigt diese Beeinflussung durch den La Tène-Stil in viel geringerem Masse, wenn es auch nicht ganz frei davon ist. Dagegen stehen die kleinen Gefässfragmente von Mechel im Nonsthale [1]), deren eines (l. c. Fig. 6) v. Wieser mit gutem Fug für ein der bauchigen Vase von Moritzing ähnliches Gefäss in Anspruch nimmt, in Bezug auf den Stil und die Leichtfertigkeit der Zeichnung wieder ganz unter dem Zeichen der keltisirenden Toreutik.

Dasselbe gilt von den Bronzegefässbruchstücken, welche Marchesetti auf dem hauptsächlich der dritten Periode von Este zugehörigen Gräberfelde von Karfreit am Isonzo gefunden hat [2]). Wir finden auf diesen Fragmenten Reste der bekannten Faustkämpfergruppe (den Preishelm und einen Theil des linken Kämpfers), einen Bauern mit seinem Rinde (ähnlich wie im zweiten Streifen der Situla von der Certosa, aber mit einer Tellermütze bedeckt und nach links schreitend), zwei Reiter (wie auf dem ersten Streifen der Watscher Situla) und einige weniger wichtige Reste. Besonders in der abnormen Dünnleibigkeit und Langbeinigkeit der Pferde drückt sich eine Annäherung an die Cista von Moritzing aus.

Die deutlichsten Spuren der Verballhornung unter keltischem Einflusse treten uns auch in den Details der schleuderhaft decorirten Situla Arnoaldi entgegen, deren näheren stilistischen Zusammenhang mit der Cista von Moritzing und deren geringeres Alter im Verhältnisse zur Situla von der Certosa di Bologna v. Wieser mit Recht betont. Auch die Situla Benvenuti von Este und der bekannte Spiegel von Castelvetro nähern sich einigermassen der Situla Arnoaldi.

Auch unsere Kuffarner Situla lehnt sich in der Bildung der Pferde (mit Wespenleib, Spinnenbeinen und fischblasenähnlichem Schwanz), in dem zahlreichen Schnörkelbeiwerk und Anderem auf das Deutlichste an die Cista von Moritzing an.

Die Situla von der Certosa, die Situla von Matrei, das Gürtelblech und die Situla von Watsch und ebenso der Situlendeckel von Hallstatt sind von solchen keltisirenden Zügen sozusagen frei; ihre Entstehung ist also vor das Auftreten des keltischen Einflusses zu setzen. Dieser Einbruch des neuen Stiles in die ältere

---

[1]) Fr. R. v. Wieser, Die Bronzegefässe von Moritzing, Zeitschr. des Ferdinandeums, III. Folge, 35. Heft, Innsbruck 1891.

[2]) Siehe diese Mittheil., Bd. XIII, pag. 211.

[3]) John M. Kemble, Horae ferales, London 1863, pl. XIV.

[1]) Luigi Campi, Scavi e scoperte fatte negli aimi 1885—1886 nello stabile a Valemporga di Meclo, parte I. Trento 1888. Taf. VI, Fig. 1—12.

[2]) Herr Dr. Karl Marchesetti war so freundlich, mir Skizzen von diesen interessanten, im Museo civico di storia naturale in Triest aufbewahrten, noch unedirten Fragmenten zur Verfügung zu stellen.

Kunstübung ist aber trotz der uns zu Gebote stehenden geschichtlichen Daten nicht leicht mit einem bestimmten Decennium anzusetzen, da ja bekanntlich gerade der Fundbezirk unserer Situlen, das venetische Gebiet und das Innere der Ostalpen, sich besonders lange dieses keltischen Einflusses erwehrt haben. Keinesfalls ist diese obere Grenze vor den Anfang des IV. Jahrhunderts vor Christo anzusetzen. Für die Situla Arnoaldi, die Situla Benvenuti, den Spiegel von Castelvetro, die Reste von Karfreit, Mechel, Moritzing und für unsere Kuffarner Situla kommt somit die Zeit nach dem Beginne des IV. Jahrhunderts in Betracht.

Eine solche Betrachtung über die Zeitstellung unserer Situlen lässt sich nicht leicht trennen von einem Ueberblicke auf die Theorien über die Provenienz dieser eigenthümlichen Gattung von Prunkgefässen. Sobald man nun das geringere Alter anerkennt und das durch die bisherigen Funde gut abgegrenzte und nur durch die Kuffarner Situla unerwartet weit nach Norden ausgedehnte Fundgebiet in's Auge fasst, fallen alle älteren Theorien über den voretruskischen oder altetruskischen Ursprung, ob man nun seine Wurzel inmitten der Apenninenhalbinsel oder in den Alpen gesucht hatte, ausser Betracht.

Seit Orsi (op. cit.) wird das Land der Veneter im obersten Winkel der Adria als der Herd für unsere toreutischen Specimina betrachtet und es handelt sich nur mehr um die Frage, woher die geistigen Ingredientien dazu bezogen wurden. Dr. Moriz Hoernes steht mit seinen uns soeben dargelegten Ansichten den älteren Archäologen, welche den etruskischen Import für jedes gute Stück verantwortlich machten, am nächsten. Er stellt sich in einen Gegensatz zu der uns von Hofrath Dr. Benndorf [1]) zuerst vermittelten Ansicht, dass die Euganeer nicht bei den Etruskern, von welchen sie auch nicht ihr Alphabet überkommen haben, sondern direct bei den Lehrmeistern der Etrusker in die Lehre gegangen sind. Benndorf sagt: „Wie die Schrift, sind die Bildwerke der Euganeer aus griechischer Cultur erwachsen. Ihr Decorationssystem ist im Ganzen wie in zahlreichen Einzelheiten unmittelbar abhängig von altgriechischer, wahrscheinlich altionischer Kunst.“ Für gewisse Details unserer toreutischen Bildwerke, wie die Helme, die Lehnsessel, die primitive Construction der Wagen, die Beschirrung der Pferde u. A., lässt er die Wirkung localen Einflusses gelten. Für einige derselben, wie z. B. das Pferdegeschirr und die Lehnsessel, möchte ich aber direct wieder auf die orientalischen Vorbilder derselben hinweisen und die Frage aufwerfen, ob wir es in Bezug auf solche Elemente nicht mit den Spuren eines durch den karthagischen Handel vermittelten, unmittelbar orientalischen Einflusses, welcher sich eine Zeit lang neben dem griechischen erhalten hatte, zu thun haben.

Die überaus interessanten Funde aus den Oedenburger Grabhügeln, welche Prof. Dr. Rudolf Hoernes vorlegte, sind meiner Ansicht nach mit den figural verzierten Bronzegefässen gleichalterig. Ich stehe mit dieser Datirung in einem gewissen Gegensatze zu Dr. Moriz Hoernes, welcher in seiner eben erschienenen Abhandlung über eine prähistorische Thonfigur aus Serbien [1]) die mit meinen vorigen Bemerkungen sich nicht vollkommen deckende Vermuthung ausgesprochen hat, dass die Situla von Kuffarn, dann die Situlen von Watsch und Matrei, sowie das Gürtelblech von ersterem Orte Erzeugnisse einer nordetruskischen Provincialcultur und erhebliche Zeit nach dem Jahre 400 v. Chr. anzusetzen sind, und ferner unsere figural verzierten Thongefässe „der Zeit und auch wohl der Art nach“ zwischen die palaeolithischen und neolithischen Bein-, Bernstein- und Stein-Schnitzereien einerseits und die erwähnten toreutischen Arbeiten andererseits stellt.

Bereits in einem am 5. August d. J. auf der Versammlung der Deutschen Anthropologischen Gesellschaft zu Danzig gehaltenen Vortrage habe ich die Zusammengehörigkeit dieser Oedenburger Urnen mit jenen von Gemeinlebarn und den einschlägigen, von Hoernes (l. c.) namhaft gemachten Funden und ihre Altersgleichheit mit den Situlen im Auge gehabt. Dass diese sämmtlichen Funde im Allgemeinen dem jüngeren Theile der Hallstatt-Periode angehören, steht jetzt wohl ausser Frage. Leider besitzen wir neben dem Schatze von keramischen Producten, welchen unsere Tumuli geliefert haben, nur spärliche Metallbeigaben, welche bei der näheren Altersbestimmung behilflich sein können, und es wird da nothwendig, in Ermangelung von Fibeln und bei der grossen Seltenheit von Waffen auf Schmuckgegenstände Acht zu haben, welche sonst nicht oft als Leitanticaglien benützt werden. Ich will hier nur die zunächst liegenden Stücke erwähnen. Von Oedenburg hat uns Herr Prof. Hoernes zwei Bronze-Halsreifen vorgelegt. Für den einen derselben, mit dem zierlichen Knotenbesatz (Fig. 18, pag. [77]), finden wir die zahlreichsten Analoga in den Gräbern von St. Lucia, wo diese Form auch wiederholt in Gesellschaft von Certosa-Fibeln gefunden wird. Der andere, gravirte Halsreif (Fig. 17, pag. [77]) stellt die Imitation einer späten Art der Wendelringe (Torques mit wechselnder Torsion) dar, wie sie in den Gräbern der allerletzten Stufe der nordischen Bronzezeit in Ost- und Westpreussen und wohl auch weiter nach Westen hin vorkommen. Von den Gemeinlebarner Funden kommen vor Allem zwei dünne Bronze-Schmucknadeln mit kleinem Kopfe und einfacher Knickung [2]) in Betracht, welche ihresgleichen nur in ostpreussischen Grabhügeln haben, deren Entstehung Tischler [3]) in das V. und den Anfang des IV. Jahrhunderts vor Christo verlegt. Auch bei den nordischen Archäologen hat sich aber während des letzten Quinquenniums durch die nunmehr möglich gewordene Aneinanderreihung der letzten Bronzezeit- mit den erst-

[1]) Siehe diese Mittheil., Bd. XIV, Verhandlungen, pag. [43] und [44].

[1]) Siehe diesen Band der Mittheil., pag. 154.

[2]) J. Szombathy, Die Tumuli von Gemeinlebarn. Mittheil. der Präh. Comm. d. k. Akad. d. Wiss. Wien 1890. pag. 6 (= [54]), Fig. 8.

[3]) Dr. Otto Tischler, Ostpreussische Grabhügel, I. Schriften d. Physikal.-ökonom. Ges. zu Königsberg. Bd. 27, 1886. pag. 162.

auftretenden Eisenzeit- (La Tène-) Funden die Erkenntniss festgesetzt, dass die jüngste Bronzezeitstufe, welcher unsere Beispiele angehören, noch höher herauf zu rücken sei, und Lissauer [1]) lässt dieselbe nun im Verlaufe des V. Jahrhunderts vor Christo beginnen und bis an's Ende des III. Jahrhunderts dauern. Nehmen wir hiezu noch das über die Zeitstellung der Certosa-Fibula Gesagte, so erhalten wir ein Ensemble, welches gerade den ganzen Zeitraum, den wir unseren vollendeteren Reliefcompositionen auf Bronzeblechen einräumen können, absteckt.

In der Frage nach der Provenienz jener Streifencompositionen, welche auf den Oedenburger Urnen eingezeichnet, auf den Gemeinlebarner Urnen aber an derselben Stelle plastisch aufgesetzt sind, ist für mich nichts Anderes wahrscheinlich, als dass sie Nachahmungen der auf den Bronzen importirten Muster sind. Unsere alten Kunsttöpfer bewegen sich ausschliesslich in dem Gedanken- und Figurenkreise der toreutischen Bildwerke. Nur die phantastischen Thiergestalten des Orients scheinen ausgelassen und einige wenige Details aus dem heimischen Wirthschaftsgeräthe hinzugefügt worden zu sein. Es würde gar nicht schwer fallen, eine kleine Reihe von mehr oder weniger genauen Gleichungen zwischen den auf Thon und auf Bronze gezeichneten Figuren aufzustellen. Ich verweise da nur auf die „Opferscene", den Reiter und das herrenlose Pferd [2]), die Jagd, den Wagen, die Kitharaspieler, die drei Figurenpaare in der zusammengeschobenen Attitude der bekannten Faustkämpfergruppe u. A. [3]) von den Oedenburger Urnen und auf sämmtliche Details, Reiter, Gabenträgerinnen etc. der Gemeinlebarner Urnen.

Neben dieser sehr wahrscheinlichen Annahme will ich für einen Theil der Oedenburger Urnen nur noch eine zweite Möglichkeit offen halten. Dr. Hoernes hebt mit Recht bei den zwei kleineren Urnen die grosse Aehnlichkeit der Figuren mit den geometrischen Ornamenten, in deren Gesellschaft sie sich befinden, hervor. Wenn man diese Uebereinstimmung in's Auge fasst, so kann man mit Dr. Hoernes zur Annahme einer unter der Hand des Töpfers vor sich gegangenen Ableitung der Figuren aus den geometrischen Ornamenten, vielleicht aber auch zu der viel einfacheren Annahme gelangen, dass beide Ornamentarten, die figurale wie die geometrische, aus einer ganz gemeinschaftlichen Quelle geflossen sind. Die Abstammung der geometrischen Hallstatt-Ornamente aus der Gewebetechnik überhaupt steht für uns fest. Wie unmittelbar nahe den Oedenburger Kunsttöpfern noch in der späteren Zeit die textilen Muster gestanden haben müssen, zeigen manche Urnen [4]), bei welchen selbst verschiedene Stichmuster oder Gewebearten nachgeahmt zu sein scheinen, sehr eindringlich. Es ist demnach möglich, dass die figuralen Ornamente in gleicher Weise wie die geometrischen unmittelbar den Verzierungen eines kunstreichen Gewebes nachgebildet sind. Dieser Gedanke wird nicht wenig unterstützt durch den Umstand, dass auf der zuerst gefundenen Situla (Taf. VIII, Fig. 1 und 2) die Pferde und die kleineren Zuthaten ganz nach der Art der Textiltechnik, ebenso mit wechselnden Schraffen ausgeführt sind wie die menschlichen Figuren, und dass mit einer nur in der Webetechnik begründeten Consequenz auf der zweiten Urne (Taf. X, Fig. 2) die Figuren in Bezug auf die Art ihrer Ausführung (ob mit Würfelaugen oder mit Schachbrettmuster) immer mit der darunter laufenden Ornamentreihe übereinstimmen.

Leider sind die hier vorausgesetzten Originale aus der Textilbranche in unseren Funden niemals vorhanden; aber dass sie existirt haben, ist nicht zu bezweifeln. Das homerische Epos kennt sie bereits ganz genau, und gerade diese Quelle entspringt an derselben Stelle, an welcher auch die Quelle unserer toreutischen Prunkstücke zutage tritt. Wir bleiben also mit unserem Urnenschmucke immer in einem und demselben Strome von Culturbeziehungen.

[1]) Dr. A. Lissauer, Alterthümer der Bronzezeit in der Provinz Westpreussen. Abhdl. z. Landeskunde d. Prov. Westpreussen. Heft II. Danzig 1891. pag. 30.

[2]) Siehe diesen Band d. Mittheil. Taf. VIII, Fig. 2.

[3]) Siehe Taf. X, Fig. 1 u. 2.

[4]) Bella und Müller, Prähistorische Funde in der Umgebung von Oedenburg, in diesem Bd. d. Mitth. z. B. Taf. VI, Fig. 6 und 7.

7. Für die Bibliothek sind als Geschenke eingelaufen:

Dublin: The Transactions of the Royal Irish Academy. Volume XXIX. — Part XVI und XVII. Dublin 1891. S. 553—652. Mit den Tafeln VII und VIII.

Baye, Le Baron J. de: Les bronzes émaillés de Mostchina, gouvernement de Kalouga (Russie). Communication faite à l'Académie des Inscriptions et Belles-Lettres dans la séance du 25 avril 1890. Paris 1891. 12 S. Mit 4 Tafeln.

Lissauer, Dr. A.: Alterthümer der Bronzezeit in der Provinz Westpreussen und den angrenzenden Gebieten. I. Die Bronzen. Mit 14 Lichtdrucktafeln. Danzig 1891. (Abhandlungen zur Landeskunde der Provinz Westpreussen, herausgegeben von der Provinzial-Kommission zur Verwaltung der westpreussischen Provinzial-Museen. Heft II. Festschrift zur Begrüssung der vom 3.—5. August 1891 in Danzig tagenden XXII. allgemeinen Versammlung der Deutschen Anthropologischen Gesellschaft.) XII + 30 S.

Sarajevo: Glasnik zemaljskog muzeja u Bosni i Hercegovini. Urednik: Kosta Hörmann vladin savjetnik. Godina 1891. Knjiga II und III. S. 103—322. Mit 4 Tafeln.

Schaaffhausen, Dr. Hermann: Die Anthropologen-Versammlung zu Münster in Westfalen am 11. bis 15. August 1890. 12 S.

Breslau: Führer durch die Sammlungen des Museums schlesischer Altertümer in Breslau. Mit 30 Abbildungen in Holzschnitt und Zinkotypie. Dritte Auflage. Breslau 1891. IV + 116 S.

Schaaffhausen: Ueber ein durchbohrtes Steinbeil von Betzdorf; über durchbohrte Feuersteine; über Kieselröhren; über die fossilen Affen. 11 S.

Baye, Le Baron J. de: Sépulture Gauloise de Saint-Jean-sur-Tourbe (Marne). (Extrait du Congrès international d'anthropologie et d'archéologie préhistoriques. Paris 1891. 9 S.

Guben: Mittheilungen der Niederlausitzer Gesellschaft für Anthropologie und Alterthumskunde. Herausgegeben im Auftrage des Vorstandes. II. Band. 1. und 2. Heft. Guben 1891. 202 S. Mit 3 Tafeln.

Morselli, Prof. Enrico: Sulla Fossetta vermiana nei primati. (Dagli Atti della Società Ligustica di Scienze naturali e geografiche. Vol. I, Fasc. II.) Genova 1890. 8 S.

Kříž, Dr. Martin: Kůlna a Kostelík. Dvě jeskyně v útvaru devonského vápence na Moravě. Bádáni a rozjímáni o pravěkém a předvěkém člověku. Sešit III. Brno 1891. IV + (257 bis 474) + VI S. Mit Taf. VII—IX.

Brünn: Výročni zpráva jednatelská o činnosti Musejního spolku brněnského za rok 1890. V Brně, 1891. 12 S.

Nehring, Dr. Alfred: Die geographische Verbreitung der Säugetiere in dem Tschernosem-Gebiete des rechten Wolga-Ufers, sowie in den angrenzenden Gebieten. Mit einer Karte. (Sonderabdruck aus der Zeitschrift der Gesellschaft für Erdkunde zu Berlin. XXVI. Band. No. 4.) Berlin 1891. II + (297—351) S.

Hoernes, Dr. M.: Die Urgeschichte des Menschen nach dem heutigen Stande der Wissenschaft. Mit 22 ganzseitigen Illustrationen und 323 Abbildungen. Wien, Pest, Leipzig 1892. XVI + 672 S.

Knies, Jan: Předhistorické hradiště lišeňské. (Zvláštni otisk z „Časopisu vlasten. muzejního spolku olomuckého", roč. 1891.) V Olomouci 1891. 12 S.

Weber, Franz: Eine Wohnstätte aus der jüngeren Steinzeit in Südost-Bayern. (Separat-Abdruck aus Beiträge zur Anthropologie und Urgeschichte Bayerns.) 5 S. Mit 1 Tafel.

Weber, F.: Bericht über neue vorgeschichtliche Funde in Bayern. 10 S.

Dublin: Proceedings of the Royal Irish Academy. Third Series. Volume II. — No. 1. Dublin 1891. 116 + (69—88) + 8 S. Mit 6 Tafeln.

Nehring, Dr.: Die Rassen des Schweines. (Erster Abschnitt von Rohde's Schweinzucht. 4. Aufl. Berlin.) 38 S.

Ohlenschlager, F.: Tabellarische Übersicht der Fundorte und Funde zur Prähistorischen Karte von Bayern. München 1891. II + 2 + 2 + 11 + 8 S. Mit den Kartenblättern 3, 5 und 15.

Lisboa: Boletim da Sociedade de Geographia de Lisboa. Fundada em 1875. 9ª serie. — Nos 10—12. S. 469—638 + (65—206). Lisboa 1890.

Hein, Alois Raimund: Mäander, Kreuze, Hakenkreuze und urmotivische Wirbelornamente in Amerika. Ein Beitrag zur allgemeinen Ornamentgeschichte. Mit 30 Original-Illustrationen. Wien 1891. VIII + 48 S.

Stolpe, Hjalmar: Utvecklingsföreteelser i naturfolkens ornamentik. Aftryck ur Tidskr. „Ymer" (1890, S. 193—250).

Schmeltz, J. D. E.: George Alexander Wilken. (Mit dessen Bildnis.) Separat-Abdruck aus Globus Bd. LX No. 13 (Sept. 1891). (Mit nachträglichen Anmerkungen.) Braunschweig 1891. 2 S.

Montreal: The Canadian Record of Science. Vol. IV. No. 6. S. 293—338. Montreal 1891.

Cambridge: The total eclipse of the sun, January 1, 1889. A report of the observations made by the Washington University Eclipse Party, at Norman, California. Published by The Academy of Science of St. Louis. Cambridge 1891. 54 S. Mit 7 Tafeln.

West, M. Gerald: Growth of the Face. [Science, Vol. XVIII, p. 10 u. 11.] New York, 1891.

London: The Imperial and Asiatic Quarterly Review and Oriental & Colonial Record. Second Series. Vol. II, No. 3 & 4. IV + CXXIV + 456 S. London 1891.

Ploss, Dr. H.: Das Weib in der Natur- und Völkerkunde. Dritte Auflage. Herausgegeben von Dr. Max Bartels. 7. bis 10. Lieferung. S. 193—684. Leipzig 1891.

Leipzig: Siebenzehnter und achtzehnter Bericht des Museums für Völkerkunde in Leipzig 1889 und 1890. Leipzig 1891. II + 24 S.

M'Guire, J. D. The Stone Hammer and its various uses. [Reprinted from The American Anthropologist, Vol. IV, No. 4, 1891, S. 301—312.] Mit 2 Tafeln. Washington, D. C., 1891.

Halifax, N. S.: Proceedings and Transactions of the Nova Scotian Institute of Natural Science, of Halifax, Nova Scotia. Vol. VII. 1889—90. Part IV. IV + (313—524) S. Mit 5 Tafeln. Halifax, N. S. 1890.

Bartels, M.: Kostbare Perlen der Basutho in Transvaal. [Aus den Verhandlungen der Berliner anthropologischen Gesellschaft. Sitzung vom 18. April 1891. 8. (399)—(401).]

Andree, Richard: Die Flutsagen. Ethnographisch betrachtet. Mit einer Tafel. Braunschweig 1891. XII + 152 S.

Montpellier: VIe Centenaire de l'Université de Montpellier. Compte-rendu, discours, adresses publiès par le conseil général de l'Université. IV + 176 S. Montpellier 1891.

Montpellier: Cartulaire de l'Université de Montpellier publié sous les auspices du Conseil général des facultés de Montpellier. Tome I. (1181—1400). Montpellier 1890. VI + XL + 760 S. Mit 5 Tafeln.

Montpellier: Medaille der Centenarfeier zu Montpellier 1891.

Chijs, Mr. J. A. van der: Nederlandsch-Indisch Plakaatboek 1602—1811. Achtste deel. 1765—1775. Batavia 1891. II + 1044 S.

Stieda, L.: Th. Koeppen: Beiträge zur Frage nach der Urheimath und der Urverwandtschaft des indo-europäischen und des finnisch-ugrischen Volksstammes. St. Petersburg 1886. 125 S. (Abgedruckt aus dem Journal des [Russischen] Ministeriums der Volksaufklärung 1886.) [Referat im Archiv für Anthropologie. Bd. XX. S. 263—272.]

Schaaffhausen: Gabriel de Mortillet, Origines de la chasse, de la pêche et de l'agriculture. I. Chasse, Pêche, Domestication. Paris 1890. [Referat im Archiv für Anthropologie. Bd. XX. S. 294—302.]

Schaaffhausen, H.: Die Kelten. [Separat-Abdruck aus der Festschrift zum fünfzigjärigen Jubiläum des Vereins von Alterthumsfreunden im Rheinlande am 1. October 1891. S. 62—106.]

Bonn: Festschrift zum fünfzigjährigen Jubiläum des Vereins von Altersthumsfreunden im Rheinlande am 1. October 1891. Mit 6 Tafeln und 2 Textfiguren. Bonn 1891. IV + 148 S.

Radde, Dr. G.: Kurze Geschichte der Entwickelung des kaukasischen Museums während der ersten 25 Jahre seines Bestehens, 1. Januar 1867 bis 1. Januar 1892. Tiflis 1891. II + 68 S.

Nehring: Ueber eine besondere Riesenhirsch-Rasse aus der Gegend von Kottbus, sowie über die Fundverhältnisse der betr. Reste. [Sitzungs-Bericht der Gesellschaft naturforschender Freunde zu Berlin vom 20. October 1891. S. 151—162.]

Topinard, Paul: L'homme dans la nature. Avec 101 gravures dans le texte. Paris 1891. VIII + 352 S.

Pfützner, J.: Verzeichnis der Schmetterlinge der Provinz Brandenburg. Erste Ausgabe. [Märkisches Provinzial-Museum der Stadtgemeinde Berlin.] Berlin 1891. 100 S.

Berlin: Verwaltungs-Bericht über das Märkische Provinzial-Museum für die Zeit vom 1. April 1890 bis 31. März 1891. Separat-Abdruck. Berlin 1891. 26 S.

Nice: Annales de la Société des Lettres, Sciences & Arts des Alpes-Maritimes déclarée Établissement d'utilité publique par décret du 25 août 1879. Tome XII. Nice et Paris 1890. 394 S.

Stieda, Ludwig: Der Gaumenwulst (Torus palatinus). Ein Beitrag zur Anatomie des knöchernen Gaumens. Sonder-Abdruck aus „Internationale Beiträge zur wissenschaftlichen Medicin". Band I. 36 S. Mit 2 Tafeln.

Helsingissä: Finska Fornminnesföreningens Tidskrift. Suomen muinaismuisto-yhdistyksen Aikakauskirja. XII. Helsingissä 1891. XIV + LXXVIII + 238 S. Mit 30 Tafeln.

Stieda, L.: Dr. N. W. Giltschenko, Materialien zur Anthropologie des Kaukasus. St. Petersburg 1890. 8. 217 Seiten mit 8 Tabellen. 1. Die Osseten. [Referat aus dem „Biologischen Centralblatt", Bd. XI. Nr. 9 u. 10. 1. Juni 1891. S. 304—318.]

Jacob, Dr. Georg: Welche Handelsartikel bezogen die Araber des Mittelalters aus den nordisch-baltischen Ländern? 2. gänzlich umgearbeitete u. vielfach vermehrte Auflage. Berlin 1891. IV + 84 S.

Jacob, Dr. Georg: Ein arabischer Berichterstatter aus dem 10. oder 11. Jahrhundert über Fulda, Schleswig, Soest, Paderborn und andere deutsche Städte. Zum ersten Male aus dem Arabischen übertragen, commentirt und mit einer Einleitung versehen. Berlin 1890. 22 S.

Jacob, Dr. Georg: Die Waaren beim arabisch-nordischen Verkehr im Mittelalter. Supplementheft zur zweiten Auflage von „Welche Handelsartikel bezogen die Araber des Mittelalters aus den nordisch-baltischen Ländern?" Berlin 1891. 32 S.

Wiltschinski, Olgerd: Altertümliche Steingeräte in Europa. Mit Illustrationen. (In russischer Sprache.) St. Petersburg 1890. 42 S.

Hamilton: Journal and Proceedings of the Hamilton Association for Session 1890—91. Part VII. Hamilton, Canada, 1891. 180 S. Mit 5 Tafeln.

Adelaide: Transactions of the Royal Society of South Australia. Vol. XIV, Part I. Edited by Professor Ralph Tate. Issued July, 1891. Adelaide. IV + 192 S. Mit 9 Tafeln.

Padova: Atti della Società Veneto-Trentina di Scienze naturali residente in Padova. Anno 1891. Volume XII. Fascicolo II. Padova 1892. S. 145—382. Mit Taf. VIII—X.

Radimský, V.: Die prähistorischen Fundstätten, ihre Erforschung und Behandlung mit besonderer Rücksicht auf Bosnien und die Hercegovina, sowie auf das österreichisch-ungarische Fundgebiet. Mit einer Tafel und 337 Textbildern. Sarajevo 1891. IV + 184 S.

Wieser, Fr. R. v.: Die Bronze-Gefässe von Moritzing. (Mit 4 Tafeln.) (Aus der Zeitschrift des Ferdinandeums, III. Folge, 35. Heft.) Innsbruck 1891. 26 S.

Ratzel, Friedrich: Die Afrikanischen Bögen, ihre Verbreitung und Verwandtschaften. Nebst einem Anhang über die Bögen Neu-Guineas, der Veddah und der Negritos. Eine anthropogeographische Studie. Des XIII. Bandes der Abhandlungen der philologisch-historischen Classe der Königl. Sächsischen Gesellschaft der Wissenschaften Nr. III. Mit fünf Tafeln. Leipzig 1891. S. 289—346.

Den Spendern wird hiemit der verbindlichste Dank der Gesellschaft ausgesprochen.

Redactions-Comité: Fr. R. v. Hauer, M. Much, F. Müller, S. Wahrmann, A. Weisbach und J. N. Woldřich.
Redactions-Beirath: M. Much und E. Zuckerkandl.
Redacteur: Franz Heger.

Materialien zur Vorgeschichte und Volkskunde Böhmens.

Von **Břetislav Jelínek.**

I. Theil.

(Mit 77 Text-Illustrationen.)

Einleitung.

Unter dieser Ueberschrift beabsichtige ich, alle Resultate meiner anthropologisch-archäologischen Forschungen in Böhmen, die ich seit einer Reihe von Jahren gesammelt habe, zu veröffentlichen.

Ich habe die Entwicklungsgeschichte des Menschen sowohl in physischer als auch in geistiger Richtung stets mit lebhaftem Interesse verfolgt, wobei ich zu der Ueberzeugung gelangte, dass nur dann auf Grundlage eines sonst wahrheitsgetreuen Materiales richtige Schlüsse gefolgert werden können, wenn allen der Anthropologie coordinirten Fächern die richtige Würdigung zu Theil wird und dieselben in den nothwendigen Connex gebracht werden.

Es soll demnach diese meine Arbeit einen Cyclus von Allem, was die Vorgeschichte Böhmens in anthropologischer, beziehungsweise archäologischer Hinsicht betrifft, bilden, insbesondere mit Zuhilfenahme von Fundergebnissen, Mythen, Sagen, Aberglauben, Gebräuchen, Liedern u. s. w., wobei das philologische Moment die bisher nicht genügend bekundete Berücksichtigung finden soll, da dasselbe nicht wenig zur Aufklärung vieler, bisher noch dunkler Erscheinungen wirkungsvoll beitragen dürfte.

Es möge daher meine Arbeit blos als Material zur Erforschung der Vorgeschichte Böhmens aufgefasst werden, welche den Zweck verfolgt, weiteren Forschungen in der angedeuteten Richtung die Bahn freier zu machen.

Die Gräberfelder in Libeň.

I. Die Urnengräber auf dem Libušin.

Auf der Anhöhe Libušin oder, wie man sie gewöhnlich zu nennen pflegt, „Libušák" bei Libeň (Bezirk Karolinenthal bei Prag), wo sich eine blosse Hutweide befand und wo sonst alljährlich die Libeňer Jugend am Vorabende von St. Philippi und Jacobi und des St. Johannisfestes „die Hexen zu brennen" pflegte (páliti čarodějnice), wurden im Jahre 1889 Urnengräber entdeckt.

Es ist fast unglaublich, was die Menschenhand alles bewerkstelligt. Ein Berg, ein Felsen von beiläufig 14 Meter Höhe wird abgetragen und verschwindet binnen einigen Jahren, um der Stadt Libeň Baumaterial, Baustellen und Strassenschotter zu liefern. Heute ist derselbe bereits zu drei Vierttheilen verschwunden, und bevor noch ein Jahrzehnt verfliesst, wird auf dieser Stelle ein neues Stadtviertel emporgewachsen sein und nur einige complete Grabfunde dürften dann an dessen früheres Vorhandensein erinnern.

Bei dem Abbrechen des Felsens geschah es des Oefteren, dass von dem Plateau mit dem Gestein verschiedene Gefässe herabrollten, ohne dass dies Jemand beachtet hätte; erst in der jüngsten Zeit — über die erstattete Anzeige — befahl der Stadtrath, den Sachverhalt daselbst zu untersuchen, und man fand beim Nachgraben drei Urnengräber, welche je zwei sehr primitive Urnen enthielten, deren Inhalt calcinirte menschliche Knochensplitter bildeten. Von Beigaben fand sich blos ein Splitter aus Feuerstein und ein zugeschnittener Knochen von einem Pferde (Equus caballus Lin.) vor. Diese Gräber mit den Urnen waren kaum 40 cm unter dem Rasen versenkt, ungleich weit (bis 160 cm) von einander entfernt und standen schon auf dem Felsen.

Ich füge hier die Abbildung der Gefässe eines solchen Grabes bei, welche in der angegebenen Stellung aufgefunden wurden. Fig. 1 ($^1/_6$ nat. Gr.). Die grössere Urne war gegen Osten, die kleinere gegen Westen gestellt; beide enthielten Splitter menschlicher Knochen, und in der grösseren befand sich der erwähnte Feuersteinsplitter.

Das grössere Gefäss *A* ist aus rohem Thon verfertigt, hat eine braungraue Farbe und ist 22·5 cm hoch. Dasselbe misst am Gefässrande 16·5 und am Boden 9 cm im Durchmesser. Unter dem Rande, dort, wo es einen Sprung hat, befinden sich zwei durchgebohrte Löcher. Diese Löcher sind durch

ihre Lage deshalb auffallend, weil sie eben zu beiden Seiten des Gefässsprunges gebohrt sind, woraus man schliessen dürfte, dass sie zum Zusammenbinden der auseinander getretenen Gefässwand gedient haben.

Das kleinere Gefäss *B* ist von brauner Farbe, 12 cm hoch und hat am Rande 9 und am Boden 4·5 cm im Durchmesser. Auf dem Rande tritt ein

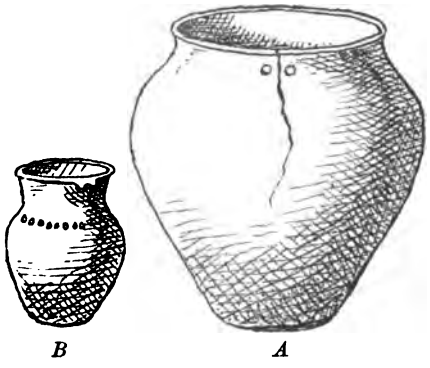


Fig. 1 ($^1/_6$ nat. Gr.).

Urnen vom Libušin.

ursprünglich angebrachter Absatz hervor, und der Hals ist mit eingedrückten Punkten verziert.

Das zweite Grab enthielt ebenfalls zwei Gefässe und als Beigabe den erwähnten Pferdeknochen. Auch in diesem Grabe stand die einfache Urne an der östlichen Seite, ist von derselben Form und Farbe wie das oben beschriebene grössere Gefäss (Fig. 1 *A*)

Fig. 2 ($^1/_6$).

Thongefäss vom Libušin.

und variirt nur in folgenden Maassen: Höhe 20, Durchmesser an der Oeffnung 13 und am Boden 9 cm. Das zweite Gefäss, Fig. 2 ($^1/_6$ nat. Gr.), ist mit einem längeren Halse versehen, stark ausgebaucht und an dem grössten Umfange mit zwei Henkeln ausgestattet. Unterhalb des Halses ist es mit eingeritzten Strichen verziert. Die Höhe dieses Gefässes beträgt 19·5 cm; der Durchmesser an der Mündung misst 9 und am Boden 6 cm.

Diese Gräber vom Libušin, welche der neolithischen Periode angehören, dürfte man als die ältesten bis jetzt aus der Umgebung von Prag bekannten betrachten; sie erwecken durch ihren Leichenbrand ein besonderes Interesse, da in Böhmen aus dieser Zeit — so weit mir bekannt ist — überwiegend Skeletgräber vorkommen.

II. Das Gräberfeld von Libeň.

Das Gräberfeld von Libeň, beziehungsweise von der Balabenka, St. Ludmila, Kotlaska und dem Libušin-Berge, enthält Urnen-, Kessel- und Skeletgräber, und auf dem Berge Libušin begegnen sich und stossen aneinander zwei verschiedene Gräberstätten, von welchen wir bereits eine besprochen haben. Die andere zieht sich von diesem Berge nach allen Richtungen gegen Süden, und auffallend ist hiebei, dass unter den Libeňer Gräbern, die bereits der Bronzezeit angehören, auch Gräber vorgefunden wurden, welche in die ältere Vorgeschichte hineinreichen und die neolithische Periode berühren; ja noch mehr, es sind daselbst auch Funde constatirt worden, welche den Burgwalltypus repräsentiren. Es ist hierbei nur zu bedauern, dass uns keine authentischeren Nachrichten über die älteren Funde vorliegen, als jene von P. Petera, welche den Sachverhalt näher beleuchten könnten; so viel kann man jedoch aus den daselbst gemachten Funden ersehen, dass man es hier mit Gräberstätten beziehungsweise mit einem Fundorte zu thun hat, welche aus der neolithischen Zeit bis in die historischen Tage eine ununterbrochene Aufeinanderfolge zeigen.

Es hat sein eigenes Bewandtniss mit dieser Gräberstätte. Seit mehreren Jahren (1867), namentlich seit dem Aufbaue des Bahnhofes in Libeň (1871), zu welchem Zwecke ein Berg nächst der Villa Balabenka förmlich abgetragen wurde, hat das hier befindliche Gräberfeld, welches bei dieser Gelegenheit entdeckt wurde, viel von sich reden gemacht; aber man erfuhr nichts Näheres von demselben, ausser dass im Jahre 1874 eine hier gefundene Sichel in das vaterländische Museum zu Prag als Geschenk gelangte. Damals war P. Petera vielleicht der Einzige, der sich für diese Gräberstätte interessirte und es gelang ihm auch, für seine Sammlungen, deren Reste nun Eigenthum des städtischen Museums zu Prag geworden sind, mehrere Fundobjecte zu acquiriren. Derselbe berichtete mehrmals in den „Památky Archaeologické“ über dieses Gräberfeld und erzählt Vieles von den daselbst gemachten Funden, von welchen ich

einige zur Ergänzung des Nachfolgenden anführen will.

Er berichtet, dass sich auf den erwähnten Feldfluren von Libeň (St. Ludmila, Balabenka und Kotlaska) Kesselgräber mit Urnen und Skeletgräber, worunter auch einige mit Hockern in sitzender Stellung, befunden haben, und zählt unter den daselbst aufgefundenen Artefacten namentlich folgende auf: Steinhämmer, Steinmeissel und Steinkeile aus Serpentin, Basalt und Grauwacke; aus Thon: Urnen und andere Gefässe, Webegewichte und Wirtel; aus Bronze: Nadeln, Ringe, Ketten und eine Dolchklinge; aus Eisen: Schwerter, darunter eines mit emaillirtem Griff, Messer und einen Handmeissel; Ohrringe aus Gold und eine Kette aus Silber. Ferner spricht er von einer durchbohrten Muschel und von verschiedenen Thierknochen [1]).

Erst im Sommer 1889, als ich Libeň besuchte, die Sammlungen der dortigen Gemeindeschule besichtigt und im Frühjahre 1890 weitere Forschungen auf dem Libušin veranstaltet hatte, klärte sich mir der ganze Sachverhalt der Libeňer Gräberstätten auf. Ein nahe an 10 Hektare sich ausbreitendes Gräberfeld erstreckt sich von der Villa Balabenka über die Feldflur „St. Ludmila“ bis zu dem Hofe Kotlaska und von hier über den Rokytnice-Bach bis auf den Berg Libušin und förderte durch dreiundzwanzig Jahre, in welchen daselbst die Stadt Libeň heranwuchs, eine Menge von Fundobjecten zu Tage, welche aber zum grössten Theile vernichtet oder verschleppt wurden. Ausser P. Petera, Herrn Ronek, welch' letzterer die auf seinen Gründen gefundenen Objecte der Gemeindeschule gewidmet hat, und schliesslich in letzterer Zeit auch dem Stadtrath und Baumeister Herrn Robert Mischner, widmete fast Niemand dem aussergewöhnlich reichen Gräberfelde eine Aufmerksamkeit. Die genannte Schule besass eine grosse Collection von Gefässen aus dieser Gräberstätte, welche der Stadtrath von Libeň dem städtischen Museum in Prag zum Geschenke machte. Mein Bemühen war nunmehr darauf gerichtet, die übrigen Gegenstände nach dem verstorbenen P. Petera durch Kauf an das städtische Museum zu bringen, was mir auch gelang und wodurch die Funde von Libeň bedeutend completirt wurden. Auch gelang es den auf den Gegenstand aufmerksam gemachten Herren Stadtbeamten in Libeň, sowie auch meinen Nachgrabungen, auf dem Libušín neuerlich noch andere Gräber zu entdecken, die, wie aus den Fundobjecten ersichtlich ist, dem Charakter des Gräberfeldes von Libeň angehören, denn sie wiesen die gleichen Gefässe aus, wie solche von P. Petera und Herrn Ronek aufgefunden wurden; ja noch mehr, sie enthielten Bronzen der alten mitteleuropäischen Cultur [1]), der wir auch in P. Petera's Berichten begegnen. Allein das Wichtigste dabei ist, dass man aus den neuentdeckten Gräbern die Bestattungsart feststellen kann, die sich in Skelet- und Urnengräbern repräsentirt; doch sind diese neuerlich entdeckten Urnengräber von den bereits besprochenen, welche mit angebrannten Knochensplittern gefüllte Urnen enthielten, insoferne verschieden, als sie nur mit Asche gefüllte Urnen enthalten. Erstaunlich ist die überaus grosse Mannigfaltigkeit der hier vorkommenden Gefässe, welche uns sowohl in der Form als auch im Material und der Ausführung die verschiedensten Arten der einheimischen Keramik nachweisen, deren Muster man wohl aus vielen diversen Fundorten zusammentragen müsste, um eine so reiche Collection zusammenstellen zu können.

Alle Gräber, welche seit dem vorigen Jahre in Libeň geöffnet und untersucht wurden, waren bis auf ein Skeletgrab Urnengräber, deren Zusammenstellung mitunter variirt. Die meisten dieser Gräber, welche sich auf dem Libušin befunden haben, enthielten je eine grosse Urne, in welcher sich ausser Asche stets noch ein oder mehrere kleinere Gefässe — gewöhnlich ein Napf — und selten nur andere Beigaben vorfanden. Einige von diesen Urnen standen auf handbreiten Steinplatten, von welchen zwei Bruchstücke von Reibsteinplatten herrühren. Für ein jedes Grab war nur eine so tiefe und breite Grube ausgegraben, dass sie die beigesetzte Urne fassen konnte. Das kleinste Grab hatte nur 30 cm im Durchmesser und war 40 cm tief; das grösste Grab hatte 65 cm im Durchmesser und war 60 cm tief, ohne die Humusschichte, welche gewöhnlich 40 cm beträgt. Die einzelnen Gräber pflegen im Allgemeinen 1—1½ m von einander entfernt zu sein; manchmal erreicht aber deren Entfernung auch bis über 3 m, mit-

[1]) Von allen den hier erwähnten Gegenständen gelangten in das städtische Museum zu Prag nur einige Urnen und Gefässe, die Webegewichte, ein Steinmeissel und einige Bruchstücke von allerhand Steinwerkzeugen, die durchbohrte Austernschale, Scherben von Gefässen und einige Thierknochen; alles Uebrige ist verschleppt worden und sonach für die Wissenschaft verloren gegangen.

[1]) Siehe darüber meine Abhandlung: Die Funde zu Slup in Prag. Diese Mittheilungen, Bd. XX, p. 141 ff.

unter variirt auch, wie wir gleich sehen werden, die Anordnung der einzelnen Gräber.

Ich lasse vorerst die Ausgrabungen vom Libušin-Berge folgen.

Erstes Grab.

Kaum 150 cm von den oben erwähnten Urnen, welche mit menschlichen Knochensplittern gefüllt waren, stiess man auf ein Grab, welches eine viereckige Form hatte und dessen 40 cm langen Wände mit kleinen Steinplatten verkleidet waren. In dieser Steinkiste befand sich eine bauchige, mit Asche gefüllte Urne, Fig. 3 ($^1/_6$ nat. Gr.), deren Halsstück jedoch durch öfteres Ausreissen des Rasens ganz zerbrochen war. Sie hat eine schmutziggelbe Farbe, ist geglättet und so verziert, dass auf deren Bauchung glatte, dann wieder von oben nach unten breitgestreifte Felder abwechselnd hinablaufen, welch' letztere aus eingedrückten fingerbreiten Streifen bestehen. Dieses Gefäss hat in der Ausbauchung 25 und am Boden 6 cm im Durchmesser und erreicht die Höhe von 19 cm.

Fig. 4 ($^1/_6$). Napf.

Fig. 5 ($^1/_1$).
Bronze-Drahtgewinde.

Fig. 3 ($^1/_6$). Urne.

Fig. 6 ($^1/_1$). Kleine Brillenspirale aus Bronze.

Fig. 7 ($^1/_1$).
Kleines Thongewicht.

Inhalt des ersten Grabes von Libušin-Liboň.

In dieser Urne befand sich ein 5 cm hoher Napf, Fig. 4 ($^1/_6$), welcher an der Mündung 8—9·5 und am Boden 2·5 cm im Durchmesser hat. Er ist von lichtrothgrauer Farbe, sehr ungleichförmig aus freier Hand gearbeitet, am Halse mit einem eckigen Nabel und unterhalb des Halses mit Streifen und Strichen verziert. In diesem Napfe befanden sich ausser einer kleinen bronzenen Buckelplatte (von 15 mm Durchmesser) ein Gewinde aus Bronzedraht, dessen Spiralwindungen flach aneinander liegen. Dasselbe ist in drei Stücke zerbrochen; seine Gesammtlänge beträgt 9 cm. Ein Theil dieser Spirale ist in Fig. 5 ($^1/_1$) abgebildet. Ferner befanden sich daselbst noch zwei Miniatur-Objecte, und zwar: ein Bruchstück von einer kleinen bronzenen Brillenspirale, Fig. 6 ($^1/_1$) und ein kleines Webegewicht aus Thon, Fig. 7 ($^1/_1$), welches 2 cm hoch ist[1]).

Diese zwei letzteren Objecte, welche durch ihre Kleinheit ein besonderes Interesse erwecken, dürften wohl eine Liebesgabe für ein Kind gewesen sein, welches daselbst, wie aus dem kleineren Grabe zu schliessen ist, bestattet wurde. Das Gewinde sowie auch die Brillenspirale gehören der alten mitteleuropäischen Cultur an, deren Objecte wir auf dieser Gräberstätte auch bei Skeletten finden.

Zweites Grab.

In der Entfernung von 150 cm von dem eben erwähnten Urnengrabe befand sich ein anderes, welches eine ungewöhnliche Zusammenstellung aufwies. Dasselbe enthielt eine grosse Urne, Fig. 8 ($^1/_{10}$), von schmutziggelber Farbe, welche mit schwacheingedrückten, fingerbreiten Streifen verziert und geglättet erscheint. Dieselbe ist 43 cm hoch und hat

[1]) Aehnliche kegelförmige, aber viel kleinere Stücke beschreibt und bildet Franz Heger aus dem Urnenfelde bei Libochowan ab: Mittheil. d. Anth. G. Wien, Bd. XIII, p. 194 u. 197, Tab. XVI. Fig. 9i u. 13c. — Eine ähnliche, aber kleinere Brillenspirale, welche aber aus Gold ist, habe ich im Pester Museum gesehen.

am Gefässmunde 45, in der Bauchung 55 und am Boden 16 cm im Durchmesser.

Den Inhalt dieser Urne bildete Asche, in welcher sich ganz kleine Splitter von angebrannten Menschenknochen befanden; es lagen in derselben noch Scherben von zwei bauchigen Gefässen von gelber Farbe, welche deutliche Brandspuren an sich tragen, und Scherben von einem (ähnlich dem in Fig. 26 abgebildeten) Napf, welcher 6 cm hoch und grau von Farbe war. Alle diese Scherben lagen in der Asche zerstreut umher, woraus man schliessen kann, dass die noch ganzen Gefässe mit der Leiche verAsche gefüllte Urne enthielt; sie ist der oben in Fig. 3 abgebildeten Urne ähnlich, war aber viel grösser und enthielt in ihrer Füllung noch Scherben von zwei kleineren Näpfen; alles war jedoch, bis auf das Halsstück, welches den Durchmesser von 31 cm zeigt, derart zerdrückt und gebrochen, dass es nicht mehr zusammenfügbar war. Da von den Näpfen nicht alle Scherben aufgefunden wurden, kann man vermuthen, dass dieselben mit der Leiche verbrannt und mit der Asche in die Urne gelegt wurden.

Ein ähnlicher Fall ist noch von drei Gräbern, welche auf diesem Plateau geöffnet wurden, zu ver-

Fig. 10 ($^1/_6$). Napf.

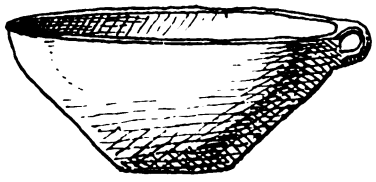


Fig. 9 ($^1/_6$). Henkelschüssel.

Fig. 8 ($^1/_{10}$). Grosse Urne.

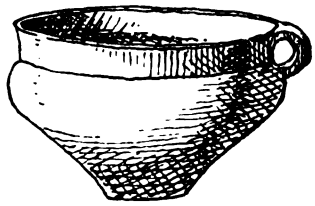


Fig. 11 ($^1/_{10}$). Henkelgefäss.

Inhalt des zweiten Grabes von Libušin-Libeň.

brannt und deren Reste in der grossen Urne beigesetzt wurden.

In dem Halse der grossen Urne befand sich eine Henkelschüssel, Fig. 9 ($^1/_6$), mit dem Boden in die Urne eingesenkt, so dass dieselbe den Inhalt, der sich in der Urne befand, vollkommen bedeckte. Sie ist gelb, ungeglättet, 10·5 cm hoch und hat am Rande 27 und am Boden 8·5 cm im Durchmesser. In dieser Schüssel stand ein kleiner, 6 cm hoher Napf, Fig. 10 ($^1/_6$), von gelber Farbe und roher Arbeit, welcher am Munde 7·8 und am Boden 2 cm im Durchmesser hält.

Dies Alles deckte nun ein der Mündung des grossen Gefässes aufgesetztes, mit dem Boden nach oben umgestürztes Henkelgefäss, Fig. 11 ($^1/_{10}$), von grauer Farbe. Es ist geglättet, 20 cm hoch und hat am Rande 37 und am Boden 12 cm im Durchmesser. Sonst wurden in diesem Grabe keine Beigaben vorgefunden.

Auf der nördlichen Seite des noch bestehenden Plateaus auf dem Libušin und beiläufig 20 Meter von dem erwähnten grossen Urnengrabe wurde ein drittes Grab geöffnet, welches ebenfalls eine mit zeichnen. Auch diese enthielten mit Asche gefüllte Urnen, welche aber nur in Fragmenten aufgefunden werden konnten, da die obere Hälfte dieser Gräber durch das immerwährende Ausreissen des Rasens gänzlich fehlte. In einer von diesen Urnen wurde auch ein Bruchstück von einer bronzenen Nadel gefunden.

Ein Skeletgrab.

Auf den Gründen der ehemaligen Balabenka, Parc. Nr. 247, stiess man beim Baue eines Brunnens auf ein Skelet. Der Herr Baumeister Rudolf Mischner liess das Skelet behutsam ausgraben, und man fand dasselbe ausgestreckt auf dem Rücken mit dem Kopfe gegen Osten liegen. (Siehe Fig. 12.) Auf der Brust stand ein Krug und zu beiden Seiten desselben parallel nebeneinander laufend lagen quer über die Brust des Skeletes zwei bronzene nadelförmige Ruthen, deren Handhaben der rechten Seite desselben zugewendet waren. Das Skelet war so morsch, dass es beim Berühren in kleine Stücke zerfiel.

Von den erwähnten Beigaben ist der Krug, Fig. 13 ($^1/_6$), von schwarzgrauer Farbe und geglättet.

Derselbe ist 15 cm hoch und hat an der Mündung 9 und am Boden 5 cm im Durchmesser.

Die Nadelruthen, Fig. 14 (*A* $^1/_{10}$, *B* $^1/_2$ nat. Gr.), sind von gleicher Form, und erst bei genauer Untersuchung findet man, dass deren Handhaben nicht

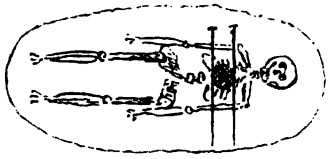


Fig. 12. Lage des Skeletes.

Fig. 13 ($^1/_6$). Thongefäss.

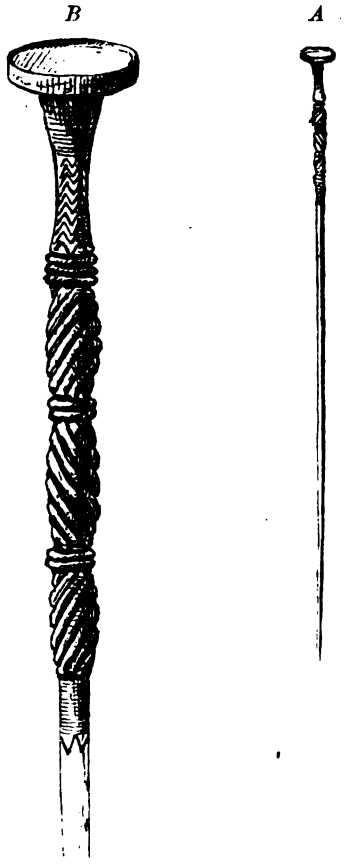


Fig. 14. Nadelruthe aus Bronze.
A Die Nadel ($^1/_{10}$ nat. Gr.). *B* Die Handhabe ($^1/_2$ nat. Gr.).

Inhalt des Skeletgrabes von der Balabenka in Liben.

aus derselben Gussform herstammen können. Sie (Fig. 14 *B*) haben einen flachen, runden Knauf, und es scheint aus der glatten und wenig von Rost angegriffenen Kopfplatte und aus dem Vorspringen ihres Randes hervorzugehen, dass dieselben mit einem aus vergänglichem Material verfertigten Einsatze verziert waren. Die Handhaben mit dreifachem Gewinde, mit den ringförmigen Absätzen, mit dem Knauf und der Gravirung haben eine Länge von 18 cm; die ganze Länge der Nadeln beträgt bei der einen 79·5 und bei der andern 76 cm.

Ueber die Verwendung ähnlicher Nadeln wurden schon verschiedene Ansichten ausgesprochen. Einige Forscher sind der Meinung, dass es grosse Gewandnadeln waren, welche man zum Zusammenheften von schweren Stoffen, wie Leder, Pelzwerk u. dgl., verwendete. Andere halten sie wieder für Nadeln, welche zum Zusammenheften der Zeltüberzüge gedient haben mochten. Weder die eine, noch die andere Ansicht dünkt mir aber zutreffend zu sein; die Lage derselben in unserem Grabe scheint auf einen ganz anderen Gebrauch hinzuweisen. Ich möchte sie eher für ein rituelles oder ceremonielles Geräth erklären; denn sie kommen so sporadisch vor, dass man auf eine allgemeine Verwendung derselben zu häuslichen Zwecken kaum schliessen dürfte.

Unsere Nadeln sind nur in der Form anderen Nadeln ähnlich; in Anbetracht ihrer Grösse und Länge, wie auch der gut zu fassenden Handhabe dürfte man sie eher als Stäbchen ansehen. Dies Alles bringt mich zu der Ansicht, dass es in der That Stäbchen waren, welche für sich eine besondere Bedeutung haben mochten. Wie oft begegnen wir in verschiedenen Sagen, Märchen und Aberglauben, bei traditionellen Gebräuchen, bei verschiedenen Festlichkeiten und bei Hexereien verschiedenen Stäben, Stöckchen, Gerten und Ruthen, welche nur nach der üblichen Sitte und ohne jede Bestimmung getragen werden; ferner dem Zauberstab, welcher zum Zeichnen der Zauberkreise und zur Wahrsagung dient, so auch der Wünschelruthe zum Heben der Schätze und zur Berührung anderer Gegenstände, die man nicht mit blosser Hand berühren oder auf die man nicht mit dem Finger zeigen darf (wie z. B. auf den Himmel, auf den Regenbogen, auf die Sterne) u. s. w. Diese wiederholt erwähnten Gelegenheitsstäbe müssen doch einen Ursprung haben und Gebräuchen entsprungen sein, welche sich aus der heidnischen Zeit herschreiben, wo sie aus einem religiösen Begriffe hervorgehen mussten und eine höhere Bedeutung hatten, als der heutige Zauberstab und dergleichen Hexengeräthschaften. Da dieselben aus der Heidenzeit — resp. aus der Vorgeschichte — herstammen, sollten doch diese Stäbe unter den Fundobjecten aus der vorgeschichtlichen Zeit vertreten sein, wo wir sie

bislang vermissen. Es dürfte sich hiezu kein Object geeigneter erweisen, als eben diese nadelförmigen Stäbe. — Aus den jüngeren Zeiten des Heidenthumes finde ich auch bei Thietmar († 1018) einen Anhaltspunkt für diese Annahme, indem dieser Chronist (in seiner Chronik VI, 17 sqq) sagt, dass in Riedegast die heidnischen Priester aus gemachten Strichen wahrsagten. Auf Rügen pflegten auch die Frauen am Herde in die Asche Striche zu machen, aus deren Zahl, ob gerade oder ungerade, gewahrsagt wurde.

Zu solchem Zeichnen der Striche in der Asche oder im Sande u. s. w. musste man sich natürlich der Nadeln oder Stäbchen bedienen und, weil diese Verrichtung bei religiösen Zwecken eine ceremonielle war, muss man, den dazu nöthigen Geräthschaften Rechnung tragend, dieselben auch unter den vorgeschichtlichen Objecten suchen und ausfindig machen. — Nicht ohne Belang für diese geheime Zeichenkunst erscheint auch der slavische Name für die Hexerei und Zauberei, indem derselbe čarati und čarovati heisst und davon čáry und čarъ (Zauberei) und čaroděj, čarodějník und čarodêicь (Zauberer, Hexenmeister) entlehnt erscheint. Aber čarati, čarovati und črъtati bedeutet auch so viel als Striche oder Zeichen machen (incidere), und čáry und črъty so viel als Striche, Zeichen[1]). Sonach dürfte auch die Benennung der Zauberei von den wahrsagerischen Strichen und dem Zeichenmachen herzuleiten sein, zu welchem Zwecke — wie gesagt — ein besonderes Instrument nöthig war, umsomehr, als es zu geheimnissvollen und religiösen Zwecken Verwendung finden sollte.

Diese langen Nadelruthen dürften also als ceremonielle Zeichenstäbe und als Abzeichen jener Persönlichkeiten anzusehen sein, welche sich mit der Wahrsagekunst und mit Zeichendeuterei befasst haben. Auch die gleichzeitige Beisetzung der Leiche neben Brandgräbern hat gewiss etwas Rituelles an sich und ist nicht zufällig und ohne Ursache geschehen. Der Stand und die Verdienste bewirkten bei den Heiden nach dem Tode, sowie bei Lebzeiten, immer einen Unterschied unter den Menschen.

[1]) Auffallend erscheint das aus dem Slavischen entlehnte italienische ciarlatano und das französische charlatan. Auch die slavische Benennung des Teufels: črt, čert, čort, čart und cart dürfte ihren Ursprung dem Grundbegriffe von čarъ verdanken und der Name der Schriftkundigen, Zeichendeuter und Zauberer selbst auf den Teufel übertragen sein.

Aus der grossen Gräberstätte von Libeň besitzt das städtische Museum in Prag fünf Collectionen von verschiedenen Fundobjecten, welche aus den Gräbern vom Libušin, aus der ehemaligen Feldflur zu St. Ludmila, aus den Ausgrabungen von Balabenka, aus dem Hofe Kotlaska und schliesslich aus den Ausgrabungen in der Stadt Libeň selbst herrühren. So viel bisher festgestellt werden kann, fanden sich überall ausser Libušin (wo nur Urnengräber vorkommen) Urnen-, Kessel- und Skeletgräber vor, und es ist demnach schwer zu bestimmen, welche einzelnen Objecte diesen oder jenen Gräbern angehören. Nur vermuthungsweise kann man die grossen Gefässe für Urnen ansehen; alles Uebrige ist ganz zweifelhaft, umsomehr, als die keramischen Producte und auch fast alle übrigen Gegenstände abwechselnd in Brand- und Skeletgräbern vorkommen Unter solchen Verhältnissen ist es angezeigt, die einzelnen Fundobjecte nach ihren Fundorten anzuführen, und ich beginne daher mit den ältesten und gleichzeitigen Ausgrabungen auf der Balabenka und in dem südlichen Theile von Libeň, welcher sonst zur Balabenka gehörte.

Funde aus der Balabenka-Libeň.

Ausser dem oben erwähnten Skeletgrabe wurde unweit desselben (ca. 20 m) ein becherförmiger Krug gefunden, von welchem ich blos so viel in Erfahrung bringen konnte, dass keine Knochen bei ihm gelegen waren. Dieser Krug, Fig. 15 (1/3), ist aus feinem Thon verfertigt, glatt, mit einem lackartigen Ueberzug versehen und mit ringsum laufenden, eingedrückten, punktirten Ornamenten verziert. Die Höhe und Mündungsweite beträgt 11 cm und der Boden 2·5 cm im Durchmesser. Etwas ungewöhnlich erscheint der Henkel, welcher bei dieser Art von Gefässen selten vorkommt. Man schreibt derlei Gefässe, welche von mehreren Orten Europas bekannt sind, der Steinzeit zu. In Böhmen kommen ähnliche Gefässe und Scherben von solchen hauptsächlich in der Umgebung von Prag vor. Das Landesmuseum in Prag besitzt zwei derartige Gefässe von Kralup; ein anderes wurde am Smíchov und ähnliche bei Markovic, Polep, Stelčoves und beim Baue der Bustèhrader-Bahn gefunden. Scherben von solchen Gefässen kamen auf dem Hradiště in der Šarka und in Libeň vor. Sonst treten ähnliche Gefässe auch in Mähren auf und einige wenige befinden sich in Mainz und in Kiel. Scherben dieser Gattung aus gleichem Material und

mit gleicher Ornamentirung hat Baron von Andrian in den Höhlen von Sicilien gefunden.

Von anderen Gefässen, welche auf der Balabenka gefunden wurden, verdienen die anbei abgebildeten erwähnt zu werden:

Fig. 16 (1/6). Ein Napf oder eine Henkelschale von schwarzer Farbe und schwach geglättet. Maasse:

Fig. 15 (1/2).

Becherförmiger Henkelkrug von der Balabenka in Libeň.

Höhe 5·5 cm, Durchmesser am Rande 11, am Boden 5 cm. — Fundort Balabenka.

Fig. 17 (1/6). Eine grosse Henkelschale von grauer Farbe, inwendig schwarz geglättet. Höhe 7 cm,

Fig. 16 (1/6). Napf.

Fig. 17 (1/6). Henkelschale.

Fig 18 (1/10). Grosse Urne.

Thongefässe von der Balabenka in Libeň.

Durchmesser am Rande 18·5, am Boden 4 cm. — Balabenka.

Fig. 18 (1/10). Eine grosse Urne von grauer Farbe und auf der Aussenwand von oben hinab zum Boden fein gestreift. Sie hat eine auffallende Aehnlichkeit mit jener von Slup[1]), ist aber besser gebrannt, kleiner und entbehrt des Wulstes am Halse. Höhe 31 cm, Durchmesser am Rande 34·5, am Boden 12·5 cm. — Balabenka.

Fig. 19 (1/6). Ein urnenförmiges Gefäss, welches mit Asche gefüllt gefunden wurde. Es ist dasselbe Gefäss, welches seinerzeit viel von sich reden machte und über welches P. Petera eine besondere Abhandlung unter dem Namen „Želka libeňská“ (das Trauergefäss von Libeň) veröffentlicht hat. Es hat eine graue Farbe, ist 14 cm hoch und misst an der Mündung 9 und am Boden 5 cm im Durchmesser. — Fundort Libeň.

Fig. 20 (1/6). Ein Napf mit einer stark hinaufgebogenen Henkelspitze. Er ist schön schwarz ge-

Fig. 19 (1/6).
Urnenförmiges Gefäss.

Fig. 20 (1/6). Napf.

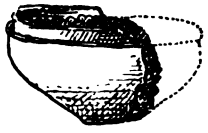


Fig. 21 (1/6). Schüssel.

Fig. 22 (1/10).
Schüsselartiges Gefäss.

Thongefässe von Libeň.

glättet, 5·5 cm hoch und hat an der Mündung 10 und am Boden 2·2 cm im Durchmesser. — Libeň.

Fig. 21 (1/6). Eine Schüssel, welche in zwei ineinanderliegenden Hälften gebrochen beigesetzt und mit Asche gefüllt gefunden wurde. Dieselbe ist hübsch schwarz geglättet, 6·5 cm hoch und hat an der Mündung 17 und am Boden 5·5 cm im Durchmesser. Die Beisetzung derselben in Bruchtheilen muss absichtlich geschehen sein; ein Zufall scheint hier schon aus dem Umstande ausgeschlossen, weil die beiden Hälften sorgfältig ineinander gelegt und sonst unbeschädigt waren. — Libeň.

Fig. 22 (1/10). Ein grosses, schüsselartiges Gefäss von rothgelber Farbe und geglättet. Es ist 18 cm hoch und hat an der Mündung 23 und am Boden 10·5 cm im Durchmesser. — Libeň.

[1]) Mittheil. d. Anthropol. Gesellsch., Bd. XX, Tafel I, Fig. 2.

Ausser diesen Gefässen wurde daselbst noch eine bedeutende Zahl von Bruchstücken und Scherben verschiedener Gefässe gefunden, welche alle mit den

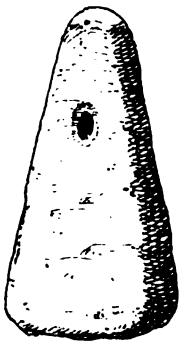


Fig. 23 (1/3).

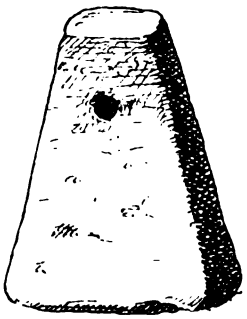


Fig. 24 (1/3).

Webegewichte aus Thon von Libeň.

bis jetzt beschriebenen und mit den nachfolgenden übereinstimmen.

Von anderen Thonobjecten verdienen mehrere Webegewichte Beachtung, welche auf diesen beiden Fundstätten vorkamen. Ich habe hier zwei derselben

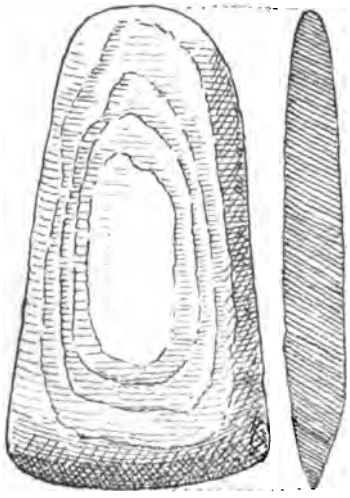


Fig. 25 (1/3).

Steinmeissel aus Urthonschiefer von Libeň.

abgebildet, welche für diese Gräberstätte typisch erscheinen, und zwar:

Fig. 23 (1/3) ein Webegewicht, welches kegelförmig und 13·5 cm hoch ist, und

Fig. 24 (1/3) ein vierkantiges Webegewicht, dessen Höhe 10·5 cm beträgt.

Die übrigen Webegewichte gehören der einen oder der andern Form an oder bewegen sich zwischen diesen beiden Formen; einige derselben erreichen bis zu 20 cm Höhe.

Von Steinobjecten wurden ebenfalls einige Exemplare gefunden; namentlich sind dies Bruchstücke von gebohrten Steinbeilen aus Grauwacke und Urthonschiefer, sowie ein Bruchstück von einem Steinkeil aus Granit und

Fig. 25 (1/3) ein ganzer Steinmeissel aus Urthonschiefer. Derselbe ist 1·5 cm stark, 12·5 cm lang und an der Schneide 5·3 cm breit. — Fundort Libeň.

Auch Beinwerkzeuge kamen vor, wurden aber verworfen; nur ein zerbrochenes Webeschiffchen aus Rindsknochen, gelangte in den Besitz des Museums.

Von Thierknochen sind aus dieser Fundstätte zu verzeichnen: Canis matris optimae Jeitteles. — Equus caballus minor Woldřich (aus der neolithischen Zeit). — Bos primigenius und, wie es scheint, noch eine Abart desselben. — Cervus elaphus Linné. — Bos brachyceros Rütimeyer, nebst vielen Hirsch-, Schwein-, Pferde-, Reh-, Schaf- und anderen Knochen und Zähnen. Auch ein Schädel vom Huhn ist zu verzeichnen.

Schliesslich muss ich noch die daselbst gefundenen menschlichen Ueberreste erwähnen. Es sind dies zwei sehr beschädigte Calven, ein ganzer und drei gebrochene Unterkiefer.

Die Calven, so weit man dies beurtheilen kann, sind dolichocephal; eine von diesen gehörte einem jungen Manne, wie aus der Naht und aus dem Inion zu schliessen ist. Stirn und Seitenwände fehlen. — Die zweite Hirnschale rührt von einem bejahrten Weibe her und ist ebenfalls sehr defect. Die grösste Länge misst 174 mm; die Breite mochte beiläufig 130 mm betragen haben (Index ceph. = 74·7?).

Von den Unterkiefern verdient einer erwähnt zu werden. Derselbe ist von Edelrost ganz angelaufen und hat eine untere Winkelbreite von 79 mm.

Die Funde aus der Feldflur von St. Ludmila.

In der Gegend, wo das erwähnte Skelet gefunden wurde, berührten sich ehedem die Felder der Balabenka mit denen von St. Ludmila, welch' letztere sich bis zu dem Maierhofe Kotlaska ausgebreitet haben; diese förderten bei mehreren Bauarbeiten eine bedeutende Zahl von verschiedenen Fundobjecten zu Tage, welche ebenfalls aus Gräbern herrühren. Unter vielen Urnengräbern befanden sich daselbst auch einige Kessel- und wenige Skeletgräber. Aus diesem Gräberfelde sind zu verzeichnen:

Fig. 26 (1/6). Ein schwarz geglätteter Napf; derselbe ist 6·5 cm hoch und hat an der Mündung 11 und am Boden 2·4 cm im Durchmesser.

Fig. 27 (1/6). Ein schwarz geglätteter Napf von 8 cm Höhe, dessen Durchmesser an der Mündung ebenfalls 8 und am Boden 2 cm beträgt.

Fig. 28 (1/6). Ein Napf von grauer Farbe. Derselbe ist 6 cm hoch und hat an der Mündung 13 und am Boden 5 cm im Durchmesser.

Fig. 29 (1/6). Ein Napf oder eine Schale mit Henkel. Dieses Gefäss ist schwarz geglättet, 9 cm hoch und hat an der Mündung 14 und am Boden 4 cm im Durchmesser.

Fig. 32 (1/3). Ein ebenfalls kleiner, schalenförmiger Napf von grauer Farbe. Er ist rauh, 4·5 cm hoch und hat an der Mündung 7·5 und am Boden 3·5 cm im Durchmesser.

Fig. 33 (1/6). Eine schwarz geglättete Schüssel. Dieselbe ist 5·4 cm hoch und hat an der Mündung 11 und am Boden 3 cm im Durchmesser. — Ganz ähnliche und ebenfalls schwarz geglättete Schüsseln wurden daselbst noch in zwei Exemplaren gefunden, welche blos in der Grösse von einander differiren und deren Maasse bei der einen 4·5 cm Höhe, 9·5 cm

Fig. 26 (1/6). Napf.

Fig. 27 (1/6). Napf.

Fig. 28 (1/6). Napf.

Fig. 29 (1/6). Napf.

Fig. 30 (1/6). Krügchen.

Fig. 34 (1/6). Doppelgefäss.

Fig. 35 (1/10). Grosses Gefäss.

Fig. 33 (1/6). Schüssel.

Fig. 31 (1/3). Krügchen.

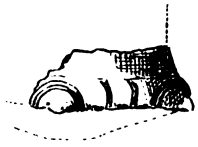


Fig. 36 (1/20). Bruchstück von einer grossen Buckelurne.

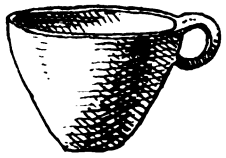


Fig. 32 (1/3). Napf.

Thongefässe von der Feldflur „St. Ludmila“ in Libeň.

Fig. 30 (1/6). Ein krugförmiger Napf, auf dessen Ausbauchung drei nabelartige Knöpfe hervortreten. Er ist von rother Farbe, 8 cm hoch und hat an der Mündung 8 und am Boden 3·5 cm im Durchmesser.

Fig. 31 (1/3). Ein sehr kleiner, krugartiger Napf von rothgrauer Farbe. Derselbe ist geglättet, 5 cm hoch und hat an der Mündung 5·5 und am Boden 2 cm im Durchmesser.

Durchmesser am Rande und am Boden 3 cm, und bei der andern 4 cm Höhe, 9 cm Durchmesser am Rande und am Boden 2·5 cm betragen.

Von grösseren Gefässen sind zu verzeichnen:

Fig. 34 (1/6). Ein sehr schönes Exemplar von einem Doppelgefässe. Es ist schön schwarz geglättet, 21 cm hoch und hat an der Mündung 12 und am Boden 6 cm im Durchmesser. Der obere Gefässkörper desselben ist auf der Aussenwand glatt, das Mittelstück eingezogen, so dass es den eigentlichen Hals des Gefässes bildet; der obere, sowie

auch der untere Gefässkörper ist mit schwach eingedrückten fingerbreiten Streifen verziert (vergl. Fig. 3 und 8). Zwei Henkel, welche sich über das Mittelstück hinaus wölben, verbinden die beiden Gefässkörper. — Ganze Gefässe dieser Art gehören zu den Seltenheiten, denn ihre Form und ungewöhnliche Höhe unterliegt sehr leicht Beschädigungen; man findet sie daher gewöhnlich nur zerdrückt und gebrochen. Sonst sind sie aus Bruchstücken und Scherben von Vokovic, Slup und Baumgarten (in Prag), Dobříč, Nehasic, Libošin, Kralup und noch aus anderen wenigen Fundorten bekannt; soweit ich deren Erscheinen beobachtet habe, waren dieselben immer von Bronzegegenständen begleitet.

Fig. 35 ($^1/_{10}$). Ein grosses, stark gebranntes Gefäss von grauer Farbe, auf der Aussenseite rauh, innen aber geglättet. Dasselbe ist 28 cm hoch und hat an der Mündung, welche mit einem wulstigen Rande versehen ist, 18 und am Boden 17 cm im Durchmesser.

Von Scherben, welche hier in bedeutender Zahl zum Vorschein kamen, will ich nur ein Bruchstück von einer Buckelurne, Fig. 36 ($^1/_{10}$), erwähnen. Dieses Stück ist aus rothem Thon, auf der Aussenseite aber hübsch schwarz geglättet. Der Form nach dürfte das Gefäss, von welchem es herrührt, in der Ausbauchung einen Durchmesser von 50 bis 60 cm gehabt haben. — Aehnliche, aber kleinere Buckelgefässe kommen auch anderwärts in Böhmen vor; bei Prag sind dieselben in den Funden aus der Podbaba zu verzeichnen. In der Lausitz kommen sie sehr oft und in verschiedenen Varianten vor.

Von Knochen- und Beinwerkzeugen verdienen nachstehende zwei Objecte erwähnt zu werden:

Fig. 37 ($^1/_4$). Eine Handhabe aus einem Hirschgeweih. Diese macht, wie man aus dem viereckigen Loche auf der einen Seite ersehen kann, den Eindruck, als wenn sie einem Bohrer zum Griffe gedient hätte. Die beiden, in der Mitte weniger dichten Enden sind mit Pflöcken aus zugeschnittenen Hirschgeweihspitzen verkeilt, woraus geschlossen werden kann, dass dieselben auch zum Klopfen gedient haben mögen. Dieses Stück ist 21 cm lang und das viereckige Loch hat 1·5 cm im Durchmesser.

Fig. 38 ($^1/_3$). Ein Webeschiff aus einem Pferdeknochen (Equus caballus minor Woldřich). Dasselbe ist vorn an beiden Seiten zugeschnitten, so dass es an dem Gelenkbügel in eine Spitze ausläuft. — Dergleichen verschiedenartig zugeschnittene, durchbohrte und auch gespaltene Thierknochen kommen öfters unter den vorgeschichtlichen Objecten vor, und man pflegt dieselben gewöhnlich kurzweg als Schlittknochen zu bezeichnen. Ich bezweifle durchaus nicht, dass manche von diesen Knochen Schlittschuhe sein mochten, aber dass dies nicht alle waren, kann man schon daraus ersehen, dass viele von ihnen ganz glatt und blos mit einem kleinen Loch versehen sind und sonach zum Befestigen an die Füsse durchaus nicht geeignet erscheinen. Viele sind nur auf einer Seite mit Löchern versehen, andere kommen wieder gespalten oder gar nicht zugespitzt vor. Daraus ist ersichtlich, dass sie zu verschiedenartigen Werkzeugen

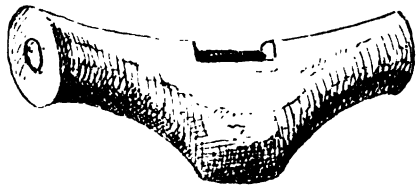


Fig. 37 ($^1/_4$). Handhabe aus Hirschgeweih.

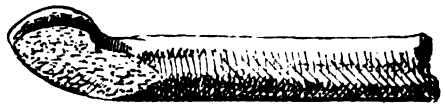


Fig. 38 ($^1/_3$). Webeschiff aus einem Pferdeknochen.

Beinwerkzeuge von der Flur „St. Ludmila" in Libeň.

und Geräthen dienten. Derlei Stücke, von denen ich hier eines abbilde, sind mir drei gleiche bekannt, und zwar zwei aus den Libeňer und eines aus den Tetiner Funden; leider findet sich bei allen dreien das Endstück, welches uns vielleicht einen besseren Anhaltspunkt zur Beurtheilung derselben bieten dürfte, abgebrochen. Im Allgemeinen jedoch halte ich es bei dieser Gelegenheit angezeigt, die Aufmerksamkeit auf die Webeschiffchen zu lenken. Webegewichte kennen wir schon, aber bislang hat man auf die Webeschiffe nicht gedacht; ich bin der Ansicht, dass eben diese zugespitzten, kurzen und auf der Unterseite glatt gewetzten Thierknochen nichts anderes als Webeschiffe waren.

Schliesslich muss ich noch ein Gefäss erwähnen, welches dem Burgwalltypus angehört. Dasselbe, Fig. 39 ($^1/_6$), hat eine rothbraune Farbe und ist unterhalb des Halses mit punktirten Vierecken und auf der Ausbauchung mit einem feinen Wellenornament verziert. Das Gefäss ist 14 cm hoch und

hat an der Mündung 13 und am Boden 5 cm im Durchmesser. — Der Lehm, aus welchem dieses Gefäss, sowie auch viele andere, welche der alten Keramik angehören, hergestellt wurde, ist glimmerhältig und kommt nördlich von Libeň vor; daraus erhellt, dass die Fabrikation der betreffenden Gefässe an Ort und Stelle stattfand.

Ueber andere Scherben von Gefässen, welche dem Burgwalltypus angehören und hier überall vor-

Fig. 39 ($^1/_6$).

Gefäss vom Burgwalltypus von „St. Ludmila" in Libeň.

kommen, habe ich bereits oben gesprochen und übergehe dieselben als eine schon von anderwärts bekannte Sache [1]).

Die Funde auf der Kotlaska.

Unmittelbar an die Feldflur von St. Ludmila stösst der Maierhof Kotlaska. Bei einem Baue in diesem Hofe kam man ebenfalls auf Gräber, welche Urnen und andere kleinere Gefässe enthielten. Die kleineren Gefässe ähneln den bereits erwähnten, weshalb ich blos jene besprechen will, die eine andere Form aufweisen.

Fig. 40 ($^1/_{10}$). Eine grosse, mit einem Henkel versehene Urne. Sie ist 36 cm hoch und hat an der Mündung 41 und am Boden 20 cm im Durchmesser. Der untere Theil ist rauh und von grauer Farbe, das grosse Halsstück jedoch ist bis an den Rand schwarz geglättet. Auffallend sind bei dieser Urne wieder zwei durchgebohrte Löcher, welche sich zu beiden Seiten eines Sprunges befinden (vergl. oben bei Libušin, Fig. 1), wodurch die Annahme, dass diese Löcher zum Zusammenbinden des schadhaften Gefässes gedient haben, zulässig erscheint.

Fig. 41 ($^1/_{10}$). Eine grosse Urne von grauer Farbe. Sie ist 25 cm hoch und hat an der Mündung 33 und am Boden 14 cm im Durchmesser.

[1]) Vergl. meine Abhandlungen: Notizen über vorgesch. Objecte aus dem Flussgebiete des Litava-Baches, Mitth. d. Anthrop. Gesellsch., Bd. XVI und: Die Funde zu Slup in Prag, ib. Bd. XX, wo ich auch Beispiele dieser Keramik verzeichne.

Von anderen daselbst gefundenen Objecten verdient blos das Bruchstück eines vierkantigen Webegewichtes erwähnt zu werden, da es der Länge nach mit einem Loche versehen ist.

Auf allen hier erwähnten Fundstätten, namentlich in den Gräbern, wurden Reibsteine und Reibsteinplatten gefunden. Die Klopf- und Reibsteine, welche hier in Menge vorkamen und häufig in den

Fig. 40 ($^1/_{10}$). Grosse Urne.

Fig. 41 ($^1/_{10}$). Grosse Urne.

Zwei Urnen aus Thon von der Kotlaska in Libeň.

Urnen gefunden wurden, sind durchwegs Rollsteine, die bisweilen eine starke Abnützung aufweisen. Viele von den daselbst gefundenen Urnen standen auf Steinplatten; sehr selten waren sie mit Steinen umgeben.

Da die Nachgrabungen daselbst noch nicht beendet sind, kann man noch anderen für die Urgeschichte belangreichen Resultaten entgegensehen.

Ich habe oben die Hexenfeuer auf dem Libušín-Berge erwähnt und benütze nun die Gelegenheit, die Bedeutung der verschiedenen bis heute gebräuchlichen Festfeuer näher zu untersuchen.

Der Brauch, Festfeuer zu brennen, nimmt auffallend ab; denn dieselben sind gegenwärtig in Böhmen gesetzlich verboten, wodurch diese sonst

gebräuchlichen Festlichkeiten eine bedeutende Schmälerung erfahren haben. Trotzdem sind sie aber nicht ganz verschwunden, denn ein alter Brauch lässt sich nicht so leicht unterdrücken und das Anzünden solcher Feuer wird, wenn auch nur in beschränktem Masse, geduldet.

Fast bei allen Heiden erscheint das Feuer von hoher Bedeutung und wurde verehrt, indem es neben dem Wasser das wichtigste Element ist, welches die Existenz der Menschen ermöglicht; deshalb wurde es wohl auch angebetet und den Göttern zu Ehren gebrannt. Ausserdem pflegte man auch dasselbe bei Gebeten anzumachen oder überhaupt Licht zu brennen, weshalb auch Feuer und Licht auf den Gräbern der Verstorbenen oder für das Heil der Seelen gebrannt wurden. Von alledem haben sich noch bis auf unsere Tage Andenken erhalten, welche aber jetzt nur als alte Gebräuche angesehen und gewürdigt werden. Von diesen bestehen noch die nachfolgenden und werden in verschiedenen Varianten ausgeführt.

An den Vorabenden des 1. Mai (Philippi und Jacobi) und des St. Johannistages (23. Juni) nach Sonnenuntergang ist es gebräuchlich, „Hexen zu brennen" (páliti čarodějnice). Zu diesem Zwecke trägt die Jugend auf Bergen, Anhöhen, Scheidewegen oder auf Viehtriften Holz und Gesträuch auf einen Scheiterhaufen zusammen und zündet denselben an. Hierauf fassen sich alle Festtheilnehmer bei den Händen und umtanzen unter Jauchzen, Gesang und Geschrei die lodernden Flammen, wobei die jungen Leute brennende Kehrbesen hoch in die Luft werfen [1]). Zu Ende des Brandes, wenn nur noch die Kohlen glühen, springen die jungen Leute über dieselben; Wagehälse thun dies bei lodernden Flammen (im Podbrder Gau). — Der Brauch, diese Feuer zu brennen, ist in ganz Böhmen verbreitet und fällt in die Zeit der Sonnenwende. Um Taus herum nennt man das Johannisfeuer „páliti Jána" (d. i. den Johann brennen), wobei die Jugend ähnliche Gebräuche begeht; es soll vor Zeiten auch noch der Brauch geherrscht haben, dass man mitunter, nachdem das Feuer erloschen war, Viehherden über die Feuerstelle trieb. — In Lomnic (Bezirk Jičin) rollt man während des Johannisfeuers brennende Räder vom Berge Tabor herab.

Diese Festfeuer bringt man mit dem Hexenritt (jízdy do čár) in Zusammenhang; denn an diesen Tagen sollen alle Hexen und Hexenmeister an bestimmten Orten (zumeist auf bewaldeten Bergen) ihre Zusammenkünfte halten. — Wenn man den ganzen Sachverhalt näher in Betracht zieht, so dürfte man zu der Ueberzeugung gelangen, dass sich diese Gebräuche von den Feierlichkeiten herschreiben, welche vor den heidnischen Feiertagen begangen wurden, und die mit den Vigilien oder der ersten Stunde nach Sonnenuntergang (wie jeder Tag überhaupt) angefangen haben. Sie wären also als der Anfang der Festlichkeiten anzusehen und lassen uns auf einen gemeinschaftlichen Gang aller Insassen einer Gemeinde zu ihrem den Göttern geweihten Orte schliessen, wo man diesen zu Ehren ein Feuer anzündete. Zu diesem Schlusse dürfte uns auch der Brauch des sogenannten „Hexenprügeln" berechtigen [1]).

Hiebei muss ich von den herrschenden Gebräuchen etwas abschweifen und einen Umstand erwähnen, der uns bei Nachgrabungen nicht selten in Verlegenheit bringt. Man findet nämlich sehr oft in der Nähe vieler Ortschaften, auf Anhöhen und auch in Wäldern ganze Aschenlagen oder Brandstätten, in welchen mitunter auch vorgeschichtliche Objecte vorkommen; häufig ist man der Meinung, dass auf diesen Orten ein allgemeiner Leichenbrand stattfand oder Wohnstätten und auch Abfallsgruben zu suchen wären, ohne dabei auf Hexenfeuer und an heilige Stätten zu denken. Solche Aschenlagen findet man häufig; ich verzeichne hier beispielsweise den Schlaner Berg und Tetin, welche durch ihre Unmasse von Asche, die man daselbst findet, auf eine lange Benützung schliessen lassen.

Ausser den genannten Hexenfeuern werden auch hie und da in Böhmen am Vorabende des Kirchweihfestes (posvícení) Feuer auf einzelnen Feldern gebrannt, und es werden dazu Feld- und Waldstreu, Quecken, Graswurz und andere Feldgewächse nebst Reisig, Dornen und Kleinholz verwendet.

Von anderen sonst gebräuchlichen Feuern haben sich noch Andenken im Brennen von Lichtern erhalten, und zwar am heiligen Abend, am Vorabend der Walpurgisnacht und des Lichtmess-Feiertages

[1]) Man sagt, dass das Getreide eben so hoch aufwachse, als der Besen auffliegt.

[1]) Dieser Brauch, „Praskání čarodějnice" genannt, herrscht im südwestlichen Böhmen bei Planic und besteht darin, dass nach dem Sonnenuntergange sich alle Junggesellen, mit Peitschen und Geisseln versehen, auf dem Dorfplatze versammeln und von da unter Peitschenknall lärmend hinaus zum Dorfe auf die Scheidewege ziehen, wo nachher die Feuer angezündet werden.

(Hromnice), an welch' letzterem die Lichtmess-Kerzen (hromnice) geweiht und dann bei verschiedenen Gelegenheiten angezündet werden, wie z B. bei herrschendem Gewitter gegen Blitzschlag, bei Gebeten für Kranke oder Verstorbene u. s. w.

Ehemals haben die Heiden auch Feuer bei Begräbnissen und an verschiedenen Festtagen auf den Gräbern ihrer Vorfahren gebrannt [1]), welcher Brauch sich nunmehr im Brennen der Lichter auf den Gräbern der Verstorbenen erhalten hat. Sonst werden auch Lichter in der Kirche und zu Hause bei Gebeten für die verstorbenen Verwandten und Freunde, sowie auch oft bei anderen Gebeten gebrannt. Ueberhaupt hat das künstliche Feuer bis auf den heutigen Tag in verschiedenen Gebräuchen, Sagen sowie im Aberglauben eine so grosse Bedeutung beibehalten, dass das Brennen desselben fast als Verehrung angesehen werden kann, und es mag Hájek von Libočan wohl Recht haben, wenn er bei Erwähnung der Feuer-Anbetung bemerkt: dass sich — wie dafür gehalten wird — die Seelen der Verstorbenen im Feuer von ihren Sünden reinigen.

Wie oft und zu welchem Zwecke noch Feuer und Licht gebrannt wurde, erhellt aus manchen Aberglauben, Hexereien und auch aus Sprichwörtern. So sagt man beispielsweise, wenn Jemand in ein Mädchen verliebt ist und sich um ihre Gunst bewirbt, dass er: „za ní pálí", d. i. brennt für sie (etwas). Wenn man sich bei Jemandem einschmeicheln will oder ein unliebsames Opfer bringt, sagt man: „Čertu v musí taky někdy svička rozvítit", d. i. auch dem Teufel muss man manchmal ein Kerzlein anzünden.

Was für eine Verehrung dem Feuer erwiesen wird, beweisen auch nachstehende Gebräuche und Sprichwörter:

Am Herde darf das Feuer niemals mit Wasser gelöscht werden, sonst würde der böse Geist (Lindwurm oder Teufel) Zutritt in das Haus gewinnen. (Prager Kreis.)

Wenn ein neues Haus oder eine neue Wohnung bezogen wird, beten die neu Eingezogenen beim Anzünden des ersten Feuers, auf welchem gekocht wird. (Podbrder Gau.)

[1]) Vergl. weiter unten „Vyšehrad", dann die gebräuchlichen Friedhofsfestlichkeiten am zweiten Tage nach dem Kirchweihfeste und sonst am dritten Osterfeiertage und an Pfingsten, vor Allem aber am Tage und Abend von „Allerseelen" u. s w., wo auf den Gräbern Lichter gebrannt werden.

Wer auf das Feuer spuckt, dem fällt die Zunge ab. (Prager Kreis.)

Schliesslich muss ich noch der Freudenfeuer erwähnen, welche bei verschiedenen Gelegenheiten, aber seltener, gebrannt werden. Dieser Brauch datirt auch aus der Heidenzeit und dürfte mit den oben besprochenen Hexenfeuern im Zusammenhange stehen, da sie den Göttern ohne Opfer, nur zu deren Ehren oder zur Danksagung und Verherrlichung angezündet wurden.

Der Brauch, Freudenfeuer zu machen, erhielt sich durch das ganze Mittelalter bis auf unsere Tage; wie lebhaft er geübt wurde, erhellt daraus, dass im Jahre 1517 der Stadtrath von Prag auf der kleineren Insel zu Ehren der M. M. Hus und Hieronymus ein solches veranstaltete [1]). Als im Jahre 1867 die böhmische Krone nach Prag zurückgeführt wurde, wurden überall in Böhmen, auf Bergen, Anhöhen und anderen Orten, grosse Freudenfeuer bis über Mitternacht hinaus erhalten.

Die Skeletgräber von Žižkov.

Im Jahre 1872 wurden in der Vorstadt Žižkov Skelet- und Brandgräber entdeckt, von welchen uns in den Památky Archaeologické (Bd. X, p. 70 sqq.) leider nur ein oberflächlicher Bericht vorliegt. Wir erfahren aus demselben blos, dass eines von den gefundenen Skeletten bronzene Ringe an den Händen und Füssen trug, gestreckt dalag und dass dessen Kopf auf einem Steine ruhte; über die Brandgräber findet sich nichts Näheres verzeichnet, ausser dass dieselben calcinirte Knochen und Scherben von rohen Gefässen enthielten. Von den 22 Skeletten, welche aufgedeckt wurden, sollen 10 in einer Reihe nebeneinander, die anderen aber zerstreut gelegen sein.

Von den daselbst gemachten Funden sind zu verzeichnen: Thongefässe, welche auf der Töpferscheibe verfertigt wurden, Fibeln, Armringe und kleine Blechbeschläge aus Bronze. Aus Eisen: zwei Schwerter, von welchen das eine über 95 cm lang war, ein Griff von einem Dolche, eine Lanzenspitze und ein kleiner Steigbügel. Aus Gold: Fingerringe und drei Münzen; aus Silber: zwei barbarische Münzen und schliesslich Knochen von Hausthieren. Von diesen Objecten gelangten blos zwei Münzen, einige Fibeln und Ringe, eine Bronzeplatte und die Situation des Skeletgrabes zur Abbildung.

[1]) B. Script. rer. boh. p. 408

Alle abgebildeten Objecte, namentlich die Fibeln und Ringe, welche jenen aus dem Duxer Depôtfunde vollkommen gleich sind, gehören der continuirlichen, alten mitteleuropäischen Cultur an; über die Eisenobjecte kann ich schwer ein Urtheil abgeben, da ich dieselben nicht zu Gesicht bekam; allein es ist die Möglichkeit nicht ausgeschlossen, dass sie der La Tène-Cultur, welche blos Waffen aus Eisen kennt und sich mit der oben erwähnten

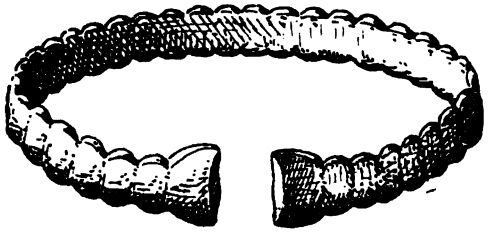


Fig. 42 (1/1).
Bronzearmring von Žižkov.

Cultur zu einer bestimmten Zeit begegnet, angehört haben mochten.

Anbei und zur Ergänzung dieses Fundes verzeichne ich noch einen Armring aus Bronze, welchen ich damals, als die Gräber bereits zerstört waren, für meine Sammlungen acquirirt habe. Derselbe, Fig. 42 (1/1 nat. Gr.), hat in der Länge 7 und in der Breite 5 cm im Durchmesser.

Die Grabhügel von Volšan-Žižkov.

Auf der Scheide der Prager Vororte Volšan und Žižkov, dort, wo sich derzeit die Libušagasse mit der Taboritskástrasse kreuzen, stiess man im Jahre 1880 in den daselbst befindlichen Sandgruben auf Gräber, welche, wie aus der Situation erhellt, ursprünglich Grabhügel waren, die jedoch mit der Zeit, und namentlich durch das Umackern des Bodens, planirt worden waren. In Folge dessen reichten sie mit ihren Kuppen nur 40 cm über das Terrain und standen sehr dicht aneinander, so dass sich manche berührten.

Von vier dieser Gräber, die ich ausgegraben habe, war nur eines mit Steinen umlegt; alle waren jedoch von gleicher Construction, rund, und hatten am Boden 120—200 cm im Durchmesser. Die Höhe erreichte auf der obersten Wölbung 50—60 cm.

Den Inhalt dieser Gräber bildeten Asche, Holzkohlensplitter, stark vom Feuer verzehrte Menschenknochen, Thierknochen und allerhand Scherben von Gefässen, die schon zerschlagen beigesetzt worden waren, insbesondere einige grössere Bodenstücke von rohen, massiven Gefässen. Die meisten Scherben rühren von hübsch schwarzen, rothen oder gelben, geglätteten, mitunter aber auch von sehr rohen Gefässen her, von welchen eine bedeutendere Zahl bei der Bestattung verbraucht worden sein musste. Ausserdem fanden sich daselbst auch Ueberreste von geschmolzenen Bronzeobjecten, unter welchen ein Stück, das den Typus der Hallstatt-Cultur aufweist,

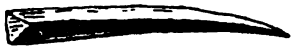


Fig. 43 (1/1). Ahle aus Knochen.

Fig. 44 (1/6). Henkelschale.
Aus den Grabhügeln von Volšan-Žižkov.

von einem Armring herrührt, und eine kleine, feine, aus Knochen verfertigte dreieckige Ahle, Fig. 43 (1/1 nat. Gr). Alles war jedoch stark vom Feuer angegriffen und zumeist auch verzehrt.

Zur Charakteristik der hier vorgefundenen Keramik verzeichne ich eine gelbe geglättete Henkelschale, Fig. 44 (1/6), deren Scherben im Grabe zerstreut umherlagen und die ich mit grosser Mühe zum Theil zusammenzustellen vermochte. Dieselbe ist 9 cm hoch und hat an der Mündung 18 und am Boden 9 cm im Durchmesser. — Auf den Scherben von grossen Gefässen finden sich wulstartige Verzierungen in der Art jener, die ich bei Bechlín verzeichnet habe [1]).

Ausser diesen Gräbern habe ich noch fünf andere in Trümmern gezählt, welche von gleicher Art mit den eben besprochenen waren; wie man mir mittheilte, sollen sich daselbst noch mehr befunden haben, so dass deren Zahl insgesammt über zwanzig betragen mochte.

Sämmtliche Funde aus diesen Grabhügeln befinden sich im städtischen Museum zu Prag.

Eine Brandstätte auf dem Žižkaberge.

Auf dem Žižkaberge (Žižkov bei Prag, bis in das XV. Jahrhundert „Vitkov“ und „Vitkova hora“ genannt), und zwar auf dessem südlichen Abhange, wo ein kleines Plateau hervortritt, befindet sich eine Aschenlage, in welcher Scherben vom Burgwalltypus und Thierknochen zum Vorschein kommen. Es scheint, dass sich auch hier ein geweihter Ort

[1]) Vergl. Mittheil. d. Anthropol. Gesellsch., Bd. XIV, S. 183, Fig. 57 u. 58.

(Hain) befunden hat, da der Name Vitkov (d. i. Vits-Berg) auf die höchste Gottheit einiger Slavenstämme hinweist, welcher Name auch in vielen slavischen Berg- und Ortsnamen widerhallt und dieselbe Gottheit bei den alten Slaven überhaupt unter der Form wie: Svętovit, Rujevit, Jarovit, Gerovit, Vit, Vet, Vitěz, Vitězslav, Pelvit, Porevit (d. i. Pravit)[1]) u. s. w. bezeichnet.

Die Kessel-Urnengräber von Nusle bei Prag.

Als im Jahre 1881 der Rangirbahnhof der Kaiser Franz Josefsbahn in Nusle angelegt wurde, stiess man bei der Planirung des Bodens auf aschenhältige Gruben, welche in der Tiefe ca. 50 und in der Breite 70—100 cm massen. In denselben befanden sich zumeist nur kleinere Gefässe von alter Keramik, welche mit Asche gefüllt waren. Jedes Grab enthielt zwei bis drei solche Gefässe, welche meist von grauer Farbe, schwach geglättet, aus freier Hand gearbeitet, aber verhältnissmässig gut gebrannt waren. Mitunter kamen auch Scherben von grösseren rohen Gefässen zum Vorschein, aber spärlich. Nebstdem fand man auch einige Abschnitte von Hirschgeweihen; es sollen daselbst auch Drahtringe aus Bronze aufgefunden worden sein. Fast alles ist aber abhanden gekommen.

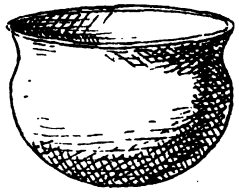


Fig. 45 (1/4).
Becherförmige Schale von Nusle.

Im städtischen Museum zu Prag befindet sich aus diesen Gräbern ausser einigen Scherben auch eine becherförmige Schale von grauer Farbe, Fig. 45 (1/4 nat. Gr.); dieselbe ist 8 cm hoch und hat am Rande 13 und am Boden 6 cm im Durchmesser.

Die Urnengräber von St. Pangratz.

Bei dem Baue des neuen Strafhauses auf dem Hochplateau zu St. Pangratz bei Prag (1884) stiessen die Arbeiter auf Urnengräber. Leider erfuhr ich von dem Vorfalle erst nach beendeter Arbeit und kann deshalb nur das notiren, was mir von Augenzeugen mitgetheilt wurde.

In jedem dieser Gräber, von welchen sechs ausgegraben wurden, befand sich gewöhnlich nur eine grosse Urne; in einigen sollen sich jedoch auch zwei kleinere befunden haben, welche mit Asche und eingeschwemmter Erde gefüllt waren. Ausser zwei Thierknochen wurde daselbst nichts an Beigaben vorgefunden.

Die daselbst gefundenen Gefässe gehören durchgehends der alten Keramik an und unterscheiden sich im Wesentlichen sehr unbedeutend von den übrigen, denen wir in ganz Böhmen begegnen; was Prag und dessen Umgebung betrifft, dürfte nur eine Gefässform von dieser Gräberstätte allein dastehen. Es ist dies die Urne, welche ich unter Fig. 46 (1/10 nat. Gr.) abbilde. Dieselbe ist nur mit einem Henkel, der von dem unteren Theile des Halsstückes auf die Ausbauchung des Gefässkörpers ausläuft, versehen; sie hat eine Höhe von 32 cm, und misst an der Mündung 30 und am Boden 10 cm im Durchmesser. Sonst ist die Urne von schmutzig grüngelber Farbe, geglättet und so hübsch gearbeitet, dass füglich nicht auf ein Werk blosser Handarbeit geschlossen werden kann. — Von der gleichen Urnenform besitzt das städtische Museum zu Prag noch zwei kleinere Exemplare aus derselben Gräberstätte, von welchen das grössere Gefäss 30 cm hoch ist und an der Mündung 27 und am Boden 9 cm im Durchmesser hat; das kleinere ist nur 23 cm hoch und zeigt an der Mündung 21 und am Boden 9 cm im Durchmesser.

Von anderen Gefässformen verdienen noch angeführt zu werden:

Fig. 47 (1/10 nat. Gr.). Ein krugartiges Gefäss ohne Henkel, an dessen Stelle unterhalb des Halsstückes blos ein kantiger Ansatz hervorsteht. Dasselbe ist schön schwarz geglättet, 25 cm hoch und hat an der Mündung 20·5 und am Boden 9 cm im Durchmesser.

Fig. 48 (1/8). Ein Krug von grauer Farbe. Derselbe ist roh, 15 cm hoch und hat an der Mündung 9·5, am Boden 6 cm im Durchmesser.

Ausser diesen Gefässen muss ich noch die Scherben von grossen zerschlagenen Gefässen erwähnen. Sie tragen denselben Charakter an sich, welchen wir in Böhmen überall und fast auf allen Gräberstätten aus der älteren Periode begegnen. Ich habe sie schon mehrmals besprochen und beschrieben, und es dürfte demnach vielleicht genügen, den geneigten Leser auf die betreffenden Abhandlungen, welche ich in den Mittheilungen der Anthropolo-

[1]) Vergl. Pravitko, ein Hausgötze, bei Krolmus, Pověsti etc., I, 473.

gischen Gesellschaft veröffentlicht habe, hinzuweisen. Namentlich sind dies: Bd. XIV, S. 183, Fig. 58 (Bechlin), Bd. XX, Taf. 1, Fig. 12 *b* (Slup) und die weiter nachfolgenden Abbildungen von Randstücken aus den Gräbern von der Kotlářka (Fig. 68 und 69); ich ergänze meine Berichte durch eine rohe Scherbe (Randstück) von rother Farbe, Fig. 49 (1/6), wie solche wohl auch anderwärts in Böhmen zum Vorschein kommen.

Die erwähnten Thierknochen sind Bruchstücke und rühren von einem vorderen und einem hinteren Oberfusse eines Bos brachyceros Rütimeyer her. Selten trifft man in Böhmen, dass sich vorgeschichtliche Ansiedlungen und auch Gräberstätten weit vom Wasser, welches dem Menschen zum Lebensunterhalt unentbehrlich ist, entfernt befinden; gewöhnlich findet man dieselben an Flüssen und Bächen. Unsere Vorfahren begnügten sich jedoch unter gewissen Umständen auch mit Quellwasser, wenn dies zur Deckung ihrer Bedürfnisse hinreichte. Das war nun eben auch hier der Fall, denn unweit von unserer Gräberstätte befindet sich ein Tümpel, der von einer wasserreichen Quelle getränkt wird. Es ist dies die sogenannte Jezerka (d. i. čechisch von jezero = See abgeleitet), die auch als Libuša's Bad bezeichnet wird und von welcher die Sage geht, dass vor Zeiten an ihren Ufern die Wahl der heidnischen böhmischen Herzoge stattfand. Hájek von Libočan (1541) lässt den Herzog Křesomysl an diesem See den Fürstenstuhl, der zu diesem Zwecke daselbst provisorisch errichtet wurde, besteigen. Dass dieser kleine See noch in den letztvergangenen Jahrhunderten in grösseren Ehren gehalten wurde, als es jetzt der Fall ist, erhellt aus den bei dieser Quelle angebrachten, mit Inschriften ausgestatteten Steinplatten, welche heute, sowie der See selbst, gänzlich verwahrlost sind.

Die Funde vom Vyšehrad.

Um der böhmischen Herzogenburg Vyšehrad, welche so manchem Geschichtsschreiber Anlass zu verschiedenen Combinationen über ihr Alter bietet, Rechnung zu tragen, will ich auch den Funden, welche daselbst gemacht wurden, Aufmerksamkeit zollen, insoweit dieselben die Vorgeschichte berühren.

Es vergeht fast kein Jahr, in welchem man in den Localnachrichten dieser oder jener Prager Zeitung nicht lesen würde, dass auf dem Vyšehrad vorgeschichtliche Gräber, ja ganze Gräberstätten entdeckt wurden; aber niemals gelang es mir, das Geringste von denselben zu ermitteln. Von Alterthümern, welche daselbst aufgefunden wurden und die in ältere Zeiten zurückreichen, sind es immer nur Objecte, welche der Burgwalltypus-Periode angehören und überdies gewöhnlich nur Scherben von Gefässen. Erst im Jahre 1884, als der Friedhof am Vyšehrad erweitert wurde, erfolgte ein grösserer Fund, indem der Todtengräber auf mehrere Gefässe stiess, welche — wie derselbe berichtet hat — mit Steinplatten bedeckt waren. Dieselben enthielten Asche und eingeschwemmte Erde und sollen in einer Reihe in Entfernungen von 80 bis 100 cm von einander entfernt gestanden sein.

Anbei die Abbildung eines von diesen Gefässen, welche das hochw. Domcapitel von Vyšehrad dem städtischen Museum zum Geschenke gemacht hat. Es ist ein henkelloses Gefäss, Fig. 50 (1/6 nat. Gr.), von grauer Farbe, gut gebrannt, 27 cm hoch und hat an der Mündung 16 und am Boden 9 cm im Durchmesser. Die Form, sowie auch der starke Hals, welcher mit einer scharfen Kante umzogen ist, die dem Ganzen ein besonderes Aussehen gibt, weisen auf die jüngere Burgwalltypus-Periode hin. Andere von den daselbst gefundenen Gefässen sind mitunter auch

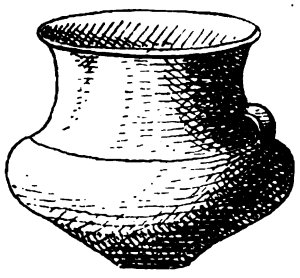


Fig. 46 (1/10). Urne.

Fig. 47 (1/10). Gefäss.

Fig. 48 (1/6). Krug.

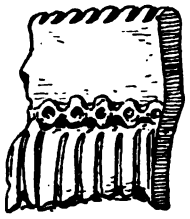


Fig. 49 (1/6). Gefässscherbe.

Thongefässe von St. Pangratz bei Prag.

mit Henkeln versehen, und einige zeigen auch eine grössere Ausbauchung des Gefässkörpers.

Gefässscherben, von denen sich vom Vyšehrad im städtischen Museum eine bedeutende Zahl befindet, erscheinen häufig mit Randstreifen, Wellenlinien, Punkten und dgl. Verzierungen; ebenso sind auch die Böden mit verschiedenen Zeichen, wie Kreuze, Ringe, Querstriche u. s. w. — wie es eben den Gefässen von diesem Typus eigen ist — versehen.

Aus alledem ist ersichtlich, dass die Ansiedlung auf dem Vyšehrad kein hohes Alter hat, und es ist

Fig. 50 ($^1/_6$).
Thongefäss vom Vyšehrad.

sehr wahrscheinlich, dass die Burg auf diesem Berge, der früher Psařská hora (d. i. Psařský-Berg) geheissen haben soll, erst in späterer Zeit gegründet worden war, als das Prager Fürstenthum seinen Anfang genommen hat.

Aelter als die Funde oben auf dem Vyšehrad erweist sich der Fund eines Thonwirtels am Fusse dieser

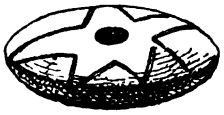


Fig. 51 ($^1/_1$).
Thonwirtel, gefunden unterhalb des Vyšehrad.

Felsenburg, welcher unweit des Moldauflusses gemacht wurde. Derselbe, Fig. 51 ($^1/_1$ nat. Gr.), ist von brauner Farbe, 15 mm hoch und hat 27 mm im Durchmesser. An den beiden flachen Seiten ist er mit einem offenen fünfeckigen, eingeritzten Stern verziert, welches Zeichen sehr an den Drudenfuss erinnert. Dieser Wirtel dürfte der älteren Burgwalltypus-Periode angehören.

Reichhaltiger als die Funde am Vyšehrad erweisen sich die Sagen, welche theils diese Herzogenburg selbst, theils deren nächste Umgebung berühren und von welchen ich einige, sofern dieselben die Mythe betreffen, anführen will.

Libuša, welche das Schicksal ihrer Nachkommen durch ihren prophetischen Geist voraussah, sammelte sich zum Schutze vor dem drohenden Unglück eine Schaar auserwählter Krieger und wies ihnen nach dem Tode durch die Macht des Zaubers das Innere des Felsens zu ihrem Wohnsitz an, mit dem Gebote, in der grössten Noth den Böhmen Hilfe zu leisten. Um diese Schaar in der Zukunft zu vergrössern, erwirkte sie mit ihrem Zauber von den Göttern, dass in Hinkunft jeder in der Nähe des Vyšehrad Ertrunkene dieser Kriegerschaar eingereiht werde [1]).

Am Vyšehrad ist ein grosser Schatz verborgen, welcher von Gnomen (var. von einem Löwen, von einem Hunde oder von einem anderen Thiere) bewacht wird. Vor einigen Jahren versuchte nun ein frommer Mann, diesen Schatz zu heben, und es gelang ihm auch, durch einen in den Ruinen entdeckten Eingang in das Innere des Felsens einzudringen. Je weiter er vorwärts kam, desto schauriger wurde der Klang, mit dem ihn unheimliche Stimmen anriefen; ohne dies jedoch zu beachten, gelang es ihm, eine Lade zu erreichen, bei welcher sich ein grosser schwarzer Hund mit einem schwarzen Hahn raufte. Erschrocken blieb der Mann stehen. Da schien es ihm, als hörte er hinter sich die Stimme seines Bruders, die ihm zurief, er solle Acht geben, dass sich hinter ihm nicht die Thüre schliesse. Er blickte um sich und im Augenblick war Alles verschwunden, er aber stand der Ruine gegenüber [2]).

Schlimmer als diesem erging es im vorigen Jahrhunderte einem Schuster, welcher sich mit Zauberei, Beschwörungen und ähnlichen geheimnissvollen Künsten beschäftigte. In Begleitung von noch sechs Freunden, welche er zur Ergänzung der zu seinem Vorhaben nöthigen Siebenzahl brauchte, betraten sie einen zum Heben des Schatzes bestimmten Dachboden und beteten hier im Kreise knieend Alle zur heil. Korona. Als sie das siebente Gebet zu dieser Heiligen gesprochen hatten, wurde aus der Tiefe des Kellers ein Rasseln hörbar, welches heraufzusteigen schien und bald wurden sie eines Gnomens gewahr, der einen grossen Sack mit Geld gefüllt am Rücken trug. Dieser warf den Sack vom Rücken und nachdem er die Schatzsucher einigemal umtanzt hatte, rief er mit furchtbarer Stimme: „Wen von euch soll ich mir also für dieses Geld nehmen?“

[1]) Eine ähnliche Sage wird auch von dem Berg Blanik bei Votic erzählt.

[2]) Grohmann's Sagen aus Böhmen, S. 295.

Nachdem er darauf die vor Furcht halb erstarrten Schatzgräber umgangen hatte, packte er einen von ihnen am Kragen und rief „Dich!“ Ein „Jesus, Maria“ drang nun über die Lippen des Unglücklichen, der hierauf in Ohnmacht fiel, und unter furchtbarem Getöse flog der Geist sammt dem Geldsack zum Dachfenster hinaus. Die unglücklichen Schatzgräber büssten ihr Wagniss mit langer Krankheit [1]).

Das wilde Weib. Obzwar die Erdgeister, denen wir gewöhnlich im Walde, in den Felsen und im Wasser begegnen, aus den grösseren Städten verdrängt erscheinen, sind es doch die Divé oder Bílé ženy (d. i. wilde oder weisse Weiber), welche sich nicht so leicht einschüchtern lassen und ihr Unwesen auch in stark bevölkerten Städten treiben; sie wagen es nach der Sage, den Menschen bis nach Podskal, unterhalb des Vyšehrad, nachzulaufen. Diese Weiber, von welchen wir noch Gelegenheit haben werden, mancherlei zu erzählen, streichen in der Umgebung von Prag herum und lauern den Wöchnerinnen auf, um ihnen Kinder zu stehlen und diese mit ihren eigenen, welche gewöhnlich an einem Uebel leiden, zu vertauschen. So lange sich die Kinder im Austausche befinden, geht es den betrogenen Eltern sehr gut, ausser dem Kummer, den ihnen die unterschobenen Kinder verursachen; denn diese pflegen gewöhnlich grossköpfig zu sein, einen breiten Leib mit kurzen Händen und Füssen zu haben und sehr selten zu sprechen.

Ein solcher Umtausch traf auch einen armen Insassen von Podskal in Prag. Sein Weib, welches sich von ihrem schönen vierwöchentlichen Knäblein für einen Augenblick in die Küche entfernt hatte, fand bei ihrer Rückkehr das Kind ganz verändert und hässlich. Bald wurde es ihr klar, dass das wilde Weib hier im Spiele sei. Die Eltern wollten anfangs an dem unterschobenen Kinde Rache nehmen, aber erfahrene Leute widerriethen es ihnen deshalb, weil auch das wilde Weib an dem eigenen Kinde derselben Rache nehmen würde. Seit der Zeit ging es den betrogenen Eltern auffallend gut. Sie gewannen in der Lotterie; darauf kamen türkische Soldaten nach Prag, und ein vornehmer Türke, der bei ihnen einquartiert war und starb, vermachte ihnen seinen Sattel, in dem sehr viel Gold eingenäht war. Durch volle zwölf Jahre lachte den Eltern das Glück, als ihr Pflegling starb. Dies war für sie ein Fingerzeig, dass auch ihr Kind bei der wilden Frau gestorben war. Seit dieser Zeit aber verloren sie auch das Glück, und es währte nicht lange, so waren sie wieder verarmt [1]).

Die wilden Weiber kommen aus den Wäldern und wagen es, in der nächsten Umgebung von Prag Menschen anzubetteln. Dieselben sprechen Alles verneinend aus; so sagen sie beispielsweise: Neprosim váš (ich bitte Euch nicht), nedejte mně (gebt mir nicht), nechleba (nicht Brod) u. s. w. Wenn man ihnen das gibt, um was sie gebeten haben, findet man bald Segen und reichen Zufluss an Allem; wenn aber eine Hausfrau sie aus Neugierde fragt: „Nač pak?“ (d. i. wozu denn?), so antworten diese: „Když jste si to načala, teda si to nechta!“ (Wenn ihr es euch angefangen habt, so behaltet es wieder) [2]) und gehen fort, ohne das Haus zu segnen.

Sonst pflegen diese wilden Weiber auch Menschen im offenen Felde anzufallen, bei welcher Gelegenheit sie aber viel gefährlicher sind; denn sie verführen oft Kinder, locken junge Männer mit sich in ihre Asyle, wo sie dieselben entkräften und auszehren. Um die Mittagszeit sind sie unter dem Namen Polednice (Mittagsweib) und am Abend unter dem Namen Večernice (Abendweib) bekannt und so treiben sie zu verschiedenen Tageszeiten und auch in der Nacht unter dem Namen Půlnočnice (Mitternachtsweib) überall ihr Unwesen. Obzwar sie verschiedene Gestalten annehmen können, sind sie zumeist in ihrer wahren Erscheinung sehr hübsch von Gesicht, schlank gewachsen, langhaarig und pflegen gewöhnlich weiss gekleidet herumzugehen, weshalb sie auch Bílé báby oder Bílé ženy (d. i. weisse Jungfern und weisse Weiber, Frauen) genannt werden. Zum Schmuck bekränzen sie den Kopf sowie den Leib mit Birkenlaub, welches sie bald in Steine, bald in Gold u. dgl. je nach ihrem Wunsche verwandeln können. Für geringe Dienste erweisen sie sich sehr dankbar und üben auch mitunter Wohlthaten. Die Tageshelle und das Dunkel der Nacht vertragen sie sehr gut; nur künstliches Licht bekommt ihnen schlecht, und man sagt, dass dies davon herrühre, weil sie grüne Augen haben sollen.

Anschliessend muss ich noch verschiedenen Gerüchten, welche über den Vyšehrad verbreitet sind und fast jährlich von daselbst entdeckten heidnischen Grabstätten erzählen, entgegentreten, insofern es der wahre Sachverhalt zur Aufklärung erheischt.

[1]) Houška: Pověry české in Čas. čes. mus. Bd. 28, S. 532.

[1]) Houška 16, 29, S. 47.

[2]) Im Čechischen bedeutet načínať anfangen, davon entlehnt nač Anfang.

Gelegentlich will ich auch einige Nachrichten über die Leichenbestattung miterwähnen, welche uns ältere Chronisten als in der heidnischen Zeit gebräuchlich schildern, um Material zu Vergleichen mit so manchen bis heute herrschenden Gebräuchen zu bieten.

So weit ich es zurückzuverfolgen vermag, wurde noch kein einziger Fund am Vyšehrad gemacht, der auf daselbst befindliche Gräber aus der Vorgeschichte mit Bestimmtheit schliessen liesse; auch wurde dort meines Wissens noch niemals Etwas gefunden, was vor die Burgwalltypus-Periode einzureihen wäre, während dagegen Gefässe sowie andere Objecte, die bereits auf eine jüngere Zeit hinweisen, oft zum Vorschein kommen.

Wenn wir die Sage von Krok (nach Anderen Krok II.) über Vyšehrads Gründung berücksichtigen wollen, so dürfte diese Burg von ihm gegründet, von Libuša erweitert und erst von Přemysl I. zur Residenz ausersehen worden sein, und das zu einer Zeit (VII. bis VIII. Jahrhundert), wo es noch keinen böhmischen Staat unter diesem Namen gegeben hat, wohl aber das Prager Fürstenthum, welches nicht grösser als der nachherige Prager Kreis war. Dies Alles stünde auch mit den daselbst gemachten Funden im Einklange. Dass sich in der heidnischen Zeit auf dieser Burg, welche bedeutend kleiner als die mittelalterliche Fürstenresidenz war, schwerlich eine Begräbnissstätte befunden hat, dürfte auch aus den Sagen hervorgehen, welche die böhmischen Fürsten unterhalb der Burg am Ufer des Botíč-Baches an der Stelle, welche heutzutage noch „na Hrobce“ (d. i. Gesammtgrab, Gräberstätte, Hügelgrab) heisst, beisetzen lassen. In diesem Sinne äussern sich auch die älteren Geschichtsschreiber; nach Hájek von Libočan (1541) sollen daselbst die Fürsten Přemysl I., Nezamysl, Mnata, Vojen, Křesomysl, Neklan, der Fürstensohn Nebyhost und die Fürstin Hruba bestattet worden sein. Interessant erscheinen dabei die Berichte über die stattgefundene Leichenfeier, welche Hájek aus älteren Nachrichten geschöpft hat und wiedergibt. So erzählt dieser Chronist:

Als Krok gestorben war, setzte man ihn neben Niva, seiner Gemalin, sammt den Liebesgaben bei, bedeckte sein Grab mit einem grossen Steine und machte auf demselben ein Feuer an, in dem alle seine Kleidungsstücke den Göttern zum Opfer verbrannt wurden. Libuša's Leiche wurde in ein kostbares Gewand gekleidet und in eine Truhe gelegt. In die linke Hand gab man ihr ein ledernes Säckchen mit goldenen Münzen, welche sie einem unbekannten Gotte zu opfern hatte; in die rechte Hand legte man ihr zwei Silberstücke, und zwar eines für den Führer und das andere für den Fährmann, und bestattete sie vor dem Thore zu Libic (recte Libušin). — Auch Přemysl I. erhielt je 5 und 3 Goldstücke (in die Hände?) und wurde wohlgekleidet in einer Truhe beigesetzt. — Auf dem Grabe des Herzogs Mnata, dem man wieder Liebesgaben in die Hände gelegt hatte, brannte durch drei Tage Feuer und wurden den Göttern Opfer dargebracht. — Auf dem Grabe des Nebyhost dauerte das Feuer einige Tage lang, und auf dem Grabe des Křesomysl, welches mit Steinen bedeckt war, wurde das Feuer durch acht Tage unterhalten und in demselben verschiedenes Federwild und Geflügel zum Opfer verbrannt. — Ebenso wurde auf dem Grabe des Fürsten Neklan ein überaus grosses Feuer angemacht, um welches die Leute herumgingen, sich die Haare und die Bärte abschnitten und dieselben in das Feuer warfen. — Hostivit war der letzte auf heidnische Art bestattete Fürst; auf seinem Grabe wurde das Feuer drei Tage lang unterhalten. Auch um dieses Feuer gingen die Männer herum und warfen Stücke hinein, welche sie von ihren Kleidern abgeschnitten hatten. — Bei dem Grabe der Fürstin Tetka wurde ein grosser Stein aufgestellt und auf dem Grabe selbst ein sehr grosses Feuer durch neun Tage unterhalten; in demselben wurden viele und auch werthvolle Sachen zu Ehren der Göttin Klimba verbrannt. — Als die Fürstin Hruba, Nezamysl's Gemalin, gestorben war, liess sie der Fürst, der herrschenden Sitte zufolge, erst nach Sonnenuntergang bestatten. Als dies geschehen war, bewachten die Dienerinnen der Fürstin das Grab durch volle drei Tage ununterbrochen und unterhielten dabei ein Feuer, in welches sie viele der Fürstin gehörige sowie auch eigene Sachen warfen und verbrannten; zuletzt, als die Todtenfeier beendet war, warfen sie beim Weggehen über ihre Köpfe Steine hinter sich.

Welches die älteren Quellen sind, aus denen der Chronist diese Nachrichten geschöpft hat, ist mir nicht bekannt; aber das von ihm Gesagte widerspricht der Wahrscheinlichkeit nicht, indem man alle die erwähnten Umstände bei der Untersuchung der vorgeschichtlichen Gräber bestätigt findet[1]).

[1]) So fand man z. B. bei Kopidlno Skelette, von welchen einige in hölzernen Truhen, die anderen in Steinkisten beigesetzt waren (Obrazy Života, 1861, p. 117). — Ueberreste stattgefundener Feuer kommen sehr oft über den Gräbern

Obzwar Hájek blos von Leichenbeisetzung spricht, wissen wir doch aus anderen Quellen, dass man in Böhmen die Leichen auch verbrannte. Ohne auf schriftliche Ueberlieferungen und Ausgrabungen hinzuweisen, genügt es, beispielsweise ein Nationallied anzuführen, welches den schlagendsten Beweis für die Sitte der Leichenverbrennung liefert; dasselbe lautet:

Hořela lipa, hořela,
pod ní panenka ležela;
jiskřičky na ní padaly,
mládenci pro ní plakali.

d. i.:

Es brannte die Linde, sie brannte,
es lag unter ihr eine Jungfrau;
die Funken fielen auf sie herab,
die Jünglinge beweinten sie (die Jungfrau).

Dieses Lied, dessen Melodie auch auf ein bedeutendes Alter hinweist, da sie in ganzen Tönen auf- und niedersteigt, berechtigt uns zu schliessen, dass der Leichenbrand nicht immer auf der Begräbnissstätte stattfand, sondern auch an anderen Orten; vielleicht geschah dies in Hainen oder in Gärten bei Wohnungen, wo die Begräbnissfeierlichkeiten ihren Anfang genommen haben mögen, oder vielleicht auch an Orten, welche den Verstorbenen lieb oder heilig waren, wie eben hier z. B. die Linde.

Dass sich die heidnischen Begräbniss-Gebräuche in Böhmen lange, bis in die christliche Zeit hinein, erhalten haben, erhellt aus verschiedenen Verordnungen, die zum Schutze des Christenthumes und zur Unterdrückung des Heidenthumes erlassen wurden und welche uns die alten Geschichtsschreiber [1]) aufbewahrt haben.

Bereits im Jahre 987 (also 100 Jahre nach der Einführung des Christenthumes in Böhmen) trat der Bischof Adalbertus den heidnischen Gebräuchen entgegen, indem er die Nichteinhaltung der heiligen Taufe von Seite der Christen, welche, auch wie die Heiden, ihre Todten in Wäldern, auf freiem Felde und auch zu Hause bestatteten, beklagte. — Im Jahre 1039 mussten die in Gnesen anwesenden Böhmen am Sarge des heiligen Adalbertus schwören, dass sie fernerhin die Lehre dieses Heiligen unter Strafe an Geld, bei Landesverweisung und Verdammung aufrecht erhalten wollen; unter Anderem mussten sie schwören, nur christliche Ehen einzugehen, die christlichen Feiertage zu feiern und ihre Todten nicht auf Feldern und in Wäldern, sondern auf christlichen Friedhöfen beerdigen zu wollen, welche Bestimmungen dann gesetzlich angeordnet wurden. Wie wenig aber dies fruchtete, erhellt aus der Landesverordnung vom Jahre 1092, nach welcher alle Wahrsager, Beschwörer, Hexenmeister, Sterndeuter und dergleichen Zauberer aus dem Lande verwiesen und alle Jene, welche nicht gehorchten, zum Tode durch Feuer oder Wasser verurtheilt wurden. Ferner sollten alle heiligen Haine zerstört und die geweihten Bäume gefällt werden; es wurde auch verboten, blutige Opfer bösen Geistern darzubringen, sowie neugeborene Kinder am Feuer den Geistern zu weihen. Auch Spiele wurden untersagt, welche auf heidnische Art auf Kreuzwegen abgehalten wurden und den Seelen der dahingeschiedenen Vorfahren und Verwandten, die sich nach dem Tode daselbst aufzuhalten pflegten, Ruhe verschaffen sollten; ebenso auch alle Gaukeleien, welche bei den Leichen der Verstorbenen getrieben wurden, indem man dazu deren Seelen einlud und in Larven gehüllt ihnen zu Ehren tolle Tänze veranstaltete. Ferner wurde auch verboten, die Todten auf Kreuzwegen, auf Feldern und in Wäldern zu beerdigen, bei Begräbnissen Brod und ein brennendes Licht, welches so lang, wie der Verstorbene war, zu der Leiche zu setzen und nach vollendeter Beisetzung (wenn man vom Grabe Abschied nahm) Steine, Holz, Gras und Laub über den Kopf hinter sich zu werfen u. s. w. u s. w.

Trotz dieser strengen Verordnungen gelang es nicht, das Heidenthum in Böhmen gänzlich zu unterdrücken, insbesondere aber dessen traditionelle Gebräuche auszurotten; denn bis auf unsere Tage leben dieselben — allerdings in beschränktem Masse — noch immer in Sagen, Gebräuchen, Aberglauben, Liedern u. s. w. unter der ländlichen wie auch der städtischen Bevölkerung fort.

Werfen wir nun einen Blick auf die Gebräuche sowie auf den Aberglauben, welche sich noch jetzt in Böhmen erhalten haben oder die noch vor Kurzem bestanden. Zur näheren Bezeichnung der diesbezüglichen Gebräuche und der Gegend, wo sie einheimisch sind, füge ich den Namen der betreffenden Orte in einer Klammer bei.

---

liegender Hocker und über anderen Skeletgräbern vor. — Geld in der Hand der Skelette fand man in Gräbern bei Sušic und in Otmýk (Pam. Arch. IX, 13). Liebesgaben findet man allenthalben in verschiedenen Gräbern, und es hat sich dieser Brauch bis auf unsere Tage erhalten.

[1]) Cosmas, C. II, p. 109—112, 197—198; Dalimil, C. 43; Hájek, a. ann. 978, 1039, 1093 u. s. w.

Wenn ein Kind im Sterben liegt und nicht sterben kann, soll man ihm ein Stück von dem Hochzeitskleide seiner Mutter unter den Kopf legen; dann wird es gleich sterben (Lochovic). Einem Erwachsenen legt man ein Tuch oder ein Stück von einem Kleide an, welches derselbe bei der Taufe oder bei der Hochzeit getragen hat (Klattau).

Die Seele, welche dem Leibe entschwebt (durch den Mund) [1]), nimmt die Gestalt eines weissen Vogels oder einer weissen Taube an (Prager Kreis) und hat noch die Macht, von Jenen, die sie lieb hatte, Abschied zu nehmen (Březnic). Ihren Freunden gibt sie verschiedene Zeichen, z. B. durch Klopfen an das Fenster, an die Thür, an das Bett u. dgl., oder durch Anläuten, durch Geräusche u. s. w. (Pisek, Tetin). Auch in der Gestalt eines von Grab zu Grab hüpfenden Flämmchens nimmt die Seele auf dem Friedhof von den daselbst Beerdigten Abschied (Tetin).

Wenn Jemand stirbt, wird das Fenster aufgemacht, damit die Seele des Verstorbenen hinausfliegen kann (Prager Kreis). In manchen Gegenden wird der Verstorbene in seinem schönsten Kleide in den Sarg gelegt; dort, wo man die Todten im Sterbehemde beisetzt, darf dasselbe nicht am Sonntag gewebt (noch genäht) sein, sonst hätte der Verstorbene im Grabe (im Jenseits) keine Ruhe (Prager Kreis). — Früher pflegte man auch den Todten einen Laib Brod in den Sarg mitzugeben, von welchem Brauche einige Fälle noch vor Jahrzehnten im Hořovicer Bezirk und bei Dobříš vorgekommen sind, jedoch später auf das Ausstellen des Brodes und Salzes auf dem Tische hinter dem Kopfe des Verstorbenen, das man nach der beendigten Beisetzung aufass, beschränkt wurde (Taus). — Verbreiteter erscheint der Brauch, den Verstorbenen alles das, was ihnen bei Lebzeiten lieb war oder womit man sie zum Andenken beschenken will, mit in den Sarg zu legen, wie beispielsweise Fingerringe (Verlobungsringe), wohlriechende Blumen (so den Unverheirateten Rosmarinzweige und den Kindern kleinere Spielereien), Heiligenbilder und dergleichen Liebesgaben. — Im Allgemeinen ist es immerhin schwer, diese Gaben näher zu bezeichnen, weil deren Beilegung von den Gebern verheimlicht wird; allein die Ausgrabungen und Funde in den mittelalterlichen sowie in den jüngeren Gräbern bringen neben verschiedenen Gegenständen, wie Ketten, Ringe, Armbändern, Nadeln, Messerklingen, Geld u. dgl., auch verschiedene Fläschchen und kleine Gefässe zu Tage, woraus geschlossen werden kann, dass man den Verstorbenen auch Speise und Trank beigelegt hat [1]).

Im Allgemeinen ist es noch heute hie und da üblich, dass Jedermann, der den Verstorbenen besucht, ihm ein Geschenk (z. B. Blumen, Heiligenbilder u. s. w.) in den Sarg legt (Umgebung von Prag). Unter Anderem gibt man den Wöchnerinnen eine Scheere, Nadel, Leinwand und Zwirn mit in das Grab, damit sie für das hinterbliebene Kind nähen können (Tetin) [2]).

Dem Verstorbenen sollen die Augen zugedrückt werden; denn wenn man ihm dieselben offen liesse, könnte er Jemanden ausersehen, der ihm folgen müsste (Prag, Lochovic). Auch müssen die Stühle im Zimmer, wo der Verstorbene verschied, umgestürzt werden, damit den Hinterbliebenen nicht bange werde (Jungbunzlau).

Bei der Aufbahrung des Leichnams muss sehr schonend mit demselben umgegangen werden; denn der Verstorbene hört alles und weiss so lange, was im Hause geschieht, bis er vom Priester eingesegnet (Tetin) oder über die Schwelle des Friedhofes gebracht wird (Nové Dvory bei Dobříš).

Wenn der Verstorbene aus dem Hause zum Friedhofe getragen wird, pflegt man mit dem gehobenen Sarge entweder in der Stube, wo die Leiche ausgestellt war, oder in der Hausflur vor der Hausschwelle einen Augenblick stille zu stehen, damit man den Segen, den er zum Abschied dem Hause ertheilt, nicht wegtrage (Prager Kreis).

Wenn der Leichnam auf einem Wagen zum Friedhof geführt wird, muss man nach Aufladung des Sarges die Pferde dreimal zurückrücken lassen, damit sie nicht wissen, dass sie eine Leiche führen. Geschieht dies nicht, so ziehen die Pferde nicht an oder sind nach Beerdigung des Todten nicht vom Friedhof nach Hause zu bringen oder endlich sie werden traurig und krank (Nové Dvory).

Beim Versenken des Sarges werden alle Kränze und Blumen, bisweilen auch die Kerzen, gebrochen

[1]) Man sagt im Čechischen deshalb, wenn Jemand im Sterben ist, dass er: má duši na jazyku: d. i. die Seele auf der Zunge hat.

[1]) Eine Menge von ähnlichen Beigaben förderten die jüngst abgegrabenen, um die Kirchen bei Prag gelegenen Friedhöfe zu Tage, wobei auch Becher und Fläschchen, ja sogar grössere Gefässe zum Vorschein kamen; auf diesen Friedhöfen fand die Leichenbestattung bis zum Schlusse des vorigen Jahrhundertes statt.

[2]) Auch in den vorgeschichtlichen Gräbern fand ich in Tetin bei zwei weiblichen Skeletten eiserne Scheeren.

und auf den Sarg geworfen; auch die Kranzeljungfern werfen ihre Kränze vom Kopfe herab in das Grab (Taus). Beim Weggehen wirft jeder Anwesende drei Hände voll Erde zum Abschied dem Begrabenen nach (Prag). Vom Friedhof geht Alles in's Wirthshaus, wo die Gäste und Theilnehmer am Begräbnisse zum Andenken an den Verstorbenen festlich bewirthet und durch Tanz unterhalten werden [1]); die Leidtragenden tanzen aber nicht (Prager Kreis, Taus).

Der beerdigte Verstorbene soll nicht mehr beweint werden, sonst findet er im Grabe (im Jenseits) keine Ruhe; nur so lange die Leiche im Hause ist, sollen die Männer ernsthaft sein und die Weiber recht viel weinen und wehklagen, damit sie sich ausklagen und der Verstorbene Ruhe habe. Nach vollbrachter Beerdigung stört den Verstorbenen im Grabe jedes Wehklagen, und es geschieht dann, dass seine Seele in der Gestalt eines Vogels oder in anderen Gestalten vom Himmel auf die Erde herabgeflogen kommt, um die Hinterbliebenen zu bitten, ihn nicht mehr zu beweinen und seine Ruhe nicht zu stören [2]). Das Andenken der Todten soll in Ehren gehalten werden, und man soll nur ihrer Tugenden gedenken (Prager Kreis).

Die Seele des Jüngsten oder Letztgestorbenen einer Gemeinde muss im Jenseits den vor ihr Verstorbenen so lange Wasser holen, bis sie durch eine ihr Nachfolgende darin abgelöst wird. Das Alter macht dabei keine Ausnahme (Lochovic). Andernorts hält jeder Verstorbene auf dem Friedhof so lange Wache, bis er von einem Anderen abgelöst wird (Houška, 27, S. 481).

Wenn ein Mensch nach dem Tode schwarz wird, so hat er im jenseitigen Leben Qualen zu leiden; wenn er aber weiss bleibt, so ist er im Himmel (Houška, ib. 481).

Der Tod hat auch seine Göttin: Mořena, Mařena und Morana, Smrť, Smrtnice (Todesfrau) und Bílá paní (weisse Frau) genannt.

Diese Todesgöttin erscheint in der Gestalt einer schönen weissen Frau oder einer Jungfrau mit blassem Gesicht (Planic) oder überhaupt nur in der Gestalt eines weissen Weibes (Prager Kreis) [1]). Ihr Benehmen ist ruhig und würdig; äusserst selten lässt sie sich mit den Menschen in ein Gespräch ein, ist dabei aber weder stolz noch unzugänglich; eher ist das Gegentheil der Fall; denn sie tröstet auch Unglückliche und warnt vor zufälliger Gefahr. Nichtsdestoweniger ist ihr Erscheinen schrecklich, so dass selbst der herzhafteste Mann den Eindruck, den sie ausübt, nicht zu verwinden vermag. Durch ihr Erscheinen kündigt die Mořena den nahen Tod an. In dem Hause, an welchem sie vorbei geht, erkrankt Jemand; wenn sie aber die Thürschwelle eines Hauses, in welchem ein Kranker liegt, betritt, erfolgt der Tod sogleich (Prager und Hořovicer Bezirk). In Tetin geht sie in weissem Mantel eingehüllt herum und schreitet Demjenigen entgegen, der sterben soll. Hunde wittern sie, selbst wenn sie unsichtbar vorbeigeht, und winseln dabei. Im Podbrder Gau wird sie oft gesehen; sie nähert sich dem Kranken bis zu seinem Lager, und in demselben Augenblicke bringt sie ihm den Tod. Die Todesgöttin erscheint plötzlich und verschwindet ebenso rasch, oft in die Wand, oft wie Dunst in der Luft oder im Laub der Bäume (Lochovic).

Die Wohnung der Todesgöttin wird in den Sagen zumeist in unterirdische Keller verlegt, wo dieselbe die Lichter, welche für die Menschen daselbst brennen, bewacht; denn sobald ein Mensch geboren wird, wird ihm auch ein Licht in der Unterwelt angezündet und sobald es erlischt, holt ihn die Mořena, um ihn dorthin zurückzuführen, woher er gekommen ist [2]).

Auf die Erde steigt die Todesgöttin entweder aus Brunnen (bei Bydžov) oder aus einer Eiche (Drozdov bei Hořovic), und in den Sagen sieht man sie auch aus Schluchten, Felsenhöhlen, trockenen Brunnen, aus Weiden und anderen Bäumen hervortreten.

---

[1]) Damit hängt auch das Sprichwort zusammen: Nebožtík je ten tam, mé nožičky sem tam (d. i.: Der Verstorbene ist dort und hin, meine Füsse her und hin).

[2]) Vergl. Tacitus, Germ. c. 27 über die Todtenfeier der Germanen: Lamenta ac lacrimas cito, dolorem et tristiam tarde possunt. Feminis lugere honestum est, viris meminisse.

[1]) Im nordwestlichen Böhmen erscheint sie ausnahmsweise schwarz und auch im südlichen Böhmen pflegt sie manchmal schwarz zu erscheinen. (Vielleicht ist dies eine spätere Form.)

[2]) Diese Unterwelt scheint mit dem nächtlichen Himmelsgewölbe gleichbedeutend zu sein, indem die Sterne — wie aus dem Aberglauben hervorgeht — mit den Lebenslichtern der Menschen identificirt werden. Ich werde am Schlusse dieses Absatzes auf diesen Gegenstand noch zu sprechen kommen.

Von diesen Lichtern stammt auch das Sprichwort her, welches häufig in der Umgangssprache gebraucht wird, wenn man von Schwerkranken spricht und, um ihre traurige Lage zu kennzeichnen, sagt: má na kahánku! d. i. sein Licht steht auf der Kippe = es ist mit ihm auf der Neige.

Von den Sagen, die über diese Göttin herrschen, dürften viele bekannt sein, beispielsweise die „von der Frau Pathin und dem armen Schustermeister", welche auch in Mähren heimisch ist[1]) und andere, wie z. B. „Der Schmied von Jüterbogk", welche Sage aber mit der weiblichen Gottheit der Todesgöttin nicht im Einklange steht u. s. w. Zur näheren Kennzeichnung dieser Todesgöttin will ich von vielen anderen Erscheinungen derselben blos einige erwähnen, welche uns ein Bild ihrer Thätigkeit bieten sollen.

Ein Häusler, dessen Weib im Kindbette sammt ihrem Kinde krank darniederlag, ging nach Beraun, um Medicin zu holen. Kaum hatte er die Ueberfuhr übersetzt, begegnete ihm die weisse Frau. Vor Schrecken lief er davon, und in der Meinung, dass ihm dieselbe den nahen Tod seiner Familie ankündige, ging er statt in die Apotheke in das Wirthshaus, um sein Leid durch Trinken zu betäuben, und vertrank das Geld, um welches er Medicin hätte kaufen sollen. Als es Mitternacht wurde, kehrte er nach Hause zurück und fand die weisse Frau wieder an der Ueberfuhr. In der Furcht, dass ihm dieselbe auflauere, stürzte er sich trotz der kalten Herbstwitterung in das Wasser, um der Todesgöttin durch Schwimmen zu entrinnen; aber diese setzte ihm nach, ging trockenen Fusses über den Wasserspiegel und verfolgte ihn bis in sein Haus, wo er in wenigen Minuten verschied, während sein Weib mit dem Kinde genas.

Als im Jahre 1866 die Cholera und 1874 die Blattern in Lochovic wütheten, wurde die weisse Frau öfters bei Brunnen, auf Strassen und selbst in Wohngebäuden gesehen. Der Fabriks-Nachtwächter sah in einer Nacht im Garten unter den Fenstern des dortigen Hausmeisters, dessen Frau an Blattern schwer erkrankt war, ein weisses Weib herumgehen. In der Meinung, dass es das Dienstweib im Nachtkleide sei und Spülwasser im Gebüsche ausgiesse, eilte er ihr nach, um ihr dies zu verweisen; allein das Weib achtete seiner Rufe nicht und schritt ganz ruhig in die verschlossene Hausflur, wohin ihr der Nachtwächter folgte. In diesem Augenblicke trat ihm aus dem Zimmer, in welchem sich kein weiss gekleidetes Frauenzimmer befand, der Hausmeister entgegen und kündigte ihm den Tod seiner Frau an. Zu derselben Zeit starb ein gewisser Petrák natürlichen Todes an Altersschwäche. Seine Freunde und Bekannten standen eben am Hofe vor seiner Wohnung, als sich plötzlich die Thür öffnete und eine stattliche weiss gekleidete Frau aus derselben hinaustrat. Grauen und Schaudern erfasste die Anwesenden, obzwar sie immer noch nicht wussten, wer die weisse Gestalt sei. Dieselbe aber ging an ihnen vorbei bis zu einer in der Nähe stehenden grossen Weide, hob sich sanft in die Luft und verschwand wie ein Nebel in dem buschigen Laube des Baumes.

Ein junger Jäger, der sich in den Bürglitzer Wäldern wegen eines vorüberziehenden Gewitters bis in die Nacht hinein verspätet hatte, verirrte sich auf dem Rückwege und gerieth in ihm unbekannte Waldstrecken. In grosser Eile suchte er in der Finsterniss das Dickicht zu durchdringen, als er auf einmal vor sich die weisse Frau aus der Erde steigen sah, welche ihm mit der Hand stehen zu bleiben gebot. Der erschrockene Jäger fiel vor Entsetzen zu Boden und wagte nicht, sich zu rühren, bis die weisse Gestalt allmälig vor seinen Augen in einem Nebel verschwand. Inzwischen brach der Mond durch die Wolken, und der Jäger erkannte zu seinem Schrecken, dass er am Rande einer Felsenschlucht liege; noch ein Schritt, und er hätte in den Abgrund hinabstürzen müssen. Die Todesgöttin hatte ihn gerettet.

Von der Todesgöttin haben sich auch Lieder, abergläubische Gebräuche und Sprichwörter erhalten, welche sich auf ihren Wirkungskreis beziehen.

Von den Liedern, welche bei der Feier der Ertränkung dieser Göttin am fünften Sonntag in der Fastenzeit (Smrtná neděle — Judica) gesungen werden und von welchen wir bei dem Osterfeste mehrere anzuführen Gelegenheit haben werden, entnehme ich nur einem derselben eine Strophe, welche uns von der Vernichtung dieser heidnischen Gottheit durch das Christenthum berichtet, indem es dort heisst:

Mařeno, Mařeno!
za koho jsi usnřela!
ne za ny, ne za ny,
ale za ty křesťany.

d. i.

Mařena, Mařena!
Für wen bist du gestorben?
Nicht für uns, nicht für uns,
Aber für die Christen.

Von Sprichwörtern werden häufig gebraucht:

Mařeno, Mařeno! všesko je zmařeno!

d. i. Oh Tod, Tod; alles ist vernichtet!

[1]) Kulda, Moravské pověsti II, 97.

Proti věku není léku a proti Mořeně není kořeně; d. i. gegen das Alter gibt es keine Medicin und gegen den Tod gibt es kein Gewürz.

Wenn Jemand unverhofft vom Fieberschauer erfasst wird, sagt man: Mařena (oder Smrť) na něho sáhla; d. i. die Todesgöttin hat ihn berührt; dies soll ein Zeichen sein, dass von mehreren beisammenstehenden Leuten den dritten von den Berührten bald der Tod holen wird (Nové Dvory).

Im südlichen Böhmen ist der Name dieser Göttin zum Schimpf geworden, denn man gebraucht denselben („Moreda" im Doudleber Dialekt) für Uebelthäter, Bösewicht und im ähnlichen Sinne.

Im Anschlusse muss noch erwähnt werden, dass die Todesgöttin Vorboten in Gestalt eines Nachtvogels hat. Es pflegen dies gewöhnlich die Eule (sova — strix), speciell der Kauz (sejc — strix passerina) und der Uhu (vejr — strix bubo, ulula chalcis) zu sein. Ob dieselben zugleich ein Symbol der Göttin sind, wie man meint, vermag ich nicht zu entscheiden, denn ich habe dies niemals aus dem Munde des Volkes gehört; wohl aber dürften diese Vögel insofern mit der Todesgöttin im Zusammenhange stehen, als sie anstatt der Mořena den nahen Tod verkünden.

Wenn der Kauz oder der Uhu im Garten ruft, droht dem Hause ein Unglück, gewöhnlich ein Krankheits- oder Todesfall; wenn dieselben aber vom Dache herab schreien (Lochovic), stirbt gewiss Jemand aus dem Hause in kurzer Zeit. Man sagt, dass der Kauz (durch sein Rufen „půjď, půjď!" d. i. komm, komm! — Tetin, Lochovic) Jemanden in's Grab ruft. Wenn aber ein Kranker im Hause darniederliegt, stirbt er in wenigen Augenblicken; denn der Kauz soll seine Seele in's Jenseits begleiten. All' dies gilt auch vom Uhu (Podbrder Gau). Ferner, wenn die Uhu's schaarenweise ziehen oder ihr nächtliches Wesen in einer Gegend treiben, verkünden sie böse Tage, grosses Unglück oder grössere Sterblichkeit für die nächste Zeit.

Zum Schlusse muss ich noch die Bedeutung der Sterne erwähnen, von welchen auch die Existenz unserer Vorfahren für beeinflusst gehalten wurde und welcher Glaube auch Veranlassung zur Sterndeuterei gegeben haben mag. Das heute noch vorhandene Material, wie es sich im Munde unseres Volkes erhalten hat, ist zu spärlich, um Schlüsse zulassen zu können; nichtsdestoweniger ermöglicht es uns, einen tieferen Einblick in die Geheimnisse der vorgeschichtlichen Sternkunde zu werfen und deren Bedeutung zu würdigen. Um wenigstens dem Thatbestande möglichst beizukommen, habe ich im Nachfolgenden meine spärlichen Forschungsresultate durch andere zu ergänzen versucht.

Jeder Mensch hat einen Stern, der ihm bei seiner Geburt aufgeht; wenn derselbe am Himmelsgewölbe erlischt, muss der Mensch sterben (Lochovic). Wenn Jemand seinen Stern errathen hat (oder denselben zufällig zu Gesicht bekommt, Krolmus Pověry III, 26) und auf denselben zeigend sagen würde: dieser Stern ist mein! so fällt derselbe herab, und der Betreffende muss sterben (Tetin). Deshalb pflegt man zu sagen: Nekoukej na hvězdy, ale na cestu (d. i. Schaue nicht auf die Sterne, sondern auf den Weg), weil der Mensch nicht in den Sternen forschen soll. Auch ist es unanständig, auf die Sterne mit dem Finger zu zeigen; denn wenn dies Jemand thäte, würde ihm der Finger abfallen oder es könnte der Stern selbst vom Himmel herab und dem Vorwitzigen in die Augen fallen, und derselbe erblinden (Houška, 29, 181). Wenn sich Jemand von einem Stern dächte, dass derselbe sein Eigenthum wäre, könnte er so lange nicht sterben, bis er diesen Gedanken nicht aufgibt (ib. 27, 491). Wenn Jemand einen Stern nahe bei dem Monde stehend bemerkt, wird er selbst oder Jemand aus seiner Verwandtschaft sterben (ib. 30, 66). Wenn viele Sterne (Sternschnuppen) fallen, sterben viele Leute (ib. 28, 547).

Unter den Planeten, in deren Zeichen die Menschen geboren werden, scheint sich auch ein Stern zu befinden, welcher dem Neugeborenen Glück bringt. Es ist dies der sogenannte Glücksstern (Štěstěna), von welchem sich nur nebelhafte Sagen erhalten haben und dessen ursprüngliche Bedeutung durch den fremden Einfluss der Glücksgöttin (Fortuna) verdrängt wurde. Des Oefteren gebraucht man noch bei Unglücksfällen die Metapher: Hvězda štěstí jeho mu uhasla (d. i. sein Glücksstern ist erloschen) oder: mně nesvítí hvězda štěstí (mir scheint der Glücksstern nicht) u. dgl. und selbst in den Nationalliedern wird ein solcher Stern erwähnt, indem es dort heisst:

Svítila mi pěkná hvězdička,
když jsem milovala Jeníčka;
už mi svítiť nebude . . . (Erben)

d. i.

Ein schönes Sternlein leuchtete mir,
als ich Hänschen liebte;
nun wird es nicht mehr leuchten . . .

Bis auf unsere Tage gibt es noch Leute, welche Vieles aus den Sternen zu lesen verstehen; es gibt auch Krankheiten und andere Uebel, welche nur bei einer bestimmten Constellation geheilt und beseitigt werden können. Es ist nur sehr schwer diese Geheimnisse zu erforschen, indem die erwähnten Astrologen nicht Willens sind, ihre Kunst und ihr Wissen um irgend einen Preis zu offenbaren.

Wie die Menschen, haben auch die Thiere ihren Stern, und zwar die Zvířetnice (d. i. Thierstern). Es ist die stella matutina, am Morgen Dennice (d. i. Tagesstern = Morgenstern) und am Abend Večernice (= Abendstern) genannt. Die Thiere richten sich überhaupt nach diesem Stern; namentlich ist auch ihr Schlaf von demselben abhängig. Die Tagesthiere gehen mit dem Abendstern schlafen und stehen mit dem Morgenstern auf, wogegen die Nachtthiere (wie Eulen, Fledermäuse, Krautmücken, Nachtfalter u. dgl.) dasselbe umgekehrt thun. Bis auf den heutigen Tag herrscht bei Mělník der Brauch, dass am heiligen Abend die Eltern ihren Kindern den Abendstern mit den demselben zunächststehenden Sternen zeigen und als die Sau mit ihren Ferkeln bezeichnen (vgl. Krolmus III, 40). Dieser Brauch dürfte wohl mit dem goldenen Schweinchen, welches sich an diesem Tage zeigt, zusammenhängen, nach dessen Aussehen (ob dasselbe fett oder mager ist) auf die Fruchtbarkeit des zukünftigen Jahres gedeutet wird.

Die Funde aus dem Ráj auf dem Laurenziberge in Prag.

Schon der Name Ráj (d. i. heiliger Hain) lenkt durch seine Bedeutung die Aufmerksamkeit auf sich; denn überall, wo man demselben begegnet, wird man durch Mythen und Sagen oder durch gemachte Funde an die Vorgeschichte erinnert. Prag ist an solchen Ortsbenennungen, welche auch in anderen Theilen Böhmens so oft vorkommen [1]), besonders reich. Ausser der Rajská zahrada, auch v Ráji genannt (Paradies-Garten), besass es noch einen solchen Hain auf der Svěntská hora (auch Svinská hora genannt — jetzt die königl. Burg am Hradschín), wo heute noch der zweite Hof Rajský dvůr zum Andenken desselben seinen Namen trägt, und schliesslich den Ráj auf dem Laurenziberge, der auch die Flur „u třech kamenův" (d. i. zu den drei Steinen) in sich fasst. Die drei Steine, nach welchen diese Flur benannt wurde, sind daselbst nicht mehr vorhanden, aber ihr einstiges Dasein lässt sich aus der Benennung herleiten, und dieselbe dürfte im archäologischen Sinne wohl auf drei Menhire oder Peulvane hindeuten, die in dem hiesigen Heiligthume gewiss eine grössere Bedeutung haben mochten. In diesem Ráj geschieht es nun des Oefteren, dass man bei Garten- und Bauarbeiten auf Aschenlagen stösst, in welchen Scherben von Gefässen älterer und jüngerer Keramik, Thonwirtel, Thonkügelchen, Perlen aus Glasschmelz, Steinwerkzeuge u. dgl. vorgeschichtliche Objecte gefunden werden.

Das städtische Museum in Prag besitzt einige Fundobjecte von hier; namentlich sind dies Scherben von Gefässen alter Keramik, darunter sehr rohe und auch geglättete Stücke, ferner Scherben von Gefässen des Burgwalltypus, Bruchstücke von Wirteln und Perlen, Abschnitte von verschiedenen Thierknochen u. s. w.

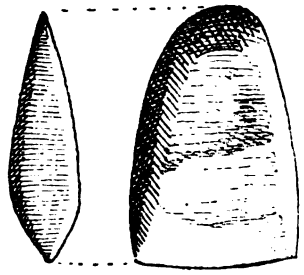


Fig. 52 (1/2).
Steinmeissel vom Ráj auf dem Laurenziberge in Prag.

Das interessanteste Stück aus dieser Fundstätte ist ein Steinmeissel aus schwarzem Serpertin, Fig. 52 (1/2 nat. Gr.). Derselbe ist von primitiver Arbeit und an beiden Enden abgenützt. Seine Länge beträgt 7·5 cm; er ist im Körper 2 cm stark und an der Schneide 4·2 cm breit.

Hájek von Libočan (1451) erwähnt den Petřin (Laurenziberg) als etwas Mythisches, bis in die Zeiten Libuša's Zurückreichendes, indem er sagt: Als Libuša den Herzogstuhl des Prager Fürstenthumes bestieg, ritt sie, von ihren Jungfrauen begleitet, auf den Petřin und befahl daselbst ein Feuer anzumachen, worauf sie verschiedene Opfer den weissagenden Dämonen (duchům věštím) darbrachte und sich bei denselben Raths erholte.

Interessanter als diese Mythe erscheint eine Begebenheit, welche derselbe Chronist aus dem Jahre 991 anführt und die er offenbar aus älteren Quellen ge-

[1]) Ohne die Wald- und Feldfluren aufzuzählen, deren es eine grosse Zahl gibt, verzeichne ich blos Ortschaften dieses Namens: Ráj, Ráje, Rajice, Rajov, Rajová, Rajsko und Rajský.

schöpft hat. „Zu dieser Zeit“ — schreibt Hájek — „wurden auf dem Petřin Steine gebrochen und nach Prag geführt; die Leute, welche in den Steinbrüchen arbeiteten, erbauten sich in der Nähe einer mächtigen Eiche eine dem Hause ähnliche Wohnstätte, und als der Winter herangebrochen war, unterhielten sie daselbst ein Feuer, um sich zu wärmen. In diesem Feuer zeigten sich den Leuten verschiedene wunderbare Menschengestalten; diejenigen von ihnen, welche Heiden waren, erwiesen dem Feuer grosse Verehrung und beteten dasselbe an, welchem Beispiele auch einige Christen folgten. Als sich nun das Wunder in dem Feuer immer mehr vergrösserte und den Eindruck von etwas Heiligem machte, verbreitete sich davon das Gerücht allenthalben; Heiden sowohl als Christen strömten zur Nachtzeit der Wunderstätte zu, legten Holz in das Feuer und indem sie ähnliche Gestalten in dem Feuer gewahrten, waren sie der Meinung, dass dies die Seelen ihrer Väter und Vorfahren wären, die sich in dem Feuer von ihren Sünden reinigten. Es warfen auch Einige Brod und wieder Andere Geld in die Gluth als Opfer. Herzog Boleslav (III.), dem von diesem Treiben erzählt wurde, liess sich von den Geistlichen belehren, dass dies Umtriebe des Teufels seien, und sandte seine Diener aus, das Feuer zu löschen und die Eiche zu fällen.“ Damit war jedoch dem Treiben der Heiden noch nicht Einhalt gethan; denn sie machten ein neues Feuer an; ja im folgenden Jahre wäre es daselbst beinahe zu Gewaltthätigkeiten gekommen und musste der Fürst den Ort stark mit Mannschaft besetzen, um weiteren Ausschreitungen zu begegnen. Hájek bringt diesen Vorfall mit der Gründung der nachherigen St. Laurenz-Kirche in Zusammenhang, welche aber um ein Jahrhundert später erfolgte. Uebrigens war der Berg seit jeher bewaldet und bot auch in späteren Zeiten einen erwünschten Ort zu verschiedenen geheimen Zusammenkünften. Es muss noch erwähnt werden, dass nördlich vom Ráj eine Flur, wo sich Steinbrüche befinden, den Namen „Peklo“ (d. i. Hölle) trägt; es dürfte dies eine Erinnerung an den hier bestandenen heiligen Hain sein.

Zum Schlusse muss ich noch einer Sage erwähnen, nach der im gräfl. Kinsky'schen Garten (auf dem Laurenziberge) noch vor wenigen Jahren ein feuriger Priester ohne Kopf umging; dieselbe ist aber heute verschollen.

Auffallend ist das häufige Erscheinen von ähnlichen Gespenstern in Böhmen, namentlich in Prag und dessen Umgebung. Die Gespenstergestalten erscheinen bald ohne Kopf, bald als Skelette und dann wieder mit Feuer sprühenden Augen; oder dieselben sind ganz feurig. Sie werden gewöhnlich als kněz (Priester) oder Ritter bezeichnet. Der Name „kněz“ rührt aus alten Zeiten her; denn im Altböhmischen und im Slavischen überhaupt bedeutet dieser Name einen Fürsten, und die Identificirung beider ist lediglich eine mittelalterliche Anpassung des höheren Standes an die damals herrschenden Begriffe über das Ritterthum. Im Uebrigen ist es wohl bekannt, dass die heidnischen Fürsten und Potentaten gewöhnlich auch die Würde des höchsten Priesters bekleideten, weshalb auch die in den Sagen erscheinenden Priester als weltliche Oberhäupter anzusehen sind.

Von ähnlichen Erscheinungen erzählen folgende Sagen: Auf der Kleinseite in Prag im „Hohlwege“ pflegte zur Nachtzeit ein Priester ohne Kopf in einem kleinen Wagen, welcher von zwei kleinen Pferden gezogen wurde, einherzufahren. Bis in die Fünfziger-Jahre soll ein anderer Priester ohne Kopf in einem feurigen Wagen über den Rossmarkt in Prag gefahren sein. Mit dem ersten Schlag der Mitternachtsstunde fuhr derselbe aus dem gräfl. Kolowrat'schen Palais-Garten am Graben bis zum Rossthor, wo er sehr schnell umkehrte, so dass er mit dem letzten Schlag der Mitternachtsstunde wieder zurück war und verschwand [1]). Auf der Kleinseite fuhr wieder aus dem Hause „zu den drei Kronen“ ein Gerippe ohne Schädel im feurigen Wagen durch die Spitalgasse; und auf dem Josephsplatz auf der Neustadt spukte ein Ritter, der ohne Kopf auf einem dreibeinigen Pferde sass. Derselbe ritt mit Windeseile über den Platz und unter den Hufen des Pferdes sprühten Funken hervor. Bei Motol und im Košířer Thal reitet ein Ritter ohne Kopf auf einem schwarzen Hengste [2]). Bei Klecan und in den Wäldern bei Březinka reitet wieder ein Priester ohne Kopf ein

[1]) Eine Frau, die aus Neugierde dieser Erscheinung beim Fenster auflauerte, hatte den Tod davon; denn als der Wagen an ihrem Hause vorbeifuhr, glotzte sie der Priester, welcher seinen Kopf auf dem Schoosse hielt, derart an, dass die Frau vor Schrecken in Ohnmacht fiel und am dritten Tage verschied.

[2]) Derselbe soll ein heidnischer Magnat gewesen sein. Er ritt, der Sage nach, einst aus Muthwillen mit seinem Ross in eine christliche Procession hinein, die andächtigen Pilger niederwerfend. Das Ross, welches scheu wurde, rannte mit dem Frevler auf den Kreuzberg, wo es sammt ihm vom Felsen herabstürzte, so dass dem Ritter der Kopf zerschellt wurde. Ein Kreuz bezeichnet bis auf die heutigen Tage die Stelle, wo er herabgestürzt war.

feuriges Pferd. Auch in Přeblic geht ein feuriger Mann um u. s. w.

Ausser diesen einzelnen Gespenstern erscheinen solche auch in grösserer Zahl beisammen. So z. B. gehen bei Čelin zwölf Priester mit brennenden Kerzen in der Hand um; in Řitonic spuken zwölf gerüstete Ritter, und in Lichtenwald (bei Karlsbad) tummeln sich viele Hunderte von feurigen Rittern auf Pferden ohne Köpfen herum u. s. w. u. s. w.

Oft findet man auch Wägen, welche von Pferden gezogen werden, herumfahren. So z. B. fuhr in Hoch-Lieben eine Kutsche herum, an der zwei Schimmel ohne Köpfe eingespannt waren. Bei Mšeno, in dem „Babí důl", fuhren Wägen mit grossem Gerassel einher, und bei Březina, auf dem Fusse des Berges „Besvel", fährt ein vierspänniger feuriger Wagen herum u. s. w.

Es unterliegt keinem Zweifel, dass diese Sagen mit der sonst üblichen Bestattungsart zusammenhängen; denn man findet in den Gräbern oft nur Skelette ohne Kopf (z. B. in Hallstatt; in Řitonic, bei Petersburg und in Tetin in Böhmen) und in Brandgräbern wieder neben Urnen Schädel (z. B. im Hügelgrabe von Svareč in Böhmen, bei Čelechovic in Mähren u. s. w.), wodurch die herrschenden Sagen umsomehr an Bedeutung gewinnen, als dieselben auch durch thatsächliche Funde erhärtet werden. Auch die Sagen über die Wägen greifen mit ihrem Inhalte tief in die Vorgeschichte und dürfen in Einklang mit dem Inhalte so mancher Gräber und Grabhügel gebracht werden, in welchen thatsächlich Ueberreste von Wägen oder verkleinerte Darstellungen von solchen aus Bronze aufgefunden werden. Von den ersteren erwähne ich beispielsweise die Funde aus der Býčí Skála in Mähren, aus dem Grabhügel von Hůrka bei Stiahlau in Böhmen und dem Grabhügel von Legenfeld in Bayern.

Ein Skeletgrab am Smichov.

Beim Baue des Hauses Nr. 30 in der Hauptstrasse am Smíchov stiessen die Arbeiter in einer Tiefe von 5—6 m auf ein Skelet, welches gestreckt am Rücken lag und neben dessem Kopfe oberhalb der rechten Schulter ein vasenartiges Gefäss beigesetzt war. Die Tiefe, in welcher sich das Skelet beerdigt fand, hat hier keine Bedeutung; denn die Aufschüttung betrug daselbst allein 4—5 m, wie dies in Städten vorzukommen pflegt. Belangreicher erscheint jedoch die Beisetzung des Skeletes in ein eigens zu diesem Behufe ausgehobenes Grab, das von dem Sandboden durch die schwarze Erde gut zu unterscheiden war. Das vasenförmige Gefäss, Fig. 53 (1/3), welches von derselben Art ist, wie das oben bei Libeň (Fig. 15) beschriebene, unterscheidet sich von diesem nur durch das Fehlen des Henkels sowie durch das abweichende Muster der Verzierung. Auch die Dimensionen erweisen sich bei diesem bedeutend grösser, denn das Gefäss ist 17 cm hoch und hat an der Mündung 18 und am Boden 8·8 cm im Durchmesser. Die Verzierungen scheinen mit eigens dazu ver-

Fig. 53 (1/3).
Vasenartiges Gefäss von Smichov.

fertigten Instrumenten eingedrückt zu sein. — Da sich daselbst kein anderes Grab mehr vorgefunden hat, so dürfte angenommen werden, dass es ein Einzelngrab war und, dem Charakter des Gefässes nach zu urtheilen, aus der neolithischen Zeit herrührt.

Die Gräberstätte von Smichov.

Im Jahre 1860 stiess man bei dem Baue des Westbahnhofes am Smíchov auf Brandgräber, welche sich fast über die ganze Fläche des zu bauenden Bahnhofes ausgebreitet haben. So viel ich über dieselben erfahren konnte, sollen mehrere hundert Gräber aufgedeckt worden sein. Leider gab es damals in Prag Niemanden, der sich um diesen Fundort gekümmert hätte, und so geschah es, dass die meisten Fundobjecte zerschlagen und verschleppt wurden. Man weiss nur das Einzige darüber, dass es Brandgräber gewesen sind.

Das städtische Museum in Prag, welches den Rest der P. Peteri'schen Sammlung von Herrn

Lehmann käuflich an sich gebracht hat, gewann hiebei aus dieser Gräberstätte wohl drei Objecte, doch ist aus denselben kein Schluss zu ziehen, indem dieselben, mit Ausnahme eines Rehgeweihes nur aus zwei, als Webegewichte anzusprechenden Stücken bestehen. Die Gefässe, welche daselbst gefunden wurden, gehörten — so weit ich mich zu erinnern weiss — der alten Keramik an; dieselben gingen vor einigen Jahren von Herrn Lehmann mit anderen prähistorischen Objecten an einen Privatsammler über.

Die Form dieser zwei Gewichte findet sich selten. Das erste, Fig. 54 (1/3), ist cylinderförmig, aus Lehm

Fig. 54 (1/3). Webegewicht aus Thon.

Fig. 55 (1/3). Gewicht aus Sandstein.

Aus der Gräberstätte von Smichov.

gebrannt und der Länge nach mit einem an der Mündung dreieckigen, sonst aber cylindrischen Loche versehen. Seine Länge beträgt 14 cm und hat dasselbe 6 cm im Durchmesser. Das zweite Gewicht, Fig. 55 (1/3), ist aus Sandstein und zeigt sich an den beiden Enden nur angebohrt. Es ist 7 cm lang und hat im Körper einen Durchmesser von 4 cm. Ausser diesen Stücken wäre noch ein Bronzedraht zu erwähnen.

Das Gräberfeld nächst der Kotlářka.

Im Winter 1889 wurde in der Ziegelei des Herrn F. Plavý, unterhalb des Maierhofes Kotlářka bei Košíř (Parc. Nr. 279—I), ein Gräberfeld entdeckt, welches beiläufig 40 cm tief unter der Bodenfläche Kesselgräber mit Urnen enthielt. Diese Gräber waren alle — bis auf zwei — von gleicher Construction und variirten blos in ihrer Grösse. In jedem Grabe, deren ich achtzehn gezählt habe, befanden sich mit Asche gefüllte Thongefässe; dieselben waren wieder mit Asche und Erde überschüttet, in welcher Aufschüttung auch Thierknochen, Geräthe aus Stein, Bein und Thon zum Vorschein kamen.

Unter den oben erwähnten Gräbern, welche anders als alle übrigen construirt waren, verdient eine Grube, Fig. 56 (1/100), welche in der Form einer Urne ausgegraben war, besonderer Erwähnung; auch ihre Maasse zeigen sich von jenen der andern Gräber sehr verschieden, indem dieselbe 270 cm tief, dabei rund war, auf der Bauchung einen Durchmesser von 180 und am Munde einen solchen von 100 cm hatte. Dieselbe enthielt nur Asche. — Ein Grab, welches eine andere Bestattungsart aufweist, wurde von Herrn Plavý geöffnet; ich lasse die Beschreibung desselben folgen, wie sie mir von dem genannten

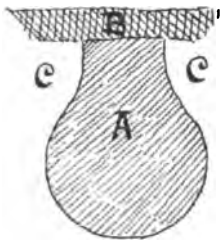


Fig. 56 (1/100).

Aschengrube von der Kotlářka.

Herrn mitgetheilt wurde: Kaum 40 cm unter der Bodenfläche stiessen die Arbeiter, welche Lehm ausgruben, auf Gestein, welches sonst hier in der Lehmschichte nicht vorkommt. Herr Plavý liess dasselbe vorsichtig umgraben und entdeckte eine Art Aufschichtung, welche gegen 160 cm lang, 80 cm breit, beiläufig 60 cm hoch und in der Richtung von Ost gegen West aus zusammengetragenen Steinen aufgeführt war. Nachdem das Gestein behutsam abgelöst wurde, fand man in der Steinkammer Asche und Erde, welche dieselbe ausfüllte und in der erst der eigentliche Inhalt des Grabes aufgefunden wurde. Am östlichen Ende der Kammer stand eine graue, schwach mit Graphit geschwärzte, geglättete Urne, von der aus sich gegen Westen hin menschliche Schenkelknochen erstreckten, so dass der ganze Oberkörper sammt dem Kopfe fehlte, an dessen Stelle sich aber die erwähnte Urne befand. Als Beigaben fand man nahe an der linken Hüfte ein gebrochenes, sehr langes und schmales, einseitiges Steinbeil von roher Arbeit und einen Schaber aus Bein; neben der Urne lag ein roher Reibstein aus Granit, der Unterkiefer eines Hirsches und noch andere Thierknochen. Die hier gefundene Urne, Fig. 57 (1/4), ist 12 cm hoch.

Das Steinbeil, Fig. 58 (1/4), welches schon gebrochen beigesetzt worden war, habe ich nach dem

Muster von anderen hier gefundenen Bruchstücken auf unserer Abbildung ergänzt; dasselbe mag etwa 22 cm lang und 5 cm breit gewesen sein. Das Loch, welches oben an der Stirn angebracht ist und nur 18 mm im Durchmesser misst, beweist, dass dieses Werkzeug nicht als Haue gedient haben konnte, sondern zu leichteren Arbeiten gebraucht worden sein muss.

Der Schaber, Fig. 59 (1/3), scheint aus einem Schlüsselbein eines Hirsches verfertigt zu sein; der-

Fig. 57 (1/4). Urnengefäss.

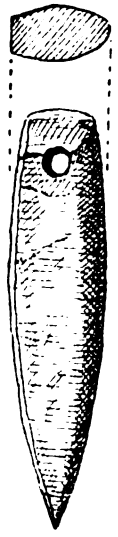


Fig. 58 (1/4). Steinbeil.

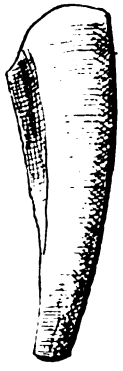


Fig. 59 (1/3). Schaber aus Knochen.

Inhalt eines Grabes von der Kotlářka.

selbe ist 13 cm lang, oben hübsch in die Schärfe gezogen und gut zu handhaben.

Im Herbst desselben Jahres und im Frühling 1890 habe ich diesen Gräbern eine grössere Aufmerksamkeit widmen können; es vergrösserte sich deren Zahl auf 35, nachdem auch in der anstossenden Ziegelei des Herrn Bečka (Parc. Nr. 279—II) ähnliche Gräber entdeckt wurden. Dieselben boten ein reiches Studienmaterial.

Alle hier entdeckten Gräber waren kesselförmig und hielten sich so ziemlich in den vorerwähnten Maassen; dieselben differirten nur in der Bestattungsart und fand ich dieselbe folgendermassen:

I. Ein Theil der Gräber enthielt grosse, rohe Gefässe, mit der Mündung nach oben gestellt; alle waren jedoch von der Last des Erdreiches gebrochen und so stark zerdrückt, dass ein Zusammenfügen unmöglich war. Auch müssen diese Gefässe schon defect gewesen sein, als man sie beisetzte, da namentlich deren Hals- und Randstücke grösstentheils fehlen; es wurden diese grossen, schadhaften Gefässe als Hülle des eigentlichen Grabinhaltes benützt, indem in denselben andere, und zwar 1—3 kleinere Gefässe untergebracht waren. In und neben dem grossen Gefässe in der Aschenaufschüttung lagen abwechselnd Roll-, Reib-, Klopf- und Mahlsteine zerstreut: neben Thierknochen und verschiedenen Beinobjecten kamen auch Wirtel und ein menschlicher Armknochen zum Vorschein.

II. Andere Gräber enthielten ebenfalls 1—3 diverse Gefässe, waren jedoch mit umgestürzten grossen Gefässen bedeckt, welche ebenfalls schadhaft beigesetzt worden waren und wie die vorerwähnten nur als Hülle des eigentlichen Inhaltes gedient haben mögen. Sonst waren die Verhältnisse genau so wie bei I.

III. Eine dritte Art von Beisetzung — und diese war vorherrschend — enthielt keine grossen Gefässe; die kleinen Gefässe waren in der Zahl von 1—4 Stück nur nebeneinander auf dem Boden des Kesselgrabes aufgestellt und enthielten ebenfalls Roll-, Reib-, Klopf- und Mahlsteine, Bein- und Thonobjecte, gebrochene Meissel, Beile und dergleichen Objecte. Einige derselben enthielten ausser Gefässen gar nichts oder nur Thierknochen.

Ein solches Grab bilde ich in Fig. 60*a* (1/4) ab. Je zwei Krügchen und dann zwei Schüsseln standen einander gegenüber; oberhalb derselben, aber bereits in der Aschenlage, lag eine abgeschnittene Hirschgeweihspitze. Sonst fanden sich keine Beigaben vor. Alle diese Gefässe sind von schmutziggelber Farbe, ziemlich gut gebrannt, aber roh und aus freier Hand gearbeitet; nur das kleine Krügchen, welches gegen Süden der Gefässe stand, ist viel sorgfältiger und feiner gearbeitet. Dieses Krügchen, welches mit einem Henkel versehen ist, misst an der Mündung 6·5, in der Ausbauchung 8 cm im Durchmesser und ist 8 cm hoch. Der grössere Henkelkrug, Fig. 60*b* (1/4), ist 13·5 cm hoch und hat an der Mündung 8—9 und am Rande 10·5—11 cm, am Boden 6·5 cm im Durchmesser. Die Schale links, welche gegen Westen gestellt war, ist 6 cm hoch und

zeigt deren Rand 13 und der Boden 6 cm im Durchmesser. Bei der Schale rechts betragen diese Maasse 5, 16 und 9 cm. Die Hirschgeweihspitze ist 27 cm lang.

Alle auf dieser Grabstätte gefundenen keramischen Objecte kommen in den Gräbern abwechselnd neben-

Fig. 60 *a* (1/4).
Ein Grab von der Kotlářka.

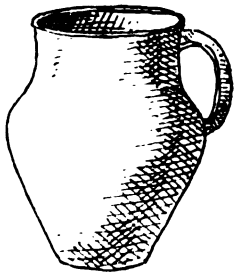


Fig. 60 *b* (1/4).
Krug aus dem Grabe (Fig. 60 *a*).

einander vor, wodurch sich dieselben als gleichzeitig darstellen.

Zur näheren Beurtheilung dieses Gräberfeldes finde ich es angezeigt, noch einige Blicke auf die daselbst gemachten Fundobjecte zu werfen, und will ich hier einige Muster derselben vorführen.

Fig. 61 (1/4). Ein Napf oder Schale mit einem Henkel, von schmutziggelber Farbe, roh aus freier

Fig. 61 (1/4). Napf.

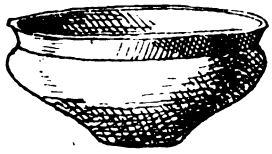


Fig. 62 (1/4). Schüssel.

Fig. 63 (1/4). Schüsselartiges Gefäss.
Thongefässe von der Kotlářka.

Hand gearbeitet. Dieses Gefäss ist 5 cm hoch und zeigt an der Mündung 18 cm im Durchmesser.

Fig. 62 (1/4). Eine gelbe, schwach geglättete Schüssel. Dieselbe ist 5 cm hoch und hat die Mündung derselben 14·5 und der Boden 4·5 cm im Durchmesser.

Fig. 63 (1/4). Ein schüsselartiges Gefäss von lichtgelber Farbe. Dasselbe ist 11 cm hoch und hat an der Mündung 17 und am Boden 6 cm im Durchmesser.

Ein grösseres, urnenartiges Gefäss von schwärzlicher Farbe. Dasselbe ist vollkommen dem von Libušín bei Libeň (Fig. 1 *A*) ähnlich, hat jedoch keine durchgebohrten Löcher wie dieses. Dasselbe ist 28 cm hoch und hat an der Mündung 19 und am Boden 11·5 cm im Durchmesser.

An Fragmenten von Gefässen verdienen erwähnt zu werden: Fig. 64 (1/2). Ein Bruchstück von einer (in der Form Fig. 62 ähnlichen) Schüssel. Dasselbe ist unterhalb des Halses auf der Bauchung mit einer sehr fein gestreiften Zeichnung und am Zusammenlaufe der Zickzacklinien mit je drei eingedrückten Punkten verziert. — Scherben von ähnlicher Verzierung erscheinen auf dieser Gräberstätte nur noch einmal.

Fig. 65 (1/2). Eine Scherbe von einem Halsstück. Dieselbe ist blassroth und geglättet; vom Rande laufen schief über den Hals schwarze gemalte Streifen, welche mit einer glänzenden Farbe aufgetragen erscheinen. — Eine ähnliche Verzierung wiederholt sich auch auf einer Scherbe von einer kleineren Schale.

Fig. 66 (1/2). Eine Scherbe von einem Halsstück eines grossen Gefässes. Dieselbe verdient besonders hervorgehoben zu werden, indem sie eine Seltenheit bildet. Das Gefäss, von welchem dieselbe herrührt, war gut gebrannt, von dunkelrother Farbe und geglättet. Auf der Aussenwand derselben befindet sich ein mit lichtgelbem Thone aufgetragener Ueberzug, der das Gefäss mit hervortretenden und über den Gefässkörper nach unten geführten und durchbrochenen Wülsten so verziert, dass die rothe Gefässwand den vertieften Grund des ganzen Gefässes bildet. Dieser Ueberzug scheint jedoch ungebrannt und blos durch einen unbekannten Zusatz haltbar gemacht worden

zu sein, denn beim Schaben sowie bei starkem Waschen löst er sich allmälig auf.

Auch die punktirte Ornamentirung erscheint bei den Gefässen dieser Gräberstätte vertreten und findet man sie beispielsweise auf dem Bruchstücke einer braunen Schüssel, Fig. 67 (1/2).

Scherben von grossen, rohen Gefässen pflegen hier glatt zu sein; einige jedoch sind auf dem Halse

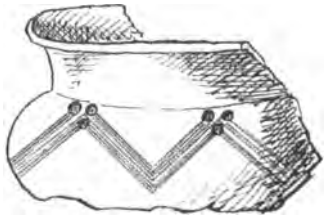


Fig. 64 (1/2).

Fig. 65 (1/8).

Fig. 66 (1/2).

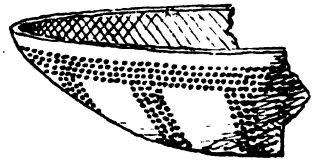


Fig. 67 (1/2).

Fig. 69 (1/2).

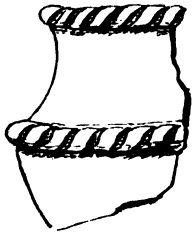


Fig. 68 (1/4).

Verschiedenartig verzierte und bemalte Bruchstücke von Thongefässen von der Kotlářka.

und am Rande mit einfachen Verzierungen versehen. Von diesen erwähne ich beispielsweise eine Scherbe vom Randstück, Fig. 68 (1/4). Dieselbe ist von rother Farbe und am Rande mit starken, schief laufenden Einschnitten verziert. Ebenso erscheint hier ein gleicher, 1 cm dicker Wulst am Halse des Gefässes.

Fig. 69 (1/2). Eine Scherbe vom Rande. Dieselbe ist von rothgelber Farbe und schwach geglättet. Den Hals dieses Gefässes schmückte ein im Zickzack ausgeführter Wulst.

Von anderen Scherben verdient noch ein von einem Napfe herrührendes Halsbruchstück erwähnt zu werden. Dasselbe ist 5 mm stark, aus gut geschlemmtem Lehm gearbeitet und erinnert durch seine rothe Farbe und Festigkeit an die römische Terra sigillata, ist jedoch roher und aus körnigem Material gearbeitet.

Von Thongegenständen sind noch zu verzeichnen: Zwei Wirtel. Der eine, Fig. 70 (2/3), ist flach, oben ausgehöhlt und hübsch geformt (Höhe 17,

Fig. 70 (2/3). Wirtel.

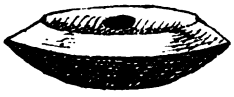


Fig. 71 (2/3). Wirtel.

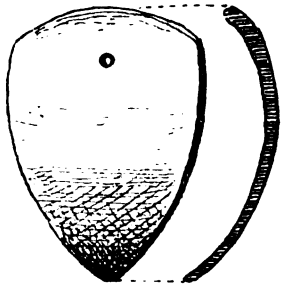


Fig. 72 (1/4).
Ein gewölbtes Thonstück.

Thongegenstände von der Kotlářka.

Durchmesser 42 mm), wogegen der andere, Fig. 71 (2/3), sehr roh geformt ist (Höhe 24, Durchmesser 33 mm), Fig. 72 (1/4). — Ein gewölbtes Thonstück, das höchst wahrscheinlich aus einem gebrochenen grösseren Gefässe verfertigt wurde. Am breiteren oberen Ende ist derselbe mit einem kleinen Loch versehen; die Länge beträgt 14, die grösste Breite 10 cm.

Von Steinobjecten wurden auf dieser Gräberstätte ebenfalls mehrere Stücke aufgefunden; von Beilen und Meisseln jedoch nur Bruchstücke, die schon schadhaft beigesetzt worden waren. — Ueberhaupt ist es bemerkenswerth, dass, mit Ausnahme der kleinen Gefässe, alles andere nur in Fragmenten vorkam. Auch grosse Reibsteine, welche aus Sandstein verfertigt waren, sind zerbrochen und unvollständig; nur Klopfsteine, welche man wohl auch Kornreiber zu nennen pflegt, kommen daselbst unbeschädigt vor. Es sind zumeist Rollsteine; dieselben erscheinen stark abgenützt und auf beiden Seiten stark abgerieben. Nur ein aus Quarz verfertigter Klopfstein, den ich anbei, Fig. 73 (1/4), abbilde, dürfte ein besseres Stück gewesen sein, obzwar seine vierkantige Form eine natürliche ist. Er ist 12 cm hoch und hat einen Durchmesser von 6 cm.

Auch Bein- und Knochengeräthe sind aus diesen Gräbern zu erwähnen; es sind dies namentlich verschiedenartige Abschnitte von Hirschgeweihen, eine als Viereck zugeschnittene Knochenplatte von

unvollendeter Arbeit und eine durchbohrte Kniescheibe (?) Fig. 74 (1/2), welche 6 cm im Durchmesser hat und wegen ihrer Wölbung vielleicht als Wirtel verwendet worden sein mochte.

An Thierknochen sind zu verzeichnen: Bos taurus L. Einer dieser Knochen erscheint angenagt. — Bos brachyceros Rütimeyer. — Equus caballus Rütimeyer. — Equus caballus minor Woldřich. — Capra hircus L. — Ovis aries L. und ein linker Pectoralstachel vom Stör, höchstwahrscheinlich von Acipenser sturio L.

Von grösserer Bedeutung ist wohl der Schädel eines Hundes — ein sehr schönes Exemplar — welcher am Boden eines Kesselgrabes neben den beigesetzten Gefässen lag. Es ist ein Exemplar von canis familiarias intermedius Woldřich.

Die Mitbestattung von Thieren, namentlich von Schädeln derselben, ist nicht unwichtig; wir finden

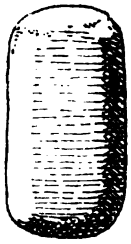


Fig. 73 (1/4).
Klopfstein.

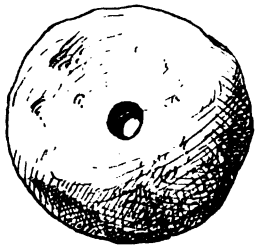


Fig. 74 (1/4).
Durchbohrte Kniescheibe.

in manchen Volkssagen der Bestattung von Thieren Erwähnung gethan. Auch verdienen die an verschiedenen Orten bis heute noch spukenden Thiere eine besondere Beachtung, denn sie haben uns einen traditionellen Zusammenhang mit den in den Gräbern aufgefundenen Thieren und deren Schädel erhalten. Man findet in den Gräbern öfters Schädel von Hunden (wie dies eben hier der Fall ist) oder ganze Skelette derselben (wie z. B. in Baumgarten nächst Prag), Schädel von Pferden (z. B in Dobřič bei Prag), von Ziegen (z. B. am Tetin), vom Hahn (z. B. in Libeň) und von anderen Thieren. Es wissen manche Sagen viel Merkwürdiges von gespensterhaften Thieren und auch von Thieren ohne Kopf zu erzählen [1]); ja, sie schildern uns sogar die Hinrichtung und Grabbestattung, welche gewöhnlich mit Enthauptung des betreffenden Thieres und mitunter mit dessen Verbrennung verbunden ist [1]).

Schliesslich muss ich noch ein Schulterbein anführen, welches von einem kleingewachsenen, aber musculösen Menschen herrührt und ebenfalls — aber allein und nicht angebrannt — in einem Brandgrabe gefunden wurde.

Wie aus den daselbst gemachten Funden ersichtlich ist, gehört dieses Gräberfeld der jüngeren neolithischen Zeit an und steht in keinem Zusammenhange mit den nachfolgenden Funden, welche auf derselben Gräberstätte gemacht wurden und auch in die Vorgeschichte zurückgreifen, aber einer viel jüngeren Zeit angehören. Es sind dies: Ein La Tène-Sporn, welcher als ein Einzelnfund anzusehen ist. Derselbe ist insofern von grösserem Interesse, weil Objecte der La Tène-Cultur in Böhmen — ausgenommen Stradonic — gegenüber jenen, welche der

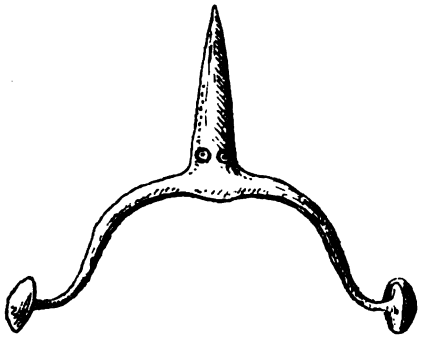


Fig. 75 (1/1).
Ein La Tène-Sporn aus Bronze von der Kotlářka.

continuirlichen alten mitteleuropäischen Cultur angehören, nur selten und in geringer Zahl zum Vorschein kommen.

Dieser Sporn, Fig. 75 (1/1 nat. Gr.), ist aus Bronze, klein und mit einem 22 mm langen Stachel versehen, auf dessen einer Seite sich zwei eingestanzte Augen befinden.

Schliesslich stiess man daselbst auf einige Eisen-Schmelzgruben. Dieselben waren trichterförmig im Lehmboden eingelassen, erreichten die Tiefe von ca. 80 cm und hatten an der Mündung ca 40 cm im Durchmesser. Ich habe deren drei gezählt, sie waren alle von derselben Construction und von gleichen Dimensionen; ein Ausflussloch für das geschmolzene Eisen habe ich jedoch daselbst nicht

[1]) So spukt z. B. in Terešov eine weisse Eule und ein schwarzer Hund, bei Statenic ein schwarzer Ochs, in der Höhle bei Kozídírka eine Ziege, in Terešov und in Hoch-Lieben zwei Schimmel ohne Köpfe, im Klínek bei Běštín ein schwarzer Hund ohne Kopf u. s. w. — Vergl. das oben bei Laurenziberg über spukende Priester und Ritter Gesagte.

[1]) Z. B. in den Sagen: Die drei verzauberten Hunde (bei Božena Němcova), Die verbrüderten Pferde (bei J. B. Malý), werden die betreffenden Thiere enthauptet und in der Sage vom Šemik (ein Pferd) wird dasselbe verbrannt.

wahrgenommen. Sonst waren diese Schmelzöfen an den Seitenwänden stark gebrannt, so dass der Lehm in eine förmliche Schlackenverkleidung umgewandelt erschien, und befanden sich dieselben voll von Asche und Eisenschlacken, wodurch ihre Bestimmung leicht erkannt werden konnte; nachdem aber in und bei denselben sonst nichts gefunden wurde — nicht einmal Scherben von Gefässen — ist es sehr schwer zu errathen, welcher Zeit diese Schmelzgruben angehören dürften.

Das Hradiště bei Butovic.

Eine Stunde südwestlich von Smíchov liegt auf der Bergzunge des Hochplateaus von Divčí Hrady, oberhalb des Dalejský-Thales, in welches der

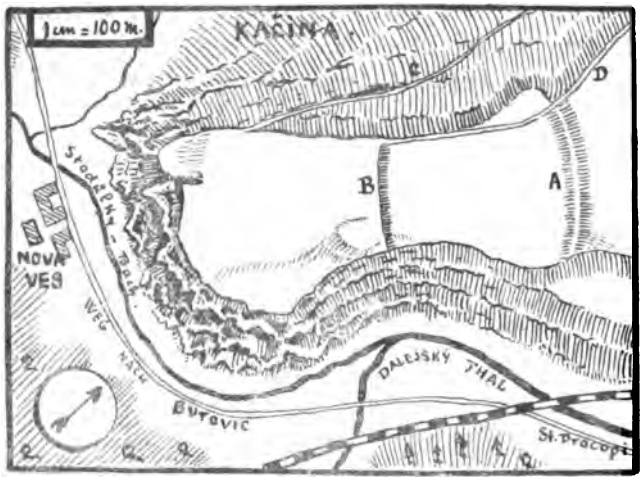


Fig. 76 (1 : 10.000).

Hradiště bei Butovic.

Stodůlky-Bach mündet, von der Natur durch Felsklippen und Thalgehänge befestigt, die Burgstätte von Butovic, welche allgemein „na Hradišťatech“ genannt wird. [Fig. 76 (1 : 10.000).] Diese Benennung ist alt und deutet auf zwei Verschanzungen, welche sich auch daselbst befinden. Nur gegen Sonnenaufgang hängt diese Burgstätte mit dem Plateau von St. Prokop zusammen und war an dieser Stelle durch einen mächtigen, 172 m langen Erdwall *A* befestigt und abgeschlossen. Dies betrifft zuerst nur die Vorburg. Die Hauptburg lehnte sich an die besagten Klippen an und war wieder durch eine 153 m lange und 180 cm hohe Terrasse *B* von der Vorburg abgetheilt, welche zugleich die zweite Befestigung der Burgstätte bildete. Die Gesammtlänge der beiden Burgplätze beträgt 540 und die grösste Breite 240 m und nehmen dieselben eine Fläche von 5·34 Hektar (8·69 Joch) ein. Der alte Weg *C* führte über die nordwestliche Berglehne direct in die Hauptburg; heute ist derselbe jedoch ausser Gebrauch und der neue Weg *D* führt in diese Burgplätze längs des Bergrandes durch die später durchbrochenen Wälle.

Nur von wenigen vorgeschichtlichen Burgstätten finden wir bei alten Chronisten Nachrichten. Hájek von Libočan, einer von den oft so hart beurtheilten Chronisten, dem überdies diese Burgstätte ihre Entdeckung verdankt[1]), erzählt aus dem Jahre 995 folgende Begebenheit: „Als die um Prag wohnenden Heiden grosse Drangsale von den Christen zu erdulden hatten, sandten sie in den Tetiner Gau um Hilfe, wo die Heiden noch die Oberhand hatten. Bald nachher erschienen zwei heidnische Vornehme: Sukoslav Vranovský und Ratboj Vladecký mit einer ansehnlichen Schaar von Heiden und befestigten sich gegenüber von Klukov auf einem Berge, welcher Srnobog (Črnobog) heisst, indem sie Mauern und Wälle von Erde aufwarfen. Als dies die Heiden aus Prag und aus dem Bunzlauer Kreise erfuhren, stiessen auch sie alsbald zu den Tetinern und fingen an, von dieser überaus festen und uneinnehmbaren Burg aus um Prag herum grossen Schaden anzurichten, indem sie ganze Herden fingen und die Christen mordeten. Selbst der Fürst Boleslav (II.) fürchtete sie, weil er zu schwach war, ihnen ein Treffen anzubieten. Erst in einer Herbstnacht, als die Heiden, nichts Böses ahnend, sorglos um ihre Feuer lagerten, wurden sie von den Christen überrumpelt, denen auch Juden zur Hilfe beigesprungen waren, und trieben die Heiden auseinander u. s. w.“ — Diese Erzählung dürfte auch die herrschende Sage bekräftigen, welche berichtet, dass daselbst einst eine grosse Schlacht geschlagen wurde und alle in derselben Gefallenen auf der nahen Feldflur „v Hrobcích“ (d. i. in den Gräbern) beerdigt wurden. Es kann somit kein Anstand genommen werden, diesen Vorfall, welchen Hájek anführt, für glaubwürdig anzusehen.

Ueber die Funde, welche auf der Burgstätte gemacht wurden, habe ich bereits in den Památky Archaeologicke (1882, Bd. XII, pag. 146) gesprochen und auch einige Scherben von Gefässen und ein Bruchstück von einem grossen Keil aus Diabas abgebildet. Nach weiteren daselbst veranstalteten Forschungen hat sich die Zahl der hier gefundenen Objecte bedeutend vermehrt, namentlich durch Bruchstücke von steinernen Beilen, Meisseln und allerhand

[1]) Ich habe dieselbe auf Grund seines Berichtes im Jahre 1882 aufgesucht.

Scherben von Gefässen. Von Interesse ist auch hier die Nacheinanderfolge der alten und der Burgwall-Keramik (von letzterer sind beide Arten, nämlich die ältere und jüngere vertreten), und man kommt mitunter in Verlegenheit, die Scherben des älteren Burgwalltypus von jenen der alten Keramik zu unterscheiden. Leider ist der Boden dieser Burgstätte zu seicht und erreicht in der Tiefe von 20—100 cm schon den Kalkfelsen. Dies mag auch der Grund sein, warum Alles durch immerwährendes Umackern des Bodens in ganz kleine Fragmente zerschlagen erscheint.

Die Funde von Repořeje und Krteň.

Eine halbe Stunde südwestlich von Butovic liegt das Dorf Repořeje. Daselbst wurden öfters vorgeschichtliche Objecte ausgegraben, namentlich Steinbeile, Klopfsteine, Wirtel und Korallen aus Thon, Scherben von allerlei Gefässen (darunter auch aus Graphit) und schliesslich auch bronzene Ringelchen mit S-förmigem Schluss. Nicht minder von Belang dürften die daselbst entdeckten verschlackten Grundfesten sein, auf welchen die Ueberreste der alten, aus Mauerwerk aufgeführten Lehens-Veste stehen. Dieselben tragen den Charakter der verschlackten Wälle, jedoch mit dem Unterschiede, dass sie sich unter der Bodenfläche befinden.

Dieselbe Erscheinung ist auch wahrzunehmen bei der nordöstlichen Kirchenmauer zu Krteň, einer Filialkirche mit Friedhof, welche auf einem Berge angelegt erscheint, unterhalb welcher sich ehedem auch ein Dorf gleichen Namens befunden hat, das aber nunmehr ganz verschollen ist; denn auch hier findet man die Mauer auf einer solchen Verschlackung errichtet. Ob diese Verschlackungen einst zu Wällen gehörten oder ob sie nur als ein bautechnisches Werk anzusehen sind, muss weiteren Forschungen vorbehalten bleiben.

Auf der „Jirašova hora“ (Jiraš-Berg bei Repořeje), wo sonst die Hexenfeuer um die Vigilien der Philippi- und Jacobi-Nacht stattfanden und von wo die „Weisse Frau“ auszugehen pflegte, wie die Sage erzählt, sollen vor Jahren Urnen gefunden worden sein.

Die Skeletgräber von Stodůlky.

Westlich von Smíchov, auf der Hochebene gegen Stodůlky, stiess man in der Ziegelei des Herrn Herold auf Skelette, welche in der Tiefe von über 1 m bestattet waren. Bei Besichtigung der Gräberstätte (im Jahre 1886) habe ich deren acht gezählt; später sollen noch einige aufgefunden worden sein. Vier Gräber habe ich untersucht; in allen lagen die Skelette gestreckt; jedes derselben hatte zwischen den Fussenden ein Gefäss aufgestellt[1]), und einige von ihnen trugen auch bronzene und mit Silber plattirte Ringe mit S-förmigem Schluss.

Was die Lage der Skelette betrifft, so fand ich dieselben ohne alle Ordnung über die Gräberstätte zerstreut und auch die Richtung derselben ganz verschieden. Das Skelet (eines Mannes) lag mit dem Kopfe gegen Norden gewendet, ein anderes wieder gegen Südost; das Skelet eines Mädchens lag gegen Nordwest und das Skelet eines anderen Mädchens gegen Südwest gerichtet. Auch die Entfernung der einzelnen Gräber von einander war eine sehr verschiedene; die vier Skelette lagen zerstreut auf einer Bodenfläche von 48 m² (8 m in der Länge und 6 m in der Breite) 3—5 m von einander entfernt. Die Skelette selbst waren von der Last des auf ihnen liegenden Lehmes ganz zerdrückt, die Schädel (bei dreien namentlich das Gesichtsskelet) eingedrückt, aus der Naht gesprungen und gebrochen; ein Schädel war aber ganz zerquetscht; nichtsdestoweniger gelang es mir, drei von ihnen so zusammenzufügen, dass ich sie messen konnte. Die Maasse, in Millimetern ausgedrückt, sind folgende:

1. Ein Schädel von einem beiläufig 30jährigen Manne; derselbe ist dolichocephal.
   Länge 188, Breite 136·5, Höhe 141,
   Hinterhauptsbreite 115.

Der Unterkiefer: Höhe mit Zähnen 43, und ohne Zähne 29; die Winkelbreite desselben misst unten 104, oben 100.

Indices: Längenbreiten-Index = 72·6
Längenhöhen-Index = 75.

2. Ein Schädel eines beiläufig 12jährigen Mädchens; derselbe erscheint brachycephal.
   Länge 173·5, Breite 144, Höhe 124?;
   Stirnbreite: obere 114?, untere 87·5;
   Hinterhauptsbreite 111.

Indices: Längenbreiten-Index = 83,
Längenhöhen-Index = 71·4?.

3. Ein Schädel eines beiläufig 18jährigen Mädchens; ist ebenfalls brachycephal.
   Länge 175·5, Breite 141, Höhe 132;
   Stirnbreite: obere 121, untere 100;
   Hinterhauptsbreite 106.

[1]) Eine gleiche Bestattungsart fand ich auch in Tetin.

Indices: Längenbreiten-Index = 82·9,
Längenhöhen-Index = 77·1.

Aus derselben Gräberstätte ist noch zu verzeichnen:

4. Ein mesocephaler Schädel eines erwachsenen Weibes, welches das 30. Lebensjahr wohl schon überschritten hatte.

Länge 182, Breite 138, Höhe 129;
Stirnbreite: obere 115, untere 94;
Augen: Höhe 33, Breite 39, Orbital-Index 84·6.
Nase: Höhe 56, Breite 24 = Nasal-Index 42·85.
Gesichtshöhe: von der Nasenwurzel bis zum Kinn 117;
Jochbogenbreite 131 = Index 74·15;
Unterkiefer: Höhe 36 (ohne Zähne); Unterkiefer-Winkelbreite 104.

Indices: Längenbreiten-Index = 75·8,
Längenhöhen-Index = 70·8,
Höhenbreiten-Index = 94·2.

Der ganze Schädel ist hoch, das Gesicht hoch und lang [1]).

Von den Gefässen bilde ich eines davon ab; dasselbe war wohl zerdrückt, liess sich aber zusammenstellen Fig. 77 ($^1/_6$ nat. Gr.). Seiner Form nach gehört es dem späteren Burgwalltypus an, ist stark gebrannt und von graugelber Farbe. Unterhalb des Randes ist dasselbe stark eingezogen, so dass der Hals fast gar nicht zu unterscheiden ist, indem die Ausbauchung des Gefässkörpers sofort aus dem eingezogenen Randstücke hervorgeht. Es ist sehr oberflächlich mit einer Wellenlinie und auf der Bauchung

Fig. 77 ($^1/_6$).

Thongefäss von Stodůlky.

mit zwei Streifen verziert, misst 13·6 cm in der Höhe und hat am Rande 14·5 cm im Durchmesser. Der Boden, welcher mit einem 25 mm messenden Kreis verziert ist, hat 8 cm im Durchmesser. Ueberhaupt erscheint das ganze Gefäss etwas schief und ohne jegliche Sorgfalt gearbeitet. Alle Fundobjecte aus diesen Gräbern (ausser dem Schädel Nr. 4) befinden sich in den Sammlungen des städtischen Museums in Prag.

[1]) Derselbe befindet sich in den Sammlungen der Töchterschule am Smíchov.

Literaturberichte.

1.

Wisła (Weichsel). Geographisch-ethnographische Monatsschrift. Unter wissenschaftlicher Leitung von J. Karlowicz. Warschau 1887/89. I.—III. Bd.

Die eingehenden, ja grundlegenden Arbeiten von Kolberg und Wójcicki haben ihre Wirkung nicht verfehlt. Die Ethnologie, der diese Männer ihr Leben widmeten, hat endlich auch in Polen Wurzeln geschlagen. Die Akademie der Wissenschaften in Krakau publicirte eine Menge Material; einzelne Forscher, wie Dr. Karlowicz, Dr. Biegeleisen, Gruszecki u. A. haben die vergleichende Folkloristik in Polen einheimisch gemacht.

Nun haben wir eine neue erfreuliche Erscheinung zu verzeichnen, nämlich das Erscheinen einer polnischen, rein folkloristisch-ethnologischen Zeitschrift, welche den Titel „Wisła" führt und in Warschau herausgegeben wird.

Uns liegen drei starke Bände der genannten Zeitschrift vor. Aus ihrem Inhalt kann man entnehmen, wie eifrig man sich heute in Polen mit Folkloristik beschäftigt. Mehr als hundert grössere und kleinere Abhandlungen drängen sich hier zusammen. Aus allen Gebieten, die nur das Volksleben berühren, wurde Material herbeigeschafft.

Nicht nur dem reinen Folklore, der den grösseren Theil der Wisła einnimmt, auch anderen einschlägigen Wissenschaften wurde Raum gegeben. Ethnographie, Geographie, Anthropologie und Statistik wurden berücksichtigt. Czynski's Berechnung der Zahl des polnischen Volkes ist wohl das Beste, was bis jetzt in dieser Richtung geleistet wurde. Zakrzewski's Belege über die Zahl, die Sprache und die physischen Eigenschaften der Kurpien ergänzen in gewissem Grade die Arbeiten von Wójcicki und von Anderen. Die archäologische Niemenreise Gloger's enthält ausser den Berichten über werthvolle archäologische Funde auch manches Wichtige über die Niemen-„Flisaken" (besondere Classe der Ruderer). Im ersten Bande wird namentlich der Philologie viel Platz eingeräumt.

Die folkloristischen Stoffe sind entweder in ihrer Naturform oder in Verarbeitung gegeben.

Unter den ersteren finden wir viel Namhaftes. Die bedeutendsten polnischen Folkloristen: Ulanowski, Chełchowski, Ciszewski, die Schriftstellerin E. Orzeszkowa haben interessante Beiträge geliefert. Die von der letzteren herrührende Skizze: „Blumen und Leute am Niemen", zeichnet sich durch grosse Gründlichkeit und gewandte Behandlung des Stoffes aus. S. Ulanowska veröffentlichte eine Studie über die Weihnacht in den Karpathen und gab dadurch Anlass zu einigen neuen Aufsätzen von Mátyás, Janczuk, Ziemba u. A., die vortreffliche Belege zur Geschichte des Volksdramas, das in Polen als Weihnachtskrippe aufgeführt wird, liefer ten. H. Udrisla hat die psychologische Seite des Volkslebens berührt; seine Bemerkungen über das Schönheitsgefühl und die Religiosität des polnischen Volkes sind sehr treffend. Chełchowski veröffentlichte: „Materialien zur Ethnographie des Przasnyszer Volkes" (Russ.-Polen); Smolencowa: „Das Dorf Smolnik"; F. Piątkowska: „Aus dem Leben des Kalischer und Sieradier Volkes". Interessant sind Ciszewski's ethnographische Nachrichten über die deutschen Ansiedler im Kalischer Gebiete, die polnischen Lieder der samogitischen Schlachta[1]). Ferner sind zu erwähnen die Aufsätze von Dovojnowicz, die Recrutenlieder von Witanowski; Nadmorski: „Malborger Volk", Sierakowski: Rechtsgebräuche aus Pinczów", X-cus: „Kinderspiele", Biruta: „Einige Sagen", Ruppert: „Aermere Schlachta". R. Zaviliński theilt einige werthvolle Märchen mit: Das Märchen von den dankbaren Thieren, von der Räuberbraut, vom Mäusekönig, von der bösen Mutter, die ihren Sohn zu Grunde richten will, von der Versteinerung als Strafe für die Enthüllung eines Geheimnisses und von einem in Katzengestalt büssenden Menschen.

Ausserdem enthält jede Nummer einige schöne, nach der Natur gezeichnete Abbildungen, welche die Volkstrachten, die Bauernhütten und ihr Inneres, sowie verschiedene Industrieproducte darstellen. Dazu gehören die Artikel: Gerson, „Ueber Pfeifen und Spangen der Goralen"; Gloger, „Ueber die Speicher"; Karlowicz, „Nachforschungen über die polnische Hütte" u. a.

Am Schlusse befinden sich sehr gut durchgeführte Untersuchungen über verschiedene folkloristische Fragen, wie z. B. über den „kalten" Grossvater, wie in manchen Gegenden der Bruder des Grossvaters genannt wird, über das englische „Doggrel" in Polen, über die Rufe auf das Vieh etc.

Cieszkowski gibt eine polnische Parallele zum Aladinsmärchen, Bystron eine andere zur Gregoriuslegende und zum Schneewittchen. W. Wereho ergänzt Carnoy's Abhandlung über die schlafenden Helden durch einige slavische Sagen. Ulanowska liefert drei polnische und eine lettische Parallele des Märchens vom Wolfe und Hunde, die nach kurzer Freundschaft mit einander in Streit gerathen.

Näher zu betrachten sind folgende drei Arbeiten: Prof. Rostafinski (in Krakau), „Ueber die Mistel"; Karlowicz, „Nachforschungen über das Madejmärchen" und L. Krzywicki, „Studie über die unheilvollen Folgen des Begegnens mit einer Frau".

Prof. Rostafinski verfolgt den Cultus der Mistel bei den Galliern, Tataren und Rutenen und ihre Bedeutung im nordischen und slavischen, sowie im englischen und französischen Volksglauben. Der Autor fusst hierin auf den Anschauungen von Müller. In Gallien, bei den Tataren und Rutenen stand die Mistel in grossen Ehren; man schnitt sie unter verschiedenen Ceremonien ab und verwandte sie als Mittel gegen die Unfruchtbarkeit der Frauen und der Thiere. Dass in Gallien dieser Brauch sich auf den Winter beschränkte, ist noch kein Beweis irgendwelcher Verbindung mit der Wiedergeburt der Sonne. Der Mistelcultus im Alterthum, Proserpina's reichthumspendender Stab, der nur allein die Hadespforten öffnen kann, der goldene Zweig des Aeneas, den er auf den Bäumen sucht, die heilenden und bezaubernden Eigenschaften dieser Pflanze bei den Deutschen und Böhmen (Albertus Magnus, Sobotka: Rostlinstwo) stehen in enger Beziehung mit ihrem beständigen Grün, das die Gedanken an ihre Unvergänglichkeit und Macht leicht wachrufen konnte. Dieser Eigenschaft verdankt sie auch wahrscheinlich die

[1]) Schlachta wird der polnische Adel genannt.

Rolle in der Baldursage: die immer fortlebende Zauberpflanze konnte auch einen Gott bezwingen.

Karłowicz sammelt zahlreiche Parallelen aus der slavischen und nichtslavischen Märchenwelt. Ueber die Ursprungsstätte des Märchens stellt er mit vollem Rechte keine Nachforschungen an; er erklärt nur die einzelnen Stellen. So vergleicht er das Nagelbett Madej's mit dem Bette des Prokrustes, behandelt kurz die Sage vom Ergrünen eines dürren Stockes und führt den Namen Madej auf den Namen einer polnischen Schlachtafamilie des 13. und 14. Jahrhunderts, die einige Mordbrenner unter ihren Mitgliedern zählte, zurück. Der Meinung, dass alle die Teufelsverschreibungen den Göttern dargebrachte Opfer bedeuten und dass die ursprünglich klare Fassung der betreffenden Märchen unter dem Einflusse des Christenthumes sich verschleiert hat, kann ich nicht beipflichten, denn das wäre ein Leugnen des Glaubens der Urvölker an böse Mächte. Die Arbeit ist sehr sorgfältig ausgeführt und wirft ein klares Licht auf die Motive des Märchens.

Krzywicki sucht die Kluft zu überbrücken, welche scheinbar zwischen den Culturvölkern und den Urvölkern vorhanden ist. Mit dem ihm eigenen Scharfsinne löst er die Frage über die Begegnung mit einer Frau und deren Folgen. In ganz Europa herrscht der Aberglaube, dass man auf einen guten Erfolg verzichten müsse, wenn man einer Frau, namentlich aber einer Schwangeren, begegnet. Besonders eingewurzelt ist dieser Glaube bei den Jägern. Krzywicki leitet diese Anschauung von der Differenzirung der Arbeit bei den primitiven Völkern ab. Die Arbeitstheilung und Absonderung der Geschlechter wurde nach und nach mit einer Aureole der Tradition und des Aberglaubens umgeben. Mischt sich die Frau in die Geschäfte des Gemals, so droht ihr, wie z. B. bei den Kaffern, harte Strafe. Schreitet eine Indianerin über eine Flinte, so wird die Jagd gewiss erfolglos bleiben. Sie muss daher bestraft werden, dann ist dem Uebel gesteuert. Auf den Marquesas-Inseln kann ein Weib den Nachen nicht betreten, denn die Fische werden vor demselben fliehen. Bei den Mansen (N.-O.-Sibirien) darf ein Weib in der vorderen Ecke nicht schlafen, noch ihre Kleidungsstücke dort unterbringen, denn die Unternehmungen des Gemals werden missglücken. Sonst wird sie bestraft. Bei uns fällt die Strafe weg, der Glaube aber bleibt.

Wie aus diesen Proben zu ersehen ist, kann Wisła zu den besten folkloristischen Zeitschriften gerechnet werden. Wir wünschen ihr auch für die Zukunft den besten Erfolg. **Bugiel.**

2.

Ornamente der Hausindustrie rutenischer Bauern. Herausgegeben vom städtischen Gewerbemuseum Lemberg. 1880—1889. 10 Hefte mit 350 Mustern auf 107 Tafeln.

Für den Ethnographen in erster Linie ist ein Sammelwerk, wie das vorliegende, das allen Forderungen der Wissenschaft Genüge leistet, eine Erscheinung, die mit aufrichtiger Freude begrüsst werden muss, umsomehr, als die vorgeführten Ornamente von einem in alle Einzelnheiten der Hausindustrie eingehenden Texte begleitet werden. Der Stoff ist in systematischer Weise gegliedert: Die ersten beiden Hefte bringen Stickereimuster, welche zumeist in rothen und blauen Farben ausgeführt sind und fast durchwegs Nachbildungen von Blumen in geometrischen Formen zeigen; am häufigsten begegnet man der Glocken- und der Kornblume. Auch das Fruchtornament findet in dem stilisirten Apfel einen öfters wiederkehrenden Vertreter; sehr selten sind jedoch Gestalten aus der Thierwelt. Diese Erscheinung findet im Wesen der Stickerei, welche nur geometrische Gebilde naturgetreu darstellen kann und diese zum grössten Theile in der Pflanzenwelt findet, ihre hinreichende Erklärung. Aus der Fauna können daher nur solche Formen gewählt werden, welche sich stilisiren lassen. Die Muster und Farben sind oft nach den Localitäten verschieden — in manchen Ortschaften gibt es nur Stickereien in schwarzer Farbe —, so dass eine Bestimmung der Provenienz in den meisten Fällen ohne besondere Schwierigkeiten ermöglicht ist, eine Aufgabe, deren man durch ein gründliches Studium des Werkes sich vollkommen gewachsen fühlt, da in dem ersten Hefte blos Muster vom linken, im zweiten Hefte nur solche vom rechten Dniester-Ufer, jedes mit genauer Ortsangabe versehen, vorgeführt werden. Von besonderem Werthe sind die Namen der Ornamente selbst, welche aber leider nur in rutenischer oder polnischer Sprache mitgetheilt werden; zum Verständnisse nicht nur der Muster, sondern auch der Volksanschauung, die sich in der Benennung derselben spiegelt, wäre eine Uebersetzung der Namen unbedingt nothwendig. Eine historische Darstellung, in welcher auf den Einfluss des Orientes sowohl als des Occidentes in frühen Zeiten hingewiesen wird, und eine Erklärung der verschiedenen Sticharten schliesst die Ausführungen des Textes zu diesen Heften ab. Daran reiht sich dem Inhalte nach das achte Heft, welches die Stickereimuster vom rechten Dniester-Ufer (Pokutien) vervollständigt.

Das dritte und vierte Heft ist den Decken- und Teppichmustern gewidmet, deren Motive aus dem Oriente stammen dürften. Bemerkenswerth ist die Aehnlichkeit zwischen den rutenischen Namen „kilimek“ für ungeschorene, in Gobelintechnik gewebte Teppiche und „makata“ für Wandbehänge mit den analogen persischen Ausdrücken „gelim“ und „makta“. Da die Kilimekteppiche nur in wenigen Ortschaften Ostgaliziens erzeugt werden, also durchaus nicht Gemeingut der gesammten rutenischen Bevölkerung sind, so ist man wohl berechtigt anzunehmen, dass hier der Handel zwischen Orient und Occident auf dem Landwege seine nachhaltigen Spuren hinterliess. Dafür spricht ausser den Mustern noch die Qualität und Dimension, welche dieselben sind wie bei den Erzeugnissen orientalischer Kunst. Eine besondere Eigenthümlichkeit der rutenischen Teppiche liegt in der Verwendung von einer geringen Anzahl von Farben, deren Ursache darin zu suchen ist, dass der Teppichweber sich nur auf jene Sorten von Wolle angewiesen findet, die er im Kleinverkaufe erwerben kann.

Der keramischen Industrie ist eine würdige und warme Behandlung in dem fünften und neunten Hefte gewidmet; das erstere bringt Objecte aus Kossów bei Kuty, das letztere solche aus Kossów und Sokal zur Anschauung. Namentlich fesseln durch die Anmuth ihrer Ornamentik die Ofenkacheln des berühmten Töpfers Bachmiński das Auge. In der rutenischen Töpferei sind drei Typen zu unterscheiden: Gefässe ohne Glasur, solche mit brauner oder grüner Glasur ohne

weitere Verzierungen und endlich Erzeugnisse mit bunten Zeichnungen. Dass diese Industrie in Galizien schon seit den ältesten Zeiten besteht, beweisen ausser den prähistorischen Funden auch viele Ortsnamen; interessant ist die Verwendung der Töpfe in der Baukunst, wie sie sich an der Kirche in Grodno zeigt, deren innere Wandfläche mit irdenen, krugähnlichen, mit der Oeffnung dem Innern der Kirche zugekehrten Gefässen ausgekleidet ist, welche, nach ihrem Namen „hłasniki" (Schallgeber) zu schliessen, akustischen Zwecken dienten. Die hervorragendsten Erzeugnisse stammen aus den Händen des bereits genannten Bachminski in Kossów, dessen Fabrikate unter dem Namen „Kossówer Majolik" bekannt sind, und des Szostopalski in Sokal, in welchen Meistern der keramischen Industrie die traditionelle Art und Ausführung der Ornamente ihre besten Repräsentanten gefunden hat.

Einen prächtigen und für den Ethnographen ungemein interessanten Stoff liefert das sechste Heft, welches die für die Huzulen charakteristischen Metallarbeiten enthält. Diese Arbeiten, welche immer seltener werden und fast nur als Ueberreste einer alten Vergangenheit betrachtet werden müssen, verdienen die sorgfältigste Beachtung und ein eingehendes Studium. Die Metalltechnik, deren ausschliessliches Material früher Messing bildete — in neuester Zeit kommt auch Packfong zur Bearbeitung — findet sowohl für Männerschmuck als auch für Frauenzierden Anwendung. Als eine besondere Eigenthümlichkeit erscheinen die aus volutenartig gekrümmten Palmetten bestehenden Aufsätze an den Deckeln der Tabakpfeifen und die schön gearbeiteten, beilartigen Griffe an den Hackenstöcken. Leider vermindert sich die Anzahl der Gelbgiesser stetig, so dass man heute schon manche Objecte der Metallindustrie nur mit Mühe erwerben kann.

Das siebente Heft enthält Holzschnitzereien des rutenischen Bauern Jurko Szkryblak aus Jawarów und dessen Sohnes Wasyl, die jedoch, obwohl sie sehr geschmackvoll ausgeführt sind, kein allgemeines ethnographisches Interesse bieten, da sie nicht Gemeingut des rutenischen Volkes, sondern Zeugen der individuellen Entwicklung des Kunstsinnes der Bevölkerung sind; denn die Holzschnitzerei ist dem Rutenen fremd.

Im letzten Hefte findet auch die Málerei in den schön verzierten Ostereiern ihre Vertretung. Das Färben der Ostereier ist eine bei den Slawen weit verbreitete Sitte, welche besonders dadurch unser Interesse erweckt, dass sie an einen ähnlichen Vorgang gebunden ist, wie er bei dem Bâtiken auf Djâwa üblich ist.

Gewiss wird man nach der Durchsicht des vorliegenden Sammelwerkes, das in Ludwig von Wierzbicki einen überzeugungsvollen Commentator gefunden hat, den folgenden Sätzen beipflichten, die gleichsam als Resumé hier ihren Platz finden mögen:

„In der Gesammtheit der Muster, welche wir bei den Erzeugnissen der Hausindustrie unseres Volkes vorfinden, ist eine ausdrucksvolle Sprache der Kunst zu vernehmen. Diese Muster, welche uns so anmuthig ansprechen und die so viele charakteristische Merkmale besitzen, sollten als Bildersprache der schöpferischen Fähigkeiten des Volkes mit höchster Pietät gepflegt und vor allen schädigenden Einflüssen bewahrt werden."

W. Hein.

3.

Mährische Ornamente. Herausgegeben von dem Vereine des patriotischen Museums in Olmütz. Auf Stein gezeichnet von Magdalena Wankel. I. Heft, Olmütz 1888; II. Heft, Wien 1890.

Das erste Heft enthält acht Tafeln mit 48 Beispielen von gemalten Ostereiern, von welchen die zweite Tafel ohne farbige Ausführung wiederholt ist, damit die Ornamente, des Farbenschmuckes entkleidet, in ihren wesentlichen Linienzügen ein klares Bild für die Beurtheilung bieten. Der erläuternde Text behandelt in erschöpfender Darstellung Alles, was sich von den Ostereiern und ihrer Ornamentirung sagen lässt. Im Vorworte gibt Frau Vlasta Havelka, welche bereits früher in einer Reihe von Abhandlungen die Resultate ihrer Forschungen in der „Časopis vlasteneckého muzejního spolku olomuckého" niedergelegt hat, unter Anderem eine sehr lehrreiche Erklärung über die Art und Weise, wie das Malen der Eier geübt wird. Fr Stránecká behandelt die Symbolik der Ostereier und liefert eine Zusammenstellung von sehr beachtenswerthen Daten über die Stellung des Huhns in dem Glauben der Slaven. Dr. Heinrich Wankel erörtert die mährischen Ornamente in archäologischer Beziehung und gibt auf zwei Tafeln eine sehr interessante Vergleichung zwischen slavischen Stickereimustern und einigen Ornamenten auf urgeschichtlichen Objecten, von welchen als besonders auffällig die Aehnlichkeit zwischen der gestickten Schleife „kocourky" mit dem Armringe von Weisenau, Fig. 13 u. 14 der Taf. A, hervorgehoben werden soll. Nicht minder beachtenswerth ist die in Fig. 10 der Taf. B abgebildete Stickerei, welche zwei durch eine Nadel verbundene Fibeln sammt den für das Einfallen der Nadel bestimmten Haken darstellt. Die aus diesen Vergleichen sich ergebenden Resultate stellt Dr. Wankel dahin fest, „dass: 1. die West- und Südslaven schon lange vor Christi Geburt, und zwar zur Zeit der sogenannten Hallstätter Periode, im Osten von Mitteleuropa, wo die meisten Funde aus dieser Periode gemacht wurden, wohnhaft sassen und 2. dass diese Slaven schon damals eine hohe Cultur besassen, welche sich leider nur in der Erinnerung bei einzelnen dieser Slavenstämme erhalten hat".

Eine sehr sachgemässe Entwicklung und Erklärung gibt Frau Vlasta Havelka in dem letzten Kapitel „Aesthetische Analyse einiger Ornamente auf den Ostereiern", welche thatsächlich sehr viel zum Verständnisse der slavischen Verzierungsformen beiträgt. Es wäre zu wünschen, dass in dieser anspruchslosen und klaren Weise das gesammte vorhandene Material behandelt würde.

Anschliessend an die mährischen Ostereier möchte ich auf die von zwei uncolorirten Tafeln mit 48 Beispielen begleitete Abhandlung „Pisanki" in der Wisła, IV. tom., pag. 216—223, aufmerksam machen, in welcher für jedes Ornament der Name in polnischer und rutenischer Sprache beigebracht ist; für die mährischen Verzierungsmotive wäre die Anführung und Erläuterung der Namen eine sehr erwünschte Ergänzung. Auch dem neuesten dritten Hefte des vierten Bandes der Wisła ist eine colorirte Tafel mit den Abbildungen von fünf Ostereiern beigegeben.

Das zweite Heft der „Mährischen Ornamente" enthält sechs Tafeln mit 34 colorirten, von Fräulein Wankel meister-

haft auf Stein gezeichneten Stickmustern. Diese ein vollkommen naturgetreues Bild der Objecte liefernden Tafeln in Verbindung mit dem von der bewährten Hand der Frau Vlasta Havelka bearbeiteten Texte verleihen dem Werke einen bleibenden Werth. Aus dem textlichen Theile seien insbesondere die Entwicklung des Apfel- und des daraus hervorgehenden Herzchenornamentes, die allmälige Entstehung der verschiedenen Glöckchen- und Palmettenmuster und die Verwendung des stilisirten Hahnes, aus dessen Schweifbildung sich der achteckige Stern entwickelte, hervorgehoben. Von hervorragendem Interesse ist die Mittheilung, dass die sogenannte Holbeintechnik bei den Slaven, welche dieselbe „stehové kvítky" nennen, schon an einem im Olmützer Museum befindlichen Tuche aus dem Jahre 1691 nachgewiesen werden kann. Eine andere, den Slowakinnen eigenthümliche Technik, welche vom Volke „bumbrličky" oder „knoflíčky" (bombenförmige Knöpfchen) genannt wird, ist auf dem Kragen der Tafel V dargestellt.

Eine dankenswerthe Ergänzung zu den besprochenen Stickereimustern bietet ein von Stanislaw Ciszewski verfasster Artikel im IV. Bande der Wisła, pag. 273—282, unter dem Titel „Wystawa haftów słowackich w Pradze Czeskiej", der durch drei Illustrationen unterstützt wird, von welchen eine die auch von Frau Havelka besprochene typische Hahnenfigur an den Wochenbettvorhängen zeigt.

Werthvoll ist in dieser polnischen Arbeit, welche nicht nur die vom Maler Pawel Sochan gesammelten und im Museum Náprstek in Prag befindlichen slowakischen Stickereimuster, sondern auch die polnischen Ornamente behandelt, die bis in's kleinste Detail eingehende Aufzählung der verschiedenen Sticharten, sowie der Namen der verschiedenen Muster und eine ausführliche Beschreibung, wie sich die Stickerin das sich wiederholende Motiv ihres beabsichtigten Musters zunächst auf einem um ein Trinkglas gelegten Papierstreifen aufzeichnet und dann dieses Motiv, so oft als sie es braucht, aneinandergereiht abpaust. **W. Hein.**

4.

Charusin Alexei. Die Kirgisen der Bukejew'schen Horde. Band I. (Mittheilungen der Gesellschaft der Freunde der Naturwissenschaften, der Anthropologie und Ethnographie. Bd. LXIII, Moskau 1889) 4° p. $\frac{55 + 16 + LX}{2}$ mit 16 Tafeln.

Der erste im Jahre 1889 erschienene Band des grossen Werkes von Charusin ist der Anfang seiner gegenwärtig dem Abschlusse entgegenschreitenden Arbeit über die Anthropologie der Kirgisen im Vergleiche mit der Anthropologie verschiedener anderer Stämme, vorwiegend mit jenen türkischen Ursprunges.

Das Werk zerfällt in zwei Abtheilungen, von denen die erste der Ethnographie, die zweite der Anthropologie gewidmet ist.

Der ethnographische Theil des Werkes besteht aus folgenden Kapiteln: Das Geschlechtswesen bei den Kirgisen, die Stände, Religion, das tägliche Leben, Familie, Gerichtswesen, Feste, Spiele, Gesang, Gräber u. s. w. An diese Ausführungen schliesst sich eine Geschichte des Entstehens der Dörfer in der Bukejew'schen Steppe (Chan Dschangiar) an, sowie eine Schilderung der Verwaltung in früherer und in jetziger Zeit. Diese interessanten Kapitel werden erläutert durch die Einleitung, die wieder aus drei Abschnitten besteht: *a*) die Geschichte der Expeditionen in die Bukejew'sche Steppe vom Jahre 1768 bis in die jüngste Zeit; *b*) ein kurzer Abriss der Geschichte der Bukejew'schen Horde, und *c*) die Literatur über die Kirgisen. An letzteren Abschnitt schliesst sich ein reiches Literaturverzeichniss an, das mehr als 400 Werke verschiedener Reisenden anführt. Für den allgemeinen ethnographischen Theil kommt Charusin zu folgenden Schlüssen:

1. Die Kirgisen schreiten in ihrem nationalen Leben dem Verfalle entgegen, und zwar schreitet die Bukejew'sche Horde hierin voran.

2. Der Verfall des nationalen Lebens in der Bukejew'schen Horde hat folgende Gründe: *a*) die geschichtlichen Verhältnisse dieser Horde haben sie in solche Verhältnisse gebracht, dass die Angehörigen derselben von der grossen Masse des Kirgisenvolkes abgeschnitten sind; *b*) das Bestreben des Chan Dschangiar, seine Horde zu civilisiren; *c*) der Einfluss, den die Kasan'schen Tataren auf die Kirgisen haben; *d*) der Einfluss, den die Russen auf die Kirgisen ausüben.

3. Die Kirgisen der Bukejew'schen Horde haben im Laufe ihres 90jährigen Verweilens diesseits des Ural bedeutende Fortschritte in der Civilisation gemacht, der sich einerseits in dem Halbnomadenleben, andererseits in dem Frieden, der in der Steppe gegenwärtig herrscht, ausspricht.

4. Der Verfall des nationalen Lebens der Kirgisen der Bukejew'schen Horde ist aus Folgendem zu ersehen: *a*) im Verfalle der Geschlechtseinrichtung in Folge des halb sesshaften Lebens und der Friedensstiftung in der Steppe; *b*) im Verfalle der alten Stände wegen der Aufhebung der Privilegien des Adels sowie in Folge der Verarmung; *c*) im Familienleben; *d*) in der Religion in Folge des Einflusses, den die Tataren auf die Kirgisen ausüben; *e*) in ihrem Gerichtswesen in Folge der Veränderung der Administrations-Einrichtung durch die Russen; f) in den nationalen Spielen, im Gesange, in der Verehrung der Gräber, in der Jagd u. s. w. als Folge der veränderten Lebensbedingungen.

5. Die Bukejew'sche Horde befindet sich gegenwärtig unter dem Einflusse zweier Strömungen: der russischen und der tatarischen.

6. Die Kirgisen der Bukejew'schen Horde schreiten gegenwärtig der Vereinigung mit zwei Elementen entgegen: einerseits mit dem russischen, andererseits mit dem tatarischen [1]) Elemente.

Was den anthropologischen, und zwar den hervorragendsten Theil des genannten Werkes betrifft, so zerfällt dieser wieder in zwei Abtheilungen. Die erste derselben, den allgemeinen Theil bildend, enthält folgende Capitel: Die Bildung der Kirgisen und die russisch-kirgisischen Schulen; die Zahl der Bevölkerung und deren Veränderung; der Charakter der Kirgisen; Nahrung; Krankheiten; endlich die physiologischen Eigenthümlichkeiten der Kirgisen Die zweite Abtheilung, der anthropologische Theil im engeren Sinne, enthält zuerst das

[1]) Unter dem tatarischen Elemente sind hier überall die Tataren von Kasan und Simbirsk, d. h. die Wolgatataren, zu verstehen.

interessante Capitel über den Typus der Kirgisen; ferner die Beschreibung ihres Aeusseren: die Haare, Augen, Haut u. s. w. und endlich die Resultate der vom Verfasser veranstalteten Messungen nach dem System Broca-Bogdanow. Im Ganzen sind von Charusin 157 Kirgisen gemessen worden, und zwar im Alter von 10—16 Jahren 10 Knaben; von 16—20 Jahren 6 Jünglinge; von 20—30 Jahren 31 Männer; von 30—40 Jahren 35 Männer; von 40-50 Jahren 43 Männer; von 50—60 Jahren 17 Männer und von 60—80 Jahren 15 Männer. Neben seinen 157 Messungen verarbeitet der Verfasser die Messungen, die von Ch. Ujfalvy an 11 Kirgisen jenseits des Ural gemacht wurden, sowie die Messungen des Herrn N. Seeland (10 Männer). Ausserdem wurden vom Verfasser die 40 von N. Seeland an Karakirgisen und die 26 an Karakirgisen gemachten Messungen Ujfalvy's herangezogen. Was nun die Methode der Verarbeitung dieses Materiales anbelangt, welche von Charusin befolgt wird, so besteht dieselbe in Folgendem: Es werden die Mittelzahlen der Kirgisen und der Karakirgisen angeführt, ferner die Schwankungen von je 5 mm für die Messungen des Kopfes und von je 5 cm für die Messungen des Körpers sowohl für die Kirgisen und Karakirgisen zusammen als auch für jedes dieser beiden Völker im Einzelnen.

Zum Schlusse sei noch der trefflichen Ausstattung des Werkes mit 16 Tafeln gedacht, die nach Photographien des Verfassers ausgeführt sind und sowohl verschiedene Typen der Kirgisen der Bukejew'schen Horde als auch Ansichten ihrer Zelte, Bilder ihres häuslichen Lebens, sowie eine Anzahl guter Steppenbilder zur Darstellung bringen.

N. Zograff.

5.

Charusin Alexei. Die antiken Gräber von Gursuf und Gurgusch am südlichen Ufer der Krim. (Mittheilungen der Gesellschaft der Freunde der Naturwissenschaften, der Anthropologie und Ethnographie. Bd. LXIV, Moskau 1890.) 4° p. $\frac{102}{2}$ mit 4 Tafeln.

Wie das vorhergehende Werk über die Kirgisen, so ist auch die vorliegende und die folgende Arbeit vorwiegend anthropologischen Inhaltes. Zuerst beschreibt der Verfasser die von ihm geöffneten Gräber und beschäftigt sich dann vorzüglich mit den ihnen entnommenen Schädeln. Die Gräber werden mit jenen von Herrn W. Miller in Aluschta (40 Werst von Gursuf entfernt) geöffneten verglichen, wobei der Verfasser findet, dass beide von gleichem Typus sind. Was die Schädel anbelangt, so ist zu erwähnen, dass ein grosser Theil derselben deformirt ist, obwohl diese Deformation anders gestaltet und nicht so ausgeprägt ist, als bei den aus den Gräbern von Kertsch und des nördlichen Kaukasus stammenden Cranien. Bei vielen dieser Schädel war ungeachtet des Alters die Sutura medio frontalis recht gut wahrzunehmen. Nachdem der Verfasser sich über die Deformation und ihre Verbreitung im Allgemeinen auslässt und die Deformation der vorliegenden Schädel bespricht, gibt er die Maasse der einzelnen Schädel wieder, vergleicht dann dieselben mit den Schädeln der gegenwärtig am südlichen Ufer der Krim wohnenden Tataren und kommt zu folgendem Resultate: Die Schädel sind gross, mesaticephal oder brachycephal, hoch, mässig breit, mit ziemlich schmaler Stirn, wenig ausgeprägten Backenknochen, schmalem Gesichte, schmaler Nase, mit einem mittelgrossen Zwischenraume zwischen den inneren Winkeln der Augen und mit mässig grossen Augenhöhlen.

Zum Schlusse wirft der Verfasser die Frage nach der Nationalität der in diesen Gräbern von Gursuf und Gurgusch bestatteten Bevölkerung auf. Da die Gräber einer christlichen, aber barbarischen (nichtgriechischen) Bevölkerung aus dem 7. bis 8. Jahrhundert n. Chr. angehören, die Schädel weder türkischen noch mongolischen Typus zeigen, schreibt sie der Verfasser den Gothen zu, welche um diese Zeit in der Gegend von Gursuf ansässig waren. **N. Zograff.**

6.

Charusin Alexei. Die Grabhügel (Kurgany) der Bukejew'schen Steppe. (Mittheilungen der Gesellschaft der Freunde der Naturwissenschaften, der Anthropologie und Ethnographie. Bd. LXIV, Moskau 1890.) p. $\frac{118}{2}$ in 4°.

Der Verfasser beschreibt zuerst die von ihm im Sommer 1889 geöffneten Grabhügel (Kurgany), vergleicht dieselben dann mit jenen der Don'schen und Argun'schen Steppe, sowie der Gouvernements Perm und Ufa. Nach der Meinung des Verfassers haben die Grabhügel der Bukejew'schen Steppe wenig Aehnlichkeit mit jenen in den westlich und nördlich von derselben gelegenen Gebieten; dagegen scheinen einige gemeinsame Züge mit den Kurganen der östlichen Steppengebiete vorhanden zu sein. Auch hier (wie in den Gräbern von Gursuf) wurde vom Verfasser ein Schädel mit gut ausgeprägter Deformirung aufgefunden; allerdings fand sich gerade dieser Schädel in einem Grabhügel, der einem anderen Typus zuzuschreiben und zu der nördlicheren, weit älteren Gruppe zu rechnen ist. Die meisten in der Bukejew'schen Steppe geöffneten Grabhügel sind durchaus nicht alten Datums; sie reichen nicht über das 14. Jahrhundert unserer Zeitrechnung zurück, stammen also aus der Zeit der Blüthe und des Verfalles der Goldenen Horde. Nach einer ausführlichen Beschreibung der Schädel, welche mit reichen Zahlangaben versehen ist, zieht der Verfasser zum Vergleiche derselben die Schädel der heutigen Baschkiren, Nogaier (Tataren), Tadschiken, Usbeken, Galtscha, sowie jene aus den Grabhügeln des Gouvernements Perm und Tobolsk heran. Der Verfasser findet die meiste Aehnlichkeit der beschriebenen Schädel mit jenen der Nogaier (Tataren).

Charusin findet unter den Schädeln aus den in Rede stehenden Grabhügeln folgende vier anthropologische Typen: 1. Solche mit wenig ausgeprägten mongolischen Zügen (hierher gehört die grösste Anzahl der Schädel); diese sind wahrscheinlich dem türkischen Stamme zuzuzählen. 2. Gleichfalls mit sehr schwachen mongolischen Zügen versehene Schädel, welche aber tief unter dem vorhergehenden Typus stehen, da sie sehr rohe Züge tragen. 3. Einen rein mongolischen Typus. 4. Einen dolichocephalen, weder mongolischen noch türkischen Typus. **N. Zograff.**

7.

Andrian, Ferd. Freiherr v. Der Höhencultus asiatischer und europäischer Völker. Eine ethnologische Studie. Wien, Verlag von Karl Konegen. 1891. XXXIV, 385 pp. 8°.

Alexander von Humboldt hat in seinem „Kosmos" eine umfassende Geschichte der physischen Erdbeschreibung zu liefern versucht, indem er die Entwicklung unserer Kenntnisse und Vorstellungen von unserem Globus seit dem frühesten Alterthume verfolgte und genetisch darzustellen suchte. Man kann das vorliegende Werk in gewissem Sinne als eine Ergänzung des „Kosmos" nach unten zu, d. h. nach den tieferen und tiefsten Schichten der menschlichen Vorstellungswelt, welche der Ethnologie zu durchforschen obliegt, betrachten. Denn, obwohl nur der Untersuchung eines unter den vielen Naturculten, welche auf primitiven Stufen das religiöse Leben und Denken ausmachen, nämlich des Bergcultus der alten Welt gewidmet, erhebt sich der Verfasser in diesem Werke doch sowohl stofflich wie ideell zu einem so ausgedehnten Horizonte, dass der wirkliche Inhalt des Buches mit seinem Titel sich eigentlich gar nicht mehr deckt und eher als eine Urgeschichte zum „Kosmos" angesprochen werden kann.

In der That ist auch die Bedeutung des vom Verfasser zum Studienobjecte gewählten Naturcultes gegenüber anderen Naturculten, wie der von Wilhelm Mannhardt durchforschte Bereich der Feld- und Wald-, Pflanzen und Baumculte, oder die Verehrung von Wasser, Luft, Feuer, der Elemente u. s. w., eine überragende. Der Bergcultus an und für sich wegen der Grösse und Mannigfaltigkeit der Naturobjecte, auf die er sich bezieht, eine ausgedehnte Vorstellungswelt erweckend und beschäftigend, führt eben in naturgemässer Weise Phantasie und Speculation an vielen Punkten sehr bald über die rein animistische Grundlage hinaus zu kosmischen Ideen: die Berge tragen den Himmel, das Firmament wird selbst als Himmelsberg gedacht. Berg und Wolke bilden einen zweiten derartigen Gedankenreim, welcher im Mythos vielfach schöpferisch wiederkehrt. Die Vorstellung von den Götter- und Geisterbergen, welche in zahlreichen Mythologien dominiren und deren Bedeutsamkeit uns in's rechte Licht zu rücken das blosse Nennen des Namens Olympos genügt, tritt vielfach auf und erheischt eine Untersuchung ihrer Geschichte — kurzum, der Höhencult erscheint in einer Weise mit den ausgedehntesten und bedeutsamsten Vorstellungskreisen, mit Mythos und Religion, Wissenschaft und Weltkunde verknüpft, dass seine umfassende Erforschung einer Aufrüttelung zahlreicher und wichtiger Probleme der Geistesgeschichte gleichkommt. Kein Einsichtiger wird daher selbstverständlich in diesem Werke alles das gelöst und entschieden erwarten, was zur Discussion gestellt, woran gerührt worden ist. Im Gegentheile, der Verfasser scheint eher allzu zurückhaltend gewesen und sein Urtheil zurückbehalten zu haben, wo ihm sein Material volles Recht oder doch die hohe Wahrscheinlichkeit für bestimmte Entscheidungen gegeben hätte. Daraus entspringt für das angezeigte Werk zweierlei; es ist ausserordentlich anregend für den, der sich mit dem Stoffe überhaupt zu befreunden vermag — was z. B. ein echter Philologe nicht wird leisten können —, es lässt auch nach der Ernte, die der Verfasser hier gehalten, noch so viel Frucht auf den Halmen, die ihm nicht reif genug erschien, oder die er in der dichten Menge wohl auch ganz übersehen, dass der mit dem Material vertraute Leser im Studium des Werkes gewissermassen Abhandlung nach Abhandlung im Geiste entwirft und sich ihm in der Phantasie über dem Vorliegenden ein Werk aufbaut, das dem Humboldt'schen „Kosmos" erst seine Basis geben würde. Andererseits vermindert die aus dem eigenthümlichen Materiale stammende Unsicherheit und Verschwommenheit im Vereine mit der vielleicht allzu grossen Selbstbeschränkung des Verfassers den Eindruck geschlossener und in sich gegründeter Wissenschaftlichkeit, ebenso wie die anscheinend allzu gewissenhafte Häufung und breite Darlegung des Materiales der Einheitlichkeit des Werkes Abbruch thut.

Der Verfasser verfolgt sein Thema mit dem erstaunlichsten Fleisse und einer Gewissenhaftigkeit, welche ihn, der aus zweiter Hand arbeitet, mit jedem Quellenforscher auf eine Linie stellt, über ein ungeheuer ausgedehntes Gebiet, man kann sagen über die ganze alte Welt hin. Ersichtlich sind es mehrere grosse Centren der Bergverehrung, welche, über die animistische Form und Sphäre derselben hinausgehend, in gleicher Richtung kosmische Speculationen und Schöpfungen über Weltberge und Weltbau ausgebildet haben. Es ist zunächst Indien, das die vom Verfasser als kosmische Bergverehrung bezeichnete Form neben der hier sehr ausgebildeten animistischen auf das Reichste vertreten zeigt. Ein zweites solches Centrum findet sich in Ostasien, in China und Japan. Ein drittes in der semitischen Culturwelt, in der Kosmologie und Speculation Alt-Babylons, wo der Aralu die Rolle des indischen Weltberges Meru spielt. Die europäischen Götterberge, allen voran der Olympos, constituiren ein viertes derartiges Gebiet kosmologischer Bergverehrung. Der Verfasser schildert nun nicht nur auf der überall, wo die betreffenden Naturobjecte vorhanden, vorauszusetzenden Basis primärischen animistischen Höhencultes, die bezüglich ihrer Träger, ihrer Verbreitung im Volke und in anderer Hinsicht vielfach ganz dunklen Vorstellungskreise, wie sie in Religion und Literatur, in Pseudowissenschaft und verschiedenen Bräuchen umfangreich genug, aber auch zerstreut genug existiren und sich auf die kosmische Bedeutung der Berge beziehen; er geht auch den zunächst offener zu Tage liegenden historischen Beziehungen, wie sie beispielsweise zwischen den Formen indischer Bergverehrung und den Höhenculten des malayischen Archipels oder Hinterindiens existiren, kritisch nach und deckt namentlich die ausgedehnten Verzweigungen des indischen Centrums, die der Buddhismus begünstigte, mit ebensoviel Scharfsinn als Vorsicht auf; er tritt aber auch der wichtigeren, umfassenderen und schwierigeren Frage, ob wohl eine einheitliche Ableitung dieses ganzen weitverbreiteten und bedeutsamen Vorstellungscomplexes versucht werden könne, versucht werden müsse, nahe und stellt sie so scharf und energisch zur Discussion, dass Niemand, der auf diesem Gebiete künftighin zu arbeiten gedenkt, in einem oder dem anderen Sinne sein Votum abzugeben wird umhin können. Der Verfasser neigt sich zur Entlehnungs- oder Uebertragungshypothese und sucht das historische Centrum in Babylon.

Man könnte dem Buche von Andrian's nicht ohne Recht den Vorwurf machen, dass es, insofern es den Höhencult primärer Art darstellt, der wichtigen Forderung ethnologischer Forschung, der Vollständigkeit des Materiales nicht gerecht wird; der Rundblick um den Globus fehlt, die interessanten

amerikanischen Parallelen vermisst man ungern. Ein wirklicher Schaden ist dem Buche Andrian's dadurch aber sicher nicht erwachsen; denn man darf zweifelsohne voraussetzen und merkt es überall, dass jene Belehrungen und jene Beleuchtung, welche aus den amerikanischen, afrikanischen Thatsachen auf das Thema des vorliegenden Werkes fallen konnten, vom Verfasser zur Conception seiner Auffassungen stillschweigend mitverarbeitet worden sind. **Haberlandt.**

8.

Beer, Rudolf. Heilige Höhen der alten Griechen und Römer. Eine Ergänzung zu Ferd. Freih. v. Andrian's Schrift „Höhencultus". Wien, Verlag von Karl Konegen. 1891. X, 86 pp., 8°.

Als Ergänzung zur ethnologischen Studie des Freiherrn von Andrian über den Höhencultus asiatischer und europäischer Völker bezüglich der Bergverehrung der classischen Welt verfasst, ist vorliegendes Schriftchen, auf anderm Standpunkt stehend, zugleich bezüglich Auffassung und Methode ein philologisches Gegenstück zu jener Schrift. Als Ergänzung kann ihr gegenüber Beer's Arbeit gelten, weil sie eines der hervorragendsten Glieder der Andrian'schen Reihe, das europäische Centrum, aus den betreffenden Handbüchern und wohl auch zum Theil unmittelbar aus den Quellen für Griechen und Römer mit genügender Ausführlichkeit und Deutlichkeit darstellt. Wohl gesteht der Verfasser selbst zu, die entsprechende Sichtung seines Materiales nach den verschiedenen localen Culten nicht vornehmen haben zu können, auch ist vielleicht zu einseitig der Begriff des Cultes im Sinne einer praktischen Pflege und Verehrung gefasst worden, während v. Andrian mit Recht überall alle Anschauungen und Vorstellungen — einerlei, ob sie cultlichen Ausdruck gefunden haben oder nicht — gesammelt hat; trotzdem gewährt das Bild classischer Bergverehrung, das Beer zunächst für Griechenland zusammenstellt und worin er in fünf Capiteln den thessalischen Gebirgskreis, Zeus Hypatos, Tantalos und Atlas, den kretischen Zeus und die übrigen Götter und Nebengötter, welche mit den Bergen zusammenhängen, abhandelt, sowie die Darstellung des in seinem Contrast zur griechischen Anschauungswelt gut charakterisirten italischen Höhencultes eine genügende Orientirung für den, welcher die verwandten orientalischen Formen und Vorstellungscomplexe damit confrontiren und etwa die Frage historischer Beziehungen stellen will. An der verhältnissmässigen Leichtigkeit, mit welcher Beer's Arbeit geleistet werden konnte, hat man — beiläufig bemerkt — einen Beweis, wie sehr der Forscher im Vortheil ist, dem eine so ausgezeichnete und wohlgeordnete Rüstkammer, wie die der classischen Philologie ist, zur Verfügung steht. Wie mühsam, zeitraubend, zum Theil überhaupt noch gar nicht zu leisten (wegen Unaufgeschlossenheit der Quellen und Mangels systematischer Verarbeitung und Sichtung des bereits aufgedeckten Materials) sind derartige Untersuchungen auf orientalischem Boden.

Das vorliegende Schriftchen Beer's steht insofern auch Andrian's Schrift selbstständig gegenüber, als es unabhängig von Entlehnungs- oder Beeinflussungshypothesen die Bergverehrung Griechenlands und Italiens als eine autochthone Sache betrachtet. Baron Andrian hat in seinem Vorworte selbst bemerkt, dass dies kaum zum Nachtheile seiner wie seines classischen Mitarbeiters Sache gereichen dürfte. **Haberlandt.**

9.

Riegl, Alois. Altorientalische Teppiche. Mit 36 Abbildungen. Leipzig, T. O. Weigel Nachfolger. 1891. XII, 214 pp.

Ein Werk, das über Teppiche in ihrer verschiedenen Verwendung als Fuss-, Wand- und Möbelteppiche sowohl technisch wie historisch und kunstgeschichtlich höchst werthvolle Mittheilungen bringt. Auf Grund der überaus schätzenswerthen und bekannten Arbeiten von Lessing und Karabacek liefert Riegl ein mehrfach berichtigtes und bereichertes Bild von der älteren orientalischen Teppichfabrikation, nach deren Traditionen der heutige Orient noch immer arbeitet. Bei dem Umstande aber, dass der orientalische Teppich im vollen Sinne als ein Kunstwerk aufzufassen ist und die orientalische Flächenverzierungskunst hier eines ihrer wichtigsten Bethätigungsgebiete fand, liefert die Geschichte der orientalischen Teppichweberei zugleich eine allgemeine Geschichte der Anfänge der orientalischen Kunst, und wir verfolgen in Riegl's interessanter und lichtvoller Darlegung, wobei wir eine Fülle geistvoller Combinationen zu bewundern Gelegenheit finden, den Process, wie aus den Kunsttendenzen der späten Antike und im Verlaufe der römischen Kaiserzeit sich die sarazenische Kunstweise durch allmälige Anbequemung der ursprünglichen Formen an das Schema einer durchgängigen Flächenverzierung vorbereitet und entwickelt.

Ein zweiter Hauptpunkt im vorliegenden Werke ist die Darstellung der Teppich-Industrie im Wege des Hausfleisses, wie sie insbesondere in Skandinavien und Südosteuropa anzutreffen ist und so bedeutende Analogien in wirthschaftlicher, technischer und ornamentaler Beziehung mit der orientalischen Teppicherzeugung aufweist, dass eine genaue Untersuchung des zwischen diesen beiden Gebieten obwaltenden historischen Verhältnisses, wie sie Riegl vornimmt, auf unser volles Interesse Anspruch hat.

Für die Kunst- und Culturgeschichte des islamitischen Orients ist so im vorliegenden Werke eine Fülle des Wissenswerthen und Wichtigen dargeboten; aber auch die Ethnographie wird von diesem Werke ihren Nutzen ziehen. Ist doch der Teppich als geschätzter Besitz- und Gebrauchsgegenstand im Zelte des Nomaden (in Kleinasien, Persien und Centralasien), als Unterlage für den Beter oder als Weihegeschenk im ganzen Gebiete des islamitischen Orients ein ebenso eminent ethnographischer Gegenstand, wie die Matte in der ostasiatischen Culturwelt, die Tapa in der Südsee. Die höchst instructiven Bemerkungen über die Entwicklung der Wirkerei (bei den gewirkten Wandteppichen) aus der Flechterei, und wieder der Weberei aus der Wirkarbeit, sind für jeden Ethnographen ebenso wichtig, als die Erörterung der Decorationsweise altorientalischer Teppiche, bei welcher Gelegenheit die gesammten Decorationsmotive und -Elemente, wie sie für die verschiedenen Productionsgebiete und Kunstperioden des Orients charakteristisch sind, Revue passiren.

Riegl's Buch ist jedenfalls das Beste, was wir gegenwärtig über einen Gegenstand besitzen, der heutzutage jeden Gebildeten in aller Welt interessirt. Es ist speciell für unsere Wiener Kreise zur richtigen Zeit erschienen; es bereitet uns auf das Beste und Würdigste zu der vom k. k. österreichischen Handelsmuseum in Bälde zu eröffnenden grossen orientalischen

Teppichausstellung vor, welche eine ganz einzige Uebersicht über dieses interessante und anziehende Thema zu gewähren verspricht. **Haberlandt.**

10.

Hein, Alois Raimund. Die bildenden Künste bei den Dayaks auf Borneo. Ein Beitrag zur allgemeinen Kunstgeschichte. Mit einem Titelbilde, 10 Tafeln, 90 Textillustrationen und einer Karte. Wien 1890. Alfred Hölder.

Es ist ein erfreuliches Zeichen, dass die Ethnographie zur Lösung ihrer so vielseitigen Aufgaben Mitarbeiter aus Kreisen findet, welche derselben bis vor Kurzem noch ziemlich fremd gegenüberstanden. Dieses Mal ist es ein Künstler, der mit offenen Augen die reichen Schätze erkannt hat, welche man durch das Studium der Ornamentik aus den in unseren Museen angehäuften Sammlungen der Völker mit primitiver Cultur heben kann. Obzwar aus Fachkreisen schon manche bemerkenswerthe Versuche in dieser Richtung vorliegen (Uhle, Sekrurier u. A.) und manches Ethnographen Mappe reiches Studienmaterial birgt, so kann die obenangeführte Arbeit doch als die erste dieser Art von grösserem Umfange angesehen werden, welche in streng methodischer Weise ein bestimmtes Gebiet in's Auge fasst und zu verarbeiten sucht.

Die Arbeit enthält zum Theil weniger, zum Theil mehr, als ihr Titel sagt. Ersteres hat seinen Grund darin, weil dem Verfasser nur ein beschränkter Theil des in den Sammlungen vorhandenen Materiales zur Verfügung stand. Das ist kein Vorwurf; denn wo ist es heute Jemandem vergönnt, alle Museen auf Dayaksachen zu durchstöbern. Für den Verfasser wäre dies eine sehr dankenswerthe Arbeit, die er, wie wir bei seiner Begeisterung für die Sache hoffen dürfen, wenigstens zum Theil noch ausführen wird. Namentlich würden ihm die Museen in Leiden und in Berlin ein überreiches Material zur Ergänzung bieten. Das von Hein verarbeitete Material stammt zum grossen Theile aus dem Gebiete des Kapuasstromes und ist den Sammlungen des k. k. naturhistorischen Hofmuseums entnommen. Für einzelne später näher zu bezeichnende Fragen wurde dasselbe aus anderen Museen ergänzt.

Das Mehr in dem Werke liegt in der Art und Weise der Verarbeitung. Der Verfasser hat sich nicht damit begnügt, die ornamentalen Motive abzuzeichnen, zu gruppiren und unter einander in Verbindung zu bringen, sondern er hat mit dem richtigen Instincte des Künstlers in's volle Leben gegriffen und Alles herangezogen, was ihm helfen konnte, die sich vor ihm aufthürmenden Fragen zu klären, um zu bestimmten, greifbaren Ergebnissen zu kommen. Er hat es versucht, das Ornament nicht aus sich selbst zu deuten und zu erklären, sondern die ganze Psyche des Volkes wurde zu diesem Zwecke herangezogen. Diese Methode muss, so viele Gefahren auch in ihr liegen, bei massvollem Gebrauche der Hilfsmittel und bei beständiger Prüfung der zur Vergleichung herangezogenen Momente doch als die einzig richtige bezeichnet werden. Ob der Verfasser hierin das rechte Mass eingehalten hat, werden erst spätere Arbeiten über dasselbe Gebiet entscheiden; denn nur die volle wissenschaftliche Durcharbeitung des Stoffes von Seite verschiedener gleiche Zwecke verfolgender Forscher gibt ein Resultat, das als einigermassen feststehend betrachtet werden kann.

Die Einleitung handelt zum Theil über die künstlerische Begabung der Naturvölker. Es ist das eine schwierige Frage, die heute noch durchaus nicht spruchreif ist. Am allerwenigsten ist derselben mit den von den heutigen Kunstgelehrten gebräuchlichen Schlagworten beizukommen. Eine Definition dessen, was man ästhetisches Gefühl nennt, ist ebenso schwierig als die Anwendung dieses Begriffs auf die Kunstleistungen der sogenannten Naturvölker. Letztere Bezeichnung ist überhaupt so vag und von so dehnbarer Natur, dass es sich empfehlen würde, sie bei strenger wissenschaftlichen Arbeiten überhaupt zu vermeiden. Für populäre Darstellungen ist sie allenfalls noch zulässig. Die vom Verfasser geäusserten Anschauungen über diese Punkte sind noch ganz von Begriffen des in einer modernen europäischen Schule herangebildeten Künstlers durchtränkt. Dies ist jedoch ebensowenig ein Vorwurf, wie der, den man beispielsweise einem Geologen der älteren Schule für sein Festhalten an den Buch'schen Anschauungen über Gebirgsbildung oder den alten Aerzten für ihre Ansicht über das Wesen der Infectionskrankheiten machen würde.

Zum Glück streift der Verfasser diese Fesseln ab, sobald er das Material unter die Hände bekommt. Die Kapitel über die Baukunst und Plastik sind in Folge des mangelnden Materiales etwas dürftig, desto reicher dafür jene über die Malerei und der technischen Künste. Hier macht das Auge des für jedes noch so unscheinbare Detail aufmerksamen Künstlers eine Entdeckung um die andere. Es muthen Einem diese Kapitel an, wie die Beschreibung einer Reise in bisher völlig unbekannte Erdgebiete. Am bemerkenswerthesten ist in dem Kapitel über die Malerei die Untersuchung über die Zeichnungen auf den bekannten Dayakschilden.

Wir geben hier ohne kritisches Eingehen in die Details nur die allgemeinen Schlussergebnisse dieser mit grossem Fleisse durchgeführten Untersuchung, welche darin gipfeln, dass die auf diesen Schilden vorkommenden menschlichen Figuren als Dämone aufzufassen sind und chinesische Vorbilder (in früherer Zeit) voraussetzen, welche von den Dayaks aber selbstständig verarbeitet wurden. Eine Beeinflussung durch die bekannten Raksâsas, welche aus einer anderen Richtung hätte kommen müssen, will der Verfasser nicht anerkennen.

Das Kapitel über die technischen Künste ist in einzelne, dem verarbeiteten Material der Gegenstände entsprechende Abschnitte eingetheilt. Hier sind wieder die Untersuchungen über die Mandau's und die Djawet's von Interesse, obzwar über diese Geräthe schon eingehendere Studien vorliegen.

Das Werk ist auf das Reichste mit trefflichen Illustrationen und Tafeln ausgestattet, welche dem Leser gestatten, Schritt für Schritt den Ausführungen des Verfassers an der Hand des bildlichen Materiales zu folgen. Wir können nur den lebhaften Wunsch aussprechen, dem Künstler bald wieder auf dem von ihm mit so grossem Glück betretenen Pfade zu begegnen.

Ein Wort gebührt noch dem mit grosser Sorgfalt und Sachkenntniss von dem Bruder des Autors, Herrn Dr. Wilhelm Hein zusammengestellten Index, einer kleinen wissenschaftlichen Musterleistung für alle ähnlichen Arbeiten. **Heger.**

Die Verwendung der Menschengestalt in Flechtwerken.

Von **Dr. Wilhelm Hein.**

(Mit 8 Text-Illustrationen.)

Auf allen Gebieten der bildenden Kunst, so weit man deren Spuren verfolgen kann, findet die Thier- und mit ihr die Menschenfigur eine überaus mannigfaltige Verwendung. Die ältesten Documente künstlerischen Schaffens, sowie die Anfangsversuche bildnerischer Bethätigung jetzt lebender Völker zeigen, dass der Mensch, sobald er sich der ihn umgebenden Welt bewusst wird, die Erscheinungen derselben, so gut er kann, auf den ihm zur Verfügung stehenden Objecten, ob sie nun Felsenwände oder Knochenstücke, Gegenstände aus Holz oder Rohr sind, nachzubilden versucht: Die Felsenzeichnungen längst vergangener Generationen in Amerika, Afrika und Asien, welchen sich die Steingravirungen der Buschmänner anschliessen, die Zeichnungen auf Mammutsknochen aus den urgeschichtlichen Zeiten Europas, sowie die figurenbedeckten Knochengeräthe nordischer Stämme und die westafrikanischen Reliefs auf Elephantenstosszähnen, ferner die eigenartigen Malereien auf Holztafeln von den Nikobaren und die mit eingeritzten Zeichnungen versehenen Rohrstöcke der Neu-Kaledonier sind nur einzelne Beispiele aus der Fülle von Zeugnissen der zeichnerischen Befähigung fast aller Völker der Erde[1]), welche den Nachweis erbringen, dass der Mensch in den Anfängen der bildenden Kunst die möglichst naturgetreue Darstellung der lebenden Wesen anstrebt. In diesen primären Kunstleistungen erscheint die Menschen- und Thierfigur als Selbstzweck und gibt in der Art ihrer Ausführung einen untrüglichen Maasstab zur Beurtheilung des Auffassungsvermögens und der künstlerischen Befähigung des betreffenden Volkes.

In bestimmte conventionelle Formen wurde die Menschenfigur gebracht, als man zum Gebrauche der Schrift vorschritt; in den Bilderschriften der amerikanischen Völker, bei den Aegyptern und auf der Osterinsel kommt diese Figur in zahlreichen Variationen vor, welche zum grossen Theile bereits zu Repräsentanten abstracter Begriffe geworden sind: Das Essen, Kämpfen, Gebären wird durch Figuren, welche in diesen Thätigkeiten und Functionen begriffen sind, sehr charakteristisch zur Anschauung gebracht; auch einzelne Theile des menschlichen Körpers, wie Kopf, Zunge, Auge, Hand, Bein, Phallus, wurden zur Versinnlichung der Begriffe: Oberhaupt, Reden, Sehen, Geben, Gehen, Männlichkeit herangezogen, da in diesen Fällen die Körpertheile sich geeigneter zur Darstellung von derartigen Begriffen erwiesen, als die ganze Gestalt. Ein vergleichendes Studium aller dieser in den Bilderschriften vorkommenden Formen der Menschenfigur würde ein nicht unerhebliches Hilfsmittel zur Bestimmung der intellectuellen Fähigkeiten der sie gebrauchenden Völker liefern.

Eine weit ausgedehnte Verwendung fand die menschliche Gestalt als der sinnliche Vertreter der Naturkräfte, welche der Mensch, da sie ausserhalb des Bereiches seiner Erkenntnis lagen, zu ausserirdischen Wesen erhob und zumeist nach seinem Ebenbilde sich dachte; doch wurde auch die Thierfigur diesem Vorstellungskreise zugeführt, und nicht selten entstanden daraus sonderbare Combinationen aus Thier- und Menschenformen, welche selbst in der Gedankenwelt der cultivirtesten Nationen siegreich ihren Platz behaupten. Die Idole, welche bald den höchsten Grad bildnerischer Leistungsfähigkeit zeigen, bald den Stempel der flüchtigen Augenblicksarbeit tragen, können nur bedingt zur Schätzung des künstlerischen Vermögens eines Volkes herangezogen werden, geben aber ein zuverlässiges Kriterion zur Beurtheilung der metaphysischen Ideenwelt des Menschengeistes, der in diesen Gebilden jene Eigenschaften besonders zum Ausdrucke zu bringen sucht, die für die darzustellenden übersinnlichen Kräfte charakteristisch sind. Das Gleiche gilt von den Tanzmasken, welche im Allgemeinen denselben Typus wie die Idole zeigen, da sie zum grossen Theile unmittelbar aus dem Kreise der Göttergestalten hervorgegangen sind.

Zum Schmucke des Körpers als Tätowirmotiv wird die Menschenfigur im Vergleiche zu der Thiergestalt nur selten herangezogen, nimmt aber einen nicht geringen Antheil in der Ausgestaltung und Verzierung der Bedarfsgegenstände. In der Plastik

[1]) Vgl. R. Andree, Das Zeichnen bei den Naturvölkern. Mittheilungen der Anthropologischen Gesellschaft in Wien, Bd. XVII (1887), pag. 98—106, mit 3 Tafeln. — J. Lubbock, Die Entstehung der Civilisation, Jena 1875, pag. 31—58.

bemächtigt sich ihrer bei einigen Völkern Amerikas der Töpfer und formt nach ihrem Muster wunderliche Gefässe; im Sûdân bildet sie in Weibergestalt ein Saiteninstrument, in Westafrika ist sie Trommelträgerin; in Korea steht sie als Wegweiser an den Strassen, auf Neu-Seeland und Neu-Kaledonien tritt sie als Hauspfeiler in die Dienste der Architektur; bald erscheint sie als Pfeifenaufsatz in Nordamerika, bald als Löffelgriff auf den Philippinen; man findet sie in der verschiedensten plastischen Ausführung an den mannigfaltigsten Objecten, an denen sie jedoch nicht immer blos Verzierung, sondern auch häufig Idol ist.

In der Flächendecoration beeinflussen die Wahl der Motive und deren Ausgestaltung vornehmlich zwei Factoren: der Stoff des Objectes und die Raumverhältnisse der zu verzierenden Fläche. An Gegenständen der Keramik oder an Erzeugnissen der Holzindustrie, wie an Metallarbeiten bieten die Flächen dem ornamentirenden Künstler die Möglichkeit einer freien, durch das Material wenig oder gar nicht behinderten Linienführung, sei es auf dem Wege des Gravirens, sei es mittelst Bemalung; sie laden daher zur Darstellung von Scenen aus dem wirklichen Leben ein, in welchem die Menschenfigur eine dominirende Rolle spielt. Besonders ist dies an den Aussenwänden von Gefässen durchgeführt worden, da sie in der Regel gekrümmte, in sich zurückkehrende Flächen, die also weder Anfang noch Ende haben, zeigen und somit die Entwicklung von Scenenbildern gestatten, wofür peruanische Töpfe, prähistorische Gefässe und die Vasen der alten Culturvölker als Zeugen eintreten. Die Gefässwände eignen sich aber auch, da sie ein rundum laufendes Band bilden, in hohem Masse für die sogenannten Bandverzierungen, wie Mäander und Kyma oder regelmässig aufeinander folgende, in Bewegung begriffene Thierfiguren. Ferner findet die Menschengestalt eine freie Ausbildung auf jenen Geweben, welche erst nach ihrer Fertigstellung mittelst einer die Linienführung in keinerlei Weise beschränkenden Technik ornamentirt werden, wie auf den Bâtikstoffen von Djâwa oder auf jenen chinesischen Zeugen, in welche aus verschiedenen färbigen Stoffen ausgeschnittene Figuren eingesetzt sind.

Stilisirte Menschenformen finden sich in einer reichen Variationenfülle an den Schilden aus dem ostindischen Archipel, namentlich von Borneo, welche auf der Vorderseite in der Regel eine Art Dämonenfigur und auf der Rückseite in gewissen Fällen zwei Menschengestalten zeigen. Die Symmetrie in diesen Schildmalereien geht so weit, dass nicht nur die linke Seite der rechten entspricht, sondern auch manchmal die obere Hälfte der unteren gleich ist; die Schilde können daher in beliebiger Haltung getragen werden und zeigen dem Feinde doch immer das gleiche Dämonenbild. Es lässt sich begreifen, dass diese Symmetrie durch die schmale, längliche Form der Schilde, die überdies von der Längenmittelkante nach beiden Seiten hin sich gleichmässig abdachen, sehr gefördert wurde. Auf den prächtigen Schilden der Salomon-Insulaner, von welchen die Museen in Hamburg, London, Paris und Wien je ein Exemplar besitzen, ist die Symmetrie nicht nur durch die Form, sondern auch durch die Technik bedingt. Die Figuren sind aus einer grossen Anzahl von kleinen Perlmutterplättchen zusammengesetzt, welche eine naturgetreue Nachbildung der Menschengestalt schon an und für sich verhindern, da niemals durch die Aneinanderreihung derartiger quadratischer Plättchen die natürlichen, geschweiften und runden Linien erreicht, sondern stets nur abgetreppte oder geradlinige Contouren erzeugt werden können. In Folge dessen zeigen die Gestalten geometrische Formen, in welchen die geschweiften Linien dort, wo sie erscheinen, z. B. im Oval des Kopfes, nur durch die Abrundung der Perlmutterquadrate ermöglicht sind. An grossen Wandmosaiken, welche für die Fernwirkung berechnet sind, entschwinden für das in der nöthigen Weite befindliche Auge die Spitzen und Ecken der Treppencontouren und das Bild gibt den Eindruck einer naturgetreuen Darstellung. Die Mosaikfiguren auf den Schilden von den Salomon-Inseln sind aber auf einem verhältnissmässig so kleinen Raume ausgeführt, dass nur eine Betrachtung aus der Nähe sie vollständig zur Wirkung gelangen lassen kann, wobei die steifen Contouren in sehr unangenehmer Weise den Eindruck einer lebensvollen Darstellung stören würden, sich aber einer Umstilisirung der Figur vollständig anpassen.

Auf gewebten Stoffen, auf Teppichen und Stickereien tritt die menschliche Figur und die Thiergestalt vor den pflanzlichen und geometrischen Motiven ziemlich in den Hintergrund, da einestheils die sich kreuzenden Fäden, welche die Decoration bilden, und anderentheils der zumeist in regulären Umrissen gegebene Ornamentationsraum eine symmetrische Entwicklung der Verzierungsmotive herausfordern; da sind es vor Allem die Gebilde der Pflanzenwelt, welche in ihren regelmässigen Gestalten

eine bereits natürliche Symmetrie zeigen und fast ungeändert in den Formenschatz der Ornamentik aufgenommen werden können, während die Menschenfigur dort, wo nicht Scenenbilder als Decoration gewählt wurden, eine nur beschränkte Verwendung zu finden vermochte, da sie blos in der Frontalstellung symmetrisch ist und diese Symmetrie nur in der Längsaxe aufweist. Die Thierfigur wurde, wenn sie die Stilisirung einging, fast ganz auf die Bandverzierungen verwiesen. Die Peruaner haben in ihren Gobelinstoffen die Menschengestalt symmetrisch dargestellt und die Thierfigur als stilisirtes Reihenornament verwendet. In den Stickereien treten diese Figuren fast ganz vom Schauplatze ab, sofern es sich um stilisirte Motive handelt. Um so auffälliger und bemerkenswerther muss es erscheinen, wenn man die Menschenfigur auch noch auf Flechtwerken antrifft, in welchen sie, wo sie vorkommt, in Folge der Natur des Arbeitsmateriales als stilisirtes, symmetrisches Ornament dienen muss, da die Rohrstreifen, welche in den Flechtarbeiten als Material gebraucht werden, im Verhältnisse zu der Wolle in den Stickereien oder dem Webefaden in den Stoffen von einer beträchtlichen Breite sind und eine naturgetreue Nachbildung der menschlichen und thierischen Formen nicht gestatten, es wäre denn auf Matten und Wandbehängen, welche auf die Fernwirkung berechnet sind; und auch in diesem Falle traf ich die ersteren nur stilisirt.

In den folgenden Zeilen will ich die wenigen Beispiele von Menschenfiguren auf Flechtarbeiten, die ich fand, einer kurzen Besprechung unterziehen und zweifle nicht, dass sich fürderhin noch mehr Material ansammeln wird, Es möge daher diese Arbeit blos als Versuch aufgefasst werden, einem für die Entwicklung der Ornamentik nicht unwesentlichen Motive näher zu treten; die vollständige Bewältigung dieses Stoffes würde nicht nur ein umfangreiches Literaturstudium, sondern noch mehr, da letzteres nur wenig Fingerzeige geben würde, ein genaues Durcharbeiten sämmtlicher in den Museen aufgespeicherten Flechtarbeiten voraussetzen.

Die Figuren wurden von mir mit der grössten Genauigkeit, die für mich erreichbar war, auf Millimeterpapier gezeichnet, damit auch in der Abbildung der Charakter von Flechtarbeiten gewahrt werde. In manchen Fällen fand ich mich gezwungen, kleine Aenderungen vorzunehmen, da ich nicht offenbar unbeabsichtigte Fehler als wissenschaftliches Material bringen wollte; ein solcher Fall trat erstens dort ein, wo der flechtenden Hand, welche zumeist einem Weibe angehörte [1]), der Rohrfaden zu kurz wurde, so dass er mitten im Ornamente unter den Nachbarfaden geschoben werden musste; ich konnte selbstverständlich auf dem Millimeterpapiere dieses Sichverlieren eines Fadens unmöglich zum Ausdrucke bringen; zweitens fand ich mich veranlasst, zu corrigiren, wenn durch ein Versehen der Arbeiterin die Symmetrie gestört wurde, was übrigens sehr selten der Fall war. Ein ganz getreues Bild vermag nur die Photographie zu geben, und auch diese lässt uns im Stich, wenn das Object aus einfärbigen Fäden geflochten oder mit Haarbüscheln besetzt ist, wie beides auf Borneo sehr häufig vorkommt. Endlich muss bemerkt werden, dass durchgehends das Positivum weiss und das Negativum als Hintergrund schwarz dargestellt wurde.

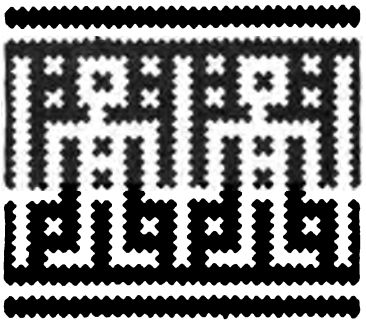


Fig. 78. Menschenfiguren von dem Deckel eines geflochtenen Behälters der Arauaken. (Hofmuseum Wien, Inv.-Nr. 8520)

Die Beispiele recrutiren sich aus blos drei Gebieten, welche den drei Erdtheilen Amerika, Afrika und Asien angehören, und weisen dementsprechend auch sehr charakteristische Besonderheiten auf. Das erste, in Fig. 78 dargestellte Menschenmotiv stammt von den Arauaken in Französisch-Guyana und befindet sich auf dem Deckel eines viereckig geflochtenen Behälters (Hofmuseum Wien, Sammlung von der Pariser Weltausstellung 1878, Inventar-Nr. 8520). Der Deckel umschliesst bei den meisten arauakischen Erzeugnissen den Behälter bis zum Boden, so dass die vier Seitenwände in der vollen Höhe des Objectes mit einem zierlichen Bandornamente geschmückt werden können, welches in dem besprochenen Falle in der neunmaligen Wiederholung einer stilisirten Menschenfigur besteht. Auf dem Originale erscheint

[1]) In den folgenden Beispielen sind, so viel mir bekannt ist, blos die beiden arauakischen Muster von Männern gearbeitet.

das Positivum schwarz auf naturfärbigem Hintergrunde und überdies auf den Kopf gestellt. Das Ornament ist vollständig geometrisch entwickelt, und zwar nach einem mit ungeraden Zahlen arbeitenden Eintheilungsprincip: Die ganze, 90 Einheiten fassende Länge des zu ornamentirenden 15 Einheiten breiten Bandes ist durch Verticalstreifen, welche blos 13 Einheiten lang sind, in neun Felder getheilt, in welchen je eine Menschenfigur steht; jedes Feld enthält drei, je drei Einheiten breite Räume, von welchen der mittlere von Kopf, Rumpf und Beinen derart ausgefüllt wird, dass die verticalen äusseren Begrenzungslinien dieser Körpertheile, durch welche die Bandbreite ebenfalls wieder in drei je fünf Einheiten fassende Theile zerfällt, in einer Geraden liegen; die beiden Seitenräume werden von den rechtwinkelig gebogenen oberen Extremitäten, welche mit dem Rumpfe das mittlere Drittel der Breite ausfüllen, durchzogen und unten von den Füssen abgeschlossen, die auf Grund dieser geometrischen Eintheilung unverhältnissmässig lang gerathen sind. Alle Räume, welche drei oder fünf Einheiten lang sind, erhalten ein oder zwei kleine Füllungsquadrate, welche in Folge der Flechttechnik die Form von Andreaskreuzen erhalten mussten, wodurch das ganze Ornament zu einem ausschliesslichen Linienornamente wurde. Die oberen Extremitäten, bestehend aus drei Linien, welche der Schulter, dem ganzen Arme und der Hand entsprechen, bilden ein das ganze Band durchlaufendes Mäandermotiv; es bestätigt sich demnach an diesem Beispiele, was von der Ornamentirung auf Töpfen gesagt wurde, dass nämlich die in sich zurückkehrende Fläche zur Anwendung des Mäanders, des Kymas oder der in Bewegung begriffenen Thierfiguren herausfordere; und selbst die letzteren finden in unserer Menschenfigur ein Analogon; denn auch diese deutet eine Bewegung an, wohl nicht mit den Füssen, sondern mit dem Kopfe: der das Bindeglied zwischen Kopf und Rumpf bildende Hals ist um eine halbe Einheit aus der Mitte nach links verschoben, wodurch der Schein erweckt wird, als wäre der Kopf (vom Beschauer aus) nach rechts gewendet, und unwillkürlich drängt sich der Gedanke auf, dass diese neun Menschenfigürchen, sich an den Händen fassend und Tanzscepter haltend, einen arauakischen Nationaltanz aufführen, die Richtung des Tanzes durch die Drehung des Kopfes andeutend.

Ein zweites Beispiel von Französisch-Guyana aus derselben Sammlung (Hofmuseum Wien, Inv.-Nr. 8519) bietet die Figur 79. Das Original befindet sich auf der oberen Fläche eines grossen Korbdeckels, den ich bereits in meiner Abhandlung „Ornamentale Parallen“ (XX. Bd. dieser „Mittheilungen“, pag. 55) wegen seines Mäandroidornamentes erwähnte, welche charakteristische Form der arauakischen Flechtverzierungen zu beiden Seiten des Centrums je einmal in der einen Mittellinie der oberen Deckelfläche verwendet ist, während in der anderen Mittellinie beiderseits vom Centrum ein Band ausläuft, in dem zwei ungleich lange Menschenfiguren mit den Beinen gegen einander stehen. Der Typus dieser Figuren entspricht jenem des vorhergehenden Beispieles, nur sitzt der Kopf direct an dem Rumpfe, aus dem die rechtwinkelig nach oben gerichteten Arme herauswachsen, und die Beine sind bis zum Ansatze des Fusses dreimal gebogen, wodurch der Menschenfigur das Aussehen eines Frosches verliehen wird. Gerade diese widernatürlichen Krümmungen der Beine erwecken das Interesse im hohen Masse; denn sie

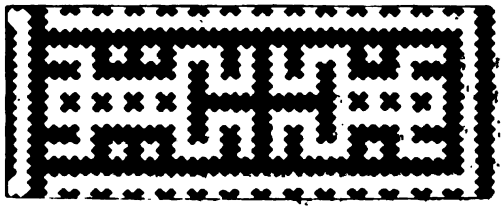


Fig. 79. Menschenfiguren von dem Deckel eines geflochtenen Korbes der Arauaken. (Hofmuseum Wien, Inv.-Nr. 8519.)

folgen dem Linienzuge des Mäandroids und sind, wie ein Vergleich mit Figur 9 der vorerwähnten Abhandlung zweifellos darthut, der Hauptträger des Ornamentes; nur wegen der Mäandroidform wurden die beiden Menschenfiguren mit zugekehrten Beinen einander gegenüber gestellt; ihre Beine sind daher aus Rücksicht auf die symmetrische Entwicklung dieser Form einander congruent, ihre Leiber aber mussten als passende Erweiterung des ursprünglichen Ornamentes mit den übrigbleibenden Raumtheilen Vorlieb nehmen und konnten nicht die gleiche Länge erreichen; die dem Centrum näher liegende Figur wurde um zwei Einheiten länger als die andere, da ihr noch 13 Einheiten zu Gebote standen, während der Gegenfigur nur 11 Einheiten blieben. Es ist also auch in diesem Beispiele das mit ungeraden Zahlen arbeitende Eintheilungsprincip gewahrt.

Die Figuren 80 und 81 zeigen zwei Formen der stilisirten Menschengestalt auf einer grossen Matte von Karengo bei St. Paul de Loanda (Hofmuseum

Wien, Samml. H. Klingenhöfer 1876, Inv.-Nr. 5041). Die Matte ist sehr gross, aus schwarzen und naturfarbigen Rohrstreifen geflochten und bietet als Hauptdarstellung eine Antilopenfigur auf schwarzem Grunde, welche oben und unten von mehreren vertical und horizontal angebrachten Menschengestalten begleitet ist. Obwohl diese Figuren auf die Fernwirkung berechnet sind, wie schon der Umstand beweist, dass

Fig. 80. Menschenfigur von einer geflochtenen westafrikanischen Matte. (Hofmuseum Wien, Inv.-Nr. 5041.)

die Matte im afrikanischen Saale des Wiener Hofmuseums hoch oben an der Mauer über einem Wandkasten aufgehängt wurde, so sind sie dennoch in hohem Grade stilisirt. Es lassen sich unter ihnen die durch die Textfiguren repräsentirten zwei Formen unterscheiden. Die in Figur 80 dargestellte Gestalt dient als Füllung der rechten unteren Mattenecke und wiederholt sich in derselben Ausführung noch fünfmal als Füllungsmotiv, aber ohne die am Arme hängende Schlange, stets in verticaler Stellung, während die in Figur 81 zur Reproduction gelangte Form unterhalb der Antilope in horizontaler Lage sich befindet. Beide Figuren weisen zwei geometrische Elemente auf, aus denen sie zusammengesetzt sind: das auf der Spitze stehende Quadrat und das Rechteck; letzteres dient zur Bildung von Hals und Rumpf, ersteres gibt dem Kopfe und den Extremitäten die charakteristische Stellung. In dem Beispiele (Fig. 78) aus Französisch-Guyana ruht der Kopf mit einer Seite des Quadrates auf dem Halse und erhält dadurch den Typus eines Flachkopfes, während die afrikanischen Menschendarstellungen den Spitzkopf zeigen; ferner ist bei ersterem nicht die mindeste Andeutung von Ellbogen und Knie zu bemerken, indess bei

Fig. 81. Menschenfigur von einer geflochtenen westafrikanischen Matte. (Hofmuseum Wien, Inv.-Nr. 5041.)

letzteren die Gliedmassen durch die Biegung nach den Seiten des Quadrates die Gelenke scharf ausprägen und den Figuren einen trotz der Stilisirung ziemlich lebhaften Ausdruck verleihen; die über dem Kopfe zusammengefalteten Hände und die eingeknickten Beine verrathen einen bedeutenden seelischen Affect, sei es den der Freude, des Schmerzes oder des Schreckens. Ob die in Figur 80 am Arme hängende Schlange irgend eine Bedeutung habe, wage ich nicht auszusprechen; ich nahm sie in die Illustration auf, damit sie vielleicht eine Beachtung finden möge. Figur 81 bringt die zweite auf der Matte vertretene Form der Menschenstilisirung zur Anschauung und ist geeignet, die Aufmerksamkeit in hohem Masse zu erregen: dadurch, dass die Extremitäten nicht wie in der vorigen Figur zusammenschliessen, konnten Hände und Füsse in allen Details zur Ausführung

gelangen; zunächst fallen die Hände mit den sorgfältig ausgeführten Fingern durch das Fehlen eines Fingers auf, eine Erscheinung, welcher man auch an den Holzfiguren der Maori begegnet, und welche Dr. Michael Haberlandt an dem Discussionsabende unserer Gesellschaft vom 12. December 1890 auf die Sitte der Fingeramputation zurückführte. Dass der fünfte Finger nicht unbeabsichtigt weggelassen wurde, erhärtet die zweite auf der Matte vorkommende, denselben Typus zeigende und auch horizontal liegende Figur, welche an der rechten Hand ebenfalls nur vier Finger aufweist; die linke Hand konnte nicht zur Ausbildung gelangen, weil ihr ein Bein der Antilope im Wege stand. Ein Vergleich der Länge und Stellung der Finger untereinander ergibt, dass der kleine Finger als das amputirte Glied aufzufassen ist, wenn auch der vierte Finger in der directen Fortsetzung der Handcontour liegt und die unverhältnissmässige Länge des Daumens die übrigen Fingerlängen als nicht verlässliche Factoren erscheinen lassen sollte; denn eine so geringfügige Abweichung in dem Hauptzuge der Körpercontourirung, wie sie der durch das Fehlen des kleinen Fingers hervorgerufenen entspräche, kommt in den besprochenen afrikanischen Darstellungen nirgends zum Ausdruck; auch an den Maorischnitzereien wird die Ansatzstelle des fehlenden Fingers nicht markirt. Die plumpe Ausführung der Füsse mit dem steil abfallenden Rist und der scharf abgeschnittenen Ferse erinnert an die ganz ähnliche Gestaltung derselben bei vielen afrikanischen Holzschnitzereien. Endlich sei noch der durch ein Quadrat dargestellte Kopfputz hervorgehoben, der sehr charakteristisch die Federkugeln veranschaulicht, welche in Afrika als Scheitelschmuck getragen werden.

Die folgenden Figuren 82 bis 85 geben verschiedene Variationen der stilisirten Menschengestalt auf Flechtwerken von Borneo, von welchen die drei ersten von einem gemeinsamen Gesichtspunkte aus betrachtet werden müssen, da sie quadratische Centrumsfüllungen sind, in denen die Menschenfigur nach den Mittellinien und nach den Diagonalen gelagert einen wesentlichen Bestandtheil der Ornamentation bildet. Auf der afrikanischen Matte verdanken die vorhin besprochenen Figuren ihr Dasein der Laune der Arbeiterin, welche den von der Thierfigur freigelassenen Raum möglichst zu beleben versuchte, indem sie, ohne die Platzverhältnisse in besondere Ueberlegung zu ziehen, Gestalten flocht, wobei es vorkam, dass eine Figur, wie oben bemerkt wurde, einen Arm dem nothwendigerweise zur Darstellung zu kommenden Beine der Hauptfigur opfern musste: die Menschenfiguren spielen hier demnach nur die Rolle von gelegentlichen Lückenbüssern, die an anderen Matten derselben Provenienz durch geometrische Motive ersetzt werden, oder mit solchen, wie es bei der Antilopenmatte der Fall ist, den Platz theilen müssen. Bei den Erzeugnissen von Borneo jedoch ist die Menschenfigur ein von vorneherein in Anschlag gebrachter Factor, dem seine Stellung im beabsichtigten Ornamente von der Flechterin genau angewiesen wurde; in Fig. 82 ist sie das Hauptmotiv, von dessen Ausgestaltung die übrigen Ornamente abhängig gemacht wurden. Diese Figur bringt den quadratischen Füllungsdecor eines von Grabowsky gesammelten und im Museum für Völkerkunde zu Hamburg [Inv.-Nr. 2023] befindlichen, flach-trichterförmigen Festhutes für Frauen „tanggoi darä“ [darä = geflochten] zur Anschauung. Derartige Kopfbedeckungen, welche nur das Dach über eine innen angeheftete Mütze „bungo“ bilden, sind bei den Olo ngadju aus fein gesplissenem Rôtan in der Regel in einer reichen Ornamentation geflochten, die jedoch nur dem geübten Auge in ihrer ganzen Formenentwicklung klar wird, da die Rôtanstreifen gewöhnlich einfärbig — röthlich — sind und nur bei schief auffallendem Lichte die durch die verschiedene Art ihrer Kreuzung entstehenden Gebilde erkennen lassen. Oft ist das Obergeflecht über ein aus breiten Streifen bestehendes und als Futter dienendes Untergeflecht gelegt, welches zumeist verschiedenfärbig ist und die schönen, für Borneo charakteristischen Knospenformen deutlich zeigen würde, wenn nicht der Bungo daran geheftet wäre; ebenso ist es in vielen Fällen vollständig unmöglich, das Obergeflecht in allen seinen Elementen zu ergründen, wenn es durch aufgenähte Nassaschnecken und Affenhaarbüschel zum Theile verdeckt wird. Die beiden Thatsachen, dass das sichtbare Obergeflecht aus einfärbigen, das unsichtbare Untergeflecht aus färbigen Streifen verfertigt und dass beide Geflechte zum Theile wieder verdeckt werden, beweisen, dass die Frauen der Olo ngadju die Ornamentation als ein durch den Vorgang des Flechtens allein schon bedingtes Ergebniss betrachten; man kann annehmen, dass es ihnen viele Ueberwindung kosten würde, sollten sie einfach Faden über Faden kreuzweise legen, und von ihnen darf man sagen: Sie flechten nicht, um zu ornamentiren, sondern sie ornamentiren, weil sie flechten.

Ein solches für kein betrachtendes Auge bestimmtes, blos in der verschiedenartigen Kreuzung des Geflechtes beruhendes Zeugniss eines hoch entwickelten Formensinnes und einer weit ausgebildeten Kunstfertigkeit suchte und fand ich an dem erwähnten Frauenhute im Hamburger Museum. Die Zeichnung selbst konnte ich jedoch wegen Zeitmangels nicht an Ort und Stelle anfertigen, sondern musste sie nach einer vortrefflichen Photographie, die mir in liebenswürdigster Weise der Vorstand dieses Museums, Herr C. W. Lüders, sandte, ausführen. Die Photographie brachte trotz der ungünstigen Bedingungen, welche das Object bot, die einzelnen Rôtanfäden so deutlich zum Ausdrucke, dass ich sie ohne besondere Mühe abzählen und darnach das Ornament zeichnen konnte, wofür ich Herrn Lüders zum herzlichen Danke verpflichtet bin.

Wie Fig. 82 zeigt, besteht die Quadratfüllung aus vier congruenten, in den Mittellinien liegenden Menschenfiguren, deren Oberleiber gegen die Mitte zu sich fast berühren und ein kleines, in den Hauptzügen quadratisches Centrumsornament einschliessen, welches wie die ganze Quadratfüllung und wie alle hier zu besprechenden Verzierungen von Borneo zweiaxig symmetrisch ist; in der einen Axe ist ein Blattmotiv gelagert, in der anderen wächst von

Fig. 82. Quadratfüllung von einem geflochtenen Frauenhute der Olo ngadju. (Mus. Hamburg, Inv.-Nr. 2023.)

aussen hinein ein einfaches Quadratornament mit vorgeschobenem, den beiden Innenseiten dieser letzteren Figur parallel laufendem und daher rechtwinkelig gebogenem Bande. Die zwischen den Oberleibern in den Diagonalen liegenden deltoidischen Räume werden durch Pflanzenmotive ausgefüllt, von welchen je zwe gegenüber befindliche einander congruent sind; man könnte diese Motive, welche als geometrische Elemente den Rhombus, das Deltoid, die Spirale und in untergeordneter Rolle das Quadrat zeigen, als Blüthenformen mit rhombischem Fruchtknoten, deltoidisch sich zusammenschliessender Blumenkrone und spiralig auslaufenden Kelchblättern auffassen. Die in karyatidenähnlicher Haltung aufgebauten Menschenfiguren sind mit einer bemerkenswerthen Naturtreue ausgeführt: Das Brustbein mit den ansetzenden Rippen findet sich durch ein in den Flechtwerken von Borneo oft wiederkehrendes Ornament angedeutet, welches ich in der Folge, da ich keinen einheimischen Namen für dasselbe kenne, der Form nach als Rippenornament bezeichnen werde, obwohl seine Verwendung eine weitergehende ist, wobei die Anzahl der Rippen je nach der Länge des Ornamentes schwankt; im vorliegenden Falle ist es sechsrippig. Es mag an dieser Stelle gleich hervorgehoben werden, dass die Linie des Brustbeines sich nicht mit der Mittellinie des grossen Quadrates deckt, weshalb die einander gegenüberliegenden Rippenornamente wechselständig von der Mittellinie gelagert sind, was wohl durch die diagonal-symmetrische Anlage der ganzen Figur veranlasst worden sein mag. Sehr hübsch sind die Brustwarzen durch je ein kleines Quadrat markirt. Rumpf und Kopf werden durch ein einfaches Band, welches die Halsgrube versinnlichen dürfte, deutlich von einander geschieden; den Mund mit den Zähnen veranschaulicht ein Vierrippenornament, über welchem die Augen durch vier kleine Quadrate zum Ausdruck kommen, eine auffallende Erscheinung, deren Begründung bei dem beschränkten Materiale nicht versucht werden kann und vielleicht blos in der Laune der Flechterin liegen mag. Der breite und viereckige Kopf erhält durch die spiralig nach unten gekrümmten Ohren, an welche sich ein sonderbar gestaltetes Gebilde anschliesst, das wohl kaum als Ohrschmuck gedacht werden kann, eine lebhaftere Gliederung. Den zwischen Kopf, Hals und Arm freibleibenden Raum durchzieht ein Siebenrippenornament, das in diesem Falle als Füllungsmotiv dient. Die Arme, welche in eine mit fünf ziemlich gleich langen Fingern besetzte Hand auslaufen, sind rechtwinkelig nach oben gebogen und lassen dadurch in jeder Ecke des grossen Quadrates einen ziemlich grossen Raum frei, welcher mit ökonomischer Platzausnützung durch eine phantastische Figur ausgeschmückt ist. Diese letzteren Figuren, von denen abermals nur zwei gegenüberliegende congruent sind, müssen, wie die Betrachtung der folgenden Flechtarbeiten ergeben wird, in entgegengesetzter Stellung zu der Menschenfigur angesehen werden und gemahnen noch, trotz ihrer vollständigen Umstilisirung, an die menschliche Form; denn an einer derselben lässt sich ein deutlicher Kopf erkennen, über welchem die zusammengeschlagenen Hände sich vereinen; die Beine, welche mit dem Knie an den Körper anstossen, laufen in Spiralen aus; auch bei der anderen Form lassen sich der Rumpf, die Arme und die Beine in ähnlicher Weise entziffern; der Kopf jedoch ist vom Körper abgelöst und schwebt als quadratisches Motiv inmitten des von den Armen gebildeten Raumes. Die hier versuchte Erklärung dieser beiden Formen als menschliche Figuren, die sich allenfalls durch eine ähnliche Lage der Beine an den Dämonenfiguren auf den Schilden von Borneo stützen liesse, soll vorläufig nur einer Vermuthung Ausdruck geben, ohne irgendwie den Schein einer unumstösslichen Gewissheit tragen zu wollen, zumal an dem Originale über einen wenn auch geringfügigen Theil dieser Figuren ein dünner, rund um den Hut laufender Reifen zieht, wodurch ich gezwungen war, da sich an der Photographie dieser Reifen nicht beseitigen lässt, zu combiniren; doch betrifft diese Combination nur den unteren Theil des Rumpfes und dürfte kaum ein wesentlich anderes Bild als das Original geben. Ich fühle mich aber verpflichtet, diesen Umstand zu erwähnen. Zum Schlusse möge noch bemerkt werden, dass die grossen Menschenfiguren sich mit je einem Arme berühren, und zwar in jener Diagonale, in welcher die zwischen den Oberleibern liegende Deltoidfüllung ein vollkommen abgeschlossenes Pflanzenornament bildet, während dieses in der anderen Diagonale aus der Stelle, wo sich die Oberleiber fast berühren, herauswächst und mit den letzteren in unmittelbarer Verbindung steht; ebenso werden in dieser Diagonale das Deltoid und der Eckenraum durch den schmalen Streifen, welcher die Ellbogen der Figuren trennt, in Berührung gebracht. In dieser Linie liegen auch die reicher ausgestatteten und mehr in die Länge gezogenen Formen: Im Mittelquadrat das Blattmotiv, im Deltoidpflanzenmotiv die rhombische Füllung des Fruchtknotens und die Quadratfüllung im rhombischen

Negativum der Blumenkrone (in der anderen Diagonale ist die letztere in den Fruchtknoten verwiesen, während die Blumenkrone eine ungegliederte Masse bildet) und endlich in der phantastischen Eckenfigur der deutlich ausgeführte Kopf mit der quadratischen

soll aber nicht behauptet werden, dass die Flechterin im vollen Bewusstsein dieser ganz eigenartigen Raumvertheilung gearbeitet habe, obwohl die Möglichkeit einer zielbewussten Plananlage nicht bestritten werden kann, da die Sprache der Olo ngadju für das

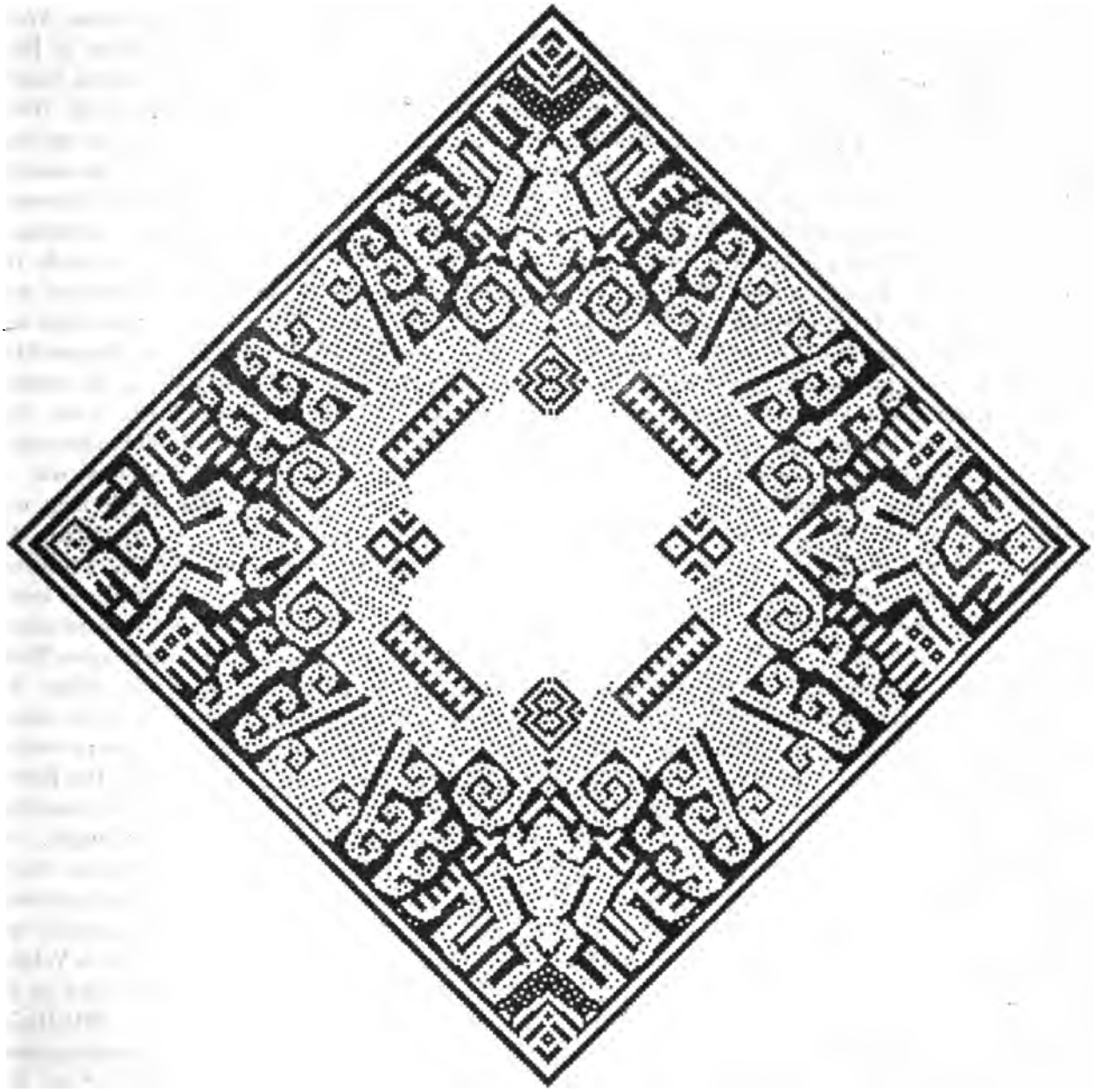


Fig. 83. Quadratfüllung von einem geflochtenen Frauenhute der Olo ngadju. (Hofmuseum Wien, Inv.-Nr. 31414.)

Halsgrube, während letztere in der anderen Figur gänzlich fehlt. Man kann demnach diese Diagonale als die Hauptaxe betrachten, durch welche je zwei zusammenhängende Menschenfiguren als einheitliche Gruppen von einander geschieden werden. Damit

Ueberlegen der Flechtmotive auf Matten, welche als der Inbegriff aller Flechtarbeiten gelten können, den besonderen Ausdruck „atoh amak“ hat.

In den Figuren 83 und 84, welche einen gemeinsamen Typus aufweisen, ist die Menschengestalt in die

Diagonale als Eckenfüllung verwiesen und steht mit dem Kopfe gegen das Centrum gerichtet, das Mittelfeld umfasst entgegen der vorhergehenden Figur einen grossen Theil des Raumes und ist mit quadratischen Verzierungen und dem charakteristischen Rippenornamente bei beiden in analoger Weise besetzt.

Die Quadratfüllung der Figur 83 stammt von einem Frauenhute aus der Gegend von Bandjar mâsin [Ethnogr. Mus. Wien, Inv.-Nr. 31.414, Samml. Harmsen], welcher von meinem Bruder A. R. Hein in seinem Werke: „Die bildenden Künste bei den Dayaks auf Borneo", Fig. 67, bereits publicirt wurde. Dieser Publication verdanke ich die Anregung zur vorliegenden Arbeit, indem ich in der genannten Abbildung, welche nur in allgemeinen Umrissen den Decor zur Anschauung bringen wollte, aus den regelmässig wiederkehrenden fünf Fingern auf das Vorhandensein einer menschlichen Figur schloss und mir vornahm, der Sache auf dem Originale nachzugehen. Und thatsächlich sah ich mein Streben von Erfolg gekrönt, obwohl die Gleichfärbigkeit der Rôtanfäden, die aufgenähten Nassaschnecken und das in der Mitte angeheftete Affenhaarbüschel die Arbeit sehr erschwerten und die Entzifferung der Centrumsornamentation ganz verhinderten, wie die Figur 83 zeigt; die Centrumsfiguren dürften aber mit jenen der Figur 84 ziemlich analog sein, soweit ich aus spärlichen Einblicken zwischen den Schneckenschalen und den Haarsträngen entnehmen konnte. Die in den Ecken befindlichen Menschengestalten zeigen zwei einander ähnliche Typen mit einer ungemein reichen Gliederung: Der Oberkörper, auf dem ein mit auffallend langen und nach oben gebogenen Fortsätzen versehener Kopf ruht, ist von dem Unterleibe durch eine starke Einschnürung getrennt; an die weit abstehende, hochragende Schulter schliesst sich ein mehrfach gekrümmter Arm mit einer fünffingerigen Hand, welche bei einer Figur durch drei mittelst Quadraten angedeutete Fingerknöchel ausgezeichnet ist. Der Unterleib, der bei dem einen Typus einen ziemlich stark entwickelten Steiss besitzt und an die viel besprochenen Schwanzmenschen von Borneo erinnert (bei dem anderen Typus ist der Steiss durch ein deltoidisches Füllungsornament zwischen den Beinen ersetzt), ruht auf mehr oder weniger regelrecht gerathenen Beinen mit ein- oder zweizehigen Füssen. Auf dem spitz zulaufenden Kopfe ruht ein dachförmiger Hut, der bei dem Schwanzmenschen vom Körper losgetrennt und nur durch zwei schiefliegende Bänder mit darüber schwebendem Quadrate angedeutet ist. Die hier beschriebenen Typen der Menschengestalt sind auch für Fig. 84 charakteristisch, welche die auf der Vorderseite einer aus rothen, gelben und schwarzen Rôtanstreifen geflochtenen Tasche befindliche Quadratfüllung darstellt. Diese Tasche diente angeblich zur Aufbewahrung der im Köpfeschnellen erbeuteten Köpfe und wurde während der Novara-Expedition in Bandjar mâsin erworben und der ethnographischen Sammlung des Wiener Hofmuseums einverleibt (Inv.-Nr. 3712). Ich konnte, da die Figuren sich auf dem gelben Hintergrunde scharf abheben, trotz der manchmal bedeutenden Schäden im Geflechte die Zeichnung verhältnissmässig sehr rasch und sicher verfertigen. Die Thatsache, dass sowohl der Hut als auch die Tasche in Bandjar mâsin aufgesammelt wurden, und zwar zu ganz verschiedenen Zeiten, rechtfertigt den Schluss, dass die auf diesen Objecten dargestellten Motive für die Olo ngadju, von welchen sie zweifellos stammen, charakteristische Typen sind. Die Menschenfigur dient auch hier als Eckendecoration und zeigt dieselben Eigenthümlichkeiten wie in Fig. 83, nur sind die Finger alle gleich lang und sehr regelmässig ausgeführt. Leider gestattete der beschränkte Raum der Taschenwand der Flechterin nicht, den etwas zu gross angelegten Decor in seiner Gänze auszuarbeiten, und sie sah sich gezwungen, gerade den für diese Untersuchung wichtigsten Theil, die Menschenfigur, in den gegen die Spitze des Quadrates zu liegenden Partien unvollendet zu lassen. In welcher Ausführung die Beine und Füsse zu denken wären, kann daher nicht gesagt werden. Das Mittelfeld, in welchem drei verschiedene und doch denselben Charakter zeigende kleine Quadratfüllungen, ein Doppelpflanzenmotiv und eine eigenthümliche Variation des Rippenornamentes als Verzierungsformen dienen, ladet zu Häupten jeder Menschengestalt, wie auch in Fig. 83, in zwei sehr hübsch geführte Voluten aus. Ein erheblicher Unterschied besteht blos in der Decoration der in der Richtung der Mittellinien liegenden Kantenfelder, welchen das Rippenornament vorgelagert ist. In Fig. 84 sind diese Felder mit fünf länglichen, nach den Enden spitz zulaufenden Gebilden besetzt, von welchen das mittlere mit dem Mittelfelde in directer Verbindung steht; zwischen diesen sonderbaren Formen, deren Bedeutung mir unklar blieb, sind verschiedenerlei andere Füllungsmotive verstreut. Den Abschluss der Kantenfelder nach links und rechts bilden aus dem Mittelfelde herauswachsende, rechtwinkelig gebogene Bänder,

welche in einen ovalen Wulst endigen und mit fünf fingerartigen Fortsätzen versehen sind, die den Fingern der Menschenhand entgegenlaufen; diese Bänder erwecken den Eindruck von schlangenartigen, mit Füssen versehenen Thieren. Der Raum zwischen den letzteren und den Schulterblättern der Menschenfiguren ist mit dreifingerigen Ornamenten, welche in einer Reihe mit den Handfingern liegen und gleichsam eine stilgerechte Fortsetzung derselben bilden, ausgefüllt. Ein Vergleich zwischen dieser Quadratläuft das Mittelfeld, welches einen grossen Theil des Raumes einnimmt und in beiden Figuren dieselben Umrisse zeigt, in zwei schön geschwungene und gegen die Mittellinien zu sich einrollende Voluten aus. Die Form und die Anordnung der Verzierungsmotive dieses Feldes ist eine übereinstimmende: die kleinen Quadratfüllungen liegen in den Diagonalen, die Rippenornamente in den Mittellinien gegenüber den Kantenfeldern, welche die einzigen bedeutenderen Unterschiede in der Ornamentirung zeigen; doch

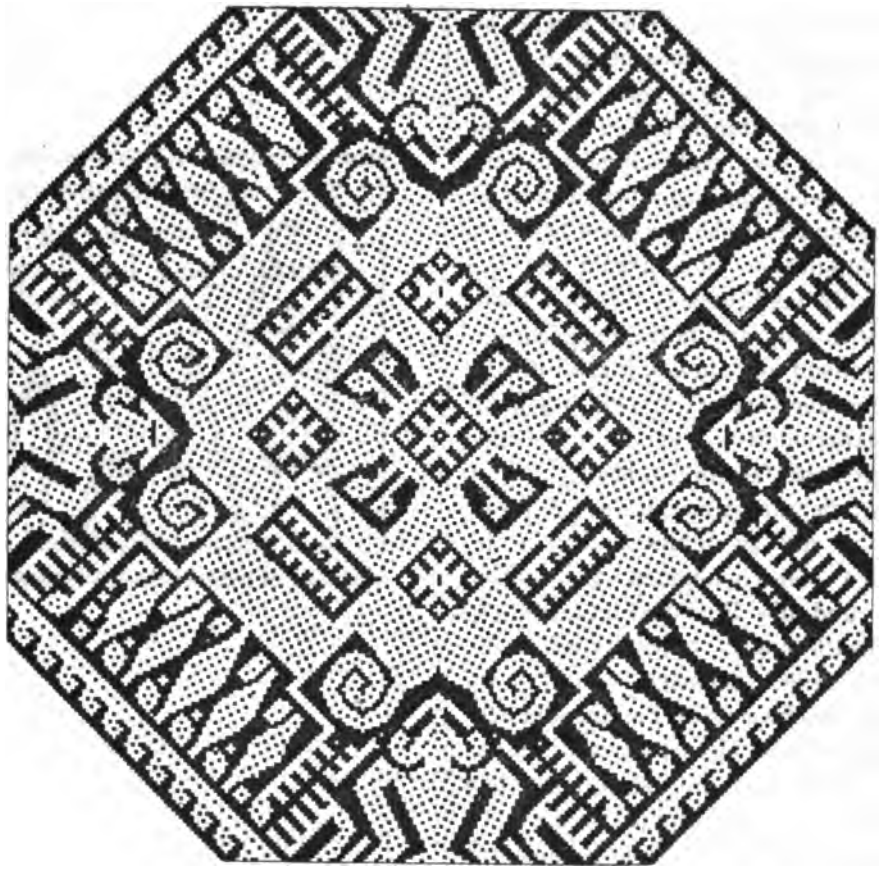


Fig. 84. Quadratfüllung von einer geflochtenen Tasche der Olo ngadju. (Hofmuseum Wien, Inv.-Nr. 3712.)

füllung mit jener in Fig. 83 ergibt eine in den Hauptmomenten ganz analoge Plananlage und Ausgestaltung der einzelnen Verzierungsmotive: Die Menschenfiguren liegen als Eckenfüllungen in den Diagonalen und sind mit dem Kopfe gegen das Centrum gerichtet; typisch an ihnen ist der beiderseits mit nach oben gekrümmten Fortsätzen versehene Kopf, auf dem der dachförmige Hut ruht, die hochgebaute Schulter, die starke Einschnürung zwischen Ober- und Unterleib, sowie die Arm- und Handbildung. Zu Häupten der Menschengestalten lässt sich auch hier eine gewisse Uebereinstimmung nachweisen: die fünf länglichen, unbestimmbaren Gebilde der Fig. 84 erscheinen in Fig. 83 in eine einzige Form vereinigt, welche aus einem trapezförmigen Untertheil, einem rechteckigen Obertheil mit nach unten gebogenen Spiralen und einem quadratischen Zwischentheil besteht; das schlangenartige, fünffüssige Thier ist in zwei Bänder mit je drei Voluten aufgelöst, und auch die dreifingerigen Füllungsornamente sind in Rudimenten vorhanden. Ein weiterer Vergleich zwischen Fig. 83 und 82

lehrt, dass die phantastischen Eckengestalten dieser Figur mit den deutlich ausgeprägten Menschengestalten in Fig. 83 (und 84) die gleiche Lage haben und dass andererseits das aus dem Mittelfelde herauswachsende und beiderseits von zwei Volutenbändern flankirte Ornament mit dem trapezförmigen Untertheile in Fig. 83 dieselbe Stellung in der Quadratfüllung einnimmt, als die unverkennbare Menschengestalt in Fig. 82. Es ergibt sich daraus der Schluss, dass die Eckengestalten in Fig. 82 thatsächlich Menschenformen darstellen und dass das Gebilde im Kantenfelde der Fig. 83 ebenfalls eine bereits bis zum Pflanzenmotiv umstilisirte Menschengestalt ist, die sich jedoch aus der analogen Form in Fig. 82 leicht ableiten lässt: der trapezförmige Untertheil entspricht dem Rumpfe, der rechteckige Obertheil mit den nach unten gebogenen Spiralen dem Kopfe mit den Ohren, der quadratische Zwischentheil dem Halse und die Volutenbänder den Armen mit den Fingern; das in Fig. 82 das Brustbein versinnlichende und in der Längsrichtung der Mittellinie liegende Rippenornament erscheint auch in den Fig. 83 und 84 an demselben Platze der Quadratfüllung, nur quergestellt, und die Pflanzenmotive in den Deltoidräumen der Fig. 82 lassen sich ebenfalls in den beiden anderen Figuren nachweisen: die spiralig nach unten gebogenen Kelchblätter sind in die zu Häupten der in der Diagonale liegenden Menschenfiguren ausladenden Voluten erweitert und die Fruchtknotenformen in die kleinen Quadratfüllungen umgewandelt. Die Fig. 82, 83 und 84 zeigen demnach eine fast bis in's kleinste Detail nachweisbare Familienähnlichkeit, welche es gestattet, die Menschengestalt in den verschiedensten Verwandlungsformen zu verfolgen und sie noch in den sonst unentzifferbaren Verzierungen der Kantenfelder in Fig. 84 in einzelnen Rudimenten zu erkennen. Einen weiteren Beitrag zu der Umstilisirung der Menschengestalt in ein Pflanzenmotiv liefert Fig. 85, welche ein Ornament von einem Kriegshute „sampulau tingang" von dem Districte Kahaian darstellt. Der Hut wurde von Grabowsky gesammelt und vom Museum für Völkerkunde in Hamburg erworben (Inv.-Nr. 1639), dessen Vorstand C. W. Lüders ihn auf meine Bitte hin photographiren liess und mir so ermöglichte, die in Hamburg gemachte Skizze durch eine möglichst getreue Abbildung zu ersetzen. Entgegen den Frauenhüten haben die „sampulau" genannten Hüte keine flach-kegelartige, sondern eine mehr cylindrische Form; ihre steil abfallende Mantelfläche eignet sich daher nicht mehr für derartige, im grossen Stile angelegte Quadratfüllungen, wie sie in den vorhergehenden Figuren repräsentirt sind, sondern verlangt ihrer Natur nach eine rundum laufende Verzierung. Im vorliegenden Falle wurde die Mantelfläche in vier Theile getheilt, deren jeder die in Fig. 85 dargestellte Menschengestalt zeigt; sie bildet in ihrer Form den Uebergang von der Karyatidengestalt in Fig. 82 zu der in den Kantenflächen der Fig. 83 auftretenden Form. Vom viereckigen Kopfe, an dem der Mund durch eine Linie markirt ist, stehen oben zwei nach abwärts gebogene Spiralen, die ursprünglichen Ohren, ab; im Rumpfe ist noch das Brustbein durch ein allerdings quer gestelltes Rechteck angedeutet; die

Fig. 85. Stilisirte Menschenfigur von einem geflochtenen Kriegshute der Olo ngadju. (Museum Hamburg, Inv.-Nr. 1639.)

Arme entsenden vier zu Spiralen gewordene Finger; auch die Beine endigen in Spiralen, eine Ausgestaltung, welche schon eine der Ecken-Menschenformen in Fig. 83 in gebrochenen Linien aufweist.

Die stilisirte Menschenfigur spielt demnach in den Flechtwerken der Olo ngadju eine nicht unbedeutende Rolle; aber in manchen Fällen erlitt sie schon eine so weitgehende Umstilisirung in das Pflanzenornament, dass nur durch die aufmerksame Vergleichung des geringen vorhandenen Materiales ihre wahre Natur enthüllt werden konnte.

In diesen wenigen acht Beispielen habe ich die gesammten, mir zugänglich gewesenen Menschenornamente in Flechtwerken vorgeführt und versucht, eine wenn auch nur fragmentarische Entwicklung derselben zu geben. Möge dieser Versuch als ein kleiner Beitrag zur ethnographischen Kunstgeschichte aufgenommen werden.

Das Bauernhaus in Oesterreich-Ungarn.

Von **Dr. Alexander Peez.**

(Mit 1 Text-Illustration.)

Das Bauernhaus ist nicht nur Wohngebäude von über 70 Procent unserer Bevölkerung, nicht blos Ausdruck der Agrarverfassung und Mittelpunkt der Landwirthschaft unserer Kleingrundbesitzer, sondern es ist eine Urkunde aus unvordenklicher Zeit über Abstammung, Herkunft, Sitte und Cultur des Volksstammes, der jenes Gebäude geschaffen hat.

Insofern besitzt das Bauernhaus auch für Urgeschichte und Ethnographie eine hervorragende Bedeutung. In Würdigung dieser Thatsache wurden in vielen Ländern die vorhandenen Haustypen gesammelt und wissenschaftlich verarbeitet.

Prüft man nun die auf die mitteleuropäischen Länder bezüglichen Sammlungen oder die auf Grund solcher Erhebungen verfassten Schriften und Pläne, sowie die das Verbreitungsgebiet der verschiedenen Hausformen darstellenden Karten, so bemerkt man, dass gerade hinsichtlich Oesterreich-Ungarns noch wesentliche Lücken bestehen.

In der bekannten Karte von A. Meitzen (in der Schrift „Das deutsche Haus in seinen volksthümlichen Formen", Berlin 1882) fällt ein nicht unbeträchtlicher Theil unseres Vaterlandes noch in die Abtheilung „nicht festgestellte Hausformen", und nicht minder beklagt R. Henning (in der Schrift „Das deutsche Haus in seiner geschichtlichen Entwicklung", Strassburg 1882) die Unvollständigkeit des Materiales aus Oesterreich-Ungarn, welche „eingehende Nachforschungen dringend herausfordert" (a. a. O. S. 84).

Gerade von Oesterreich-Ungarn aber lassen sich wichtige Aufschlüsse erwarten, und zwar aus zwei Gründen, weil nämlich

1. die Monarchie wie sprachlich und politisch so auch in Bezug auf den Hausbau das Land des vielfältigsten Nebeneinander und der Schlüsselpunkt der Nationalitätenfrage ist, indem hier Germanen, Slawen, Magyaren und Romanen (mit zahlreichen Unterabtheilungen) zusammenwohnen;

2. weil innerhalb der österreichisch-ungarischen Monarchie die Behörden von jeher weniger in's Einzelne eingriffen als in Frankreich oder Deutschland; es bestand mehr Selbstverwaltung, wirthschaftliche wie sociale Neuerungen fanden langsamen Eingang, weshalb denn auch alte Gepflogenheiten sich besser erhielten als in den westlichen Nachbarländern.

Von solchen Erwägungen ausgehend, hat die Anthropologische Gesellschaft eine Action beschlossen, die sich die Herstellung und Herausgabe einer Sammlung der verschiedenen typischen Hausformen sowie die Lage und das Verhältniss dieser Häuser zur Feldgemarkung zum Ziele setzt.

Zunächst wurden als Untersuchungsfeld die im Reichsrathe vertretenen Länder in's Auge gefasst. Es haben jedoch Vorbesprechungen stattgefunden, die in Ungarn eine gleichlaufende Action erhoffen lassen.

Das erste Ziel muss sein: Sammlung des Materiales. Erst wenn ein Gesammtüberblick über letzteres möglich ist, werden sich — mit Zuhilfenahme der Ausgrabungen, des Typus, der Mundart und der Ortsnamen — annähernd zuverlässige Schlüsse urgeschichtlicher und ethnographischer Art ziehen lassen.

Unsere Erhebungen richten sich auf das Bauernhaus, und zwar auf das Bauernhaus älteren Ursprungs oder notorisch nach älterem Plane erbaut; ferner auf ein solches Haus, welches den ortsüblichen Typus zur Erscheinung bringt, wobei es jedoch vorkommen kann, dass mehrere Typen darzustellen sind (z. B. älterer und späterer Typus; Haus des Grossbauern, Mittelbauern und Keuschlers).

Die Erhebungen sollen im Einzelnen enthalten:

1: Grundplan der bäuerlichen Hofstätte (Hauptgebäude, Nebengebäude, Hof, Garten und Zufahrt).

2. Grundplan des Wohnhauses und der Nebengebäude.

3. Angabe des Baumateriales, der Lage des Hauses zur Sonne und Himmelsrichtung, Art der Einzäunung u. s. w.

4. Ortsübliche Benennungen der einzelnen Räume und wichtigsten Hausgeräthe.

5. Angabe, ob nach Ueberlieferung die dargestellte Hausform seit Menschengedenken besteht, oder ob Veränderungen eintraten?

6. Angabe, ob und wo schon Aufnahmen oder Schilderungen der dortigen Hausform bestehen? Wenn irgend möglich, möge die Erhebung sich ferner richten

7. auf die Grösse der zum geschilderten Hause gehörigen Grundfläche (Bestiftung); ferner ob das Haus zu einem Einzelhofe, einem Weiler oder einem Dorfe gehört; endlich ob der zum Hause gehörige Grundbesitz ganz oder doch der Hauptsache nach um die Wohnstätte liegt (arrondirt ist), oder ob er aus vielen einzelnen Stücken besteht, die in den Fluren zerstreut liegen (Gemenglage), oder ob er in langen Riemen sich an die Wohnstätte anschliesst, wie bei den neueren Colonistendörfern.

8. Verbreitungsgebiet der betreffenden Hausform.

9. Besondere Bemerkungen: z. B. sind „Erdställe“ in Ihrer Gegend? Sehr alte Capellen oder Kirchen u. s. w.?

Für eine solche Sammlung liegen schon treffliche Vorarbeiten vor, worunter die Sammlung des k. k. Ministerialrathes Arthur Freiherr von Hohenbruck, deren Benützung für unsere Arbeit mit dankenswerther Liberalität zur Verfügung gestellt wurde. Auch das Werk „Oesterreich-Ungarn in Wort und Bild“ enthält werthvolle Mittheilungen über Hausbau.

Da es sich um eine Angelegenheit von allgemeinem Interesse handelt, so ist wohl die Hoffnung nicht ungerechtfertigt, dass unser Vorhaben bei den verwandten Vereinen, wie Geschichtsvereinen, Vereinen für Landeskunde und insbesondere bei den Landesmuseen, ferner bei landwirthschaftlichen Vereinen und deren Filialen, bei landwirthschaftlichen Lehranstalten und Wanderlehrern, sowie bei einzelnen Herren Geistlichen, Gutsbesitzern, Baumeistern und Privaten eine freundliche Aufnahme und Förderung finde.

Es wird eine besondere Pflicht sein, bei jeder unserer Gesellschaft zugehenden und zur Verwendung gelangenden Mittheilung den Herrn Verfasser oder Einsender zu nennen.

Und somit sei das Unternehmen der Anthropologischen Gesellschaft, womit eine in den Nachbarländern längst vollzogene Arbeit zur Ehre der Heimath aufgenommen wird, der gütigen Mitwirkung aller Freunde der Volkskunde bestens empfohlen!

Ueberblickt man aus der Vogelschau die in Oesterreich-Ungarn üblichen Formen des Bauernhauses, so gewahrt man, den Hauptvölkern entsprechend vier Haupttypen:

1. Im ganzen Nordwesten, Norden und Nordosten, also auf der weit überwiegenden Flächenausdehnung, das deutsch-slawische Haus, sei es aus Holz oder aus Fachwerk, sei es als geschlossener Hof (Vierkant) oder als aufgelöster Hof; in allen Fällen einzeln stehend und durch einen Luftraum vom Nachbar getrennt, meist auch von einem Hofraume umgeben und im Ganzen der sogenannten „fränkischen“ Bauart am nächsten stehend.

2. Im ungarischen Tieflande das magyarische Haus mit seiner Vorlaube (Veranda), mag es nun ursprünglich magyarisch sein oder nur von dem einwandernden Stamme angenommen; dies Haus ist nicht wesenhaft verschieden von Hausformen unter Nr. 1.

3. Das alpine Holzhaus.

4. Das romanische Steinhaus im Süden, mit seinen mächtigen Gewölben als unterscheidendem Zuge. Diese Hausform erscheint insbesondere als Stadthaus; als Landhaus geht sie mit den Hausformen unter 3, dem alpinen Hause, Verbindungen ein, wie man in Tirol, Steiermark, Kärnten, Salzburg wahrnehmen kann; aber auch mit dem deutsch-slawischen Hause finden sich Zwitterarten, so z. B. in Niederösterreich.

Zu diesen vier Gattungen kommt dann noch als ganz eigenthümliche Sonderbildung das türkische Haus in den occupirten Ländern.

Sehr merkwürdig ist, dass in Niederösterreich die vier Hauptformen unseres Bauernhauses, wenn auch nicht in vollkommen reinen Typen, sondern meist in Mischbildungen, aber doch wohl erkennbar, zusammenstossen — ein wichtiger Beweis für die uralt centrale Lage Niederösterreichs und Wiens und zugleich für die natürliche Einheit Oesterreichs.

Wir beginnen nun mit einem Beispiele. Dasselbe ist zwar schon in älterer Zeit gesammelt und erfüllt nicht alle Wünsche, die wir oben (S. 57) an derartige Aufnahmen von Bauernhäusern gestellt haben. Dennoch wird es einstweilen von Nutzen sein. Und so geben wir in Folgendem, um dem Forscher sofort minder Bekanntes zu bieten, den Plan eines Bauernhofes aus dem westlichen Ungarn.

Die Gebäude sind aus Lehmsteinen, mit Stroh oder Rohr gedeckt. Als Boden des Hauses dient gestampfter Lehm. Ein Keller am Hause nicht vorhanden; der Wein liegt in der Erde des Weingartens, dessen ansteigende Lage die Anlegung eines gewölbten Kellers entbehrlich macht.

Die älteren Häuser haben keinen Schornstein; der Rauch zieht vorne heraus durch eine Lücke am Dache. Der Abort fehlt.

Immer ist ein Hund als Wächter da; Nachts ist er frei, unter Tags am Holzschupfen, welcher an den Stall stösst, angebunden.

Pferdeköpfe auf dem Giebel sowie Staarhäuschen im Garten sind unbekannt. Dagegen finden sich oft seltsame kleine Thongestalten in kleinen Nischen aufgestellt.

Das Thor besteht aus einem grossen Flügel aus starken Latten, mit Holzriegel geschlossen; wird vom Bauer selbst gemacht.

Zu einem solchen Hofe gehören in der Regel 32 Joch. Der Bauer besitzt 4 Pferde, 4 Ochsen, 3—4 Kühe, 6—7 Stück Jungvieh, 5—20 Schweine. Während des Sommers ist das Vieh meist im Freien.

Alles Vieh hat Namen. Die Pferde oft liebliche, so: Rose (rózsa), Vogel (madár) u. s. w. Sein Gespann treibt der Bauer mit „nje“ (durch die Nase gesprochen) an, während der Wink nach rechts, links und zurück durch die Zügel gegeben wird.

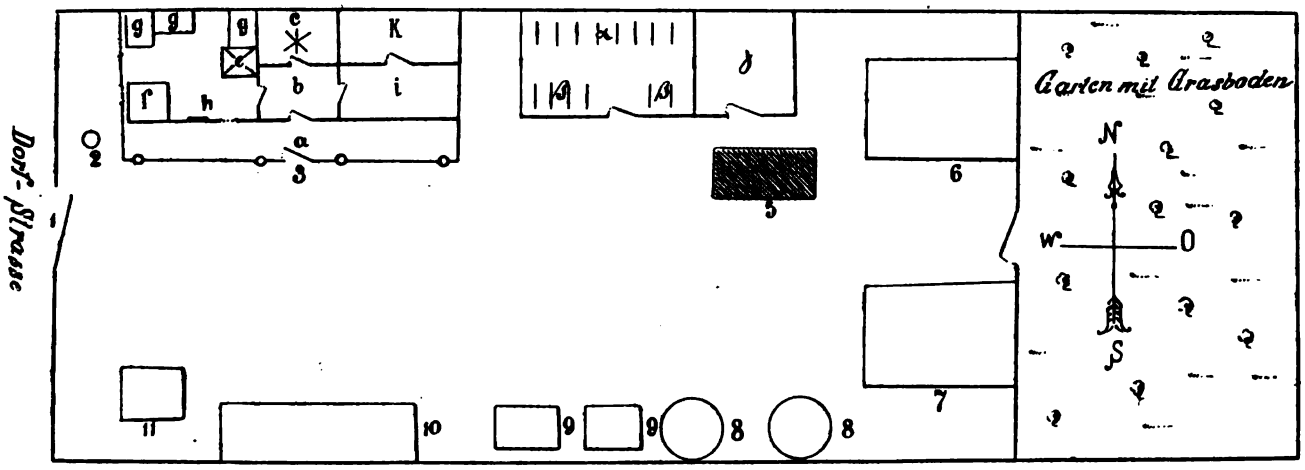


Fig. 86. **Bauernhof aus der Umgebung von Fünfkirchen (Ungarn).**
Magyarische Bevölkerung.

1. Einfahrt von der Strasse in das Gehöfte.

2. Strohwisch auf einer Bohnenstange; wird am Brunnen (11) nass gemacht und zum Auslöschen von Funken oder kleinen Feuers benützt.

3. Wohnhaus (ház).

a) Veranda auf vier kleinen Holzsäulen, um 1 Schuh über Hofraithe erhöht; dient als Gang, als Aufenthaltsort, zum Aufhängen und Trocknen von Tabak u. s. w.

b) Vorhaus mit 4 Thüren; enthält auch Geräthe; von hier gelangt man auf einer Leiter in's obere Stockwerk auf den Speicher.

c) Küche mit Herd (konyha) in der Mitte. Der Herd gross, mit offenem Feuer, zugleich Backofen.

d) Wohnstube (stoba) mit dem von der Küche aus geheizten Ofen *e* aus Backsteinen oder grün glasirten Kacheln (der Ofen heisst kálha, s. Hennig S. 87), was vielleicht mit „Kachel“ zusammenhängt oder romanischen Ursprunges ist; ferner mit dem grossen Speisetische *f*, über welchem Bilder hängen, des Kaisers oder Zriny's oder von Heiligen; mit Betten *g* und einem kleinen Spiegel bei *h*.

Längs der nach der Strasse gerichteten Wand läuft eine Bank. Das Wohnzimmer hat seinen Eingang vom Vorhause, hat 3 Fenster, wovon 2 nach der Strasse, 1 nach der Veranda bezw. der Hofraithe. Ueber der nach der Strasse gerichteten Wand steht das Dach vor; hier wird Tabak, Mais u. s. w. aufgehängt. *i* ist Schlafkammer und *k* Vorrathskammer.

4. Stall (istállo) für Pferde und Rindvieh α, für Kälber β; anschliessend der Holzstall oder Wagenraum γ.

5. Der (nicht gepflegte) Mist.

6. und 7. Getreide- und dann Strohschober.

Zwischen beiden der Eingang in den Baumgarten.

8. Heuschober.

9. Hühner-, Gänse- und Entenställe, unregelmässig aus Weiden geflochten.

10. Schweinestall aus Holz mit Stroh- oder Rohrdach.

11. Ziehbrunnen.

Ausgrabungen
auf den
Gräberfeldern von Kumbulte in Digorien (Kaukasus).

Von **W. J. Dolbeschew** in Wladikawkas.

(Mit Text-Illustrationen.)

Nebst erläuternden Bemerkungen von Franz Heger.

Das kleine Dorf Kumbulte liegt im Uruchthale in einer Höhe von wohl 650—700 Fuss[1]) über dem Thalboden, etwa 5 Werst vom Dorfe Donifars entfernt, auf dem südlichen Abhange der zweiten Bergkette (von der Hauptkette des Kaukasus nach Norden zu gerechnet). Westlich von Kumbulte zieht sich ein steil abfallender Bergrücken nach Süden gegen das Thal Gebenonikomb hin. Auf dem südwestlichen Abhange desselben, der den Namen „Rutcha" führt, befindet sich ein Gräberfeld aus vorgeschichtlicher Zeit, das ich schon bei Beginn meiner Ausgrabungen von den Bergbewohnern (digorische Osseten) stark durchwühlt fand. Weiter im Westen zieht sich in derselben Richtung noch ein zweiter Bergrücken hin, der höher liegt als der vorige und „Chor-Gon" genannt wird. Auf dem Rücken desselben sowie auf seinen östlichen und westlichen Abhängen befindet sich ein zweites, noch grösseres Gräberfeld, das von den Eingeborenen ebenfalls stark durchwühlt ist. Dieses Gräberfeld wird von den Osseten auch „Sturzarziati" (d. h. grosse Alterthümer) genannt.

Beide Gräberfelder sind, sowohl was den Bau und die Einrichtung der Gräber, wie auch die Art und Weise der Beisetzungen und die Form der Fundgegenstände anbelangt, einander sehr ähnlich[2]). Vielleicht dürfte das Gräberfeld „Chor-Gon" etwas älter sein, da hier Werkzeuge und Waffen aus Stein gefunden wurden, was, soweit ich es zu constatiren vermochte, auf dem Gräberfelde „Rutcha" nicht der Fall war.

Die Oberfläche beider Gräberfelder zeigt heute vielfache Einsenkungen, die von geöffneten und später wieder halb verschütteten Gräbern herrühren; überall schauen aus dem Erdreiche Menschenknochen und Schieferplatten hervor. Man kann hier aber heute noch deutlich den allgemeinen Bau der Gräber studiren. Dieselben haben die Form von Steinkisten, welche aus Platten und unbehauenen Steinen aufgeführt und mit grossen Steinplatten bedeckt sind, die jedoch vordem nicht aus dem Erdreiche emporragten. Es sind also unterirdische Steinkistengräber.

Diese Steinkisten sind von verschiedener Grösse. Die grösseren derselben bargen häufig bis 10 Skelette; es sollen aber auch solche vorgekommen sein, in denen 20 und noch mehr Leichen beigesetzt waren. Diese grossen Steinkisten sind dann im Innern bis 8 Fuss breit, bis 10 Fuss lang und bis 4 Fuss tief. Bei meinen Ausgrabungen fand ich meist Gräber mit 4—7, seltener solche mit 2—3 Skeletten. Solche Gräber zählen schon zu den kleineren; dieselben sind immer nur 3—7 Fuss breit, bis 7 Fuss lang und bis 4 Fuss tief. Man kann diese Gräber daher als Familien- oder Massengräber bezeichnen. Steinkisten, welche zur Beisetzung einer einzigen Leiche gedient haben, fanden sich in weit geringerer Zahl als die Massengräber und hatten dann meist folgende Dimensionen: Breite 1½ Fuss, Länge 6 Fuss (auch weniger), Tiefe häufig nur 1 Fuss.

Holzkohle wurde überall reichlich vorgefunden, in einigen Kisten sogar so häufig, dass man fast auf Leichenbrand schliessen dürfte, da sich hier auch angebrannte Knochen und Brandspuren an den Bronzegeräthen zeigten.

Die Schädel der Bestatteten waren vorherrschend brachykephal, mit niederer, schmaler Stirne und breitem Hinterhaupte. Die Hinterhauptschuppe trat meist stark hervor; Schädeldeformation wurde nicht beobachtet. Es ist schwer, die Zahl der schon aufgefundenen Gräber genau festzustellen; dennoch kann man sagen, dass auf Rutcha nicht weniger als 50, auf Chor-Gon nicht weniger als 150 Gräber aufgedeckt worden sein mögen.

---

[1]) Die Höhenangaben in englischen Fuss, entsprechend den Zahlen auf den russischen Generalstabskarten; die Maasszahlen ebenfalls in englischen Fuss.

[2]) Nach einer brieflichen Mittheilung der Frau Gräfin Uwarow in Moskau befinden sich auf Rutcha zwei Gräberfelder. Das eine derselben gleicht etwas jenem von Kumbulte (Chor-Gon?); das zweite trägt einen ganz aparten Charakter, so dass es unter den kaukasischen Gräberfeldern eine ganz besondere Stellung einnimmt und mit keinem derselben verglichen werden kann. H.

Ausgrabungen.

I. Auf Rutcha.

Indem ich zwischen den schon aufgedeckten Gräbern herumsuchte, fand ich eine noch unberührte Steinkiste von dem oben beschriebenen Typus. Dieselbe war im Innern 6 Fuss lang, 3 Fuss breit und gegen $1^1/_2$ Fuss tief. Die die Kiste bedeckenden Schieferplatten waren eingebrochen. Das Innere war zur Hälfte mit Erde angefüllt, nach deren Entfernung ich vier Skelette von schlechtem Erhaltungszustande vorfand. In der südlichen Hälfte der Steinkiste lagen zwei, dem Knochenbau nach zu urtheilen, weibliche Skelette. Die einzelnen Knochen waren zerdrückt und untereinandergemischt. In der nördlichen Hälfte der Steinkiste lagen zwei Kinderskelette; das kleinere derselben war mehr gegen die westliche Wand, das grössere mehr gegen die östliche Wand gerückt.

Die Lage der beiden grossen Skelette konnte nicht bestimmt werden, doch lagen die beiden Schädel nebeneinander auf der rechten Seite. Die

Fig. 87. Thonkrug von Rutcha.

Kinderskelette lagen beide ausgestreckt, das kleinere auf dem Rücken, das grössere auf der linken Seite; beide hatten die Gesichter gegen Süden gewendet. In jeder Ecke der Steinkiste fanden sich Häufchen von Holzkohle.

Bei dem kleineren Kinderskelete fanden sich folgende Artefacte vor:

Ein Fingerring.

Eine Nadel, oben in zwei auseinandergehende flache Hörner auslaufend. (Aehnlich wie Fig. 92.)[1])

Ein Glöckchen.

Eine kleine gegossene Pferdefigur.

Alle 4 Stücke aus Bronze.

Ein konischer Knopf aus unbekanntem Material[2]).

[1]) Für die folgenden Abbildungen lagen die Originale nicht vor, sondern nur kleine Photographien derselben und einzelne von Herrn Dolbeschew angefertigte Skizzen. Nach beiden sowie nach anderen von denselben Localitäten vorliegenden Stücken wurden die Figuren gezeichnet, daher eine genaue Angabe des Massstabes nicht immer möglich war. H.

[2]) Anderen Funden von dieser Localität nach zu urtheilen, aus Antimon. H.

Ein Thonkrug mit vier Hälschen, nach unten in eine Spitze auslaufend, welche eine Oeffnung hat. (S. Fig. 87.)

Bei dem grösseren Kinderskelete lagen:

Eine Halsspange aus starkem Draht.

Eine halbkreisförmige Fibel mit tordirtem Bügel (Kobanform)[1]).

Ein flacher, rechteckiger Gürtelhaken (Schliesse) von Kobanform. (S. Chantre, l. c. Tome II, Atlas pl. VIII—XI.)

Ein gegossener Knopf, aus drei Thierköpfchen bestehend.

Ein Hängezierrath.

Ein Ring.

Eine Schelle.

Ein Paar kleine, flache Armspangen, verziert.

Ein Knopf mit Oese, aus drei hohlen Halbkugeln bestehend.

Ein Nadelkopf aus fünf auseinanderstehenden konischen Knöpfchen bestehend. (S. Chantre, l. c. Tome III, pl. I, Fig. 5.)

Alle diese Stücke aus Bronze.

Mehrere Glasperlen.

Zwei Bernsteinperlen.

Ein henkelloser Topf aus rothem Lehm.

Zwischen den Knochen der beiden grossen Skelette fanden sich folgende Stücke:

Eine grosse Nadel, etwa 1 Fuss lang, mit durchbrochen gearbeiteter Kopfplatte (ähnlich wie Fig. 93). Diese Nadel lag mit ihrem langen Dorn parallel den Rücken- und Nackenwirbeln des einen der beiden grossen Skelette; die Seite, an welcher der Widderkopf angebracht ist, lag nach unten (aussen) gekehrt. (S. Chantre, l. c. Tome III, pl. I, Fig. 8.)

Ein Nadelkopf, mit 5 auseinanderstehenden konischen Knöpfchen versehen, ähnlich jener, welche bei dem grösseren Kinderskelete gefunden wurden.

Ein Pfriem (Nadel?) mit ornamentirtem Kopf.

Zwei massive Halsspangen; waren durch Oxydirung aneinandergekittet.

Ein Paar Armspangen mit Schlangenköpfen an den Enden, mit groben Einschnitten verziert.

Ein Gürtelhaken (Schliesse) von Kobanform. (S. oben.)

Ein Paar Hängezierrathen.

Ein Anhängsel, gegossen, zwei Stierköpfe darstellend, die mit den Maulenden zusammenhängen.

Ein Anhängsel, den Kopf eines wilden Bergschafes darstellend.

Eine Schelle.

Ein Stück einer Kette.

Ein Knopf von schwach konischer Form.

Drei kleine Spiralen.

Alle diese Gegenstände aus Bronze.

Ferner Perlen aus gelber Schmelzmasse, Glas, Thon und Gagat.

[1]) Siehe: Virchow Rudolf: Das Gräberfeld von Koban im Lande der Osseten, Kaukasus. Eine vergleichende archäologische Studie. Berlin 1883. Atlas.

Chantre Ernest: Recherches anthropologiques dans le Caucase. Lyon 1885—87. Tome II, Atlas pl. XXI, XXII und XXIII.

Diese beiden Werke sind im Folgenden immer citirt. H.

In den beiden vorderen Ecken der Steinkiste, dicht bei dem Holzkohlenhäufchen, befanden sich noch zwei Thonkrüge, jeder mit einem Henkel versehen.

Eine zweite, augenscheinlich noch unberührte Steinkiste fand sich auf dem östlichen Abhange; sie war von nahezu quadratischer Form, innen 4 Fuss lang, $3^1/_2$ Fuss breit und etwas über 2 Fuss tief. Nach Entfernung der die Kiste bedeckenden Steinplatten fand sich dieses Grab oben voll loser Erde, die jedenfalls im Laufe der Zeiten von aussen hineingeschwemmt worden sein mag. Unter dieser Erdschichte fand sich sehr viel Holzkohle, die bis zur Mitte der Höhe der Steinkiste aufgehäuft war. Beim Durchgraben dieser Kohlenschichte fanden sich zerstreut liegende gebrannte Knochenreste vom Menschen, Schaf und vom Schwein, sowie zum Theil geschmolzene oder mit anderweitigen Brandspuren versehene Gegenstände aus Bronze, namentlich Nadeln, Armspangen, Thierköpfe, Dolchklingen, und in einer Ecke ein Thontopf mit starken Brandspuren.

Etwas weiter fand sich auf demselben Abhange zwischen den bereits aufgedeckten Gräbern eine noch unberührte Steinkiste, 3 Fuss unter der Oberfläche gelegen. Dieselbe mass im Innern 7 Fuss in der Länge, 4 Fuss in der Breite und 3 Fuss in der Tiefe. Nach Entfernung der Deckplatten und einer schwachen Schichte loser Erde fanden sich hier die Skelette von drei Erwachsenen. Nach der Grösse und Beschaffenheit der Knochen, sowie nach den dabei gefundenen Gegenständen zu urtheilen, lagen in der linken nördlichen Hälfte der Kiste zwei weibliche Skelette, deren Knochen etwas untereinandergemengt waren. Diese Skelette lagen übereinander, und zwar lag der Schädel des oberen Skeletes in der Brustgegend des unteren; beide lagen auf der rechten Seite, die Gesichter gegen die andere Hälfte der Steinkiste gekehrt. In letzterer lag das dritte Skelet, und zwar auf der linken Seite, mit dem Gesichte gegen die beiden anderen gekehrt; allen Anzeichen nach zu urtheilen war dies das Skelet eines Mannes. Alle drei Skelette befanden sich in gestreckter Lage; die Beine waren nur in den Knien etwas eingeknickt, die Arme so eingebogen, dass sich die Fingerknochen in der Magengegend vorfanden. In jeder Ecke der Steinkiste fanden sich Häufchen von Holzkohle; letztere zeigte sich übrigens in der ganzen Kiste zerstreut.

Bei den zwei weiblichen Skeletten war eine Sonderung der Beigaben nur schwer durchzuführen. Es soll dies in der folgenden Beschreibung so weit geschehen, als die Beobachtung eine solche sicher zu constatiren vermochte. An Beigaben fanden sich folgende Stücke vor:

Eine grosse flache Nadel aus Bronze mit breitem, flachem Discus am oberen Ende von der Form eines Hornpaares, mit Linienverzierung, welche aus stark vortretenden getriebenen Punkten gebildet wird; Länge etwas über $1^1/_2$ Fuss. Die Nadel lag längs der oberen Wirbel des unteren Skeletes, mit dem Discus etwas tiefer als der Schädel, an dem derselbe ursprünglich angelehnt gewesen zu sein schien. (Ein ähnliches Stück siehe in Fig. 96 abgebildet; auch bei Virchow, in den Verhandlungen der Berliner Gesellschaft für Anthropologie etc. 1890, p. (419) Fig. 1, hier jedoch unvollständig und bei Chantre, l. c. Tome III, pl. I, Fig. 8.)

Zwei Bronzebleche, längs einer Diagonale rechtwinkelig gebogen, ganz wie die ähnlichen Stücke von Koban. (S. Virchow, Koban, Taf. VIII, Fig. 11 und Chantre, l. c. II, Atlas pl. XXX, Fig. 31.) Lagen an den Scheitelbeinen des Schädels vom unteren Skelete.

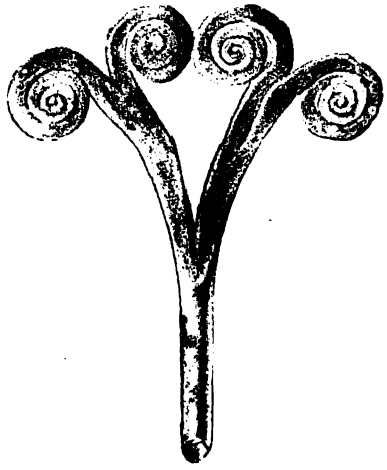


Fig. 88. Oberer Theil einer Bronzenadel von Rutcha, $^1/_2$ nat. Gr.

Anhängsel aus Bronze, aus zwei Widderköpfchen bestehend, befand sich beim Unterkiefer des unteren Skeletes. Aehnliche Stücke wurden auch in Koban gefunden.

Eine Nadel aus Bronze, 10 Zoll lang, am Kopfende mit 5 vorstehenden Knöpfchen, von denen 4 konisch geformt sind, das fünfte eine Vogelfigur darstellt. Lag auf dem Brustknochen des unteren Skeletes, unter dem Schädel des darüberliegenden Gerippes. Ebenda befand sich auch

Eine halbkreisförmige Fibel aus Bronze, ähnlich den in Koban gefundenen.

Eine Nadel aus Bronze, 1 Fuss, 2 Zoll lang, mit eigenthümlich geformtem flachen Kopfende. (S. Fig. 88.) Dieselbe lag längs des Hinterkopfes, der Nacken- und Rückenwirbeln des oberen Skeletes. Ein ähnliches, jedoch unvollständiges Stück bildet Virchow von Kumbulte in dem oben angeführten Aufsatze in den Verhandlungen der Berliner Gesellschaft auf p. [419], Fig. 3 ab.

Eine zweite ähnliche Nadel aus Bronze fand sich unter den Rippen des oberen Skeletes, welche mit den Beckenknochen des darunterliegenden vermengt waren; dieselbe war 1 Fuss lang.

Ein Brustschmuck aus Bronze, flach, kreisförmig, die Fläche mit ausgeschnittenen Dreiecken durchbrochen verziert. Durchmesser 3 Zoll.

Zwei Besatzstücke aus Bronzeblech, jedes aus zwei nebeneinanderliegenden kugelkappenförmigen Stücken bestehend, analog den ähnlichen Stücken von Koban. (S. Chantre, l. c. II, Atlas pl. XXX, Fig. 29 u. 30.)

Ein Rindskopf aus Bronze, Anhängsel.

Ein Knopf aus Bronze, halbkugelig, hohl, $1^1/_2$ Zoll im Durchmesser.

Ein Knopf aus Bronze in Dolchform.

Ein Fingerring aus dünnem Bronzeblech.

Ein Armring aus Bronzedraht.

Ein Gürtelhaken (Schliesse) aus Bronze, an einer Ecke beschädigt, die vordere Seite der Platte mit vertieften

Fig. 89. Gürtelhaken aus Bronze von Rutcha, $^1/_2$ nat. Gr.

Verzierungen versehen. In den Löchern des geraden Randes befanden sich einige Kettenglieder aus Bronze. [S. Fig. 89.][1])

Eine Schelle aus Bronze.

Ein Wetzstein.

Schläfenringe aus Bronze ohne Endspiralen, ähnlich den einfacheren in Koban aufgefundenen Stücken. Dieselben lagen beim Schädel des oberen Skeletes.

Ein Armband aus Bronze, ähnlich geformt wie die charakteristischen Stücke von Koban (s. Virchow, l. c. Taf. VI, Fig. 17 und Taf. XI, Fig. 5*a* u. 5*b*, und Chantre, l. c. II, Atlas pl. XVI, Fig. 1—6); nur waren die hervorstehenden Leisten schnurartig verziert. Lag bei den Beckenknochen des unteren Skeletes.

Ein Knopf aus Bronze von konischer Form, ornamentirt; befand sich ebenda.

7 Stück cylindrische Spiralen aus Bronze, ähnlich den in Koban gefundenen. (S. Virchow, l. c. Taf. VII, Fig. 5.) Lagen bei den Halswirbeln des unteren Skeletes.

Ein Gürtelhaken (Schliesse) aus Bronze mit dreieckiger Platte, oberhalb des Hakens mit einem Widderkopf auf hoch vortretendem Halse verziert. Lag bei dem Becken des oberen Skeletes.

Bestandtheile von Kettchen aus Bronze.

Ein Wetzstein, länglich, an einem Ende durchbohrt.

Zwei grosse Perlen aus Milchquarz.

Perlen aus Gagat, gegen 30 Stück.

Perlen aus Bernstein von unregelmässiger Form.

Die Perlen lagen bei den Brustknochen beider Skelette.

Bei dem in der anderen Hälfte der Steinkiste gelegenen Skelet, das wohl einem Manne angehörte, befanden sich folgende Stücke:

Eine Dolchklinge aus Bronze, ganz flach, 6 Zoll lang.

Fig. 90. Bronzeaxt von Rutcha, $^1/_2$ nat. Gr.

Zwei ähnliche Dolchklingen aus Bronze, 7 und 9 Zoll lang[1]).

Ein massiver Dolch aus Bronze, sammt Griff, aus einem Stück gearbeitet, ornamentirt, 9 Zoll lang.

Eine Streitaxt aus Bronze, mit rundem Knopf am hinteren Ende. (S. Fig. 90.)

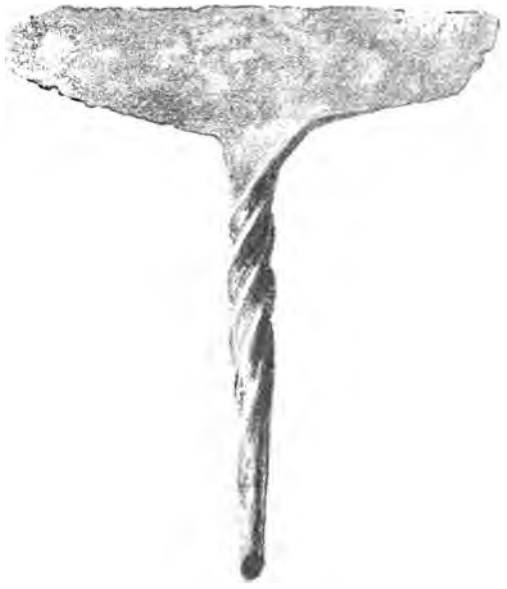


Fig. 91. Oberer Theil einer Bronzenadel von Rutcha, $^1/_2$ nat. Gr.

Ein Halsring aus Bronze, massiv.

Ein Widderkopf aus Bronze (Anhängsel).

Eine andere Thierfigur aus Bronze (Anhängsel).

[1]) Diese Gürtelschliessen, welche eine für die älteren digorischen Gräberfelder ganz charakteristische Erscheinung bilden, zeigen in der Form Aehnlichkeit mit den analogen Stücken von Koban, nur dass die in den ersteren häufig vorkommenden Kettchen in letzterer Localität fehlen. H.

[1]) Diese primitiven Dolchklingen werden von Herrn Dolbeschew als Spiessenden bezeichnet. H.

Ein Rindskopf aus Bronze (Anhängsel).

Ein Ring aus Bronze, sehr massiv.

Ein Gürtelhaken (Schliesse) aus Bronze, massiv, oberhalb des Hakens mit Pferdekopf auf hoch vortretendem Halse.

Das obere Ende einer Nadel aus Bronze, am Kopf mit 5 vorstehenden Knöpfchen besetzt, mit einem Oehr versehen.

Eine grosse Nadel aus Bronze, mit breiter, rechteckiger Kopfplatte (beschädigt), letztere etwa 9 Zoll lang; die Nadel im Anschluss an die Kopfplatte kantig und schraubenförmig tordirt. Gesammtlänge 1 Fuss 8 Zoll. (S. Fig. 91; der untere Theil der Nadel nicht abgebildet.)

Ein Fussring aus Bronze, massiv.

Ausserdem fanden sich in dieser Steinkiste drei Thongefässe vor, und zwar:

Ein grosser Thonkrug mit Henkel, zu den Füssen des männlichen Skeletes.

Eine flache Schale aus rothem Thon, ornamentirt.

Ein Topf aus Thon mit zwei Henkeln und vier buckelförmigen Erhöhungen als Verzierung.

Die beiden letzteren Stücke standen zu den Füssen der beiden weiblichen Skelette.

Ein weiteres Nachsuchen nach unversehrten Gräbern blieb leider erfolglos. Ein am westlichen Abhange geführter, bis 3 Fuss unter die Oberfläche reichender Graben brachte zwei cylindrische, unregelmässige Gruben zu Tage, auf deren Boden sich viel Holzkohle in kleinen Häufchen vorfand. Diese Gruben waren etwa 5 Fuss lang und 4 Fuss breit.

II. Auf Chor-Gon.

Der Gebirgsrücken, der diesen Namen führt, ist bedeutend grösser als der Rutcha genannte; auch das auf ihm liegende Gräberfeld ist von grösserer Ausdehnung als das vorhin geschilderte.

Der Bau der Gräber sowie die Art der Beisetzung gleicht vollkommen jener auf Rutcha.

Beim Herumsuchen zwischen den aufgedeckten Steinkisten nach unberührten Gräbern fanden sich an verschiedenen Stellen Gegenstände aus Bronze sowie Perlen, von denen im Folgenden die wichtigsten angeführt werden sollen.

Eine lange Nadel aus Bronze, der Kopf in zwei kleine, flach eingerollte Hörner endend. (S. Chantre, l. c. Tome III, pl. I, Fig. 7.) Ein ähnliches Stück ist in Fig. 92 theilweise abgebildet.

Eine längere einfache Bronzenadel.

Eine Nadel aus Bronze, das obere dünne Ende zu einer kreisrunden Oese eingerollt. (S. Virchow, l. c. Taf. II, Fig. 6 und 7, sowie Chantre, l. c. Tome II, Atlas pl. XX, Fig. 8.)

Ein Gürtelhaken (Schliesse) aus Bronze von der bekannten länglich-rechteckigen Kobanform.

Ein Gürtelhaken (Schliesse) aus Bronze mit dreieckiger Platte, nach vorne in einen Vogelleib übergehend.

Eine grössere halbkreisförmige Fibel aus Bronze.

Eine kleine Bronzefibel[1]).

Eine Glocke aus Bronze mit zwei seitlichen, vom unteren Rande bis zur Mitte heraufreichenden Schlitzen in der Mantelfläche[2]).

Fig. 92. Oberer Theil einer Bronzenadel von Chor-Gon, 1/2 nat. Gr.

Eine kleine Schnalle aus Bronze[3]).

Ferner Perlen aus Gagat, Glas und aus hellblauer Schmelzmasse[4]).

Ausserdem noch eine Anzahl kleiner Bronzen, durchbohrte Schafknöchel etc.

---

[1]) Dieselbe hat jene Form, welche Tischler (Ueber die Formen der Gewandnadeln nach ihrer historischen Bedeutung, Zeitschrift für Anthropologie und Urgeschichte Bayerns, IV. Bd., p. 31, Fig. III) Armbrustfibel mit umgeschlagenem Fuss nennt, gehört jedoch zu der dort in Norddeutschland als selten vorkommend bezeichneten eingliedrigen Form. Diese in den jüngeren Gräberfeldern des Kaukasus so überaus häufig vorkommende Form gleicht vollkommen jener La Tène-Fibel, deren umgebogener Fuss sich wieder mit dem Bügel verbindet, nur erfolgt diese Umbiegung bei den kaukasischen Formen statt nach vorne (Tischler's Normalstellung) nach hinten gegen die Nadel zu. Ich möchte diese Form daher als: „La Tène-Fibel mit nach hinten umgeschlagenem Fusse" bezeichnen. Sie gehört ihrem ganzen Charakter nach einem jüngeren Formenkreise an als die übrigen, auf diesem Gräberfelde gefundenen und mit der älteren Kobancultur verwandten Objecte; ihre Auffindung an dieser Stelle kann als Beweis dienen, dass auf Chor-Gon neben den Gräbern aus älterer Zeit auch Gräber aus einer jüngeren Periode sich befunden haben müssen. H.

[2]) Aehnliche Glocken fanden sich zahlreich in dem Funde von Kasbek (Stepan-Zminda) als Anhängsel an anderen Objecten. (S. Chantre, l. c. Tome II, Atlas pl. LVII, Fig. 1 und 4) Ein ähnliches Stück ist ebenda von Koban abgebildet. Pl. XXXI, Fig. 7. H.

[3]) Solche Schnallen hat Virchow von Koban abgebildet (s. l. c. Taf. IV, Fig. 5 und 6); dieselben gehören aller Wahrscheinlichkeit nach einer oberen, jüngeren Schichte dieses Gräberfeldes an. Das Gleiche dürfte auch mit diesem Stücke von Chor-Gon der Fall sein. H.

[4]) Letzteres sind die sogenannten Melonenperlen, die wahrscheinlich auch einer jüngeren Zeit angehören. H.

Auf dem östlichen Abhange fand sich eine noch unberührte Steinkiste, die aber eingefallen war; sowohl die Deckplatten befanden sich in der die Kiste vollkommen ausfüllenden Erde sowie auch einzelne Steine aus der eingefallenen Seitenwand. Die beiläufigen Dimensionen der Kiste im Innern waren 8 Fuss Länge zu 5 Fuss Breite; die Höhe liess sich nicht eruiren.

In der Erde fanden sich die Reste von sieben Menschenskeletten, deren Schädel alle gegen Westen an einer Seitenwand der Kiste lagen. Alle Skelette waren stark zerdrückt und die Knochen durcheinandergemengt; doch liess sich so viel constatiren, dass in der südlichen Hälfte der Kiste die Reste von drei Männern, in der nördlichen Hälfte jene von drei Frauen und einem Kinde beigesetzt waren.

In der südlichen Hälfte fanden sich folgende Gegenstände:

Ein Halsring aus Bronze, massiv.

Ein Armring aus Bronze, die Enden bilden Thierköpfe; der Ring selbst ist mit querlaufenden rohen Einschnitten verziert.

Mehrere massive Armringe mit zugespitzten Enden, mit Ausnahme eines einzigen aus Bronze; dieser selbst aus einem unbekannten Material.

Ein Armring aus Bronze mit Endspiralen, von Kobantypus. (S. Chantre, l. c. Tome II, Atlas pl. XVI, Fig. 1—6.)

Eine massive Nadel aus Bronze, gegen 2 Fuss lang.

Zwei kleinere Bronzenadeln.

Zwei Kopfenden von Bronzenadeln.

Mehrere Hängezierrathen aus Bronze.

Zwei Widderköpfe aus Bronze [1]).

Eine Lanzenspitze (?) aus Bronze [2]).

Ausserdem verschiedene Kleinigkeiten aus Bronze, wie Nietnägel, halbkugelige Blechknöpfe, Spiralen etc.

Perlen aus Bronze, Gagat, Glas und Schmelzmasse.

Zwei Thongefässe von Becherform mit Henkel.

In der nördlichen Hälfte der Kiste (bei den Frauen- und Kinderskeletten) befanden sich folgende Objecte:

Eine grosse Nadel aus Bronze mit grosser, durchbrochen gearbeiteter Kopfplatte. Am Grunde der Platte ein vorstehender Widderkopf auf einer Seite. (S. Fig. 93, ebenso bei Chantre, l. c. Tome III, pl. I, Fig. 8.)

Eine Nadel aus Bronze, die untere Hälfte dünn, die obere Hälfte bedeutend dicker, walzenförmig, an der Uebergangsstelle durchbohrt.

Eine kleine Nadel aus Bronze, das obere Ende zu einer kleinen Oese eingerollt.

Eine halbkreisförmige Fibel aus Bronze.

Eine kleine Bronzefibel von dem Typus: La Tène-Fibel mit nach hinten umgeschlagenem Fuss. (S. oben.)

Ein Halsring aus Bronze, nur wenig über Halbkreisform, mit eingerollten Enden.

Zwei Armringe aus Bronze von Kobantypus. (S. Chantre, l. c. Tome II, Atlas pl. XVI, Fig. 1-6.)

Zwei massive, ovale, vierkantige Armringe aus Bronze. (S. Chantre, l. c. Tome III, pl. II, Fig. 1.)

Ein Gürtelhaken (Schliesse) aus Bronze von der bekannten Kobanform.

Mehrere einfache Bronzeschnallen [1]).

Fig. 93. Oberer Theil einer Bronzenadel mit durchbrochener Kopfplatte von Chor-Gon, circa $^1/_2$ nat. Gr.

Ein Spiegel, eine Seite flach, die andere mit leistenförmigen Verzierungen, mit centraler Oese. (S. Chantre, l. c. Tome III, pl. VII—IX.) [2])

Verschiedene kleine Thierfiguren und Thierköpfe aus Bronze (Anhängsel).

Ein Schläfenring aus Bronze. (S. Chantre, l. c. Tome II, Atlas pl. XIX bis Fig. 2.)

Perlen aus Gagat, Glas etc.

Zwei Krüge aus Thon mit Henkel.

Ein Töpfchen aus Thon.

Auf den östlichen Abhängen des Rückens Chor-Gon fand sich zwischen den schon aufgedeckten Gräbern eine unberührte Steinkiste; die westliche schmale Wand sowie ein Theil der bedeckenden Steinplatten waren eingefallen. Im Innern war die

[1]) Die Widderköpfe von Kumbulte sind nicht so schön geformt wie jene von Koban; sie sind viel plumper, die Hörner enger eingerollt; auch erreichen sie nie die Grösse der hervorragenderen Kobaner Stücke dieser Art. (S. Chantre, l. c. Tome III, pl. VI, Fig. 10 und 11.) H.

[2]) Wahrscheinlich eine ganz flache Dolchklinge mit kurzem Griffansatz. H.

[1]) S. die oben gemachte Bemerkung über diese Stücke.

[2]) Ueber das Material dieser Spiegel siehe Virchow in dem angeführten Aufsatze in den Verhandlungen der Berliner Anthropologischen Gesellschaft 1890.

Kiste 6 Fuss lang, $3^1/_2$ Fuss breit und gegen $2^1/_2$ Fuss tief. Dieselbe war nahezu angefüllt mit loser Erde; sie enthielt vier Skelette, und zwar wahrscheinlich alle weiblichen Individuen angehörig. Dieselben lagen alle auf der rechten Seite, und zwar zwei von ihnen unten, zwei oben. Die Schädel lagen alle an der eingefallenen westlichen Wand; die Skelette befanden sich in gestreckter Lage mit leichter Einknickung in den Knien. Ebenso waren die Arme im Ellbogengelenk eingebogen. An den Ecken der Kiste befanden sich kleine Häufchen von Holzkohle; letztere war überdies allenthalben über den Boden der Kiste zerstreut.

An Beigaben wurden aufgefunden:

Drei Thonkrüge.

Ein Thontopf.

Fig. 94. Oberer Theil einer Bronzenadel mit durchbrochener Kopfplatte von Chor-Gon, circa $^1/_2$ nat. Gr.

Von denselben standen zwei Krüge in der südöstlichen und der dritte in der südwestlichen Ecke (letzterer ornamentirt); der Thontopf dagegen in der nordwestlichen Ecke der Kiste.

Eine grosse Nadel aus Bronze mit durchbrochener Kopfplatte und Widderkopf auf einer Seite an der Anschlussstelle der letzteren gegen die Nadel (ähnlich wie Fig. 93). Dieselbe lag längs der Hals- und Rückenwirbel des einen Skeletes; die Platte überragte den Schädel desselben.

Eine zweite ähnliche Bronzenadel, jedoch ohne Widderkopf. (S. Fig. 94.)

Zwei Bronzenadeln von verschiedener Grösse, der obere Theil in zwei flache, hornartig gewundene Theile auslaufend (ähnlich wie Fig. 92).

Eine Nadel aus Bronze mit grosser, stumpfendender Kopfplatte, deren oberes Ende zu einer cylindrischen Röhre eingerollt war; eine für Koban ganz charakteristische Form. (S. Virchow, l. c. Atlas Taf. V, Fig. 2a und 2b, Taf. VI, Fig. 1 und 2, und Chantre, Tome II, Atlas pl. XIX, Fig. 1.)

Eine Nadel aus Bronze, am Ende mit einer kleinen Axt (sogenannte Axtnadel). Abgebildet in Fig. 95.

Eine Nadel aus Bronze mit fünf Knöpfchen am Kopfende.

Eine Bronzenadel mit Thierfigur am Kopfende.

Eine Doppelfigur, aus zwei Vögeln bestehend; dieselbe bildete wahrscheinlich das Kopfende einer kleinen Bronzenadel.

Ein Gürtelhaken (Schliesse) aus Bronze von Kobanform, mit Kettenrestchen (wahrscheinlich ähnlich wie Fig. 89).

Ein Gürtelhaken aus Bronze mit Widderkopf auf hoch hervorstehendem Halse.

Ein Paar Armringe aus Bronze, gerippt, die Enden Schlangenköpfe bildend.

Fig. 95. Oberer Theil einer Axtnadel aus Bronze von Chor-Gon, etwas unter nat. Gr.

Ein Armring aus Bronze mit Endspiralen von der bekannten Kobanform. (S. Chantre, l. c. II, Atlas pl. XVI, Fig. 1—6.)

Schläfenringe aus gebogenem Bronzeblech.

Drei Thierfiguren aus Bronze (Anhängsel).

Figur eines Mannes aus Bronze mit hohem Kopfaufsatz in Form eines konisch aufgethürmten Turbans.

Hängezierrathen aus Bronze mit Widderköpfen und solche in Birnform.

Ferner Kettchen, Knöpfe und Spiralen aus Bronze sowie verschiedene Perlen.

In einer weiteren Steinkiste befand sich ein Skelet, auf der linken Seite liegend, welches einem Manne angehört haben mag. Als Beigaben fanden sich hier vor:

Zwei grosse Pfeilspitzen aus Feuerstein von lanzettlicher Form, am hintern Ende mit einer tiefen Einkerbung.

Eine sägeartige Messerklinge aus Feuerstein.

[1]) Aehnliche Axtnadeln fanden sich wiederholt in Koban, und zwar dort angeblich in Knabengräbern (als Spielzeug). (S. Chantre, l. c. Tome II, Atlas pl. XX, Fig. 1 und 3, und pl. XX bis Fig. 4.) H.

Ein kugeliger Keulenknopf aus Stein, durchbohrt [1]).

Drei Dolchklingen aus Bronze mit flachem lanzettlichen Blatt und schmalem länglichen Griffansatz.

Eine flache Dolchklinge aus Bronze mit abgerundeter Heftplatte.

Eine sehr lange Nadel aus Bronze mit grosser Kopfplatte, deren stumpfes Ende zu einer cylindrischen Röhre eingerollt ist, wie die analogen Stücke von Koban. (S. das vorige Grab.)

Ein Gürtelhaken (Schliesse) aus Bronze von der Form wie Fig. 89, jedoch ohne Kettchenreste.

Eine Axt aus Bronze, den Kobaner Stücken etwas ähnlich; nur steht die Schneide symmetrisch zur Längsaxe und ist nahezu halbkreisförmig.

Ferner ein Halsring, sowie mehrere ziemlich dicke, einfache Armringe aus Bronze.

Ein Wetzstein, an einem Ende durchbohrt u. s. w.

Endlich fand sich bei fernerem Herumsuchen auf den westlichen Ausläufern des Chor-Gon zwischen

Fig. 96. Oberer Theil einer Bronzenadel von Chor-Gon, 1/2 nat. Gr.

den schon aufgedeckten Kistengräbern noch ein unversehrtes Grab, das eine gemeinschaftliche Seitenwand mit einem anderen schon aufgedeckten Kistengrabe hatte, welches sehr gross war und in dem noch 9 Schädel von verschiedenem Alter vorgefunden wurden [2]). Die Länge dieser Kiste betrug 5 1/2 Fuss, die Breite kaum 2 Fuss; sie barg zwei Skelette, das eines Erwachsenen und eines kleinen Kindes. Das grössere Skelet, wahrscheinlich das einer Frau, lag auf der rechten Seite in nahezu gestreckter Lage; das Kindergerippe lag gegen die nördliche Wand der Steinkiste. Die südöstliche Ecke der letzteren war eingestürzt und bedeckten die Steinplatten den oberen Theil des grossen Skeletes. In der linken Vorderecke fand sich ein Häufchen Holzkohle; solche fand sich auch hie und da am Boden der Kiste.

An Beigaben fanden sich folgene Stücke vor:

Eine Nadel aus Bronze mit grosser Endplatte, welche in flach gewundene Spiralen hornartig eingerollt ist (s. Fig. 96, die lange Spitze nicht abgebildet); die Platte ist mit getriebenen Punktverzierungen versehen und die Nadel am Anschlusse an die Platte kantig und tordirt [1]).

Zwei Nadeln aus Bronze, ähnlich wie Fig. 88.

Eine Nadel aus Bronze mit fünf Knoten am Kopfende.

Fig. 97. Bronzeschmuckstück von Chor-Gon, 1/2 nat. Gr.

Eine halbkreisförmige Fibel aus Bronze, von der typischen Kobanform.

Ein Gürtelhaken (Schliesse) aus Bronze, ganz ähnlich wie Fig. 89.

Ein Armring aus Bronze, mit den grossen Endspiralen wie die analogen Stücke von Koban, jedoch ohne die drei Rippen.

Ein Armring aus Bronze, einfach, mit übereinandergreifenden Enden.

---

[1]) Aehnliche Stücke fanden sich auch in den Gräbern von Koban. H.

[2]) Von den Eingeborenen bei der Durchgrabung zurückgelassen. H.

[1]) Siehe die nähere Beschreibung eines ähnlichen Stückes bei Virchow in den Verhandlungen der Berliner anthropologischen Gesellschaft vom 19. Juli 1890 p. (418). Die dort angeführten Bronzeflicken, womit der hornartige Ausläufer an die eigentliche Platte befestigt wird, sind nicht als Flicken aufzufassen, da dieselben auf ganz intacten Nadeln (namentlich an grösseren Exemplaren) vorkommen; sie sollten von vorneherein ein Federn und leichteres Abbrechen dieser Hornenden hindern. H.

Eine Glocke aus Bronze, ähnlich der im ersten Grabe von Chor-Gon beschriebenen.

Eine runde Bronzescheibe, durchbrochen gearbeitet mit dreieckigen Ausschnitten.

Diverse Kleinigkeiten aus Bronze, wie cylindrische Bronzespiralen, Kettchen, ein Stierkopf als Anhängsel u. s. w. u. s. w.

Zwei eigenthümlich geformte Bronzeobjecte von unbekannter Verwendung [1]).

Eine Anzahl Perlen aus Carneol u. s. w.

---

[1]) Ein ähnliches Stück findet sich in Fig. 97 abgebildet; es verdient eine nähere Beschreibung, da eine solche bisher fehlt. Dasselbe besteht aus einem flachen, schmalen, gerad verlaufenden Bügel, der den hinteren Theil des Stückes bildet. Dieser Bügel ist nach jedem Ende nach vorne gebogen, welche Theile sich da zu zwei im Querschnitte concaven Bändern verbreitern, die einen flachen Bogen bilden und gegeneinander laufen. Das eine dieser Bänder endigt, bevor es den vollen Bogen durchlaufen hat (auf unserer Zeichnung das linke Ende), während das zweite, beim Bügelanfang angelangt, sich verschmälert, eine Schleife bildet und wieder zurückkehrt, noch einmal, parallel seinem früheren Verlaufe den Bogen bildend, um dann zu enden. Auf unserer Abbildung sind die Enden zu flachen Spiralen eingerollt, was bei den meisten Stücken dieser Art der Fall ist; selten sind die Enden stumpf wie bei den Stücken des obigen Grabes. Diese in ihrer früheren Verwendung bisher noch ganz räthselhaften Stücke sind für die Gräberfelder von Kumbulte ganz charakteristisch; sie kommen paarweise vor und hat der Bügel meist eine Länge von 10—12 cm. Virchow hat in der oben erwähnten Abhandlung in den Verhandlungen der Berliner anthropologischen Gesellschaft auf p. (421), Fig. 8, einen Bruchtheil eines solchen Stückes abgebildet, das er für einen Oberarmring hält. Dass dies ebensowenig der Fall sein kann wie ein Diadem, zeigt zur Genüge die Abbildung. Ich enthalte mich jeder Muthmassung über die wahrscheinliche Verwendung dieser Stücke. Nach der Aussage der Ausgrabenden sollen dieselben immer in der Brustgegend der Skelette liegen. H.

Ausser diesen beiden Gräberfeldern fanden sich bei dem Dorfe Kumbulte noch einzelne Skeletgräber, welche wahrscheinlich einer etwas jüngeren Periode anzugehören scheinen, obzwar die Fundobjecte noch zahlreiche Aehnlichkeiten und Anklänge an Rutcha und Chor-Gon zeigen. Herr Dolbeschew öffnete hier 3 Gräber, alle wahrscheinlich weibliche Skelette enthaltend. Eine in dem einen Grab aufgefundene Fibel aus Bronzedraht zeigt einen schlangenartig gewellten Bügel (s. Abbildung Fig. 98), wie ähnliche Stücke auch in Koban vorkamen. (S. Chantre, l. c. Tome II, Atlas pl. XXII bis Fig. 7.) Ausser den gewöhnlichen Schmucksachen fanden sich schon Bronzeschnallen.

Fig. 98. Bronzefibel aus einem Einzelngrabe bei Kumbulte, beiläufig in nat. Gr.

Ferner wurden auf dem südlichen Abhange, nahezu am Fusse der Burgruinen von Kumbulte, zwei Steinkistengräber aufgedeckt, deren jedes ein Skelet enthielt. Als Beigaben fanden sich ausschliesslich Eisengeräthe, zumeist Waffen, wie Pfeilspitzen, Messerklingen, ein starkes Spiessende, eine Streitaxt mit scharfen Schneiden an jeder Seite u. s. w. Diese Gräber gehören jedenfalls einer weit jüngeren Periode an, als die vorigen. Heger.

Die Körpergrösse der Tiroler und Vorarlberger.

Von Prof. **C. Toldt.**

(Mit zwei Tabellen und einer Karte, Taf. I.)

Schon öfters sind die Messungen der Körpergrösse, welche anlässlich der Untersuchung der Wehrpflichtigen vorgenommen werden, für die Zwecke der Anthropologie ausgebeutet worden. So, um nur von Deutschland zu sprechen, durch *A. Ecker*[1]) für das Grossherzogthum Baden, von *J. Ranke*[2]) für das Königreich Baiern, von *C. Majer*[3]) für den Regierungsbezirk Mittelfranken, von dem St.-A. Dr. *Meisner*[4]) für Schleswig, für das Gebiet der Unterelbe, insbesondere Holstein, und für Mecklenburg. Der Werth solcher Untersuchungen liegt einmal darin, dass eine wesentliche physische Eigenschaft der Bewohner gewisser Landstriche — die Körpergrösse — auf breiter und verlässlicher Grundlage festgestellt wird, dann aber darin, dass die Frage nach der Veränderlichkeit von Körpereigenschaften in Folge von äusseren Einflüssen — allerdings erst dann, wenn diese Untersuchungen sich auf sehr grosse Gebiete erstreckt haben werden — von einer neuen Seite her in Betracht gezogen werden kann.

Das Materiale an sich, welches uns nach dieser Richtung hin in den Militär-Stellungslisten geboten ist, darf als ein ganz besonders günstiges bezeichnet werden. Es umfasst einen verhältnissmässig grossen Bruchtheil der Gesammtbevölkerung (annähernd 2%) und vertheilt sich gleichmässig über das gesammte Bevölkerungsgebiet. Es ist durchaus verlässlich hinsichtlich der Ortsangehörigkeit der einzelnen Personen, sowie hinsichtlich der Ausführung der Messungen. Es begreift ausschliesslich gleichaltrige Personen vom 21. bis zum 23. Lebensjahre in sich, welche somit sämmtlich an dem Ende der Wachsthumsperiode stehen.

Allerdings wird angenommen, dass das Längenwachsthum des menschlichen Körpers erst im 23. Lebensjahre zum völligen Abschluss komme. Allein selbst in dem Falle, als diese Annahme wirklich für einen grösseren Bruchtheil der Individuen zutreffen sollte, dürfte der Zuwachs, welchen die Körpergrösse vom 21. Lebensjahr bis zum 23. etwa erfährt, ein so geringer sein, dass er die Gesammtergebnisse der Messungen kaum wesentlich zu beirren vermag.

Uebrigens bietet das Studium der Stellungslisten die geeignetste Grundlage dar, um über den erwähnten Umstand Klarheit zu schaffen. Die Vergleichung der für die einzelnen Stellungspflichtigen in aufeinander folgenden Jahrgängen verzeichneten Körpergrössen müsste über das etwa erfolgte Wachsthum und über das Maass desselben Aufschluss geben und überdies festzustellen gestatten, ob etwa bei verschiedenen Völkerschaften in dieser Hinsicht Unterschiede bestehen.

Ein Mangel haftet allerdings dem in Rede stehenden Untersuchungs-Materiale an, und zwar, dass es sich nur auf den männlichen Theil der Bevölkerung beschränkt. Das lässt sich einmal nicht ändern, kann aber in Hinblick auf die erwähnten Vorzüge des Materiales keinen Grund abgeben, dasselbe unbenützt zu lassen.

Was nun meine eigenen Untersuchungen über die Bevölkerung von Tirol und Vorarlberg betrifft, so habe ich vor Allem dem gewesenen Commandanten des Tiroler Kaiser-Jägerregiments, Herrn Oberst Ritter *v. Kurz,* meinen verbindlichsten Dank auszusprechen für die liebenswürdige Bereitwilligkeit, mit welcher er mir die Benützung der Stellungslisten aus dem Jahre 1890 gestattete und durch Herrn Oberlieutenant *Kasperowsky* die entsprechenden Auszüge aus denselben nach meinen Angaben anfertigen liess, welcher mühevollen Aufgabe sich der letztere mit dankenswerthester Hingabe unterzogen hat.

Diese Stellungslisten umfassen die sämmtlichen bei der Assentirung im Jahre 1890 untersuchten Stellungspflichtigen aus Tirol und Vorarlberg, deren Zahl sich auf 16.384 belief.

Die Ausbeutung der Stellungslisten kann natürlich in verschiedener Weise erfolgen, je nach dem

[1]) *A. Ecker,* Archiv für Anthropologie, Bd. IX, S. 257.

[2]) *J. Ranke,* Beiträge zur physischen Anthropologie der Baiern. München 1883. III. Abschnitt.

[3]) *C. Majer,* Baierisches ärztliches Intelligenzblatt, 1862, Nr. 24 und 25.

[4]) Dr. *Meisner,* Archiv für Anthropologie, Bd. XIV, S. 235, XVIII, S. 101, und XIX, S. 317.

Ziele, welches man vor Augen hat. Mir kam es lediglich darauf an, im Grossen und Ganzen die Unterschiede kennen zu lernen, welche die männliche Bevölkerung in den verschiedenen Theilen Tirols und Vorarlbergs hinsichtlich der Körpergrösse aufweist. So gedachte ich die nöthige Unterlage zu gewinnen, um die Gebiete verschieden grossen Menschenschlages in dem Lande feststellen zu können. Es genügte mir daher, die Körpergrössen in Gruppen von 5 zu 5 cm verzeichnen zu lassen und die Stellungspflichtigen nach Gerichtsbezirken zusammenzufassen. Nur einzelne kleinere Gebiete, Thäler oder Gemeinden, welche mir ein besonderes Interesse boten, wurden abgesondert behandelt.

Die sämmtlichen verzeichneten Personen wurden nun nach der Körpergrösse in drei Kategorien gebracht, und zwar:

„Grosse": von 170 cm aufwärts,
„Mittelgrosse": von 160—169 cm,
„Kleine": unter 160 cm.

Für einen jeden Bezirk wurde dann die Zahl der in die drei Kategorien entfallenden Personen nach Percenten der Vorgestellten berechnet.

Um Jedermann auf kürzestem Wege Einblick in meine Arbeitsmethode zu geben, füge ich beispielsweise eine der zu dem angegebenen Zwecke angefertigten Tabellen bei. (Tab. I auf S. 77.)

Darnach stellte sich heraus, dass die Percentzahl der „Mittelgrossen" im Allgemeinen um 50 herum schwankt, also etwa die Hälfte der Vorgestellten in sich schliesst. In den Gebieten kleinen Menschenschlages erhebt sich die Zahl der „Mittelgrossen" nicht selten bis auf 60% und in einzelnen Fällen selbst darüber. Hingegen bewegt sie sich in den Gebieten sehr grossen Schlages durchwegs etwas unter der Hälfte der Vorgestellten, erreicht also hier nicht volle 50%. Die beiden Gruppen, aus welchen sich die „Mittelgrossen" zusammensetzen, d. h. die Personen von 160—164 cm und die von 165—169 cm Körpergrösse, sind in den verschiedenen Landestheilen durchaus nicht in gleichem Masse vertreten. Von einzelnen Ausnahmen abgesehen, weist die grössere Gruppe in den Gebieten grossen Menschenschlages, die kleinere Gruppe in den Gebieten kleinen Schlages den vorwiegenden Percentsatz auf. Es neigen gewissermassen die „Mittelgrossen" in dem einen Falle mehr der kleineren, im anderen Falle mehr der grösseren Kategorie zu. In manchen Bezirken, insbesondere in den Gebieten mittleren Menschenschlages, halten sich beide Gruppen die Wage.

Diesen „Mittelgrossen" sind nun „Grosse" und „Kleine" in den verschiedensten Verhältnissen beigemengt, woraus sich für die einzelnen Gebiete die Grösse des Menschenschlages ergibt.

Die Zahl der „Grossen" beträgt in einzelnen Gebieten Deutschtirols ganz oder annähernd 50% der Vorgestellten, sinkt dann in anderen deutschtirolischen Gebieten ganz allmälig ab und weist die niedersten Ziffern in Wälschtirol aus, wo sie in einzelnen Bezirken bis auf 12% der Vorgestellten herabfällt. (Vergl. Tab. II auf S. 78.) Von den verschiedenen Abstufungen innerhalb der Kategorie der „Grossen" liefert die Gruppe von 170—174 cm Körpergrösse ausnahmslos den weit vorwiegenden Percentsatz. Erheblich schwächer ist schon die Gruppe von 175—179 cm und noch schwächer die Gruppe von 180—184 cm Körpergrösse besetzt. Die letztere kommt in 9 von den 28 Gerichtsbezirken Wälschtirols überhaupt nicht mehr vor. Die Gruppe von 185—189 cm Körpergrösse ist nur mehr in 14 von den 42 deutschtirolischen, in 5 von den 28 wälschtirolischen und in 2 von den 6 vorarlbergischen Gerichtsbezirken vertreten, und zwar durchwegs nur durch einzelne Personen. Die meisten derselben finden sich in den Stadtbezirken *Innsbruck* (4) und Trient (3) und im Gerichtsbezirk Kufstein (3). Personen von 190 cm Körpergrösse und darüber wurden im Ganzen nur 3 gezählt, und zwar je eine in den Gerichtsbezirken *Kufstein, Sterzing* und *Nogaredo.*

Die „Kleinen" bilden in keinem Theile Tirols und Vorarlbergs einen so bedeutenden Bruchtheil der Vorgestellten wie in vielen Bezirken die „Grossen". Ihr Percentverhältniss hebt sich ganz im Allgemeinen mit dem Abnehmen der „Grossen", aber keineswegs in gerader Proportion, und zwar von 3 bis auf 28%. Ganz ausnahmsweise Verhältnisse zeigten sich hinsichtlich der „Kleinen" im *Kalserthal,* wo sich keiner vorfand, und andererseits in der Gemeinde *Proveis,* in welcher sie über 42% der Vorgestellten ausmachten. Von den beiden in der Kategorie der „Kleinen" unterschiedenen Gruppen besitzt die Gruppe von 155—159 cm Körpergrösse ohne Ausnahme ein beträchtliches Uebergewicht über die Gruppe der weniger als 155 cm messenden Personen. Die letztere hat in den Gerichtsbezirken *Steinach, Mieders, Sarnthal* und *Ampezzo* keinen, in den Bezirken *Rattenberg, Schwaz, Ried, Windisch-Matrei, Bruneck, Enneberg* und *Sterzing* nur je einen einzigen Vertreter.

Sucht man nun nach einem zutreffenden, kurzen Ausdruck für die Grösse des Menschenschlages in den verschiedenen Gebieten, so würde ein solcher durch das Zahlenverhältniss zwischen den grossen, mittelgrossen und kleinen Personen gegeben sein. So würde beispielsweise das Zahlenverhältniss 48 : 47 : 5 einen grossen, dann 32 : 54 : 14 einen mittleren und 20 : 59 : 21 einen kleinen Menschenschlag bezeichnen. Ein solcher Ausdruck ist jedoch nur ein ganz allgemeiner; denn eine Anzahl von werthvollen Nebenumständen wird durch die genannten Zahlenverhältnisse nicht einmal angedeutet. Geradezu Sache der Willkür ist es aber vorläufig noch, die Grenze zu ziehen zwischen dem, was man als einen grossen, mittleren und kleinen Menschenschlag zu bezeichnen habe. So lange als nicht durch weit umfassende Untersuchungen eine breite Grundlage geschaffen ist, und insbesondere in dem vorliegenden Falle scheint es mir jedoch zulässig und ausreichend zu sein, den Menschenschlag einfach nach dem Percentverhältniss der „Grossen" zu classificiren. Bis zu einem gewissen Grade erscheint dies durch den oben angeführten Umstand, dass mit der Zunahme der „Grossen" im Allgemeinen die Zahl der „Kleinen" abfällt und umgekehrt, auch wirklich gerechtfertigt.

Ich bezeichne also den Menschenschlag eines Gebietes als grossen, wenn die Zahl der 170 cm und darüber messenden Personen mindestens 36% der Untersuchten beträgt, als mittleren, wenn diese Zahl sich zwischen 35·9 und 30% bewegt, und als kleinen, wenn sie unter 30% herabsinkt. Den grossen und den kleinen Menschenschlag habe ich noch in je zwei Unterabtheilungen gebracht; ich bezeichne den Menschenschlag als sehr grossen, wenn die Zahl der 170 cm und darüber messenden Personen mindestens 44% beträgt; von dem kleinen Menschenschlag scheide ich denjenigen als sehr kleinen aus, bei welchem die Zahl der „Grossen" nicht 20% erreicht. Ich unterscheide also nach der Körpergrösse die folgenden fünf Abstufungen:

Sehr grosser Menschenschlag:	bei	44 und mehr %	„Grossen"
Grosser	„	„ 43·9—36%	„
Mittlerer	„	„ 35·9—30%	„
Kleiner	„	„ 29·9—20%	„
Sehr kleiner	„	„ weniger als 20%	„

Ich kann nicht genug betonen, dass ich diese Eintheilung nur des praktischen Bedürfnisses wegen, in Ermanglung einer besseren, vorgenommen habe, in der vollen Erkenntniss der mannigfachen Einwendungen, welche gegen dieselbe erhoben werden können.

Ich komme nun zur Erörterung der speciellen Verhältnisse Tirols und Vorarlbergs.

In Deutschtirol gibt es drei Gebiete sehr grossen Menschenschlages, an welche sich solche grossen Schlages unmittelbar anreihen. Das erste und ausgebreitetste Gebiet sehr grossen Menschenschlages befindet sich im unteren Innthal und fasst die Gerichtsbezirke *Kitzbühel, Kufstein, Hopfgarten, Rattenberg, Fügen* und *Zell a. Z.* in sich. Die Zahl der „Grossen" beläuft sich hier auf 45% und darüber und steigt in dem Bezirke *Hopfgarten* auf 49·7 und im Bezirke *Rattenberg* auf 52·6% an. Die Zahl der „Kleinen" erreicht in dem östlichen Antheile dieses Gebietes nirgends 6%, steigt aber in den Bezirken *Schwaz* und *Fügen* auf 8·5% und in *Zell a. Z.* auf 10% an. Eine Ausnahme bilden in diesem Gebiete die beiden kleinen Gemeinden des *Alpbachthales,* in welchen die „Grossen" nur 39·5% ausmachen; die „Kleinen" bleiben aber auch hier auf 5·3% beschränkt. Von den 55% der „Mittelgrossen" entfallen in diesem Thale nur 13% auf die Gruppe von 160—164 cm Körpergrösse, hingegen 42% auf die Gruppe von 165—169 cm Körpergrösse; der bei weitem beträchtlichere Antheil der „Mittelgrossen" steht also den „Grossen" nahe.

An das besprochene unterinnthalische Gebiet sehr grossen Menschenschlages reiht sich westwärts ein ausgedehntes Gebiet grossen Menschenschlages an, welches die Landeshauptstadt *Innsbruck* sammt ihrer nächsten Umgebung, die Gerichtsbezirke *Hall* und *Mieders* und die oberinnthalischen Gerichtsbezirke *Telfs, Silz, Imst* und *Reutte* umfasst. In diesem Gebiete hält sich die Ziffer der „Grossen" zwischen 37·7 und 43·9%, die der „Kleinen" zumeist zwischen 8 und 9%. Nur in dem Gerichtsbezirke *Hall* erhebt sich die Zahl der „Kleinen" auf 10·5, während sie in dem Stadtbezirke *Innsbruck* auf 5·9% beschränkt bleibt.

Ein zweites Gebiet sehr grossen Menschenschlages begreift die Gerichtsbezirke *Lienz* und *Windisch-Matrei* im östlichen Pusterthale in sich, mit 48% „Grossen" und 5—6% „Kleinen". Das in diesem Gebiete liegende *Kalserthal* besitzt den weitaus grössten Menschenschlag Tirols, indem sich hier die Zahl der „Grossen" bis auf 61% erhebt, „Kleine" überhaupt nicht vorkommen und auch von den „Mittelgrossen" keiner weniger als 165 cm Körpergrösse aufweist.

An dieses ostpusterthalische Gebiet sehr grossen Menschenschlages schliesst sich nach Westen hin ein Gebiet grossen Menschenschlages, mit den im Pusterthal selbst gelegenen Gerichtsbezirken *Sillian, Welsberg* und *Bruneck*, und mit den angrenzenden Bezirken *Ampezzo, Enneberg, Brixen* und *Klausen* an. Die Zahl der „Grossen" schwankt hier zwischen 37·2 und 43·2%, die der „Kleinen" im Allgemeinen zwischen 3 und 8·9%. Nur in dem am meisten nach Südwesten vorgerückten Bezirke *Klausen* steigt die Zahl der „Kleinen" auf 11·6% an; die Kategorie der „Mittelgrossen" erhebt sich in den meisten dieser Bezirke auf die beträchtliche Höhe von 55—58% und zeichnet sich dadurch aus, dass auf die Gruppe von 165—169 cm Körpergrösse ein viel ansehnlicherer Antheil der Vorgestellten entfällt als wie auf die Gruppe von 160—164 cm Körpergrösse.

Ein drittes Gebiet sehr grossen Menschenschlages liegt endlich im Herzen Tirols, in den Gerichtsbezirken *Sterzing, Sarnthal* und *Passeier*. Die Zahl der „Grossen" beträgt hier zwischen 44·3 und 50·0%, die der „Kleinen" in den beiden erstgenannten Bezirken 6·9 beziehungsweise 4·8%, in dem westlich gelegenen *Passeier* aber schon 11·4%. An dieses Gebiet schliesst sich im Südwesten der Gerichtsbezirk *Meran* mit einem grossen Menschenschlag an (40·5% „Grosse" und 7% „Kleine").

Ein Blick auf die beigegebene Karte zeigt sofort, dass die bis jetzt besprochenen Gebiete sehr grossen und grossen Menschenschlages einer zusammenhängenden Bevölkerungsmasse entsprechen, welche den bei weitem vorwiegenden Antheil Deutschtirols einnimmt. In dieser erscheinen zwei Gerichtsbezirke, *Steinach* und *Taufers*, eingesprengt, deren Bewohnerschaft nach der gewählten Eintheilung in das Bereich des mittleren Menschenschlages fällt. *Steinach* besitzt nur 31·4%, *Taufers* 33·4% „Grosse". Hingegen fällt auf, dass die Zahl der „Kleinen" in dem ersteren Bezirke nicht mehr als 5·6, in dem letzteren nicht mehr als 8·3% beträgt, die Zahl der „Mittelgrossen" aber in *Steinach* auf die ganz aussergewöhnliche Höhe von 62·9% und auch in *Taufers* auf 58·3% ansteigt.

Unter dieser Zahl der „Mittelgrossen" gehören in *Steinach* nur 18·5% der Gruppe von 160—164 cm Körpergrösse, hingegen 44·4% der mit 165—169 cm Körpergrösse an. In ähnlicher Weise fallen auch in *Taufers* nur 23·3% in die Gruppe von 160—164 cm und 35% in die von 165—169 cm Körpergrösse. Es ist also auch in diesen beiden Gerichtsbezirken ein auffallendes Hinneigen zu dem grossen Menschenschlag bemerkbar.

Eine entschiedene Sonderstellung nimmt aber das kleine, im Pusterthale gelegene *Villgratenthal* ein. Hier finden sich nur 28·2% „Grosse" und 12·8% „Kleine" — also ein kleiner Menschenschlag. Von den 59% „Mittelgrossen" entfallen jedoch auch hier 23% auf die kleinere und 36% auf die grössere Gruppe.

Zusammenhängende Gebiete mittleren Menschenschlages reihen sich westlich und südlich an die Gebiete grossen Schlages an und bilden den Uebergang zu dem kleinen Menschenschlag. In Nordtirol sind es die Gerichtsbezirke *Landeck* und *Ried*, mit 31·9 beziehungsweise 35·5% „Grossen" und 12% „Kleinen". Von diesen beiden zeigt der Bezirk *Ried* nicht nur hinsichtlich der Ziffer der „Grossen", sondern auch vermöge des Umstandes, dass von den 52·3% „Mittelgrossen" nur 18·7% in die Gruppe von 160—164 cm Körpergrösse, hingegen 33·6% in die Gruppe von 165—169 cm Körpergrösse fallen, eine ausgesprochene Annäherung an den grossen Menschenschlag.

In Südtirol gehört die Bevölkerung der Gerichtsbezirke *Bozen, Lana* und *Kastelruth* mit dem *Grödenthal* unter den mittleren Menschenschlag. Die „Grossen" belaufen sich hier von 32·7 bis 35·4%, die „Kleinen" auf 11—12%. Nur im Stadtbezirk *Bozen* selbst steigt die Zahl der „Grossen" bis auf 37·5% und im *Grödenthal* die Zahl der „Kleinen" auf 21%. In allen diesen Gerichtsbezirken ist von den „Mittelgrossen" die Gruppe von 165—169 cm Körpergrösse stärker vertreten, in *Lana* sogar sehr beträchtlich (34 gegen 19·8%). Nur das *Grödenthal* bietet auch hierin wieder eine Ausnahme, indem von der auffallend geringen Percentzahl der „Mittelgrossen" 30·8% auf die kleinere und nur 15·4% auf die grössere Gruppe entfallen.

Ein kleiner Menschenschlag findet sich in dem deutschen Antheil Tirols nur in den westlichen Grenzbezirken *Nauders, Glurns* und *Schlanders* mit 27·7—22·9% „Grossen" und 12·3—17·9% „Kleinen", endlich in den schon in den italienischen Antheil Tirols eingekeilten Gerichtsbezirken *Kaltern* (25% „Grosse" und 18% „Kleine") und *Neumarkt* (26% „Grosse" und 21% „Kleine"). Innerhalb dieser Gebiete halten sich die beiden Gruppen der „Mittelgrossen" in den Gerichtsbezirken *Schlanders* und *Nauders* sowie in *Kaltern* annähernd auf gleicher

Höhe, während in *Glurns* die grössere, in *Neumarkt* aber die kleinere Gruppe sehr beträchtlich überwiegt.

Eigenthümlich gestalten sich die Verhältnisse in dem zum Gerichtsbezirk Schlanders gehörigen *Schnalserthal*. Hier erreichen die „Kleinen" dieselbe Percentziffer wie die „Grossen" (22·7%), jedoch zählen alle „Kleinen" in die Gruppe von 155—159 cm Körpergrösse. Von den 54·5% „Mittelgrossen" fallen 36·3% in die kleinere Gruppe von 160—164 cm Körpergrösse und nur 18·2% in die grössere Gruppe von 165—169 cm. Es befinden sich also hier 59% aller Stellungspflichtigen innerhalb einer Körpergrösse von 155—164 cm.

Der italienische Antheil Tirols beherbergt fast durchwegs einen kleinen und sehr kleinen Menschenschlag. Die einzige Ausnahme bildet der Gerichtsbezirk *Pergine*, in welchem sich die „Grossen" auf 37·5%, die „Kleinen" auf 9·3% belaufen, die beiden Gruppen der „Mittelgrossen" sich aber annähernd das Gleichgewicht halten. Die südöstlich an *Pergine* angrenzenden, im Thale der *Brenta* gelegenen Gerichtsbezirke *Levico, Borgo* und *Strigno* bilden zwar schon ein Gebiet kleinen Schlages, es erreichen aber die „Grossen" immerhin noch 23·9—28%, während die „Kleinen" sich auf 16—20% erheben. Eine etwas geringere Ziffer der „Grossen" weisen die nordwärts davon gelegenen Gerichtsbezirke *Cavalese* und *Primiero* auf (22·9 beziehungsweise 21·7%), jedoch bleibt die Zahl der „Kleinen" in dem ersteren Bezirke auf 14·1% zurück.

In ähnlichen Ziffern der „Grossen" bewegen sich die Gerichtsbezirke *Trient, Nogaredo, Lavis, Cles, Malé, Tione, Stenico, Val di Ledro* und *Riva*, jedoch hält sich die Zahl der „Kleinen" hier zwischen 20 und 25%. Nur im Gerichtsbezirke *Lavis* ist die Zahl der „Kleinen" auf 13%, in dem Stadtbezirke *Trient* auf 17·6% und in *Cles* auf 17·8% beschränkt.

Ein sehr kleiner Menschenschlag findet sich in den Gerichtsbezirken *Fondo, Fassa, Cembra, Civezzano* und *Vezzano*, sowie an der Südspitze des Landes in den Bezirken *Arco, Mori, Roveredo* und *Ala* und endlich in dem westlichen Grenzbezirke *Condino*.

Die geringsten Ziffern der „Grossen" weisen *Arco, Mori* und *Cembra* auf (14·9, 13·2 und 12·2%) bei sehr hohen Ziffern der „Kleinen" (28·9, 28·6 und 25·5%). Sie besitzen daher entschieden den kleinsten Menschenschlag Tirols.

Besonders erwähnenswerth erscheinen die Verhältnisse in dem Thale *Rendena* und in dem noch vor nicht langer Zeit deutschen Gemeindegebiet von *Folgeria*. Das letztere, dem Gerichtsbezirke *Roveredo* Umgebung zugetheilt, zeichnet sich durch einen grossen Menschenschlag aus, indem die Zahl der „Grossen" 36·2%, die der „Kleinen" 12·5% beträgt und unter den „Mittelgrossen" die bei weitem erheblichere Zahl in die Gruppe der 165—169 cm messenden Personen fällt (37·6 gegen 13·7%).

Die Gemeinden *Vigo* und *Villa Rendena* weisen ein ähnliches Verhältniss auf wie das Schnalserthal. Die „Kleinen" und die „Grossen" sind mit dem gleichen Percentsatz (18·2) vertreten, jedoch zählen alle „Kleinen" in die Gruppe von 155—159 cm Körpergrösse. Von den 63·6% „Mittelgrossen" fallen 54·5% in die Gruppe von 160—164 cm und nur 9·1% in die Gruppe von 165—169 cm Körpergrösse. Hier bewegen sich also 72·7% aller vorgestellten Wehrpflichtigen zwischen 155 und 164 cm Körpergrösse.

Wer sich etwa für die deutschen Enclaven Wälschtirols interessirt, für den möge Folgendes bemerkt werden. Alle drei fallen in das Bereich des kleinen Menschenschlages. *Proveis* weist neben 23·8% „Grossen" den weitaus höchsten Percentsatz an „Kleinen" auf (42·8%), von welchen jedoch 38·1% auf die Gruppe von 155—159 cm Körpergrösse entfallen. Die „Mittelgrossen" sinken auf die ausnahmsweise niedere Ziffer von 33·3% herab, vertheilen sich aber ziemlich gleichmässig auf beide Gruppen.

In den Gemeinden *Laurein* und *U. l. Frau im Walde* entfallen auf die „Grossen" 20% der Untersuchten, und zwar reihen sich diese sämmtlich in die Gruppe von 170—174 cm Körpergrösse ein; auf die „Kleinen" entfallen nur 12%, somit auf die „Mittelgrossen" die ausnahmsweise hohe Ziffer von 68%. Von diesen letzteren gehören 40% der Gruppe von 160—164 cm Körpergrösse an. Bei übereinstimmend entschieden kleinem Menschenschlag zeigt daher die Bevölkerung dieser Enclaven eine sehr verschiedenartige Vertheilung der Körpergrössen innerhalb der gegebenen Grenzen, und gegenüber allen anderen Landesgebieten zum Theil ganz ausnahmsweise Percentverhältnisse. Es mag gerathen sein, aus diesem Umstande vorläufig keine weitgehenden Schlüsse zu ziehen, sondern zunächst der Vermuthung Raum zu geben, dass die kleine absolute Zahl der aus diesen Gemeinden stammenden

Stellungspflichtigen (im Ganzen 46) kaum geeignet sein dürfte, die Grössenverhältnisse der Bewohnerschaft nach den thatsächlichen Vertheilungspercenten zum Ausdruck zu bringen.

Nicht ohne Interesse dürfte es endlich sein, zu bemerken, dass die vier geschlossenen Gebiete der ostladinischen Bevölkerung: *Enneberg, Buchenstein, Grödenthal* und *Fassa* unter sich ganz abweichende Verhältnisse darbieten. Der südlich von Welsberg und Bruneck gelegene, unmittelbar an das Pusterthal sich anschliessende Bezirk *Enneberg* besitzt, wie das letztere und wie der östlich angrenzende Gerichtsbezirk Ampezzo, einen grossen Menschenschlag, mit 41% „Grossen" und 8% „Kleinen". In dem westlich von Enneberg gelegenen *Grödenthal* befindet sich ein mittlerer Menschenschlag (32·7% „Grosse" und 21·1% „Kleine"). Von den „Mittelgrossen" gehören zwei Drittheile der Gruppe von 160—164 cm Körpergrösse und nur ein Drittheil der Gruppe von 165—169 cm Körpergrösse an.

Der südlich an Enneberg sich anschliessende Gerichtsbezirk *Buchenstein* weist einen kleinen Menschenschlag auf (23% „Grosse" und 16·2% „Kleine"). Von den „Mittelgrossen" (60·8%) entfallen 24·3% auf die Gruppe von 160—164 cm Körpergrösse und 36·5% auf die Gruppe von 165—169 cm. In dem am meisten südlich gelegenen Gerichtsbezirke *Fassa* endlich haust ein sehr kleiner Menschenschlag; die „Grossen" sinken auf 18·8% herab, die „Kleinen" erreichen 19·7%; die „Mittelgrossen" theilen sich gleichmässig in ihre beiden Gruppen ein. — Ob man aus diesen erheblichen und jedenfalls nicht zufälligen Unterschieden auf eine ursprünglich verschiedene Abstammung der ostladinischen Bevölkerung oder auf verschiedenartige spätere Beimischungen schliessen dürfe, bleibe dahingestellt. Ein drittes, die inzuchtliche Fortpflanzung von Familien eines und desselben Stammes, aber von verschiedener Körperbeschaffenheit in den einzelnen Thälern scheint mir unter den obwaltenden Umständen die wahrscheinlichste Erklärung zu sein.

Das Gesammtergebniss der vorstehenden Mittheilungen lässt sich in die folgenden Sätze kleiden:

Im Grossen und Ganzen nimmt die Grösse des Menschenschlages von Norden und Osten nach Süden und Westen hin ab.

In Deutschtirol findet sich ein ausgedehntes, zusammenhängendes Gebiet sehr grossen und grossen Menschenschlages, welches das ganze untere und den anschliessenden Theil des oberen Innthales sammt den zugehörigen Nebenthälern, ferner das Pusterthal mit seinen Nebenthälern umfasst und sich westwärts bis über die Landesmitte hinaus fortzieht. Entlang der ganzen nördlichen Landesgrenze reiht sich dieses Gebiet an den grossen Menschenschlag des baierischen Hochgebirges und entlang der Ostgrenze des Landes an den hochwüchsigen Schlag des salzburgischen Pinzgau an. Die am meisten östlich gelegenen Theile dieses Gebietes, sowie der die Landesmitte einnehmende Theil sind durch sehr grossen Menschenschlag ausgezeichnet. Die an der westlichen Landesgrenze gelegenen Bezirke, sowie der ganze südliche (italienische) Theil des Landes beherbergen hingegen einen kleinen Menschenschlag, welcher sich jedoch keineswegs unvermittelt an das Gebiet grossen Schlages anschliesst, sondern von demselben fast durchwegs durch ein Gebiet mittleren Schlages, gleichsam ein Uebergangsgebiet, geschieden wird. Die Gebiete sehr kleinen Schlages in Wälschtirol sind theils in die Gebiete kleinen Schlages einzeln eingestreut (Fondo, Fassa, Cembra und Civezzano), theils aber sind sie zu einem ununterbrochenen, die Südspitze des Landes einnehmenden und über die westlichen Höhenzüge des Etschthales sich nordwärts fortziehenden Gebiet zusammengefasst. Verhältnissmässig am grössten ist der wälschtirolische Menschenschlag in Pergine und im Valsugana.

Die Vorarlberger stellen ebensowenig wie die Tiroler einen einheitlichen Menschenschlag dar; jedoch sind die Unterschiede hinsichtlich der Körpergrösse in den verschiedenen Theilen des Ländchens nicht sehr beträchtliche.

Ein grosser Schlag findet sich im Süden desselben, im Gerichtsbezirke *Schruns* (*Montafon* und *Silberthal*), ferner in den beiden nördlichen Gerichtsbezirken *Bregenz* und *Bezau*. Die Zahl der „Grossen" bewegt sich hier zwischen 36·7 und 37·8, die der „Kleinen" beträgt in dem Gerichtsbezirke *Schruns* nur 7·8%, in den beiden nördlichen Bezirken etwa 11%. Die beiden letzteren schliessen sich an das nordtirolische Gebiet grossen Menschenschlages an.

Die gegen die Westgrenze Vorarlbergs vorgeschobenen Gerichtsbezirke *Dornbirn* und *Feldkirch* weisen einen mittleren Menschenschlag auf, mit 32 beziehungsweise 34% „Grossen" und 13 beziehungsweise 10% „Kleinen". Ein kleiner Schlag endlich bewohnt den die Mitte des ganzen Ländchens von Ost nach West durchziehenden Gerichtsbezirk Bludenz. Hier sinkt die Zahl der

„Grossen“ auf 28·2% herab; trotzdem übersteigt die Zahl der „Kleinen“ nicht 10%. Von den „Mittelgrossen“ entfällt hier ein etwas grösserer Percentsatz auf die kleinere Gruppe (33 gegen 28%), während in den vier nordwärts gelegenen Bezirken die grössere Gruppe bevorzugt ist und in dem Bezirke *Schruns* beide Gruppen den gleichen Percentsatz behaupten.

Ich bin nun keineswegs geneigt, die besprochenen Ergebnisse meiner Untersuchung zu Schlüssen oder auch nur zu Vermuthungen über die Verschiedenheit der Abstammung der einzelnen tirolischen Bevölkerungsgebiete verwerthen zu wollen. Ich kann aber nicht unterlassen, an dieselben einige Bemerkungen zu knüpfen, und zwar mit Rücksicht auf Erwägungen, welche von anderen Seiten vorgebracht worden sind.

Für die Körpergrösse einer Person ist einerseits die Abstammung, andererseits die individuelle Entwicklung massgebend. Die tägliche Lebenserfahrung zeigt, dass die Kinder hochgewachsener Eltern im Allgemeinen eine bedeutende Körpergrösse erreichen, die Kinder kleiner Eltern aber kurzwüchsig sind. Recht häufig aber findet man, dass von den Kindern grosser Eltern eines oder das andere, sei es in Folge einer im jugendlichen Alter überstandenen Erkrankung, sei es auch ohne jede nachweisbare Ursache und unter ganz gleichen äusseren Lebensbedingungen, nur zur Mittelgrösse, ja nicht einmal zu dieser heranwächst. Sind die Eltern an Grösse sehr verschieden, so pflegt ein Theil der Kinder dem Vater, ein anderer der Mutter nachzuarten, d. h. es kommt eine Nachkommenschaft von sehr ungleicher Körpergrösse zu Stande. In nicht seltenen Fällen scheint noch die Körperbeschaffenheit der Grosseltern durchzuschlagen.

Diese Erfahrungen berechtigen zu dem Schlusse, dass der Einfluss der Abstammung auf die Körpergrösse, sowie ja auch auf andere physische Eigenschaften, ein sehr mächtiger und nachhaltiger ist, dass er aber durch Umstände der individuellen Entwicklung manchmal überwunden werden kann.

Da nun ein Mehr oder Weniger an Körpergrösse, abgesehen etwa von den Extremen und abgesehen von der Nachwirkung überstandener Jugenderkrankungen, auf die Fortpflanzungsfähigkeit des Individuums keinen erkennbaren Einfluss übt, so muss man mindestens die Möglichkeit zugeben, dass Abkömmlinge desselben Stammes, ja einer und derselben Familie an Körpergrösse sehr verschieden sein können. Wenn uns daher in einem geschlossenen Bevölkerungsgebiet der überwiegende Bruchtheil der Bewohner mit sehr bedeutender Körpergrösse entgegentritt und die Zahl der kleinwüchsigen Personen eine sehr geringe ist, so wird die Annahme gestattet sein, dass diese Bevölkerung von hochwüchsigen Urahnen abstammt. Nicht gestattet wäre aber der Schluss, dass die „Kleinen“ anderer Abstammung seien als die „Grossen“. Ein solcher Schluss würde einen gewissen Grad von Berechtigung nur dann gewinnen, wenn festgestellt wäre, dass sich die „Kleinen“ von den „Grossen“ auch noch durch andere Körpereigenschaften, z. B. Schädel- und Gesichtsbildung, Haar- und Augenfarbe, Leibesproportionen u. s. w., wesentlich unterscheiden. Die bisherigen Erhebungen dieser Art erlauben aber eine solche Verwerthung nicht, weil sie nicht in Zusammenhang mit der Untersuchung der Körpergrösse stattgefunden haben. Wenn beispielsweise für ein gewisses Bevölkerungsgebiet ein bestimmtes Percentverhältniss von Hochwüchsigen festgestellt ist und die Erhebung der Augen- und Haarfarbe ein ähnliches Percentverhältniss an Blonden ergeben hat, so wäre es mindestens sehr gewagt, von einem blonden hochwüchsigen Antheil dieser Bevölkerung zu sprechen; denn man weiss noch lange nicht, ob in diesem Falle die „Grossen“ auch wirklich immer die „Blonden“ sind.

In ähnlichem Sinne scheint mir vorerst die grösste Zurückhaltung in dem Urtheil über die Beeinflussung der Körpergrösse durch die äusseren Lebensbedingungen geboten zu sein. Für ein solches sind vor Allem die darauf bezüglichen Untersuchungen an Zahl und Umfang noch viel zu geringfügig und nach der Beschaffenheit des Materiales auch nicht sehr geeignet. Meine Untersuchungen über die Tiroler und Vorarlberger geben keinen positiven Anhaltspunkt für die Beeinflussung der Körpergrösse, durch die äusseren Lebensbedingungen.

Die tirolische Bevölkerung ist im Ganzen eine sesshafte, wenig fluctuirende, der weitaus überwiegenden Masse nach landwirthschaftlich thätig. Eine eigentliche Fabriksbevölkerung findet sich nur in einzelnen Orten des oberen Innthales und in Vorarlberg; doch sind die Lebensverhältnisse derselben vielfach verschieden von denen der Fabriksarbeiter in anderen industriereichen Ländern. Der Wohlstand ist, wo von einem solchen überhaupt die

Rede sein kann, ein sehr mässiger; ein spärliches, ja höchst dürftiges Auskommen ist allenthalben die Regel. Dass sich die deutschtirolischen Bauern im Allgemeinen eine fettreiche, üppige Nahrung zukommen lassen, gehört in das Gebiet der Fabel. Magere Mehlspeise aus Mais oder Buchweizen mit abgerahmter Milch, Kartoffeln, hartes, schwarzes Brot aus Korn-, Hafer- oder Gerstemehl bilden für die grosse Mehrzahl der Bauern die gewöhnliche Nahrung; frisches Fleisch kommt, wenn es gut geht, Sonntags, durchschnittlich aber nur an hohen Festtagen auf den Tisch. Man kann also durchaus nicht behaupten, dass die im Ganzen sehr beträchtliche Körpergrösse der Deutschtiroler mit guten Ernährungsverhältnissen zusammenhänge. Noch schlimmer ist es in dieser Hinsicht allerdings vielfach in Wälschtirol bestellt, etwas besser in einzelnen Gegenden Vorarlbergs.

Ebensowenig zeigt sich ein Einfluss der Höhenlage des Wohnungsgebietes; der Grossglockner und die hohen Tauern sind von einem sehr grossen, das Ortlergebiet mit dem Cevedale und Adamello aber von einem entschieden kleinen Menschenschlag umwohnt.

Von den erheblicheren tirolischen Städten weisen *Innsbruck*, *Bozen* und *Roveredo* in dem Stadtgebiete selbst einen etwas höheren Percentsatz der „Grossen" auf, als wie die entsprechenden Bezirke der unmittelbaren Umgebung; in *Trient* aber besteht kein irgendwie nennenswerther Unterschied zwischen den Bewohnern der Stadt und der umliegenden Landschaft.

Nach Allem mag es gestattet sein, die höchst auffallende Verschiedenheit der deutsch- und wälschtirolischen Bevölkerung hinsichtlich der Körpergrösse lediglich auf die Verschiedenheit der Abstammung zurückzuführen.

Eine wesentliche Stütze findet diese Auffassung in dem Vorkommen des Uebergangsgebietes mittleren Menschenschlages an der Berührungszone beider Landestheile; hier findet thatsächlich eine fortwährende Durchsetzung der deutschen Bevölkerung durch Wälschtiroler statt. Jene deutschen Bezirke aber, in welchen dies zu allermeist geschieht — *Kaltern* und *Neumarkt* — fallen schon in das Bereich des kleinen Menschenschlages.

Für *Vorarlberg* ist die gemeinschaftliche Abstammung des grossen Menschenschlages von *Montafon* mit einem Theile der Bevölkerung des Gerichtsbezirkes *Bezau,* des sogenannten Mittelberges oder kleinen Walserthales, geschichtlich erwiesen. Beide genannten Landstriche sind, sowie mehrere andere zerstreute Ortschaften Vorarlbergs, gegen das Ende des 13. Jahrhunderts durch Auswanderer aus dem Ober-Wallis — die *Walser* (Abkömmlinge deutscher Burgunder) — besiedelt worden. Hingegen ist der mittlere und westliche Antheil des Ländchens von einer Bevölkerung vorwiegend alemannischer Abkunft besetzt.

Zum Schlusse kann ich den Wunsch nicht unterdrücken, dass eine Verwerthung des in den Militär-Stellungslisten aufgespeicherten Materiales in dem besprochenen oder in einem ähnlichen Sinne auch für die anderen Länder der österreichisch-ungarischen Monarchie recht bald erfolgen möge. Bei dem bekannten Entgegenkommen, mit welchem die Reichs-Kriegsverwaltung und die einzelnen hohen militärischen Würdenträger heutzutage jegliche wissenschaftliche Bestrebung fördern, dürfte es für ernste Forscher, insbesondere aber für die Herren Militärärzte ein Leichtes sein, sich dieses Materiale zugänglich zu machen.

Lith. Anst. v. G. Freytag & Berndt, Wien.

Tabelle I.

Politischer Bezirk Bruneck.

Geboren im:	Unter 155 cm	155—159 cm	160—164 cm	165—169 cm	170—174 cm	175—179 cm	180—184 cm	185—189 cm	190 cm und darüber	Gesammtsumme der Vergleichen	
Gerichtsbezirk **Bruneck**	**6·92%**		**55·34%**		**37·74%**				—	—	% der Grössenkategorien.
	0·63%	6·29%	22·01%	33·33%	22·64%	14·47%	0·63%	—	—	—	% der einzelnen Gruppen.
	1	10	35	53	36	23	1	—	—	159	Absolute Zahl.
Gerichtsbezirk **Enneberg**	**8·03%**		**50·89%**		**41·08%**				—	—	% der Grössenkategorien.
	0·89%	7·14%	16·07%	34·82%	23·22%	14·29%	8·57%	—	—	—	% der einzelnen Gruppen.
	1	8	18	39	26	16	4	—	—	112	Absolute Zahl.
Gerichtsbezirk **Taufers**	**8·34%**		**58·32%**		**33·34%**				—	—	% der Grössenkategorien.
	1·67%	6·67%	23·33%	34·99%	22·22%	7·78%	8·34%	—	—	—	% der einzelnen Gruppen.
	3	12	42	63	40	14	6	—	—	180	Absolute Zahl.
Gerichtsbezirk **Welsberg**	**8·33%**		**54·49%**		**37·18%**				—	—	% der Grössenkategorien.
	2·56%	5·77%	25·00%	29·49%	24·36%	9·62%	2·56%	0·64%	—	—	% der einzelnen Gruppen.
	4	9	39	46	38	15	4	1	—	156	Absolute Zahl.

Tabelle II.

Landestheile Tirols und Vorarlbergs, nach dem Percentsatz an „Grossen" geordnet.

Bezeichnung der Landestheile	Grosse in %	Mittelgrosse in %	Kleine in %	Bezeichnung der Landestheile	Grosse in %	Mittelgrosse in %	Kleine in %
Kalserthal	61·11	38·89	0·00	Ger.-Bez. Landeck . . .	31·87	54·95	13·18
Ger.-Bez. Rattenberg . .	52·59	44·26	3·15	„ Steinach . . .	31·45	62·91	5·64
„ Sterzing . . .	50·01	43·12	6·87	„ *Levico* . . .	28·32	54·20	17·48
„ Hopfgarten . .	49·68	45·80	4·52	„ Bludenz . . .	28·21	61·44	10·35
„ Lienz	48·46	45·36	6·18	Villgratenthal	28·21	58·97	12·82
„ Windisch-Matrei	48·04	46·45	5·51	Ger.-Bez. Nauders . . .	27·69	60·00	12·31
„ Kitzbüchel . .	47·20	47·20	5·60	„ Neumarkt . .	26·27	52·55	21·18
„ Fügen . . .	46·51	44·96	8·53	„ Kaltern . . .	25·22	56·52	18·26
„ Kufstein . . .	46·36	48·33	5·31	„ *Lavis*	25·15	61·71	13·14
„ Sarnthal . . .	46·03	49·21	4·76	„ *Trient* (Stadt) .	24·54	57·87	17·59
„ Zell a. Z. . .	45·62	44·29	10·09	„ *Trient* (Umgebung)	24·49	56·55	18·96
„ Schwaz . . .	45·02	46·45	8·53	„ *Strigno* . . .	23·97	59·94	16·09
„ Passeier . . .	44·30	44·30	11·40	„ *Borgo* . . .	23·90	55·38	20·72
„ Telfs	43·87	47·97	8·16	Gemeinde Proveis . . .	23·81	33·34	42·85
„ Silz	43·35	48·50	8·15	Ger.-Bez. Glurns . . .	23·50	58·55	17·95
„ Ampezzo. . .	42·42	54·55	3·03	„ Buchenstein	22·97	60·82	16·21
„ Imst	41·26	49·21	9·53	„ Schlanders . .	22·95	60·21	16·84
„ Enneberg . .	41·08	50·89	8·03	„ *Cavalese* . . .	22·86	63·05	14·09
„ Brixen . . .	40·86	50·22	8·92	„ *Malé*	22·77	57·18	20·05
„ Innsbruck (Stadt)	40·82	53·26	5·92	Schnalserthal	22·73	54·54	22·73
„ Meran . . .	40·50	52·50	7·00	Ger.-Bez. *Ledro* . . .	21·75	58·69	19·56
„ Hall	39·70	49·82	10·48	„ *Primiero* . .	21·71	59·30	18·99
„ Mieders . . .	39·58	52·09	8·33	„ *Roveredo* (Stadt)	20·78	51·95	27·27
Gemeinde Alpbach . .	39·47	55·27	5·26	„ *Nogaredo* . .	20·72	59·59	19·69
Ger.-Bez. Klausen . . .	38·41	50·00	11·59	„ *Tione* . . .	20·67	57·09	22·24
„ Reutte . . .	38·01	53·43	8·56	„ *Riva*	20·28	59·45	20·27
„ Sillian . . .	37·82	56·30	5·88	„ *Cles*	20·27	61·92	17·81
„ Bregenz . . .	37·79	50·87	11·34	„ *Stenico* . . .	20·25	54·43	25·32
„ Bruneck . . .	37·74	55·34	6·92	Gemeinden Laurein und U. l. Frau im Walde .	20·00	68·00	12·00
„ Innsbruck (Umgebung) . .	37·71	53·81	8·48	Ger.-Bez. *Roveredo* (Umgebung) . .	19·64	62·79	17·57
„ Schruns (Montafon)	37·50	54·68	7·82	„ *Vezzano* . . .	19·52	58·09	22·39
„ Bozen (Stadt) .	37·50	51·39	11·11	„ *Fondo* . . .	19·36	58·06	22·58
„ *Pergine* . . .	37·48	53·24	9·28	„ *Ala*	19·20	60·60	20·20
„ Welsberg . .	37·18	54·49	8·33	„ Fassa . .	18·85	61·48	19·67
„ Bezau (Bregenzerwald)	36·73	52·38	10·89	Gemeinden *Rendena* (*Vigo-* und *Villa-*)	18·18	63·64	18·18
Gemeinde *Folgaria* . .	36·25	51·25	12·50	Ger.-Bez. *Condino* . . .	17·69	54·62	27·69
Ger.-Bez. Ried	35·52	52·33	12·15	„ *Civezzano* . .	17·29	66·82	15·89
„ Kastelruth . .	35·41	52·09	12·50	„ *Mezzolombardo*	17·24	60·92	21·84
„ Bozen (Umgebung)	34·94	54·82	10·24	„ *Arco*	14·95	56·19	28·86
„ Lana	34·61	53·85	11·54	„ *Mori*	13·22	58·15	28·63
„ Feldkirch . .	34·23	55·61	10·16	„ *Cembra* . . .	12·24	62·25	25·51
„ Taufers . . .	33·34	58·32	8·34				
Grödenthal	32·69	46·16	21·15				
Ger.-Bez. Dornbirn . .	32·18	54·89	12·93				

Anmerkung. Die wälschtirolischen Bezirke sind durch schrägen Druck, die ostladinischen Gebiete durch gesperrten Druck kenntlich gemacht.

Literaturberichte.

11.

Nehring, Alfred. Ueber Tundren und Steppen der Jetzt- und Vorzeit, mit besonderer Berücksichtigung ihrer Fauna. Berlin 1890. Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung. VIII und 257 Seiten. 8°.

Das vorliegende Werk ist im Wesentlichen eine Zusammenfassung der Studien, welche der Verfasser seit 17 Jahren der Fauna und Flora der Glacial- und Postglacialzeit gewidmet und in zahlreichen Abhandlungen Ausdruck verliehen hat. Bei diesen Studien ist Nehring zu dem Ergebniss gekommen, dass zeitweise eine rein arktische Fauna, zeitweise eine subarktische Steppenfauna die Vorherrschaft in Mitteleuropa gehabt hat und dass dementsprechend zeitweise eine rein arktische Flora, zeitweise eine subarktische Steppenflora in Mitteleuropa geherrscht oder doch in vielen Gebieten bestanden haben muss. Nach seiner Ueberzeugung hat es während der Eiszeit bezw. im unmittelbaren Anschluss an dieselbe einerseits arktische Steppen oder Tundren, andererseits subarktische Steppen oder doch steppenähnliche Gebiete mit subarktischem Klima in Mitteleuropa gegeben.

Die Tundren, von A. von Middendorff auch Eissteppen genannt, liegen im äussersten Nordosten Europas, in Nordsibirien und in der arktischen Region des nordamerikanischen Festlandes, wo sie als Barren-Grounds bezeichnet werden. Andere Schriftsteller nennen sie Moossteppen oder arktische Steppen. Der Name „Steppe" wird hier im weiteren Sinne angewendet, doch ist die Aehnlichkeit zwischen den subarktischen Steppen, wie sie in den Gegenden zwischen der mittleren Wolga und dem Irtysch sich ausbreiten, und den arktischen Steppen oder Tundren thatsächlich eine grosse. Nach Middendorff ist die Baumlosigkeit der Tundren und Steppen nicht ein absolutes, sondern nur ein typisches Merkmal, und es erscheint ihm im hohen Grade wahrscheinlich, dass Tundren nur auf Eisboden ruhen, echte Steppen dagegen niemals

Nehring unterscheidet in Betreff der Thierwelt der Tundren einerseits solche Thierarten, welche ihr Hauptverbreitungsgebiet in jenen arktischen Steppen haben und als Charakterthiere derselben bezeichnet werden können, und andererseits solche, welche im Allgemeinen zwar den südlicheren Nachbargebieten angehören, aber doch mehr oder weniger zahlreich in der Tundraregion beobachtet werden. Als Charakterthiere der Tundren bezeichnet Nehring von Säugethieren: den Halsband- und den obischen Lemming, den Eisfuchs, den veränderlichen Hasen, das Renthier und den Moschusochsen. Dazu kommt noch eine Anzahl von Säugethieren, welche, ohne gerade zu den Charakterthieren der Tundren gerechnet werden zu dürfen, doch mehr oder weniger häufig in ihnen vorkommen. Dahin gehören: die nordische Wühlmaus, die Wasserratte, der Vielfrass, das Hermelin, das kleine Wiesel, der Wolf, der gemeine Fuchs, der gemeine Bär. Sehr bedeutend ist die Zahl der Vogelarten, welche in den Tundren vorkommen, insbesondere die der Wasservögel. Von Landvögeln sind hauptsächlich folgende zu nennen: das Moor- oder Weiden-Schneehuhn, das Gebirgs-Schneehuhn, der Schneeammer, der lappländische Ammer, die sogenannte Alpenlerche, der Kolkrabe, die Sumpf-Ohreule, die Schneeeule, der Rauhfuss-Bussard. Unter den Wasservögeln der Tundra befinden sich zahlreiche Arten von Gänsen und Enten, von Strandläufern und Regenpfeifern, sowie auch einige Arten von Schwänen.

Ganz besonders wichtig und charakteristisch für die Tundren sind der Halsband-Lemming, der obische Lemming und der Eisfuchs. Ihr ganzes Dasein ist mit den Lebensbedingungen, welche die Tundra bietet, derartig verwachsen, dass sie unter anderen Verhältnissen auf die Dauer nicht leben können.

Bei der Thierwelt der subarktischen Steppen Russlands und Südwest-Sibiriens unterscheidet Nehring: 1. solche Thierarten, welche für die betreffenden Gebiete charakteristisch sind, und 2. solche, welche zwar im Allgemeinen in anderen Gebieten hausen, aber doch auch in jenen Steppen-Landschaften angetroffen werden. Als besonders charakteristisch für die zwischen der mittleren Wolga und dem Irtysch gelegenen Steppen darf man die in Erdhöhlen hausenden Nager bezeichnen. Diese sind mit der Vegetation, dem Boden und den klimatischen Verhältnissen so innig verwachsen, dass sie sich nirgends anders wohl fühlen als in den Steppen oder doch in steppenähnlichen Gebieten. Dazu kommen einige Raubsäugethiere und Raubvögel, welche sich vorzugsweise von jenen Steppennagern nähren, ferner einige Antilopen (namentlich die Saiga-Antilope) und Equiden (der Dschiggetai und das wilde Pferd), manche Vogelarten u. s. w. Unter den Säugethieren, welche zwar nicht gerade Charakterthiere jener Steppen-Landschaften sind, aber doch in ihnen mehr oder weniger beobachtet werden, führt Nehring eine grosse Reihe von Fledermäusen, Insectenfressern, Raubthieren, Nagethieren und folgende Paarhufer an: das Wildschwein, das Elch, das Renthier, das Reh, den Edelhirsch, den sibirischen Steinbock und das Arkal-Wildschaf.

Während die Zahl der Säugethiere in jenen Steppengebieten schon eine recht ansehnliche genannt werden darf, ist die Zahl der dort beobachteten Vögel eine sehr bedeutende. Nazarow zählt nicht weniger als 320 Vogelarten auf, die in dem Gebiete der Kirgisensteppen wissenschaftlich festgestellt sind.

Was die Reptilien betrifft, so sind sie in den südlicheren Abschnitten der Steppengebiete zahlreich und mannigfaltig; in den nördlicheren dagegen gibt es nur wenige Arten und diese sind im Allgemeinen nicht sehr häufig.

Aehnliches wie von den Reptilien gilt von den Amphibien; diejenigen der nördlicheren Steppen stimmen mit den Amphibien Mitteleuropas so gut wie vollständig überein. Fische sind in den Flüssen und sonstigen Gewässern der wolgo-uralischen Steppen meistens reichlich vorhanden. Mollusken verhalten sich ähnlich den Reptilien. In den

nördlicheren Abschnitten jener Steppengebiete ist die Zahl der Arten verhältnissmässig gering, namentlich diejenige der Landschnecken; man findet fast nur solche Arten, die auch in Mitteleuropa lebend oder diluvial vorkommen. Insecten sind während der wärmeren Jahreszeit in den wolgo-uralischen Steppen sehr zahlreich zu finden; viele Vögel nähren sich von ihnen und suchen deshalb jene Steppen auf.

Im Einzelnen bemerkt Nehring zu den oben genannten Säugethieren Folgendes: Der Dschiggetai (Equus hemionus Pallas) lebt heutzutage nur jenseits der Wolga und auch da nur in den extremer ausgebildeten Gebieten der centralasiatischen Steppen. Die Kirgisensteppen haben ihn heutzutage nur in geringer Zahl aufzuweisen. Die Kirgisen nennen ihn „Kulan". Nach Nazarow gehört er zu den Charakterthieren der Sandsteppen des Kirgisenlandes. Das wilde Pferd (Equus caballus ferus autor.) ist nach Middendorff, bevor der Mensch es sich seinen Bedürfnissen dienstbar machte, unfraglich ein entschiedenes Steppenthier gewesen. Dieser Ansicht schliesst sich Nehring durchaus an. Er behauptet: der eigenthümliche Fussbau der Einhufer kann sich nur in steppenartigen Gegenden entwickelt haben; er stellt eine offenbare Anpassung des Perissodactylen-Fusses an die Boden- und Vegetationsverhältnisse der Steppe dar. Heutzutage leben wirklich wilde Pferde in den wolgo-uralischen Steppen nicht mehr; aber vor 100 Jahren haben sie dort und nach Centralasien hinein noch bestanden. Seit Pallas' Zeit sind die wirklich wilden Pferde (oder Tarpane) mehr und mehr ausgerottet bezw. nach Centralasien verdrängt worden. Hier (in Centralasien) scheint Przewalski noch einige kleine Trupps von wirklich wilden Pferden beobachtet zu haben.

Von grösseren Katzen treten der Gepard (Felis jubata), der Irbis (Felis irbis) und der Tiger (Felis tigris) bis an die Südgrenze der hier besonders in Betracht gezogenen subarktischen Steppengebiete heran. Der Schakal (Canis aureus) ist eine südliche Art, welche dieses Gebiet nur an der Südgrenze, nämlich in Kaukasien und in Turkestan, berührt. Dagegen ist der gemeine Fuchs (Canis vulpes) in den südrussischen, wolgo-uralischen und südwestsibirischen Steppen weit verbreitet. Der Dachs (Meles taxus) ist ein mehr oder weniger häufiger Bewohner der südrussischen und wolgo-uralischen Steppengebiete. Nach Nazarow findet er sich sogar in den wüstenähnlichen Sandsteppen des Kirgisengebietes. Auch der braune Bär (Ursus arctos) kommt in den nördlicheren, von Wäldern begrenzten und stellenweise mit Waldinseln besetzten Theilen des in Rede stehenden Steppengebietes vor. Nach Nazarow zeichnet sich der Bär in den Gehölzen am Nordrande der Kirgisensteppe durch bedeutende Grösse aus.

Das gemeine Wildschwein (Sus scrofa ferus L.) kommt in den südrussischen und wolgo-uralischen Steppengebieten heutzutage nur noch selten vor; früher war es stellenweise sehr häufig. Das Elch (Cervus alces L.) ist zwar seiner ganzen Lebensweise nach von den offenen Steppenflächen ausgeschlossen, fehlt aber doch den angrenzenden Wäldern und Waldzungen nicht. Namentlich gilt dieses von der Zeit, wo Rytschkow, Pallas, Georgi u. A. die subarktischen Steppengebiete Ostrusslands und Westsibiriens kennen lernten. Nach Rytschkow bewohnten Elche die Gegend zwischen den Flüssen Kinel und Sakmara. Das Renthier (Cervus tarandus L.) ist ebensowenig wie das Elch von den subarktischen Steppengebieten ausgeschlossen; wenigstens reicht seine Aequatorialgrenze in dieselbe hinein. Nazarow nennt unter den charakteristischen Säugethieren der Gehölze in den süduralischen Grenzgebieten der Kirgisensteppen an erster Stelle das Renthier, welches bis zum 52. Gr. n. B. nach Süden geht. Das Reh (Cervus capreolus L.) bewohnt nach Nazarow hauptsächlich die kleinen Birkengehölze auf den süduralischen Bergen, wo der Schneefall geringer ist. Der Edelhirsch (Cervus elaphus L.) und der ihm sehr nahe verwandte, nach Ansicht mancher Forscher mit ihm übereinstimmende Maral Asiens halten sich gerne strenger als Elch und Reh an grössere geschlossene Waldungen; aber auch sie kommen in der Nachbarschaft von Steppen vor und treten zum Weiden aus den Wäldern in die angrenzenden Theile der Steppen hinaus. Der sibirische Steinbock (Ibex sibiricus) und das Arkal-Wildschaf (Ovis arkal) kommen theils in unmittelbarer Nachbarschaft von Steppen, theils direct in den Steppen vor, sofern es nur nicht an felsigen Bergen und Gebirgszügen fehlt. Nehring selbst erhielt für die ihm unterstellte Sammlung der landwirthschaftlichen Hochschule in Berlin drei Arkal-Schädel aus der Turkmenen-Steppe.

In Betreff des Klima der Eiszeiten meint Nehring, es muss dasselbe in unseren Ländern feuchtkalt gewesen sein, ungefähr dem des heutigen Grönland ähnlich, wenn auch vielleicht nicht ganz so nordisch. In Norddeutschland dürfte die damalige mittlere Jahrestemperatur etwa 1 bis 2 Grad über Null betragen haben, vielleicht auch noch etwas weniger.

In der Vorzeit Europas ist die Steppe (d. h. die subarktische, stellenweise durch Gehölze, Uferwälder, Flüsse und Seen unterbrochene Steppe) jedenfalls der Hauptaufenthalt des Menschen gewesen, nicht der Urwald. Für gewisse Stufen der menschlichen Cultur, meint Nehring, ist die Steppe viel förderlicher als der Urwald; die primitive Cultur der Jäger- und Hirtenvölker hat sich in Steppengegenden, nicht in Urwäldern entwickelt, und ein Verjagen der Thiere des Waldes in die Steppe von Seiten des Menschen kann nach seiner Ansicht gar nicht in Betracht kommen.

Eine besondere Betrachtung widmet Nehring der ehemaligen Verbreitung der Lemminge in Europa. Er zieht Schlussfolgerungen aus dem Vorkommen fossiler Lemmingsreste in Bezug auf die Vegetation und das Klima der von ihnen einst bewohnten Gebiete Mittel- und Westeuropas. Nach Nehring's Ueberzeugung muss in denjenigen Gegenden Mittel- und Westeuropas, welche der Halsband-Lemming und der obische Lemming einst für längere Zeit bewohnten, ein Klima und eine Vegetation geherrscht haben, wie wir sie in den heutigen Wohngebieten dieser Thierarten finden, d. h. es müssen einst Tundren oder tundraähnliche Gebiete in Mittel- und Westeuropa vorhanden gewesen sein. Die Lemminge kennen wir mit voller Sicherheit als Charakterthiere der arktischen, unbewaldeten bezw. schwach bewaldeten Gebiete, ebenso wie die Eisfüchse, Schneehasen, Renthiere, Moschusochsen und Schneehühner. Nehring meint, dass nichts im Wege stehe, anzunehmen, dass auch das Mammuth (dessen Reste Wollemann in den tieferen Ablagerungen des Thieder Gypsbruches gefunden hat) sich mindestens zeitweise in tundraähnlichen Gegenden aufgehalten und von Zwergweiden, Zwergbirken, Krummholzkiefern, beeren-

tragenden Stauden und Gräsern genährt hat. Dasselbe gilt auch von Rhinoceros tichorhinus. Noch heutzutage würden zahlreiche Mammuthe und Nashörner an vielen Punkten der Tundren im Sommer genügendes Futter finden, ebensogut wie die vielen Tausende von Renthieren, welche dort weiden.

Aus der Vertheilung der Reste fossiler Lemminge in den mittleren Schichten der diluvialen Ablagerungen von Thiede, die Nehring durch 17jährige Beobachtungen festgestellt hat, zieht er den Schluss: dass in der Gegend zwischen dem Nordfusse des Harzes und der heutigen Stadt Braunschweig während eines gewissen Abschnittes der Diluvialperiode tundraähnliche Gebiete bestanden haben, in denen jene Lemminge hausten, dass dann diese tundraähnlichen Gebiete sammt ihren Charakterthieren allmälig nach dem Harze hinauf und nach Norden bezw. Nordosten verdrängt oder verschoben wurden, bis sie schliesslich verschwanden.

Fragen wir, in welchem Abschnitte oder in welchen Abschnitten der Diluvialperiode die Lemminge Mittel- und Westeuropa bewohnten, so deutet Alles darauf hin, dass dieses während und unmittelbar nach der Eiszeit bezw. den Eiszeiten der Fall gewesen ist. Auf dem Gletschereise selbst konnten natürlich keine Lemminge leben; aber sie werden in der Nähe desselben auf den unvergletscherten, sowie auch auf den zeitweise vom Eise frei gewordenen Gebieten gehaust haben.

Auch die übrigen nordischen Säugethiere dürften nur ganz allmälig aus Mitteleuropa nach Norden und Nordosten zurückgewichen sein, die eine Art schneller, die andere langsamer; als Grund für dieses Zurückweichen ist wohl ausschliesslich ein Wärmerwerden des Klimas anzusehen. In manchen Gegenden Norddeutschlands scheint das Renthier sich verhältnissmässig lange gehalten zu haben; doch ist es nach Nehring's Beobachtungen sehr unwahrscheinlich, dass dieses noch bis in die Zeit Cäsar's der Fall war.

Die arktischen Säugethierarten, welche fossil in diluvialen Ablagerungen Mitteleuropas gefunden wurden, sind nach Nehring folgende: Halsband-Lemming, obischer Lemming, veränderlicher Hase, Eisfuchs, Renthier, Moschusochse, Vielfrass. Ausserdem finden sich Reste solcher Wühlmäuse, welche mit denen der Tundren entweder übereinstimmen oder sehr nahe verwandt sind; ferner Reste vom Hermelin, kleinem Wiesel, Wolf und zuweilen auch vom gemeinen Fuchs.

Daneben kommen Reste von nordischen Vogelarten vor, namentlich von Schneehühnern (Lagopus albus und alpinus). Man hat auch solche von Ammern, Bekassinen, Schneeeulen, Gänsen, Enten, Schwänen und sonstigen Vogelarten gefunden, welche mit dem arktischen Charakter der Fauna in bester Harmonie stehen.

Unter der Thierwelt der Steppe, die ehemals in Mittel- und Westeuropa verbreitet war, widmet Nehring u. A. folgenden Säugethieren eine eingehendere Betrachtung: die Saiga-Antilope war einst bis Westfrankreich verbreitet, doch scheint es auch in Deutschland nicht an fossilen Resten derselben zu fehlen.

Der Dschiggetai hat an manchen Punkten Mitteleuropas Reste zurückgelassen. Dieses glaubt Nehring für Gera, Quedlinburg und Westeregeln nachgewiesen zu haben; er ist der Ansicht, dass auch die sonstigen diluvialen Wildesel-Reste, welche hie und da neben Spermophilus rufescens, Arctomys bobac, Lagomys pusillus und ähnlichen Steppennagern in Mittel- und Westeuropa gefunden worden sind, mit grosser Wahrscheinlichkeit auf Equus hemionus bezogen werden dürfen.

Vom wilden Pferd findet man ganz ausserordentlich zahlreich die Reste einer mittelgrossen, kräftig gebauten Form in den nacheiszeitlichen Ablagerungen Mittel- und Westeuropas. Nehring selbst hat solche in prachtvoller Erhaltung in Thiede und Westeregeln ausgegraben. Die Zähmung des Hauspferdes reicht nach Nehring's Ansicht bis in die jüngere Diluvialzeit zurück; während dieser Zeit haben auch in Mittel- und Westeuropa steppenartige Gegenden in ansehnlicher Ausdehnung bestanden, welche den Wildpferden reichliche Nahrung und weiten Spielraum für ihre Wanderungen boten. Zeitweise scheinen jene Wildpferde die tundraähnlichen Gebiete der Eisperiode betreten zu haben; denn man findet ihre Reste zuweilen auch neben denen der oben angeführten arktischen Thiere.

Unter den sonstigen Säugethieren nach der Nacheiszeit, welche nicht an Steppen gebunden sind, erwähnt Nehring u. A. auch Fossilreste des Moschusochsen. Was das Vorkommen von Boviden betrifft, so „scheint" sowohl der Urstier (Bos primigenius), wie auch der Wisent (Bison europaeus), oder sein fossiler Vorfahr (Bison priscus) in Ablagerungen der Steppenzeit vertreten zu sein. Beide können weder für noch gegen ehemalige Bewaldung der betreffenden Gegenden, in welchen die Fundorte liegen, etwas beweisen, meint Nehring, doch scheint mir das Vorkommen jener Boviden mehr für bewaldete Gegenden zu sprechen. Nehring macht zwar geltend, dass der sogenannte amerikanische Büffel (Bison americanus) bis vor Kurzem zu Millionen die Prairien Nordamerikas bewohnt hat und demnach als Steppenthier anzusehen sei. Dem ist aber zu entgegnen, dass die nordamerikanischen Prairien nicht reine Steppen sind, wie in Europa, sondern dass sie vieler Orten von bewaldeten Flussläufen durchzogen sind und dass sich die nordamerikanischen Wisente vorwiegend an Wasserplätzen aufhalten. Uebrigens sind die nordamerikanischen Prairien grasreiche Ebenen oder sogenannte rollende Hügel. In Nordamerika unterscheidet man prairies (Grasländereien) und plains (Steppen). Der sogenannte amerikanische Büffel aber ist, oder richtiger war der Bewohner der prairies.

Das Wildschwein kommt in nacheiszeitlichen Ablagerungen Deutschlands auffallend selten vor.

Nehring zweifelt nicht daran, dass die von ihm nachgewiesene Thierwelt der Steppe sich aus Russland nach Mitteleuropa vorgeschoben hat. Bei manchen Arten, welche beweglicher und weniger empfindlich in Bezug auf kleine klimatische Unterschiede sind, ging dieses Vorschieben schneller von statten und erstreckte sich weiter nach Westen als bei anderen. So z. B. gelangte die Saiga-Antilope bis Westfrankreich, der grosse Pferdespringer (Alactaga jaculus) nicht über Würzburg, die kleinen Steppen-Hamster (Cricetus phaeus und Verwandte) nicht über Saalfeld hinaus.

Mit der Milderung des Klimas und dem Ueberhandnehmen des Waldes haben sich die Steppenthiere der nacheislichen Zeit wieder nach Osten zurückgezogen. Die minder empfindlichen Arten sind nur aus Westeuropa zurückgewichen, wie der gemeine Hamster und die Grosstrappe; sie haben sich in Mitteleuropa an geeigneten Orten bis heute gehalten.

Wie schon erwähnt, haben nach Nehring's Ansicht die Steppen und steppenähnlichen Gebiete der Vorzeit für die ältesten Stufen der menschlichen Culturentwicklung wahrscheinlich eine viel grössere Rolle gespielt als der Wald.

Jedenfalls — meint Nehring am Schlusse seines Werkes — dürfen wir es als sicher bezeichnen, dass die wichtigsten Culturstufen des Jäger- und Hirtenlebens vorzugsweise in waldarmen Steppengegenden sich entwickelt haben, nicht in Ländern, welche mit undurchdringlichen Urwäldern bedeckt waren. Wir pflegen heutzutage vom Standpunkte der abendländischen Civilisation ziemlich geringschätzig auf die Cultur der nomadisirenden Hirtenvölker, welche die östlichen Steppen bewohnen, herabzusehen; aber vom wissenschaftlichen Standpunkte aus betrachtet, stellt uns die Lebensweise jener Hirtenvölker eine sehr wichtige Culturstufe des Menschengeschlechtes dar, und so können wir denn auch die Steppen Asiens und Europas als solche Gebiete bezeichnen, welche auf die Entwicklung gewisser Stufen der menschlichen Cultur einen grossen Einfluss ausgeübt haben und deshalb unser Interesse in hervorragendem Grade in Anspruch nehmen dürfen.

Das vorliegende Werk Nehring's ist trotz seiner vielen zoologischen Einzelheiten ungemein fesselnd geschrieben. Wenn Nehring sich auch vorwiegend mit der Thierwelt der Tundren und subarktischen Steppen beschäftigt, so eröffnet er uns doch einen weiten Fernblick auf die Culturgeschichte des Menschen in einer Zeit, die bisher in vorgeschichtliches Dunkel gehüllt war. Wenn sich auch gegen Nehring's Schlussfolgerungen aus dem Vorkommen einzelner Thierreste Einwendungen erheben lassen, so ist seine „Steppentheorie" im Ganzen doch unzweifelhaft wohl begründet und sie bildet fortan eine der sichersten Grundlagen der Anthropologie.

M. Wilckens.

12.

Buschan, Georg. Ueber prähistorische Gewebe und Gespinnste. Untersuchungen über ihr Rohmaterial, ihre Verbreitung in der prähistorischen Zeit im Bereiche des heutigen Deutschlands, ihre Technik, sowie über ihre Veränderung durch Lagerung in der Erde. Kiel, Gnevkow und von Gellhorn, 1889. 4°, 32 S.

Seit Gottfried Semper pflegt man den Anfang aller künstlerischen Bethätigung des Menschen in die Textilkunst zu verlegen; merkwürdig genug, dass die Geschichte gerade dieser Kunst über das gothische Mittelalter hinauf bis vor Kurzem fast vollständig unbekannt gewesen ist. An schriftlichen Nachrichten aus dem Alterthum, die das textile Gebiet betreffen, ist zwar kein Mangel; aber die Ungenauigkeit und Vieldeutigkeit dieser Nachrichten und die Schwierigkeit ihrer Interpretation liessen die Forschung nicht zu befriedigenden Resultaten gelangen. Erst die Funde aus südrussischen und ägyptischen Gräbern haben uns in dieser Richtung einen klareren Einblick verschafft. Nun stammen aber die frühesten unter diesen Funden aus hellenistischer Zeit, tragen daher durchwegs den Stempel eines sehr vorgeschrittenen Culturzustandes; um primitivere, den Anfängen näherstehende Verhältnisse kennen zu lernen, schienen jene Funde wenig geeignet. Glücklicherweise haben sich trotz der Vergänglichkeit des Materials auch textile Hinterlassenschaften solcher Völker erhalten, die in Folge ihrer geographischen Isolirung bis in verhältnissmässig späte Zeit herab ausserhalb der Geschichte gestanden und auf einer mehr oder minder urwüchsigen Culturstufe stehen geblieben sind.

Der textile Gräberinhalt, den uns die prähistorischen Völker Mitteleuropas hinterlassen haben, ist sogar ein ziemlich umfangreicher. Da er über ein weites Gebiet verstreut und zum Theil dem eingehenderen Studium schwer zugänglich ist, so darf man es G. Buschan nur zu Dank wissen, dass er zunächst auf absolute Vollständigkeit verzichtet und uns in der vorliegenden Schrift die Ergebnisse seiner auf ein ausgewähltes kleineres Material aus Deutschland basirten Untersuchungen mitgetheilt hat.

Die Hauptfragen, die sich Buschan gestellt hat, galten dem Rohstoff und der Technik der prähistorischen Gewebe Deutschlands. Die Funde geben hierauf so präcise Antworten, dass sich dieselben in wenige Sätze zusammenfassen lassen. Norddeutschland kennt bis auf die Zeit des eindringenden römischen Einflusses herab als Rohstoff nur Wolle, und zwar blos dunkle, niemals weisse Wolle, in technischer Beziehung blos die Taffetbindung: beides gleich charakteristisch für primitive Zustände. Dem Textilhistoriker drängt sich hiebei nur noch der Wunsch auf, zu erfahren, ob sich an einzelnen, wo nicht an sämmtlichen Funden der norddeutschen Bronzezeit nicht etwa die Ripsbindung vorfindet — bekanntlich eine besondere Art der Taffetbindung, die der aus guten Gründen für die älteste Webetechnik gehaltenen Wirkerei zu Grunde liegt. Süddeutschland hat dagegen zur selben Zeit bereits die Fasern des Flachses verarbeitet, was wahrscheinlich aus einer frühen Berührung mit der mittelländischen Cultur zu erklären ist. In Norddeutschland dringt der Flachs erst in der Zeit römischen Einflusses ein; daneben behauptet sich hier aber fortdauernd die Wolle, wobei es gleichfalls auf südlichen Einfluss zurückzuführen sein wird, dass an diesen Wollgeweben der Eisenzeit nun auch die Körperbindung auftritt und mit der Zeit sogar überwiegt. Im Flachsleinen hält man dagegen allezeit an der Taffet- oder Leinwandbindung fest.

Bemerkenswerthe negative Ergebnisse der Buschan'schen Untersuchungen lauten auf das Nichtvorhandensein von Hanf und Baumwolle unter den Rohstoffen, der Atlasbindung unter den Textiltechniken des prähistorischen Deutschland.

Auch die Vorstellungen, die sich Buschan von den Anfängen der Textilkunst über die Entstehungszeit der prähistorischen Funde hinauf macht, verdienen Beachtung. Trotz des augenscheinlich hohen Alters der (bereits in der neolithischen Steinzeit nachweisbaren) Textilkunst verhehlt sich Buschan nicht, dass mit der Erfindung des Spinnens und Webens ein Abschnitt der Culturgeschichte beginnt, dem bereits ein sehr umfassender primitiverer vorangegangen sein muss. Es ergibt sich dies aus der einfachen Erwägung, dass das dem Verlangen nach gewebter Kleidung zu Grunde liegende Bedürfniss nach Schutz des Leibes vor den Unbilden der Witterung bereits einen verhältnissmässig verfeinerten Culturzustand zur Voraussetzung hat. Die älteste Veranlassung zur Bedeckung des Körpers bot nach Analogie der Verhältnisse bei den heutigen Naturvölkern und selbst auf Grund schriftlicher Ueberlieferung (Genesis) das Schamgefühl: das älteste Kleidungsstück war somit der Gürtel, dessen Herstellung zur Erfindung der Weberei kaum den Anstoss gegeben haben mochte. Der Kunsthistoriker darf hinzufügen, dass nebst dem

Schamgefühl das Schmuckbedürfniss (Kopfschmuck, Halsschmuck) die früheste Veranlassung zur theilweisen Bedeckung des Körpers gegeben hat — dasselbe Bedürfniss, das den unbekleideten Wilden veranlasst, seine Haut mit bunten Zeichnungen zu tätowiren.

Nicht wegen eines inneren Zusammenhanges, sondern wohl nur um der Neuheit der Sache willen hat Buschan neben den prähistorischen Gewebefunden aus Deutschland auch die spätantik-ägyptischen aus Akhmîm berücksichtigt, die aus einem vieltausendjährigen Culturboden herstammen. Der kleine Excurs über die technische Herstellung dieser ägyptischen Gewebe (S. 28), wofür Buschan als Gewährsmann ihren damaligen Besitzer Hasselmann citirt, stellt übrigens den Sachverhalt auf den Kopf, indem daselbst gesagt wird, dass der Raum für die Gobelineinsätze durch Ausziehen von Fäden aus dem fertigen Leinengewebe gewonnen wurde, während derselbe zweifellos schon bei Anfertigung des Leinengewebes ausgespart worden ist. Hasselmann war hiebei durch F. Bock schlecht berathen, aus dessen „Kunstgeschichtlichen Beiträgen über die mehrfarbigen Gobelinwirkereien und Purpurstickereien etc., Hannover 1886", Sp. 9 f, der ganze bezügliche Excurs wörtlich entlehnt ist.

Buschan hat eine weitere Verbreiterung und Vertiefung dieser seiner Arbeit in Aussicht gestellt. Der Geist ernster und exacter Forschung, von dem die trotz ihres geringen Umfanges sehr inhaltreiche Schrift Zeugniss gibt, erweckt den Wunsch nach baldiger Erfüllung dieses Versprechens.

Alois Riegl.

13.

Nordhoff, Dr. J. B. Das Westphalen-Land und die urgeschichtliche Anthropologie. Münster 1890. 50 S. und eine Karte der Umgebung von Münster.

Die Jahresversammlung der Deutschen Anthropologischen Gesellschaft im Jahre 1890 zu Münster gab dem Verfasser Veranlassung zur Zusammenstellung einer Uebersicht über die urgeschichtliche Erforschung Westphalens, in welcher er in knapper Form das zusammenstellt, was bisher hierin geleistet worden ist und was seinen Ausdruck wesentlich in der Literatur und in den Sammlungen findet. Der Verfasser bespricht hiebei die Römerspuren, die Stein- und Erddenkmäler, Kleinwerke, Höhlenforschung, ethnographischen Alterthümer und die Sammlungen, bei welchen er sich nicht blos auf die Sammlungen des Landes beschränkt, sondern auch auf jene ausserhalb desselben Rücksicht nimmt, welche Fundgegenstände aus Westphalen enthalten. Ein kleines prähistorisches Kärtchen der Umgebung von Münster erläutert den Text. Wir begrüssen diese Arbeit, mit welcher der Verfasser der urgeschichtlichen Forschung einen anerkennenswerthen Dienst geleistet hat, auf das Freundlichste. **M. Much.**

14.

Grundzüge einer systematischen Kraniometrie. Methodische Anleitung zur kraniometrischen Analyse der Schädelform für die Zwecke der physischen Anthropologie, der vergleichenden Anatomie, sowie für die Zwecke der medicinischen Disciplinen (Psychiatrie, Oculistik, Zahnheilkunde, Geburtshilfe, gerichtliche Medicin) und der bildenden Künste. Von Professor Aurel v. Török. Stuttgart. Verlag von Ferd. Enke.

Indem der Herr Verfasser allen bisherigen Systemen der Kraniometrie den Vorwurf der Unwissenschaftlichkeit, der schablonenhaften Nachbetung irgendeiner „Autorität" macht, gibt er uns in diesem dickleibigen Bande (620 pag. in V Capiteln) das Seinige, welches also allein den Anspruch auf Wissenschaftlichkeit erheben kann, — bestehend in 5371 Messungen am knöchernen Schädel, daneben wimmelt es, der grossen Zahl von Massen entsprechend, von einer Unzahl von Indices und Winkeln.

Wenn Wissenschaftlichkeit darin besteht, irgend ein Gebiet zu verwirren durch allzu kleinliches Eindringen und Specificiren von individuellen Eigenthümlichkeiten, wodurch nothwendigerweise der Ueberblick über das Gesammte verloren gehen muss, wenn ferner die Wissenschaftlichkeit begründet sein soll durch Herbeiziehung der nebensächlichsten Eigenheiten in der Gestaltung irgend eines der kleinsten Bestandtheile des Untersuchungsobjectes: dann hat Herr Professor Török sein Ziel zweifellos meisterhaft erreicht.

Ob er aber Nachfolger finden wird, dürfte wohl mehr als zweifelhaft sein.

Wie sich die im Titel angeführten, so verschiedenen Disciplinen in Török's Messungsresultate zu theilen, ja nur wo in seinem Buche sie dieselben zu suchen und zu finden hätten, dies anzugeben dürfte grossen Schwierigkeiten unterliegen. Welcher derselben zum Beispiel die 165 Messungen am Unterkiefer und die 68 Messungen der Augenhöhlen von Nutzen sein könnten, leuchtet bis heute ebensowenig ein, wie der erdrückende Wust von Messungen am Gehirn- und Gesichtsschädel. Vielleicht bringt hierin die Zukunft Aufklärung.

Freilich kann Jeder nach seinem Behagen von jedem Punkte zu einem xbeliebigen anderen messen; ob das Maass aber einen Werth hat, ist meistens sehr fraglich. So z. B. die Nervencanäle und deren Oeffnungen zu messen, ist ganz zwecklos, da deren Maasse keineswegs jene der darin befindlichen Nerven geben. Solche Maasse gibt es sehr viele.

Der Vorwurf der Unwissenschaftlichkeit des jetzigen Messsystems ist denn doch nicht so begründet, wie der Herr Verfasser glauben macht; die Messungen betreffen nämlich sowohl den ganzen Schädel als auch dessen einzelne, in der Entwicklungsgeschichte begründete Abtheilungen, und zwar viel systematischer als das regellose Hin- und Hermessen Török's.

Uebrigens sei das so inhaltreiche Buch allen Fachgenossen empfohlen; Jeder möge sich daraus nehmen, was ihm gut dünkt. **Weisbach.**

15.

Jahrbuch für Geschichte, Sprache und Literatur Elsass-Lothringens. Herausgegeben von dem historisch-literarischen Zweigverein des Vogesen-Clubs. VI. Jahrgang. Strassburg 1890.

Der Vogesen-Club betrachtete es seit seiner Begründung als eine seiner hauptsächlichsten Aufgaben, neben der Durchforschung des Vogesen-Gebirges in touristischer und geo-

graphischer Hinsicht auch seinen Bewohnern in ihrer Sprache und Sitte ein ernstes Studium zu widmen. Die Ergebnisse desselben werden in dem seit sechs Jahren erscheinenden Jahrbuch niedergelegt und bilden für den Ethnographen und Folkloristen eine der besten und verlässlichsten Quellen. Aus dem reichen Inhalte des 184 Seiten fassenden letzten Jahrbuches sei vor Allem der Artikel: „Volksthümliche Feste, Sitten und Gebräuche im Elsass" von Bruno Stehle hervorgehoben, dessen Materiale der Verfasser durch seine Schüler an Ort und Stelle sammeln liess. Der Stoff ist sehr übersichtlich nach bestimmten Gruppen geordnet: Advent, Weihnachten, Johannes-Minne, Sylvester, Sylvesterabend, Neujahrsgruss, Fastnacht u. s. w. das ganze Jahr durch; ferner Ernte, Hochzeit, Geburt, Todesfall, Kilbe, Hexen, Gewitter, Aberglauben, Krankheiten, Sage vom wilden Jäger, Ortsneckereien und Volkssprüche. Eine zweite, in ihrer Art musterhafte Sammlung sind die von J. Spieser unter dem Titel: „Münsterthäler Sprachproben" mitgetheilten 201 Sprichwörter, die in ihrer gewissenhaften lautphysiologischen Transscription auch ein treffliches Material zu Dialectstudien bieten. Der Pfarrer Julius Rathgeber theilt elsässische Sprichwörter, Volksreime und Kinderliedchen mit, Herr C. Eber bringt elsässische Kinder- und Wiegenlieder, Bargmann fünf Elsässer Sagen. Professor Ernst Martin liefert eine Studie über den Goethe-Hügel bei Sesenheim, der auch für die Prähistoriker von Interesse ist, da in ihm ein Grab mit Goldschmuck, Schwertstücken und Schildbuckeln nebst einer Münze des Gotenkönigs Totila aufgedeckt wurde. Ein ausführlicher Fundbericht darüber erschien im Bulletin der Gesellschaft für die Erhaltung der historischen Denkmäler in Strassburg, II. série, vol. XII. Schliesslich sei noch der Auffindung eines alten Manuscriptes gedacht, welches die älteste bis jetzt gekannte Schilderung des Weihnachtsbaumes aus dem Jahre 1605 enthält.

W. Hein.

Die Todtenbretter im Böhmerwalde.

Von **Dr. Wilhelm Hein.**

(Mit 2 Tafeln und 6 Text-Illustrationen.)

In den Monaten Juli und August des Jahres 1890 durchwanderte ich den Böhmerwald in seiner ganzen Längenerstreckung von den äussersten Ausläufern im Südosten, dem Mandelstein und Nebelstein bei Gratzen, bis zu dem nördlichsten Abschlusse, dem doppelgipfeligen Osser, um ein möglichst übersichtliches Bild von der Verbreitung und dem Gebrauche der Todtenbretter zu gewinnen, die mir schon vor Jahren an einem anderen Orte, bei Saalfelden in Salzburg, wegen ihrer ganz besonderen Eigenthümlichkeit einen tiefen Eindruck gemacht hatten. Ein Empfehlungsschreiben Sr. Durchlaucht des Fürsten Adolf Josef zu Schwarzenberg, dem ich an dieser Stelle den wärmsten Dank für die mir erwiesene Unterstützung ausspreche, sicherte mir überall bei der urwüchsigen und treuherzigen Bevölkerung ein freundliches Entgegenkommen. Die Bewohner des Gebirges gehören durchwegs dem bayrisch-österreichischen Volksstamme an, bilden also in ethnologischer Hinsicht eine Einheit; doch unterscheiden sich in manchen Gebräuchen die nördlich von Wallern wohnenden, aus Bayern eingewanderten Oberländer von den südlichen, aus Oesterreich gekommenen Unterländern, welch letztere schon viele der ursprünglich gemeinsamen Sitten verloren haben. Vor Allem macht sich die Verschiedenheit in der Bauart der Häuser bemerkbar: Für das Oberland ist das aus Holz gebaute alpine Haus mit dem steinbeschwerten Dache charakteristisch, während im Unterlande das aus Steinen und Ziegeln aufgeführte und mit Schindeln gedeckte Haus vorherrscht und die hie und da noch bestehenden Reste des alpinen Stiles allmälig verdrängt. Vor fünfzehn Jahren überraschte mich der auf einer luftigen Anhöhe bei Hohenfurth gelegene Ort Kappeln durch seine netten und niedlichen Holzbauten, deren flache, weit vorspringende Dächer durch schwere Steine niedergehalten wurden, und schon im Jahre 1883 wurde das letzte Gebäude dieser sogenannten „älteren" Bauart abgebrochen und in ein „modernes" Haus umgewandelt. Aber auch im Oberlande dringt die uniformirende internationale Cultur Schritt für Schritt vor und vernichtet langsam, jedoch stetig die Besonderheiten in Sitte und Gebrauch; die grösste Selbstständigkeit haben die Bewohner sich dort gewahrt, wo sie vor Zeiten die Verpflichtung hatten, die Grenzwache zu halten, wofür sie bedeutender Vorrechte theilhaftig wurden, unter eigenen Gesetzen und unter einem eigenen Anführer oder Oberrichter standen; da dieses Gebiet landesfürstliches Eigenthum war, so wurden seine Insassen „königliche" oder „künische" Freibauern genannt, und noch heute heisst jener Gebirgsstock, der sich von Eisenstein nordwärts bis zum Passe von Furth erstreckt, das „künische" Gebirge. Soweit vom Kamme dieses Höhenzuges nach Böhmen hinein Deutsche wohnen, von Neumark im Norden bis Rehberg und Philippshütte im Süden, besteht die Sitte, die Verstorbenen auf Laden — Todtenbretter — zu legen und diese nach dem Begräbnisse entweder bemalt oder unbemalt an bestimmten Plätzen aufzustellen oder niederzulegen. Dieser Gebrauch erstreckt sich demnach in Böhmen über das ganze Gebiet des ehemaligen königlichen Waldes, der auch Waldhwozd genannt wird; eine Ausnahme bildet nur die Stadt Neuern und das bereits jenseits der Sprachengrenze gelegene, von Čechen bewohnte Freigericht Stachau. Auf der bayrischen Seite trifft man die Todtenbretter im Gebiete des Böhmerwaldes von Eschelkam südwärts bis zur Wasserscheide zwischen Regen und Ilz.

Im Folgenden werde ich die nach den einzelnen Ortschaften sich ändernden Eigenthümlichkeiten dieses Cultus besprechen, wozu mir theils eigene Erfahrungen, theils Mittheilungen von sachverständigen Persönlichkeiten, denen ich für ihre zum Theile mühevollen Nachforschungen den tiefsten Dank schulde, das nöthige Material lieferten. Auf Vollständigkeit kann diese Arbeit leider keinen Anspruch erheben, da ich nicht Gelegenheit hatte, alle Dörfer und Weiler zu besuchen, und auch nicht auf alle Anfragen Antworten erhielt.

Die Illustrationen sind mit Ausnahme der von Herrn Oberlehrer Franz Havel in Grün eingesandten Zeichnungen (Textfigur 104 und Taf. II, Fig. 12—15) und der von Herrn Rudolf Horak in Prag aufgenommenen Photographie (Textfigur 99—101) von

mir an Ort und Stelle skizzirt worden; für den Druck ausgeführt wurden sie von Herrn Julius Botstiber; die beiden Todtenbretter von Starlitz (Textfigur 102—103) zeichnete mein Bruder Professor Alois Raimund Hein. Photographisch reproducirt wurden drei Bretter, welche mir der Herr Pfarrer Alois Strassberger in Neumark nach bestehenden Originalen vollständig getreu anfertigen liess, da die wirklichen Todtenbretter von den Angehörigen der Verstorbenen nicht zu erhalten waren; diese Copien befinden sich derzeit in der ethnographischen Sammlung des k. k. naturhistorischen Hofmuseums in Wien.

Da es zu weit führen würde, überall den Gewährsmann namhaft zu machen, gebe ich zum Schlusse eine nach den Orten geordnete Zusammenstellung der Namen derjenigen Herren, denen ich die für die betreffenden Localitäten geltenden Mittheilungen verdanke.

Bevor ich auf die Besprechung der Todtenbretter selbst eingehe, will ich der Vollständigkeit halber eine kurze Schilderung der Gepflogenheiten geben, welche bei einem Todesfalle geübt werden: Im Pfarrsprengel Neumark wird der Leichnam nach dem Erkalten sofort gewaschen, mit dem besten Gewande bekleidet und auf das Todtenbrett gelegt. Wenn die Anverwandten sich über die Zeit und die Art und Weise des Leichenbegängnisses besprochen haben, wird die „Leiche" beim Pfarrer angesagt; auch geht sogleich eine Person (gewöhnlich eine arme alte Frau) „umbieten", d. h. zur Theilnahme an dem Leichenbegängnisse einladen, nicht blos in dem Sterbeort von Haus zu Haus, sondern auch in die benachbarten Ortschaften, je nachdem der Verstorbene reich, angesehen und bekannt war; dafür erhält diese „Umbieterin" Spenden, welche in Mehl, Brod und anderen Victualien oder auch in Geld bestehen. So lange die Leiche im Sterbehause liegt, versammeln sich alle Abende Verwandte und Bekannte, Fremde und Nachbarn, um zu „wachen"; sie verrichten einige Gebete für den Verstorbenen und bleiben dann im Nebenzimmer in ernsten Gesprächen versammelt bis gegen Mitternacht. Bei der Leiche brennt Tag und Nacht ein Licht. Kurz vor der Stunde des Leichenbegängnisses kommen die Theilnehmer im Sterbehause zusammen und erwarten die Ankunft des Geistlichen; hierauf wird die Leiche in den Sarg gelegt und mit dem „Ueberthan" zugedeckt, welches nach der Schliessung des Sarges unter dem Deckel heraushängt; die zwei Träger schwenken beim Heraustreten aus der Hausthüre den Sarg dreimal im Kreuzeszeichen und stellen ihn vor dem Hause auf die Bahre, auf welcher er zum Friedhofe getragen wird. Nach abgehaltenem Seelenamte, dem noch zwei oder drei nachfolgen, je nachdem der Verstorbene bemittelt war, wird der „Leichentrunk" im Wirthshause abgehalten, wo Bier, Brod und Würste den Gästen angeboten werden. Die Zeche bezahlt die Verlassenschaft des Verstorbenen.

In der Umgebung von Seewiesen bei Eisenstein nennt man das Einladen zum Leichenbegängnisse „Ploiten bitten", was ebenfalls eine arme Person besorgt, die von einem Gehöft zum anderen zu gehen hat, wofür sie überall ein Stück weisses Brod erhält. Das Wachen beim Todten wird „Aufbleiben" genannt, zu dem die benachbarten Höfe ebenso wie zum Begräbnisse selbst je einen Vertreter entsenden. Ehe der Todte aus dem Hause getragen wird, werden bei ihm etwa eine Stunde lang Gebete verrichtet; nachdem der Sarg an der Thürschwelle dreimal zum Kreuzeszeichen gesenkt worden, wird er auf einen gewöhnlichen Wirthschaftswagen gestellt, angebunden und zur Begräbnissstätte geführt. Hinter dem Sarge schreiten die Männer mit einem Vorbeter, hinter diesen die Weiber mit einer Vorbeterin, den ganzen Weg betend. Bei jedem Kreuze am Wege wird zu einem Gebete für den Todten Halt gemacht.

Die Aufbahrung der Leiche auf dem Todtenbrette erfolgt im Wohnzimmer; nur bei grosser Sommerhitze oder bei ansteckenden Krankheiten kommt sie in eine benachbarte Kammer, doch niemals in das Vorhaus. (Mittheilung von Pfarrer Mathias Essl in Depoldowitz.)

Die Unterländer kennen dagegen das Todtenbrett nicht: In Kappeln, sowie im ganzen südlichen Theile des Böhmerwaldes, wird der Todte auf die Bank gelegt, welche zwei Seiten der Wohnstube einsäumt; seine über der Brust gefalteten Hände umwindet man mit einem Rosenkranze und stellt zu Häupten oder an die Seite ein brennendes Wachslicht oder ein Oellämpchen, in die Nähe auch wohl ein Crucifix und Heiligenbilder, sowie ein Gefäss mit Weihwasser; die eigenen Angehörigen und die Nachbarn, die Verwandten und Bekannten, welche kommen, um den Verstorbenen zu sehen, legen gewöhnlich kleine Heiligenbilder auf den Todten. Sobald vom Zimmermann oder Tischler der Sarg (in Kappeln „Todtentruhe" genannt) gebracht wird, legt man die Leiche in denselben, der in der Regel erst am Begräbnisstage kurz vor dem Hinaustragen geschlossen wird. Als Leichenbegleiter kann gehen,

wer will, hat aber dafür keine Bewirthung zu erwarten. Nur für die Träger und näheren Angehörigen wird je nach den vorhandenen Mitteln im Wirthshause etwas Bier mit Semmeln, für Mädchen, wenn sie als Trägerinnen dienten, allenfalls Kaffee und Rosoglie bezahlt. In der Pfarre Oberweissenbach (bei Kappeln, bereits in Oberösterreich gelegen) erscheinen zur Leichenbegleitung nur Diejenigen, welche ausdrücklich geladen sind; nach dem Begräbnisse versammeln sich die Leidtragenden zu einem Leichenmahle, das einem Hochzeitsschmause nicht unähnlich ist und öfters bis zu 200 fl. zu stehen kommt.

Das Todtenbrett wird von einem Laden aus weichem Holze, wie man solche im Hause hat, in der Länge des Verstorbenen abgeschnitten, wenn nicht schon ein Brett in der benöthigten Grösse vorhanden ist; doch muss dieses neu sein oder darf wenigstens noch zu keinem profanen Zwecke gedient haben; in Seewiesen ist es auch zumeist neu und an dem Ende, wo der Kopf zu liegen kommt, breiter; dagegen werden in Hurkenthal und Bergreichenstein ganz gewöhnliche Bretter, wie man sie eben vorfindet, verwendet. In Rehberg hobelt man sie ab und schnitzt auf ihnen der Länge nach drei Kreuze aus; letztere sind in Seewiesen auf das breitere Kopfende beschränkt; sonst scheint man die Laden auch ungehobelt und ohne die Kreuzzeichen, welche dann erst nach dem Begräbnisse eingeschnitten werden, zu benützen. Die Leiche wird sogleich, nachdem sie bekleidet ist, auf das Brett gelegt, auf dem sie liegen bleibt, bis der Sarg sie aufnimmt, was in der Regel erst am Begräbnisstage geschieht, an den Grenzen des Todtenbrettercultus aber sofort, wenn der Sarg in's Haus kommt, wie in Seewiesen, Hurkenthal und Rehberg. In der Regel werden alle Leichen ohne Unterschied auf den Laden gelegt, in Rehberg auch solche, welche in Folge ihres Berufes aus der Fremde dorthin kamen, wie es dem letztverstorbenen Pfarrer Pavlik, der kein Deutscher war, geschah. In Neumark schliesst man die Kinder davon aus; auch in Hurkenthal wird die Sitte bei kleinen Kindern nicht mehr so strenge eingehalten, und hin und wieder bleibt auch ein ganz unbemittelter Mensch auf dem Strohsacke liegen. In Winterberg wird das Todtenbrett in den seltenen Fällen, wo es noch in Gebrauch kommt, durch Feuer vernichtet, so wie auch das Bettstroh, auf dem der Verstorbene lag, sofort auf dem Felde verbrannt wird; in Bergreichenstein legt man es bei Seite, um es nach Bedarf verwenden zu können; in den übrigen Ortschaften des Böhmerwaldes zollt man ihm jedoch eine besondere Aufmerksamkeit, indem man es nach dem Begräbnisse bemalt oder auch unbemalt lässt und in der Nähe der Ansiedlungen an geeigneten Orten aufstellt.

Ganz ungebräuchlich ist die Bemalung an den südlichen und östlichen Grenzen des künischen Waldes in den Pfarrbezirken Aussergefild, Rehberg, Stubenbach, Hurkenthal und Seewiesen. In Depoldowitz werden die Bretter nur selten bemalt und dann nur, wenn der Verstorbene vermögend war; ebenso unterbleibt die Verzierung in Neumark bei Armen, in Hammern ausserdem auch bei Kindern. Im Uebrigen richtet sich die Sorgfalt, die man den Todtenbrettern angedeihen lässt, nicht nur nach den Vermögensverhältnissen, sondern auch nach der Liebe und Achtung, die der Todte genoss; denn man findet neben schön verzierten Laden, auf welchen Menschen aufgebahrt waren, die laut der Aufschrift gewiss schwer mit Nahrungssorgen zu kämpfen hatten, überall auch unbemalte und ungehobelte Bretter; in diese werden in der Regel drei Kreuze eingeschnitten, deren Form und Anordnung eine wechselnde ist: entweder sind es horizontal nebeneinander stehende Andreaskreuze, wie auf dem Beispiele von Eggersberg in Bayern auf Taf. III, Fig. 14, oder vertical unter einander stehende lateinische Kreuze, wie auf dem Brette von Ochsenberg in Bayern, auf Taf. II, Fig. 17; auch können diese Kreuze nach den Ecken eines mit der Spitze nach unten stehenden Dreieckes angeordnet sein, wie in Depoldowitz; doch dürften sich darin keine localen Eigenthümlichkeiten nachweisen lassen; denn die Andreaskreuze finden sich auch in Grün in Böhmen; die zweite Art der Kreuzbezeichnung ist in Rehberg und Hurkenthal sehr gebräuchlich; in letzterem Orte werden die Laden am Kopfende nach Art eines Bügelbrettes abgerundet, abgehobelt und dann der Länge nach mit den drei Kreuzen versehen; in Grün schneidet man manchesmal auch die Anfangsbuchstaben des Vor- und Zunamens des Verstorbenen, gewöhnlich in lateinischer Lapidarschrift, ein. Eine kleine Verzierung zeigt das unbemalte Brett von Ochsenberg auf Taf. II, Fig. 17, welches an den oberen Ecken abgestumpft und mit einem ausgeschnitzten Kreuze gekrönt ist. In Lambach (Bayern) sah ich ein Brett, auf welchem die vertical untereinander stehenden Kreuze nicht eingeschnitten, sondern roth aufgemalt waren.

Die Bemalung der Bretter besorgt in den meisten Dörfern der Ortstischler, der sie hobelt, färbig verziert, mit der Aufschrift versieht und an der gewünschten Stelle aufstellt. In manchen Gegenden beschäftigen sich damit eigene „Maler", wie in Neumark und namentlich in Bayern; einige Orte, z. B. Lam, besitzen mehrere Maler, die sich auch bedeutend besser für ihre Kunst bezahlen lassen als die Tischler; in Lam kostet die vollständige Zurichtung einige Mark, in Neumark 3—4 fl.; in Grün und Hammern 50 kr. bis 1 fl. und in Depoldowitz nur einige Kreuzer. Die Ausstattung entspricht ungefähr den angegebenen Preisen; wir finden demnach in den bayrischen Bezirken, sowie im Pfarrbezirke Neumark die prunkvollsten Todtenbretter, während in den anderen Orten die Ausschmückung eine einfachere ist. Fast jeder Pfarrort hat seinen eigenen Typus, der vielleicht auf althergebrachter Tradition beruht, vielleicht auch nur dem Geschmacke des jeweiligen Malers oder Tischlers sein Dasein verdankt. Darüber kann ich keine Vermuthung aussprechen, da das älteste Brett, das ich sah, aus dem Jahre 1843 (Taf. III, Fig. 3), das nächstälteste aus dem Jahre 1861 (Taf. II, Fig. 7) stammt, die Laden also noch kein Menschenalter erreicht haben.

Zur Bemalung der Bretter wird Leimfarbe genommen. Der Untergrund wird in Bayern und im Bezirke Neumark vorherrschend grün, in den Bezirken Hammern, Grün und Eisenstein vornehmlich blau, in Depoldowitz aber schwarz gemalt; blau sind in letzterem Pfarrsprengel blos die Todtenbretter der Kinder, sowie auch deren Särge und Bahren, da Blau als die Farbe der Freude gilt. Der Text wird in der Regel in Lapidarschrift schwarz auf weiss, hie und da auch weiss auf schwarz oder direct auf den Untergrund geschrieben; in dem ersten Falle verschwindet bei älteren Brettern die weisse Farbe gänzlich, während die schwarzen Buchstaben stehen bleiben und sich von dem verwitternden Holzgrunde reliefartig abheben, so dass man meinen könnte, der Text wäre aus dem Brette sorgfältig herausgeschnitzt worden. Eine besondere und für die einzelnen Localitäten charakteristische Verzierung geben die bildlichen Darstellungen, welche die Symbolik des Todes und der christlichen Religion, in manchen Gegenden den Verstorbenen selbst zum Gegenstande haben. Die Symbole des Todes werden durch den Todtenschädel mit oder ohne die unter ihm gekreuzten Armknochen, durch die abgebrochene und erloschene, aber noch rauchende Kerze, die stets in einem Leuchter steckt, und durch die bereits abgelaufene Sanduhr repräsentirt.

Auffallend ist, dass die gebrochene Kerze nicht ohne den Todtenschädel vorkommt; auf den Brettern von Neumark (s. Textfigur 99—101) steht sie im unteren Felde auf einem mit Tuch behangenen Aufsatze rechts neben dem Schädel, darüber wird der Himmel durch ein nach oben dunkler werdendes Blau angedeutet, in welchem halbkreisartig angeordnete Wolken das christliche Monogramm IHS (Jesus hominum salvator) umschliessen. Im Mittelraume dieses unteren Feldes steht gewöhnlich ein kurzer Satz, gewöhnlich: „Auf Wiedersehen" oder „Erinnere dich und bete für mich." Der Schädel ruht niemals auf den gekreuzten Knochen, wie dies sonst in Glashütten, Chudiwa, Millik, Hammern, Grün und Bodenmais immer der Fall ist.

In Millik und in Hammern steht der Leuchter mit der gebrochenen Kerze gewöhnlich unmittelbar über dem Schädel am oberen Ende des Brettes, ebenso in Depoldowitz, wo jedoch mein Gewährsmann, Herr Pfarrer Essl, des Todtenschädels nicht erwähnt. In Grün ist der Schädel an das untere Ende verwiesen, während die Kerze den oberen oder mittleren Theil (zwischen Aufschrift und Gedicht) einnimmt; zuweilen stehen auch zwei Leuchter zu beiden Seiten des oberen Endes. Oft flankiren gekreuzte Blumen- oder Laubzweige die Kerzen. Die abgebrochene Kerze scheint nur auf die Orte Neumark, Chudiwa, Millik, Depoldowitz, Hammern und Grün beschränkt zu sein. Der Todtenschädel ist in der Regel äusserst primitiv gemalt; nur in Bayern, wo auf die Ausschmückung der Bretter mehr Sorgfalt verwendet wird, findet man hie und da sehr schön und naturgetreu gemalte Schädel. Oberhalb oder unterhalb des Todtenkopfes sind Sprüche, wie „Memento mori" oder „Heunt an mir, morgen an dir" (Todtenbrett eines Theologen in Lam) aufgemalt. Charakteristisch ist der Todtenschädel jedoch nur für jene wenigen Orte, in welchen die Kerze als Symbol Verwendung findet. Die abgelaufene Sanduhr sah ich nur einmal in Bodenmais (Taf. III, Fig. 3).

Unter den Symbolen der christlichen Religion spielt das Kreuz in den mannigfaltigsten Formen die erste Rolle. Als Typus tritt es jedoch nur in Eisenstein auf, wo es in der Regel zwei Querbalken hat, am unteren Ende dreimal durchstrichen ist (den Grund dafür kenne ich nicht) und den grössten Theil des Brettes beansprucht (Taf. II, Fig. 16).

In ähnlicher Weise, aber ohne die für Eisenstein typischen drei Querstriche und ohne den zweiten Querbalken, fand ich das Kreuz auf einem Brette in Bodenmais verwendet (Taf. III, Fig. 1). Interessant ist das auf einem Sockel stehende Kreuz, zu dessen beiden Seiten je ein Baum sich befindet (Taf. II, Fig. 20); es zeigt sich in dieser Darstellung ein schüchterner Versuch, das Kreuzeszeichen durch Heranziehung von landschaftlichen Motiven in ein belebtes Bild zu stellen, welches in der sonst nur für den Lamerwinkel üblichen Weise durch hübsch gefaltete Vorhänge abgeschlossen wird.

Das Bild des gekreuzigten Christus ist für Neumark charakteristisch; es nimmt stets den oberen Theil des Brettes ein; ein tiefdunkelblauer Himmel bildet den Hintergrund, und manchmal sieht man auch zinnengekrönte Mauern, Thürme und anderweitige Gebäude sich von demselben abheben. Unter diesem Bilde steht in braunem Felde: „Vater! Es ist vollbracht.“ Oberhalb schwebt als passende Aus-

Fig. 99—101. Todtenbretter aus dem Pfarrsprengel Neumark. Photographirt von Rudolf Horak. (Ethnographische Sammlung Wien.)

füllung der Spitze das Auge Gottes von Wolken getragen inmitten eines gelben Dreieckes, welches seinerseits von einem blauen Dreiecke umrahmt wird.

Oft auch wird ein wirkliches Crucifix aus Messing an das Brett genagelt (vgl. Taf. III, Fig. 10), oder es wird ein massives Crucifix in gotisch ausgearbeitete Nischen gestellt (Textfigur 102—103); doch ist die Verwendung desselben nirgends typisch. Das Auge Gottes ist ein überall vorkommendes, gern gebrauchtes Motiv. In der Regel befindet es sich in einem von Strahlen umgebenen Dreiecke; in Neumark fehlen die Strahlen; statt des Dreieckes fand ich auch das Kreuz (Taf. II, Fig. 2), welches aber von einem grossen Dreiecke umrahmt wird. Das aus den Wolken leuchtende Auge Gottes findet sich häufig im Lamerwinkel (Taf. III, Fig. 17, 18). Statt desselben sah ich in Lam auch die Mutter Gottes mit dem Jesuskinde. Gewöhnlich ist es am oberen Ende des Brettes angebracht; doch kann man es auch im unteren Theile finden, wie auf dem Beispiele von Glashütten (Taf. II, Fig. 5), wo die Wolken durch geschweifte Linien ziemlich mangelhaft angedeutet sind. Eine ganz vereinzelte Darstellung zeigt das Todtenbrett von Lam auf Taf. III, Fig. 24, in dem über einer Stadt schwebenden und das Weltgericht verkündenden Engel.

Die im Allgemeinen äusserst sorgfältig und reich bemalten Todtenbretter von Lam und Umgebung zeigen vielfach den durch ein Kreuz auf dem Haupte gekennzeichneten Todten selbst, gewöhnlich in knieender Stellung inmitten des durch Vorhänge an beiden Seiten draperirten Sterbegemaches, in dem Augenblicke, da der Todesengel mit der einen Hand seine Schultern berührt, mit der anderen gegen Himmel weist, wo aus den Wolken das Auge Gottes strahlt. Manchmal ist das Gemälde realistischer gehalten, indem das Sterbezimmer bis in's kleinste Detail ausgeführt ist und der Verstorbene nicht kniet, sondern im Bette liegt; aber niemals fehlt auf dem Haupte das Kreuz und niemals der zum Himmel zeigende Todesengel. Einzig in seiner Art ist das Todtenbrett von Chudiwa auf Taf. II, Fig. 3, auf dem der Verstorbene, es war ein Knabe, gerade zum Himmel emporfliegt, das Sterbekreuz in der rechten Hand, den Lebensbaum, der auch im unteren Theile des Brettes gemeint sein dürfte, in der linken Hand haltend. Während im Lamerwinkel der Todte stets in schwarzes Gewand gekleidet ist, ist er hier gänzlich nackt. Dieses Brett, das knapp an der Strasse von Neumark nach Neuern, schon im Orte Chudiwa selbst steht, ist so originell, dass es wohl eine besondere Beachtung und Pflege verdienen würde. Symbolisch findet der Verstorbene seine Darstellung in den Porträts der Namenspatrone, was ganz besonders für Bodenmais charakteristisch ist (vgl. Taf. III, Fig. 4—6), aber auch, jedoch seltener im Lamerwinkel (Taf. III, Fig. 19) vorkommt; in der letzteren Gegend ist am häufigsten der Drachentödter Georg, immer von blauen oder rothen Vorhängen draperirt, ferner die heil. Monika, Theresia und Franziska zu finden. Allgemein beliebt sind die Heiligenbilder in Bodenmais auf Brettern, welche die auf Taf. III, Fig. 4—6, dargestellten Formen haben. Merkwürdig ist, dass namentlich bei der ersteren Form gedruckte, nur die Farbe der Druckerschwärze zeigende Bilder in den oberen Raum, der gewöhnlich mit marmorirten Leisten umrahmt ist, eingeklebt werden.

Obwohl diese Art der Verzierung ihren Ursprung in der Billigkeit der Beschaffung hat und bereits eine Verkümmerung des Kunstsinnes bezeugt, so trifft man doch Bretter, auf welchen diese Heiligenbilder mit staunenswürdiger Sorgfalt Grau in Grau gemalt sind und den Eindruck erwecken, als ob sie gedruckt und eingeklebt wären. Es liegt darin eine jedenfalls bemerkenswerthe Umwandlung des Geschmackes, der sich an die leicht und billig zu erhaltenden Drucke gewöhnte, so dass diese Mode wurden und der Reiche sich von dem Armen nur dann unterscheiden kann, wenn er eben diese Drucke ganz naturgetreu nachmalen lässt.

Hin und wieder wird auch die Beschäftigung des Todten durch Symbole angedeutet: bei Priestern ist es das Barett, das seltsamerweise schon in Depoldowitz gefunden werden kann, sonst aber auf Bayern beschränkt ist; in Lam bedeckt das Priesterbarett den Todtenschädel, neben dem ein Kelch steht; auf dem Todtenbrette einer Bäckin ist zwischen dem Auge Gottes und der Sanduhr eine Bretzel (Taf. III, Fig. 3), auf dem eines Geschirrhauers in Wolken schwebend ein Topf dargestellt (Taf. III, Fig. 24). An sonstigen gemalten Verzierungen wären nur noch die mannigfaltigen Blumenguirlanden, wie sie für den Lamerwinkel charakteristisch sind, zu bemerken; dort ist im unteren Felde oft auch eine Tulpe (Taf. III, Fig. 21) oder eine im Blumentopfe stehende Narcisse ziemlich häufig. Die für die Guirlanden zumeist angewendeten Rosen werden entweder naturgetreu oder stilisirt als achtspitzige Sterne, viergetheilte Kreise oder kleine, um einen Mittelkreis sich gruppirende Ringelchen dargestellt (Taf. III, Fig. 13). Unbekannt

blieb mir die Bedeutung der auf manchen Brettern, welche die mit den Vorhängen geschmückten Ovalbilder zeigen, aufgemalten kerzenähnlichen Stäbe, die auf der den oberen Theil vom unteren trennenden Linie

Flanitz erreicht. Sehr selten findet man bemalte Bretter, welche nicht in irgend einer Weise ausgeschnitzt oder durch Leistenwerk verziert wären. Auf Taf. II, Fig. 18, ist ein derartiges Beispiel von Althütte in

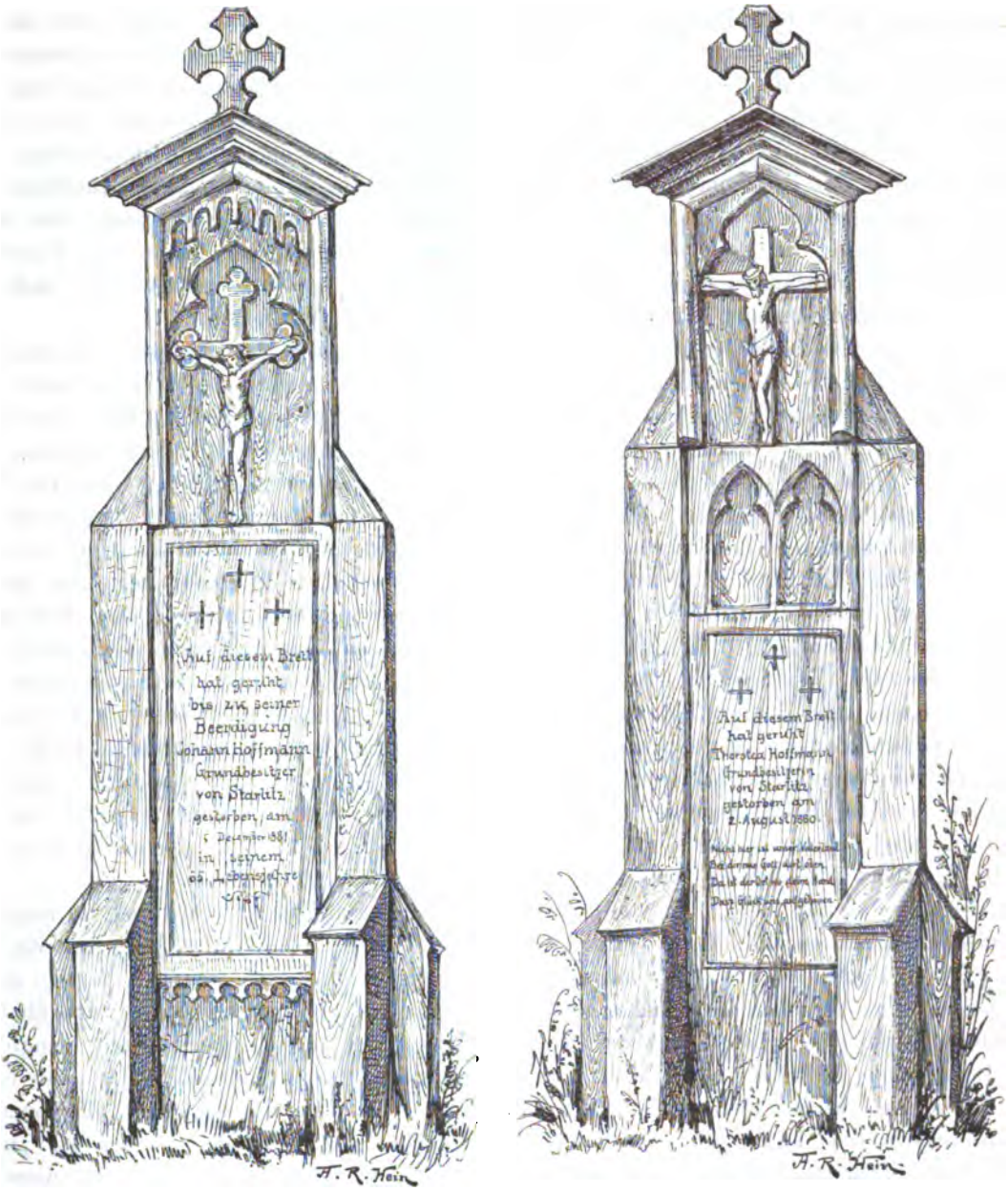


Fig. 102—103. Todtenbretter von Starlitz. Gezeichnet von Alois Raimund Hein.

aufstehen und vom Rande des Brettes gegen die Mitte zu kürzer werden (Taf. III, Fig. 18, 19) [1].

Die architektonische Ausstattung ist in Böhmen wie die Bemalung viel einfacher als in Bayern, wo sie ihre grösste Entfaltung in Bodenmais und Bayern (nahe der Grenze des Todtenbrettergebietes), welches nur das Auge Gottes und die übliche Aufschrift zeigt, ohne sonst einen architektonischen Schmuck aufzuweisen. Daran schliessen sich die Bretter mit den abgestumpften oberen Ecken, die in der Regel nicht sehr reich oder gar nicht bemalt sind, jedoch auf der Oberkante oft ein aufgesetztes

[1] Vielleicht als Orgelpfeifen zu deuten.
Anm. der Red.

Kreuz tragen (Taf. II, Fig. 3 und 17, Taf. III, Fig. 22). Die häufigste Form ist das Giebelbrett, welches zumeist auch ein auf mehreren hübsch geschnitzten Gesimsleisten ruhendes Dach trägt; nur in Neumark fehlt dieses ausnahmslos; hin und wieder ist das weitvorspringende Dach durch Halbsäulen gestützt (Taf. II, Fig. 19); oft ist der obere Theil von dem unteren durch horizontal laufende Leisten getrennt; das untere Ende ist gewöhnlich geradlinig abgeschnitten oder geschweift; in Depoldowitz soll es zugespitzt sein, damit das Brett im Erdboden feststecke; sonst pflegt man das Brett an einen Pfosten zu befestigen und diesen im Boden einzurammen. In Depoldowitz schneidet man auch nicht selten die Todtenbretter in Kreuzesform aus. Charakteristisch für Ratschin ist der kleeblattartig ausgeschnittene Obertheil (Taf. II, Fig. 6—8). In Bodenmais gibt man dem Laden öfters durch breitere Brettchen eine Haube (Taf. III, Fig. 7) oder man spart durch breite Rahmen ein Feld aus, in welches die bereits besprochenen Heiligenbilder eingeklebt werden. Sehr gefällig ist die in Bodenmais und Rabenstein gebräuchliche Zinnenverzierung (Taf. II, Fig. 23 und Taf. III, Fig. 8), der, so viel ich bemerken konnte, eine ganz bestimmte Art der Ausschnitzung des unteren Endes entspricht. In Neumark (Textfigur 99—101) werden oben an den Seiten auch kleine Thürmchen mit rothbemaltem Dache befestigt. Eine reiche durchbrochene Arbeit zeigt das Todtenbrett auf Taf. III, Fig. 9, welches an der Friedhofsmauer in Bodenmais lehnt und die Jahreszahl 1864 trägt. Eine nicht minder luxuriöse Behandlung widerfuhr dem auf Taf. II, Fig. 21 dargestellten Laden von Flanitz, dessen oberes blau bemaltes Ende in zwei mit rothen Zacken verzierte und durchbrochene Thürmchen ausläuft; die beiden unter denselben befindlichen Kreuze und Sechssterne sind roth, ebenso das die Buchstaben M P zeigende Mittelfeld, die Rosette und das unter ihr liegende kleine Feld sind farblos — die (vermuthlich) weisse Farbe ist überall abgesprungen —; das farblose Textfeld, über welches sich oben zwei mit Punkten, wahrscheinlich Nagelimitationen, verzierte, rothe Bänder legen, begrenzen beiderseits zwei Säulenbilder, deren Capitäler weiss, roth, blau, roth, deren Schäfte in der wiederkehrenden Farbenreihe weiss, blau, roth bemalt sind; der Untersatz des Brettes ist ganz blau. Eine wahrhaft bewundernswerthe und monumentale Ausstattung zeigen die Todtenbretter der beiden Ehegatten Johann und Dorothea Hoffmann von Starlitz (Textfigur 102—103), welche fast hart an der Sprachengrenze zu beiden Seiten des Kreuzes am Wege von Bistritz nach Starlitz stehen. Der Mangel jeglichen Farbenschmuckes verleiht diesen in gotischem Stile gehaltenen Denkmälern ein durchaus edles Gepräge. Die Todtenbretter selbst zeigen nur die Aufschrift mit den darüber eingeschnittenen Kreuzen; die gotischen Nischen und Aufsätze mit den hineingestellten Crucifixen, die schweren Stütz- und Strebepfeiler bilden deren geschmackvolle Umrahmung. Auch diese Zeugen eines achtenswerthen Kunstsinnes, welche unbeachtet und unbekannt abseits von den Hauptstrassen an einem nur selten von Fremden betretenen Wege stehen, würden eine achtsame und warme Pflege verdienen.

Die Todtenbretter werden, soferne sie nicht unbemalt bleiben, an der Rückseite oben und unten gefalzt, damit sie sich nicht in Folge der Temperaturschwankungen werfen; alle Schnitzwerke, welche sich an ihnen beiderseits befinden, sind mit Holznägeln befestigt, da Eisennägel sich herausziehen würden, wenn in der Sommerhitze das Holz zusammengeht.

Die bemalten Todtenbretter sind im mittleren Theile, der gewöhnlich eingerahmt und weiss grundirt ist, mit einer Namen, Charakter, Alter und Todestag des Verstorbenen anzeigenden Aufschrift versehen; unterhalb derselben steht in vielen Fällen, oft in einem eigenen umrahmten Felde, irgend ein gereimter Spruch. Eine Ausnahme bilden die mit dem grossen Kreuze verzierten Bretter von Bodenmais (Taf. III, Fig. 1), welche nur hie und da den Namen des Verstorbenen angeben.

Der Beginn der Aufschrift ist für manche Localitäten typisch; Verheiratete erhalten das Epitheton „ehrengeachtet“ oder „ehrbar“, Ledige die Bezeichnung eines „ehrsamen“ oder „tugendhaften Jünglings“ oder einer ebensolchen Jungfrau; auch „tugendsam“, „tugendreich“ oder „ehr- und tugendsam“ sind für unverheiratete Personen beliebte Epitheta; kleine Kinder werden als „unschuldig“ bezeichnet; doch fehlen auch oft diese Epitheta. Beispiele für derartige Aufschriften sind folgende: „Auf diesem Brett hat geruht Maria Waldmann aus Grün; sie starb den 6. Jänner 1873 im 73. Lebensjahre.“ — „Hier auf diesem Brett hat geruht bis zu seiner Beerdigung Jakob Linzmaier aus Hammern; er starb u. s. w.“ — „Auf diesem Brett hat geruht der ehrsame Jüngling Sebastian Linzmaier, Sohn des Karl Linzmaier, Grundbesitzers in Kreuzwinkl, geb. am 30. September 1843, gest.

am 9. März 1863.“ — „Auf diesem Brett ruhte bis zur Beerdigung das Mägdelein Rosalie Kelnhofer von hier; sie starb u. s. w.“ — „Auf diesem Brett ruhte bis zur Beerdigung die tugendsame Jungfrau Maria Kelnhofer von hier; sie ist mit dem Allerheiligsten Sterbsacrament versehen den 20. Jänner 1881 in ihrem 16. Lebensjahre durch den Willen Gottes in ein besseres Jenseits abgerufen.“ Ihre Schwester, welche mit der früher genannten Rosalia Kelnhofer zwei Tage vorher gestorben war, wird „die Unschuld Franziska Kelnhofer“ genannt. Diesem Texte begegnet man durchwegs von Starlitz in Böhmen bis Lam in Bayern. In Neumark lautet er gekürzt: „Darauf hat geruht N. N.“, dem im Lamerwinkel häufig ein: „Hier hat geruht“, in Depoldowitz: „Hier ist gelegen“ entspricht. Von Bodenmais und Arberhütte an südwärts heisst es gewöhnlich: „Denkmal“ oder „Andenken des ehrengeachteten N. N.“, manchmal auch „Erinnerungs-Denkmal“; selten findet man die zuerst angeführten Aufschriften. Vereinzelt kommt die Bezeichnung „Denkmal“ auch in Böhmen vor; so bei Grün: „Denkmal. Jakob Kelnhofer, Insass in Frischwinkl u. s. w.“ Combinirt ist die Aufschrift auf einem Todtenbrette bei Eisenstein, in welchem einer Jungfrau ausnahmsweise das Prädicat „ehrengeachtet“ gegeben wird: „Denkmal. Auf diesem Brett hat geruht u. s. w.“

Den Schluss dieser Aufschriften bildet gewöhnlich ein kurzer Wunsch: „Friede seiner Asche!“ „Ruhe sanft!“ „Ruhe in Frieden!“ „Gott segne seine Asche!“ „R. I. P.“ ferner „Vater unser!“ „Betet für ihn!“ „Ave Maria!“ und „Es ist vollbracht!“

Den Aufschriften folgen in der Regel Reimsprüche, welche in mannigfaltiger Weise das Thema von Leben, Tod und Ewigkeit behandeln und in welchen oft der Verstorbene selbst als redend eingeführt wird. Diese Sprüche werden zuweilen vom Ortstischler verfasst und bilden in diesem Falle einen nicht unwesentlichen Bestandtheil der Volkspoesie.

Im Folgenden gebe ich alle von mir gesammelten Todtenbretterreime in der Voraussetzung, dass in manchem von ihnen ein echter Vertreter der Volkspoesie gefunden werden kann:

Der Schmerz über den unersetzlichen Verlust des Familienvaters äussert sich auf dem Todtenbrette des Johann Riedl in Lohberg, 1886:

Unheilbar diese Wunde,
Die dein früher Tod uns schlug;
Unvergesslich diese Stunde,
Wo man dich zu Grabe trug.

Eine 62jährige Häuslerin in Lohberg, 1878, scheint ihre Mutter als Ueberlebende zu beklagen:

Nach langem Schmerz und kurzen Freuden
Reisst mich der Tod aus viel Gefahr.
Doch ach! was fühlt das Herz für Leiden,
Darunter ich gebildet war.

Den stets zu gewärtigenden Tod behandelt der Reimspruch des Todtenbrettes auf Taf. III, Fig. 8, dessen vollständige Aufschrift lautet:

Denkmal der tugendreichen Jungfrau Maria Gürster, Schneidermeisterstochter von hier, gestorben den 8. December 1880 in ihrem 67. Lebensjahre.

Wand'rer! stehe still
Und weil ein Wenig hier;
Sieh deiner Reise Ziel,
Das bleibt von Allem dir
Ach, denke stündlich dran,
Und frage nimmer: Wann.
R. + I. + B. +

Einen ähnlichen Gedanken erweckt der Tod eines 7jährigen Schulknaben von Arberhütte, 1889:

Heute hüpft im Frühlingsglanz
Noch der frohe Knabe,
Morgen weht der Todeskranz
Schon an seinem Grabe.

Von demselben Orte stammt der Nachruf auf die 6jährige Anna Nachtmann, 1877:

Weil Gott gefiel
Die junge Blüthe,
Nahm er sie früh
Aus unserer Müthe.

Ueber den Verlust des verlorenen Kindes tröstet der Vers (Lambach, 1873; Lohberg, 1884):

Gott eilet mit den Seinen
Zur schönen Himmelspracht;
Wer mag den beweinen,
Der mit den Engeln lacht.

Die Häuslerstochter Anna Feil von Donau bei Neumark, 1869 (Textfigur 101), beruhigt die Eltern über ihren Tod.

Geliebte Eltern! weinet nicht;
Vollendet ist mein Lebenslauf;
Der Tod, der euch betrübet,
Schloss mir den Himmel auf.

Besonderes Interesse verdient der folgende Vers auf ein Kind von Bodenmais, 1863, da ihn auch Ludwig von Hörmann, Grabschriften und Marterln, Leipzig 1890, mit einer kleinen Variante in Oetz aus dem Jahre 1875 fand:

Wenn junge Himmelserben
In ihrer Unschuld sterben,
So büsst man sie nicht ein;
Sie werden von dem Vater oben
Im Himmel aufgehoben
Und nicht verloren (Hörm: verlassen) sein.

Maria Waldmann in Grün, 1873, wendet sich in liebender Sorgfalt für die verlassene Tochter an ihren Gatten:

Vater! Wenn die Tochter fragt,
Wo ist die Mutter hin?
So sag ihr gleich, dass ich bei Gott
Stets im Himmel bin.
Vater! Wenn die Tochter weint,
So trockne ihr die Thränen.
Schliesst in euer Gebet mich ein,
Pflanzt Rosen auf meinem Grab.
(Oberlehrer Havel.)

Ebenfalls eine Mutter ist es, die sagt (Viertl, 1871, Textfigur 99):

Hart ist es von Kindern scheiden,
Schmerzlich weinen sie am Grab,
Nur die Hoffnung jenseit'ger Freuden
Trocknet sanft die Thränen ab.

In verschiedenen Varianten drückt sich der Schmerz des Verstorbenen über seinen allzu frühen Tod aus:

Ach in meinen jungen Jahren
Muss ich von der Erde fahren,
Und in meiner schönsten Zeit
Ruft mich Gott in die Ewigkeit.
(Lam, Lambach.)

In meinen schönsten Jünglingsjahren
Musst ich von dieser Erd fahren;
Kaum begann noch meine Jugendzeit,
So ruft mich Gott in die Ewigkeit.
(Kreuzwinkl bei Eisenstrass, 1863; Oberlehrer Havel.)

In meiner schönsten Jugendblüth
Hätt ich es nicht gedacht,
Dass der Tod, der Sensenmann,
An meiner Thür klopfet an.
Bin ich bekannt gewesen dir,
So bitte ein Vaterunser mir;
So bitte ihn mit heller Stimm',
Weil ich so jung gestorben bin.
(Jungfrau Theresia Gschwendner, Eisenstein, 1873.)

Der letztere Vers ist auch bei Hörmann und bei Kaibler, Die Leichenbretter, Globus LIX, 1891, p. 186, zu finden. Mir wurde er von Pfarrer Josef Skopek in Rehberg mitgetheilt.

Die Ruhe des Todes, der von den Kämpfen des Lebens erlöst, wird vielfach gepriesen:

Ausgekämpft hat er den Kampf der Leiden,
Schloss verklärt das müde Auge zu;
Engel führen ihn zu ewigen Freuden.
Wir sind noch im Kampfe, er ist in Ruh.
(Josef Aschenbrenner, Arberhütte, 1888.)

Heil dir! du hast nun ausgelitten,
Nach langem Ringen fandest du,
Nachdem du schmerzensvoll gestritten,
Im Schoss der Erde sanfte Ruh.
(Witwe, Arberhütte.)

Sie hat nun schmerzhaft ausgelitten
Und ging der ewigen Heimat zu,
Sie hat den letzten Kampf bestritten
Und schlummert nun in sanfter Ruh.
Seid dankbar, Kinder, denket an eure Pflicht
Und vergesset die Mutter im Gebete nicht.
(Todtenbrett der Barbara Baierl vom Fechterhof bei St. Katharina, 1878; Taf. II, Fig. 9.)

Die Verwesung des Körpers findet eine in den Grundzügen überall gleich bleibende Erörterung:

Wanderer! steh still und schau,
Der du bist, war ich auch;
Der ich bin, das wirst du werden,
Eine Speis der Würmer und Staub auf Erden.
(Lam, Lambach, Stierberg.)

O Mensch! geh nicht vorüber
Ohne dies zu lesen;
Denn was du jetzt bist,
Bin ich auch gewesen,
Und was ich jetzt bin,
Wirst du einst auch werden,
Zu Asche und Staub auf dieser Erden.
(St. Katharina, 1874.)

Derselbe Gedanke kehrt am Schlusse einer Widmung wieder, in welcher die Kinder ihren verstorbenen Vater in allen möglichen Personen anreden, um plötzlich über ihn in der dritten Person Einzahl zu sprechen:

Ruhe, Vater, sanft in Frieden;
Traurig seid Ihr von uns geschieden.
Ihr Verlust fällt unsern Herzen schwer,
Wir Kinder haben keinen Vater mehr.
Geliebt von Allen, die Sie kannten,
Schlief er in Gottes Frieden ein.
Mag jenseits ihm dort das Erwachen
Ein friedenreiches sein.

* * *

Was du bist, das war ich auch,
Und was ich jetzt bin, das wirst du auch werden.
(Jakob Kelnhofer in Frischwinkl bei Eisenstein, 1890; Oberlehrer Havel.)

Von echter christlicher Frömmigkeit getragen ist folgender Vers von Kohlheim bei Neuern:

In Gottes Willen christlich fromm ergeben,
Vertrauensvoll auf seine Gnad und Huld,
Schied sie aus diesem dunkeln Erdenleben,
Im Glauben stark, in christlicher Geduld.

Der Auferstehung und dem Leben im Jenseits gedenken viele Reimsprüche:

Das Sterben ist unsere Pflicht,
Wir sehen uns wieder vor Gottes Angesicht.
(Jakob Linzmaier von Hammern, 1889; Oberlehrer Havel.)

Trauert nicht, ihr Vielgeliebten!
Das Sterben ist unsere Pflicht,
Wir sehen uns einst wieder
Vor Gottes Angesicht.
(Anna Maria Pscheidt, Grün, 1875; Havel.)

Wie aus Tod und Grabesnacht
Jesus Christus ist erwacht,
Werden wir auch auferstehen
Und uns droben wiedersehen.
(See- und Mooshütte beim kl. Arbersee.)

Ich liege gegen Morgen
Und schlafe ohne Sorgen
In einer kühlen Gruft,
Bis mich mein Jesus ruft.
(Sommerau im Lamerwinkel.)

Der letztere Reimspruch, der oft wiederkehrt, ist eine Bestätigung dafür, dass die Leichen im Grabe gegen Osten gewendet liegen; Priester hingegen sollen nach Johannes Sepp, Internationale Hochzeits-, Tauf- und Todtengebräuche, München 1891, p. 140, nach Sonnenuntergang schauen.

Das prachtvolle Todtenbrett der Dorothea Hoffmann von Starlitz, 1880 (Textfigur 103), ist mit einem seiner Ausstattung würdigen Verse geschmückt:

Nicht hier ist unser Vaterland,
Bei dir nur, Gott, dort oben;
Da ist der Ort, wo deine Hand
Das Glück uns aufgehoben.

Die Furcht vor dem jüngsten Gerichte äussert sich in dem Flehen einer Frau von Kohlheim, 1884:

O Maria! hilf doch mir!
Es fleht ja dein Kind zu dir;
Du bist es ja, die helfen kann,
So nimm dich, Mutter, meiner an.
Hilf mir im letzten Streit!
Es gilt ja die Ewigkeit.
Und wenn dein Sohn mein Urtheil spricht,
O Mutter! dann verlass mich nicht!

Ein sanguinisches Temperament verräth die Inschrift auf dem Todtenbrette der Theresia Aschenbrenner in Arberhütte, 1886 (Taf. III, Fig. 10):

Was zagt ihr doch? Noch seh ich Thränen fliessen!
Erheitert euren trüben Blick.
Die Mutter, die der Tod euch hat entrissen,
Lässt ja den Vater euch zurück.

Wohl der schönste und geistreichste von allen Versen, der im Lamerwinkel häufig zu finden ist, hat die rastlose Flucht der Zeiten zum Gegenstande:

Gleichwie der Strom zum Meere eilt,
Auf seinem Wege nie verweilt,
So flieht von uns die gold'ne Zeit
Dahin in's Meer der Ewigkeit.

An dem einsamen Waldwege, der von Sommerau hinauf zur Seehütte am kleinen Arbersee führt, deren Bewohner ein mühevolles Leben führen und oft nicht genug zum Zehren haben, steht ein Todtenbrett mit der bezeichnenden Aufschrift:

Das Leben ist dir eine stäte Plag,
Es quälet dich mit vielen Sorgen;
Indessen stirbst du doch an jenem Tag,
An dem du immer stirbst, so hart als morgen.

Auf dem ältesten Todtenbrette, das ich fand, auf dem der Berghäuslerin und Bäckin Katharina Weikl in Bodenmais, 1843 (Taf. III, Fig. 3), offenbart sich eine sehr richtige Beurtheilung des Menschenlebens:

Wir leben in der kurzen Zeit
Für eine ganze Ewigkeit
Und doch nicht, wie wir sollen,
Wir leben, wie wir wollen.
So lebt nun fast die ganze Welt:
Und wenn man dann die Frage stellt:
Wo sind Gerechte, Reine?
Ach, so findt man fast keine.

Die Aufschriften auf den Todtenbrettern der drei Schwestern Kleinhofer von Frischwinkl, die innerhalb dreier Tage den Eltern entrissen wurden, lauten:

Vater, wenn die Mutter um uns weinet,
So trockne ihr die Thränen ab;
Wenn sie fraget, wo sind unsere lieben Kinder hin?
So sage, wir sind durch Gottes Willen abgerufen,
Schlummern sanft und still im kühlen Grab.
Soll in Wehmuth sie uns klagen,
Halt sie ruhig in und sage,
Dass durch Gottes Allmacht
Wir alle drei nun Engel sind.
(Rosalia Kelnhofer, 18. Jänner 1881, 7 Jahre alt.)

Mutter, wenn des Vaters Muth soll wanken,
So halt ihn ruhig ab, sage:
Es dauert nur eine kleine Weile,
Dann legt ihr alle Sorge ab.
Sollte falls Euch ein Kummer drücken,
Verzaget auf Gottes Beistand nicht;
Denn Gott ist ja gar zu gütig,
Macht jedes Schicksal wieder grad.
Auch wir sind vielen Dank Euch schuldig
Für die Mühe und Plag;
Drum wollen wir stets bei Gott für Euch bitten,
Damit Gott Euch einst mit dem Himmel lohnen mag.
(Franziska Kelnhofer, 18. Jänner 1881, 11 Jahre alt.)

O Wanderer, steh still und sehe,
Was hie ist vorgefallen:
In zwei Tagen sind wir drei Geschwister
Dem Tod zum Opfer gefallen.
Betrachte dir wohl deinen Lebenslauf,
Thue auch niemals Unrecht handeln;
Denn mit Blitzesschnelle
Kommt der Tod wie eine Meereswelle,
Löscht dir aus das Licht.
Vergiss auf Gottes Allmacht nicht!

Heute bist du wie die Rose rot,
Morgen bist du todt;
Heute in mir, morgen in dir;
So ging es auch uns drei Geschwistern hier:
Ohne es zu unterscheiden,
Mussten wir die Welt hier meiden.
Bist du arm oder reich,
Dem Tod ist ja alles gleich.
Zum Schlusse sage ich noch unsern treuen Eltern
Für die fromme Erziehung tausendmal:
Vergelt es Gott!

(Maria Kelnhofer, 20. Jänner 1881, 16 Jahre alt.)

Als Beispiel der wenigen Todtenbretter-Aufschriften, die im Stile der sogenannten Marterln gehalten sind, möge folgende dienen:

Heute den 16. Juli 1881
gieng ich Frz. Baierl von
8 lebenden und 5 in die Ewigkeit vorangegangenen
Geschwistert, zwischen
4 bis 5 Uhr Abends gieng
ich mit dem Viehirten
weiden. Circa 150 Schritte
davon Kam ich zu dem mit
Seewasser gefüllten Bach und
fiel Rettungslos in denselben
und meinem 4. Lebensjahr
ein Ende Machte.

(Oberlehrer Havel.)

In diesem Beispiele wurde die Orthographie und Stilistik des Originales treu beibehalten, was sonst nicht der Fall ist, da es mir unmöglich gewesen wäre, dies durchaus durchzuführen. Die Orthographie ist zum grössten Theile eine ganz individuelle und schwankt sogar auf demselben Brette; auch gibt sich der Maler manchmal recht wenig Mühe, und so kommt es, dass man auf dem Todtenbrette einer Jungfrau von Padraska, einem übrigens čechischen Orte bei Depoldowitz, lesen kann:

Herr gib ihr die Ewige Ruh
und das Ewige Licht leuchte
ihr. aus Padraska.

(Oberlehrer Havel.)

Die Ortsbestimmung sollte nach dem Namen der Verstorbenen folgen; da der Maler sie aber vergass, so brachte er sie unpassend am Schlusse an.

Die Reimsprüche sind überall gebräuchlich, wo die Todtenbretter bemalt werden; der Pfarrsprengel von Depoldowitz macht davon eine Ausnahme.

Kleinere Sammlungen von Reimsprüchen auf Todtenbrettern sind zu finden bei Karl Maria Hergel, Ludwig von Hörmann, F. Kaibler, B. Köhler und Johannes Sepp. Besonders hervorheben möchte ich als Nachtrag zu den gebräuchlichen Symbolen, dass Professor Sepp (vermuthlich) in der Gegend von Dachau auf den Brettern eine gemalte Uhr fand, welche die Sterbestunde anzeigte; darunter stand ein Vers, wie:

Sieh diese Uhr und sag mir an
Zu welcher Stund man nicht sterben kann?

Im Böhmerwalde fand ich jedoch die Uhr mit dem auf sie bezüglichen Vers nirgends. — In Zwiesel sah ich vielfach an Bäumen oder Scheunen angenagelte kleine ovale Tafeln mit der in dieser Gegend für Todtenbretter üblichen Aufschrift: „Denkmal des N. N." u. s. w. Ob diese Tafeln aus den Todtenbrettern herausgeschnitten wurden und in welchem Zusammenhange sie sonst mit ihnen stehen, konnte ich trotz diesbezüglicher Anfragen nicht erfahren.

Die bemalten Todtenbretter werden in den Pfarrdörfern mit Vorliebe aussen an der Friedhofsmauer aufgestellt, wie in Neumark, Lam und Bodenmais, ferner in der Nähe der Kirchen an Scheunen und Bäumen befestigt; die Bretter von eingepfarrten Ortschaften und Einschichten werden namentlich an den sogenannten Kirchsteigen, auf welchen die Bauersleute Sonntags zum Gottesdienste wandern, bei Kreuzen und Capellen, an Bildbäumen und Kreuzwegen aufgerichtet, wo sie gewöhnlich an starken, tief in die Erde eingetriebenen Pflöcken befestigt werden. Regel ist es, dass die Laden von solchen Personen, die aus irgend einem Anlasse ein Kreuz errichten oder eine Capelle erbauen liessen, unmittelbar neben diesen frommen Stiftungen aufgestellt werden. Der damit beabsichtigte Zweck ist aus den Aufschriften: „Vater unser!" „Betet für ihn", „Ave Maria" u. s. w. zur Genüge ersichtlich. Die Kirchengänger oder die bei den Kreuzen und Capellen Betenden mögen der Verstorbenen gedenken und ihnen ein kurzes Gebet weihen. Den stimmungsvollen Charakter, welchen die Todtenbretter einer Landschaft verleihen können, versuchte Köhler in einem vortrefflichen Bilde festzuhalten, welches in der „Illustrirten Zeitung" vom 6. Februar 1875 erschien und neuerdings von Kaibler im Globus, Bd. LIX, 1891, p. 185, reproducirt wurde. Nach der Form der Bretter zu urtheilen, gibt dieses Bild eine Scene aus der Gegend von Bodenmais. Den allgemeinen Typus in Bezug auf die Aufstellung zeigt die nach einer Skizze von Oberlehrer Franz Havel gezeichnete Textfigur 104, welche Todtenbretter aus der Umgebung von Grün zur Anschauung bringt.

Die unbemalten Bretter werden entweder neben oder hinter den bemalten Laden auf den Boden

gelegt, manchmal zu ganzen Stössen aufgeschichtet. Häufig, in manchen Gegenden fast durchwegs, dienen sie als Brücken über Wassergräben oder über die im Böhmerwalde überall vorkommenden Sumpfwiesen; an den eingeschnittenen Kreuzen sind sie leicht zu erkennen. In der Regel sind sie auf Fusspfaden gelegt, welche die Kirchenbesucher gehen müssen, und erfüllen somit neben der pietätvollen Absicht, dass des Verstorbenen gedacht werde, auch

Fig. 104. Todtenbretter von Grün. Nach einer Skizze von Franz Havel gezeichnet von Julius Botstiber.

den praktischen Zweck, den Wanderer trockenen Fusses zum Gotteshause gelangen zu lassen. Ob diese Bretter immer nur auf dem Grund und Boden der Verstorbenen oder deren Angehörigen als Stege verwendet werden, wie Herr Oberlehrer Havel angibt, weiss ich nicht. In dem Pfarrsprengel Hurkenthal pflegt man die Bretter aus den eingepfarrten Ortschaften an Kreuze oder mit einem Heiligenbilde versehene Bäume (Bildbäume) anzulehnen, im Pfarrorte selbst aber innerhalb des Friedhofes in der Nähe des Thores an die Mauer zu stellen. Es ist dies der einzige mir sicher bekannte Fall, dass Todtenbretter auf dem Friedhofe aufbewahrt werden. In Lam glaubte ich in den hölzernen Laden, die mit der Aufschrift „Denkmal des N. N.“ und öfters mit einem Blechschüsselchen versehen sind und an den Kopfenden der Gräber an Stelle von Grabsteinen stehen, auch Todtenbretter erkennen zu sollen. Allein, da dies sonst nirgends der Fall ist, wie mir von mehreren Seiten geschrieben wurde, so muss ich diese Grabbretter vorderhand noch von den Todtenbrettern ausschliessen. Beachtenswerth ist der Gebrauch der Todtenbretter an seiner äussersten Südgrenze in Böhmen bei Philippshütte, einer nach Aussergefild eingepfarrten Ortschaft. Halbwegs zwischen diesen beiden Orten, berichtet Pfarrer Králik, kreuzt ein vom Hanifberge kommendes und der Moldau zufliessendes Bächlein die Strasse, das den Namen „Todtenbachl“ führt. Es war und ist noch heute der Brauch, dass

man die Todtenbretter zu diesem Bächlein hinträgt; doch legt man sie nicht neben die Strasse hin, sondern man schafft sie tiefer in den Wald hinein. Von Aussergefild, wo ich die Todtenbretter nicht mehr fand, erstreckt sich die Sitte, die Bretter blos hinzulegen, nordwärts bis nach Hurkenthal; in Mader und Umgebung ist sie jedoch nicht geübt; erst von Mader ostwärts in Schätzenreith, wie mir Herr Revierförster Adler in Mader mittheilte, trifft man sie wieder an.

Die bemalten wie die unbemalten Bretter bleiben unangetastet an ihrer Stelle stehen oder liegen, bis sie vermodern; sie werden auch kein zweites Mal mehr als Leichladen verwendet. Nur ein einziges Brett fand ich, und zwar auf dem Wege von Hirschau nach Plöss, welches, wie die Aufschrift besagte, zweimal gebraucht worden war. Im Pfarrsprengel von Winterberg legt man die Todtenbretter nicht hinaus, sondern man hebt sie auf, um sie nach Bedarf zu verwenden.

Wiewohl die Todtenbretter zum Gebete für den Verstorbenen auffordern, so geniessen sie im Allgemeinen keine besondere Beachtung; die Bevölkerung ist an ihren Anblick so gewöhnt, dass sie achtlos an ihnen vorübergeht; sie sind auch viel zu häufig, als dass jedes ein Gebet zu beanspruchen das Recht hätte. Es ist mir nur ein einziges Beispiel bekannt geworden, dass den Todtenbrettern ein eigener Spruch gewidmet würde: Herrn Adolf von Scheure theilte nämlich ein Weib mit, dass es von seiner seligen Mutter gelernt habe, beim Uebergang über ein Todtenbrett folgenden Spruch zu sagen und sodann ein Vaterunser zu beten:

„Gruiss enk Gott ös Todtenboan!
Hat's gross oder kloan,
Hat's jung oder alt,
Ös Todteng'ripp
Bitt's allzamm für mi
Und i für enk,
Das enk Gott engere Sünden schenk!

Doch ist es bei aller scheinbaren Gleichgiltigkeit der Leute unmöglich, als Fremder von ihnen über den Gebrauch der Todtenbretter eingehende Nachrichten zu erhalten oder vollends eines von den vermodernden Brettern, wenn man es nicht heimlich entwenden will, zu bekommen. Eine gewisse, leicht begreifliche Scheu hält die Bevölkerung ab, diesen Gebrauch durch besondere Mittheilungen zu profaniren oder die Bretter zu profanen Zwecken verwenden zu lassen. So musste ich leider verzichten, Originale für die ethnographische Sammlung des Wiener Hofmuseums zu erwerben und musste mir durch die ausserordentlich hoch anzuschlagende Vermittlung des Herrn Pfarrers und bischöflichen Consistorialrathes Alois Strassberger von Neumark originalgetreue Copien anfertigen lassen.

Als ein Beispiel, wie arger Frevel es wäre, wenn Jemand die Todtenbretter forttragen wollte, berichtete mir Pfarrer Skopek eine Erzählung, die seither von C. Klostermann, Böhmerwald-Skizzen, Pilsen 1890, p. 25, mit geringen Abweichungen veröffentlicht wurde.

„Ein Holzhauer, erzählen in Rehberg die Leute, wettete am Allerseelentage im Wirthshause, er werde eines der Leichenbretter heimtragen und darauf schlafen; denn Brett bleibe Brett, wenn auch ein Todter darauf gelegen. Lachend verliess er das Wirthshaus und fort eilte er in die finstere Nacht, ob auch den Gästen vor Grauen die Haare zu Berg standen und nur zwei besonders beherzte Burschen es wagten, ihm in grösserer Entfernung zu folgen. Der Sturm heulte, blaue Lichter tanzten im Moor, und warnend, aber vergeblich erscholl der Ruf eines Nachtvogels: ‚Thue es nicht!' Der verwegene Holzhauer fasste keck ein Todtenbrett und lud es auf seinen Rücken. In diesem Augenblick war's, als löste sich ein weisser Ballen aus dem dunklen Walde; er wuchs und wuchs und reichte endlich bis zum Firmament. Kaum dass es die Zwei bemerkten, eilten sie davon, so schnell sie konnten. Dem Verwegenen wurde aber mit einem Male das Brett so schwer, dass er es nicht tragen konnte. Er sah wohl nichts; doch sauste es plötzlich hinter ihm drein, dass Grauen ihn erfasste. Er wollte das Brett wegwerfen und konnte es nicht: es sass wie angewachsen. Die Angst trieb ihn vorwärts, bis er athemlos zu einer Mariencapelle kam. „Heilige Maria, verzeihe mir meinen Frevel und erlöse mich!" rief er in namenloser Angst und sogleich fiel das Brett von seinen Schultern, und stille ward's um ihn herum. Er aber kniete nieder und betete lange, bevor er heimging. Am anderen Tage lag das Brett wieder dort, wo er es genommen hatte. Von dieser Zeit an war jener Holzhauer der frömmste Mensch in der ganzen Gemeinde."

Auch die Postmeisterin in Bodenmais, Frau Bruckmaier, erzählte mir eine Geschichte, um zu zeigen, dass man nicht der Todtenbretter spotten dürfe: Ein junger Mann hätte sich immer über die Bretter lustig gemacht. Einmal fuhr er in Gesellschaft und spottete wieder über die Todtenbretter und liess, als sie bei einigen vorüber kamen, halten. Aber kaum war

er abgestiegen, so fiel er todt um und wurde nun selbst auf ein Brett gelegt.

Die Sitte, die Todten auf dem Laden aufzubahren, war in den deutschen Gegenden Oesterreichs und in Bayern, selbst in der Schweiz weit verbreitet, scheint jedoch nur so weit gereicht zu haben, als der österreichisch-bayrische Dialect gesprochen wird; noch heute ist uns die Redewendung auf dem „Laden liegen" geläufig. Im Böhmerwalde, wo der Laden den Namen „Todtenbrett" führt, ist dieser Gebrauch nur mehr im nördlichen Theile, dem von Bayern aus besiedelten Oberlande erhalten geblieben und auch da schon in einzelnen Bezirken im Aussterben oder bereits gänzlich erloschen. Bemerkenswerth ist in dieser Beziehung die Stadt Neuern, deren Nachbarorte ringsum die Todtenbretter verwenden, die aber selbst deren Gebrauch nicht übt. Auch ist er streng an das deutsche Gebiet gebunden und jenseits der deutsch-čechischen Sprachgrenze unbekannt; in der Pfarre Depoldowitz, welche seit dem Jahre 1787 als eigener Sprengel besteht und gegenwärtig vier deutsche und zwei čechische Ortschaften umfasst, wird der Laden in den ersteren fast durchaus, in den letzteren sehr selten verwendet: Die Orte Depoldowitz, Olchowitz, Dorrstadt und Todlau gehörten vordem zur deutschen Pfarre Deschenitz, die anderen zwei, Diwischowitz und Padraska, zur čechischen Pfarre Drosau und haben trotz der schon mehr als ein Jahrhundert dauernden Vereinigung zu einem gemeinsamen Sprengel doch ihre nationale Sonderstellung bewahrt, eine Erscheinung, die sich auch sonst längs der Sprachengrenze nachweisen lässt, wo sich die nationalen Gegensätze am schärfsten ausprägen und oft die gegenseitige Sprachkenntniss mangelt. In Böhmen sind ferner Todtenbretter mit dem Namen des Verstorbenen im Braunauer Ländchen herkömmlich (Sepp, l. c. p. 140). In Bayern sind sie neben dem Böhmerwalde auch im bayrischen Walde anzutreffen; ferner findet man sie in Oberbayern im Lande an der Amper, im Flachlande zwischen Lech und Isar und im Traungau; in Oberfranken scheinen sie ihre Nordgrenze zu erreichen. In der Schweiz, wo sie im Züricherlande und bei St. Gallen vorkommen, führen sie den einfachen Namen „Laden"; im Salzburgischen traf ich sie bei Saalfelden horizontal an Scheunen oder Bäumen angenagelt (vgl. P. K. Rosegger, Leichbretter, Heimgarten, III. Jahrg., 1879, p. 716, und Volksleben in Steiermark p. 153—162); Dr. A. Petter, Director des städtischen Museums Carolino-Augusteum in Salzburg, schrieb mir, dass auf ihnen drei Kreuze, die Anfangsbuchstaben des Namens und oft I H S oder ein Herz eingeschnitten oder gemalt sind. Man legt sie vorzüglich auf sumpfige Stellen der Kirchensteige, damit der über sie Schreitende ein Vaterunser zum Frieden der armen Seele bete. Am meisten kommen sie im Ober-Pinzgau vor, wo sie an Scheunenwänden in der Nähe der Wege angenagelt erscheinen. Unweit von Salzburg stehen, um ein Kreuz aufrecht in die Erde gesteckt, auch mehrere solche Todtenbretter. Links an der Strasse von Seekirchen nach Mattsee befinden sich noch drei Bretter, wie A. Breitner in Mattsee mir mittheilte, von welchen eines schwarz übertüncht, mit einem Malteserkreuz und mit dem Namen und dem Sterbedatum des Verstorbenen versehen ist; die beiden anderen Laden zeigen noch Spuren solcher Bemalung und der Angaben. Vereinzelt findet man Todtenbretter in Oberösterreich, wo sie in der Gegend um Kremsmünster im Hause aufbewahrt und von Fall zu Fall wieder verwendet werden (Mittheilung von Dr. Karl Aberle), in Niederösterreich (bei Traismauer; Mittheilung von Alfred Wolfram) und selbst in Ungarn bei den deutschen Bauern um Oedenburg (Mittheilung von Dr. Otto Müller). In Tirol nennt man sie „Rechbretter" oder „Rebretter"; in diesem Namen ist uns die älteste Bezeichnung für das Todtenbrett, das mittelhochdeutsche „rê" erhalten. Sicher nachweisbar in dieser Bedeutung ist das Wort im Nibelungenlied (ed. Zarncke, Leipzig 1856), 155,7[3]: „den edeln künec rîche si leiten ûf den rê"; in der Klage (ed. Lachmann), 398: „dô man si leit ûf den rê" und 537: „die wurden gebâret ûf den rê"; im Parzival (ed. Bartsch), I, 1561: „er stêt hie selbe ouch anme rê". Ehemals wurde der Todte, bevor der geschlossene Sarg aufkam, auf und mit dem Todtenbrette begraben, wie sich aus manchen prähistorischen Gräberfeldern nachweisen lässt; in der wohlhabenden Gemeinde Anger bei Reichenhall fand die Beerdigung bis vor fünf Jahren noch auf dem Todtenbrette statt, dem man, um das Herabfallen der Leiche zu vermeiden, an den beiden Längsseiten zwei Schmalleisten angenagelt hatte. (Vgl. Max von Chlingensperg-Berg, Das Gräberfeld von Reichenhall in Oberbayern, Reichenhall 1890, p. 68.) Dass mit der Einführung des geschlossenen Sarges sich die Sitte einbürgerte, die Todtenbretter, da sie nicht mehr mitbegraben wurden und eine begreifliche Scheu eine anderweitige Verwendung derselben verbot, mit den bezüglichen Daten zu

versehen und zum Andenken sowie zum Seelenheile des Verstorbenen an Kirchensteigen und anderen Orten aufzustellen, ist eine leicht verständliche Erscheinung. Und wenn einst, so wie bei uns, auch in jenen Gebirgsgegenden die Todten nicht nur im Sarge begraben, sondern auch aufgebahrt werden, dann werden die Todtenbretter, die schnell verwitternden Zeugen eines uralten Gebrauches, in Staub und Moder zerfallen, und mit ihnen wird ein beachtenswerthes Stück deutscher Eigenart auf immer verschwinden.

Die Literatur über die Todtenbretter ist keine besonders ausgedehnte; ausser den verschiedenen Böhmerwaldführern, unter denen besonders Willkomm, Der Böhmerwald und seine Umgebungen, Prag 1878, und der vom Deutschen Böhmerwaldbunde herausgegebene Führer durch den Böhmerwald, Budweis 1888, zu nennen sind, haben diesen Gegenstand behandelt:

Chlingensperg-Berg, Max von: Das Gräberfeld von Reichenhall in Oberbayern, Reichenhall 1890, p. 65—69;

Felbinger, Ubald Matthäus Rudolf: Leichenbretter (VIII. Jahresbericht der Geographischen Gesellschaft in Bern, 1885 bis 1887, p. 32—34);

Hergel, Karl Maria: Aus dem Volksleben im Böhmerwalde (Mittheilungen des Deutschen Böhmerwaldbundes, 1890, p. 223—225);

Hörmann, Ludwig von: Grabschriften und Marterlen, 2 Bände, Leipzig 1890, 1891;

Kaibler, F.: Die Leichenbretter (Globus, Bd. LIX, 1891, p. 184—187);

Klostermann, C.: Böhmerwald-Skizzen, Pilsen 1890, p. 24—26;

Köhler, B.: Ueber Leichenbretter (Illustrirte Zeitung, 1875, 6. Februar);

Rosegger, P. K.: Leichenbretter (Heimgarten, III. Jahrg. 1879, p. 716);

— Volksleben in Steiermark; Merkstabel und Leichenbretter, p. 153—162. (Die in diesem Werke behandelten Leichenbretter sind nicht in Steiermark, sondern bei Saalfelden und Lofer zu suchen);

Sepp, Johannes: Internationale Hochzeits-, Tauf- und Todtengebräuche, München 1891, p. 137—140.

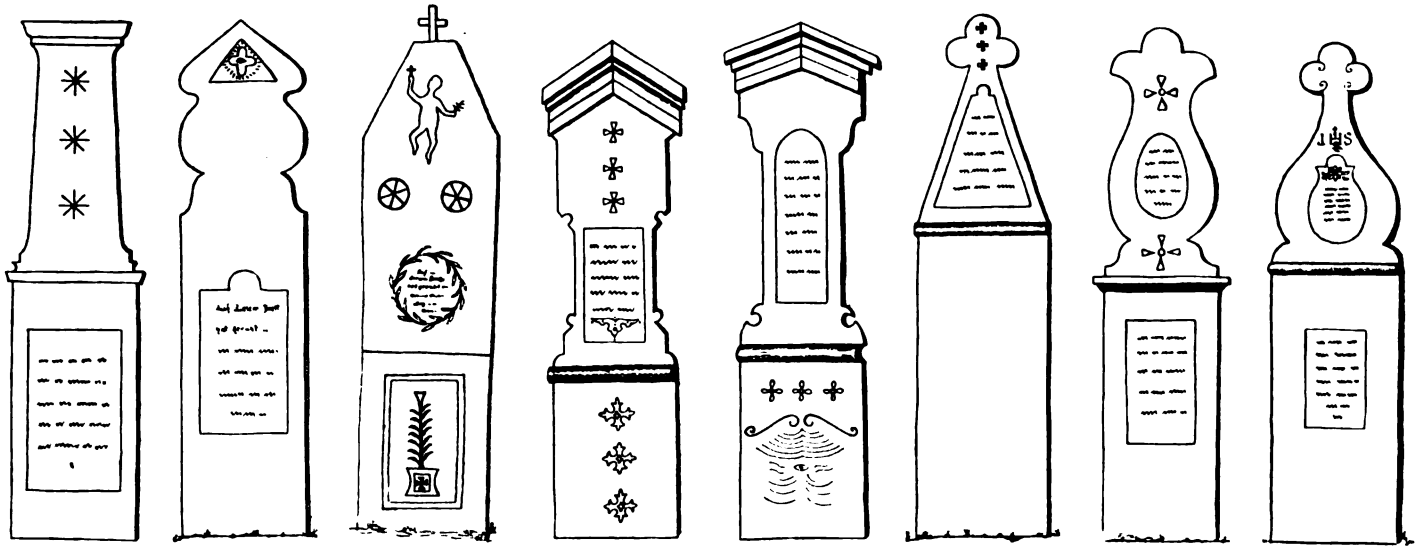
Ferner erschien in der Zeitschrift für Ethnologie, Bd. XX, 1888, p. [416]—[417], ein von Dr. W. Joest aus der Frankfurter „Didaskalia" vom 8. August 1888 entnommener Bericht: „Leichenbretter in Böhmen", welcher vollständig aus Felbinger geschöpft ist; bemerkenswerth ist, dass in dem von Joest mitgetheilten Berichte der bei Felbinger richtig angegebene Ort Ribensing sich aus wahrscheinlich poetischen Gründen in Ruhmannsfelden, das man vergeblich im Böhmerwalde an der Südseite des Hohen Bogen suchen würde, umtaufen lassen musste.

Anderweitige Literaturnachweise, denen ich jedoch nicht nachgehen konnte, finden sich bei Kaibler angeführt, denen noch Riehl, Land und Leute, anzuschliessen wäre.

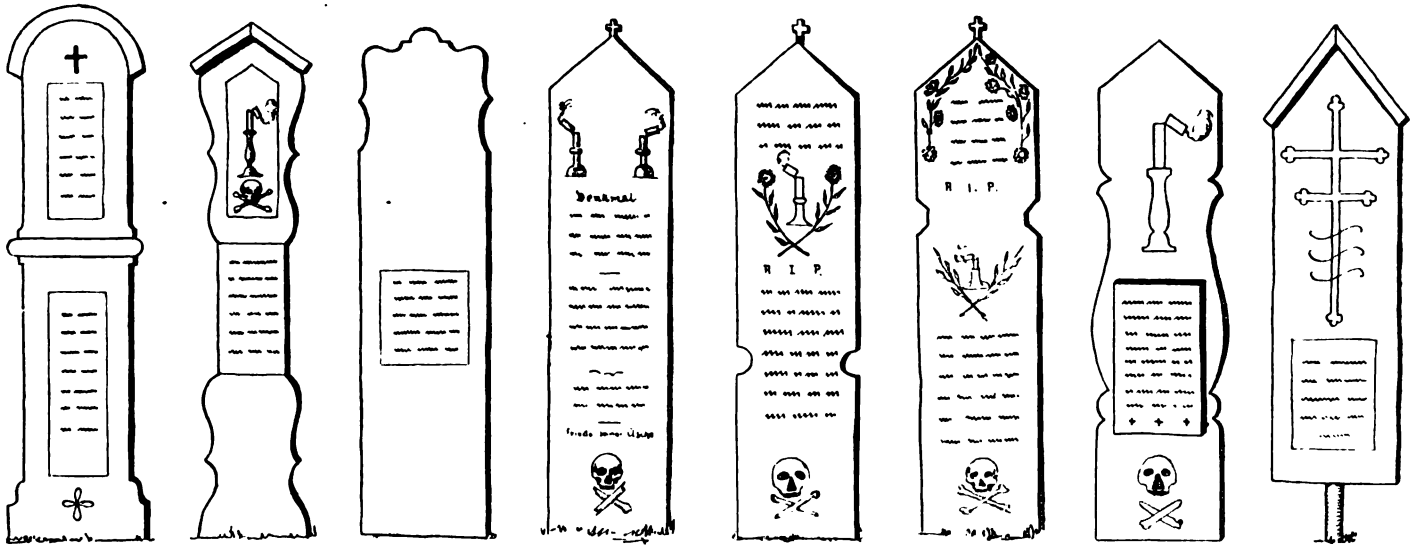
Die mittelhochdeutschen Belege sind zusammengestellt in Benecke-Müller-Zarncke, Mittelhochdeutsches Wörterbuch, Leipzig 1863, II. Bd., 1. Abth., p. 585, sub verbo rê.

Für briefliche und mündliche Mittheilungen bin ich folgenden Herren zu grossem Danke verpflichtet:

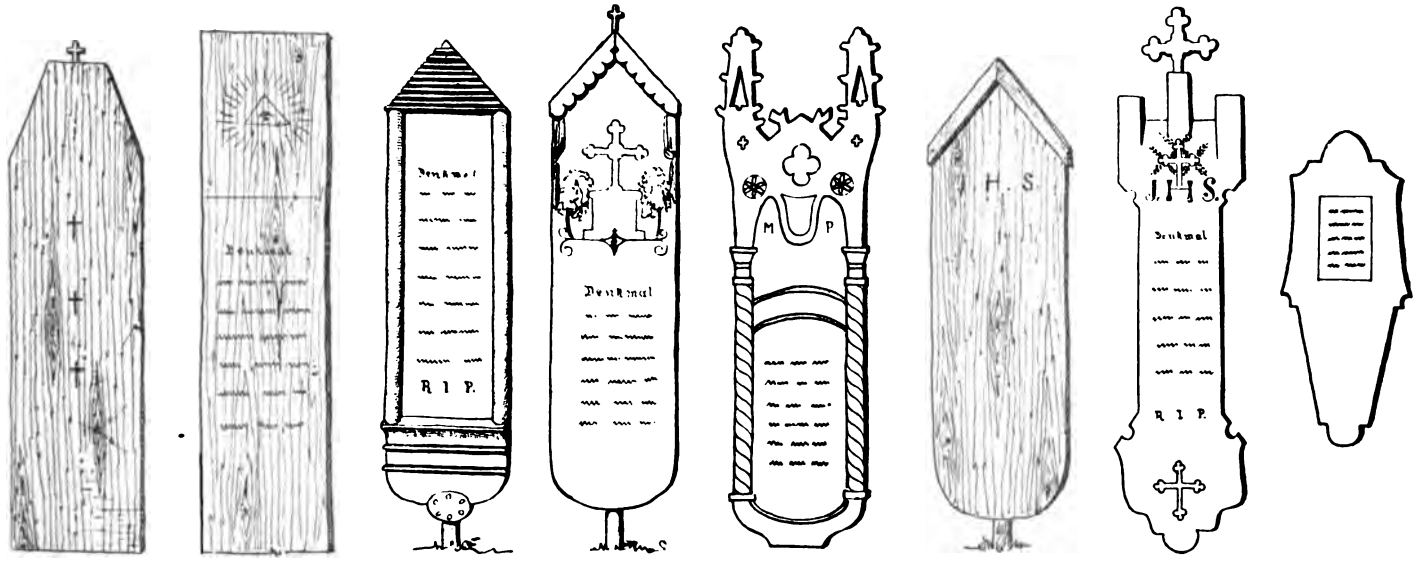
Aussergefild: Pfarrer Georg Králik.
Bergreichenstein: Dechant Franz Hirnschrodt.
Depoldowitz: Pfarrer Mathias Essl.
Grün: Oberlehrer Franz Havel.
Hammern: Pfarrer Peter Neubauer.
Hartmanitz: Pfarrer Wenzel Rokytský.
Hurkenthal: Pfarrer P. Peter Částka.
Kappeln: Pfarrer P. Alois Brunner.
Mader: Revierförster Adler.
Mattsee: A. Breitner.
Neumark: Pfarrer, bischöflicher Consistorialrath und Notar Alois Strassberger.
Rehberg: Pfarrer Josef Skopek.
Salzburg: Dr. A. Petter, Director des städtischen Museums Carolino-Augusteum.
Seewiesen: Adolf von Scheube, Gutsbesitzer auf dem Schürerhof.
Wien: K. k. Regierungsrath Dr. Karl Aberle.
— Dr. Oskar Baumann.
— Realschuldirector Franz Charwat.
— Dr. Michael Haberlandt.
— Professor Alois Raimund Hein.
— Dr. Otto Müller.
— Dr. Robert Sieger.
— Alfred Wolfram.
Winterberg: Dechant Michael Stuany.



1. Chudiwa. 2. Chudiwa. 3. Chudiwa. 4. Glashütten. 5. Glashütten. 6. Ratschin. 7. Ratschin. 8. Ratschin.

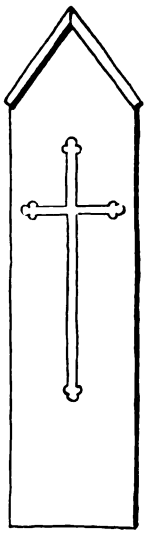


9. St. Katharina. 10. Millik. 11. Höhwastlhof. 12. Grün. 13. Grün. 14. Grün. 15. Grün. 16. Eisenstein.

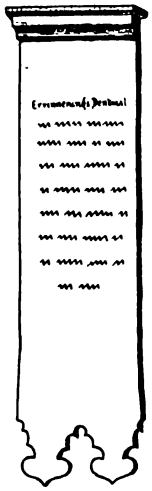


17. Ochsenberg. 18. Althütte. 19. Flanitz. 20. Flanitz. 21. Flanitz. 22. Klauzenbach. 23. Rabenstein. 24. Bodenmais.

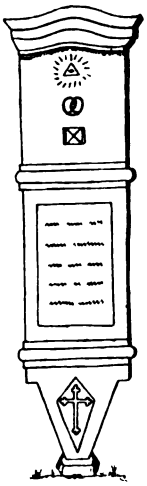
Hein: Die Todtenbretter im Böhmerwalde.



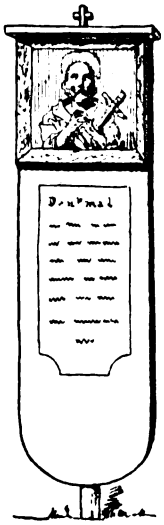
1. Bodenmais.



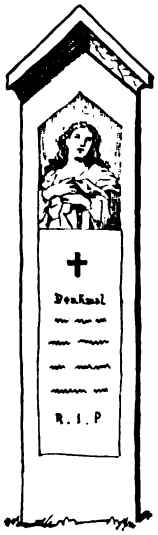
2. Bodenmais.



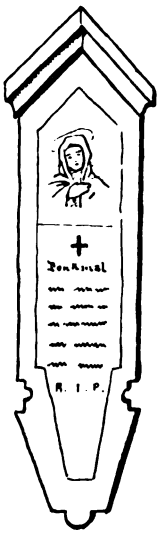
3. Bodenmais.



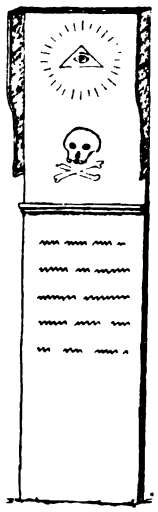
4. Bodenmais.



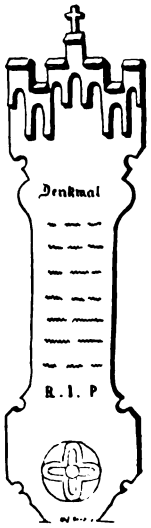
5. Bodenmais.



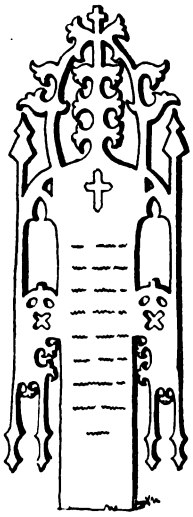
6. Bodenmais.



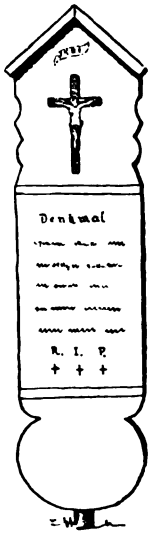
7. Bodenmais.



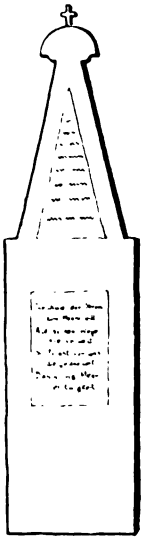
8. Bodenmais.



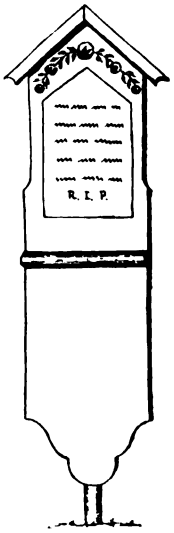
9. Bodenmais.



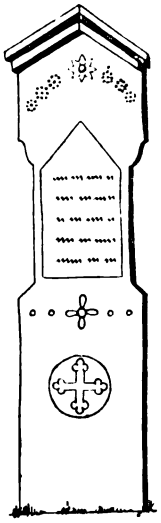
10. Arberhütte.



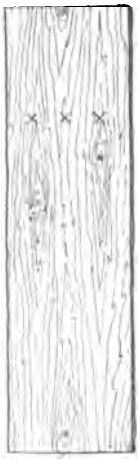
11. Sommerau.



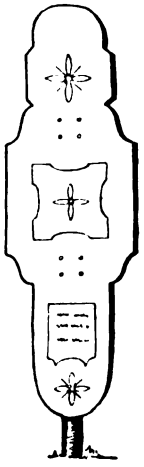
12. Lohberg.



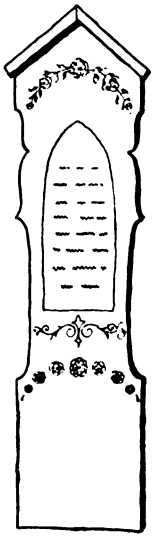
13. Lohberg.



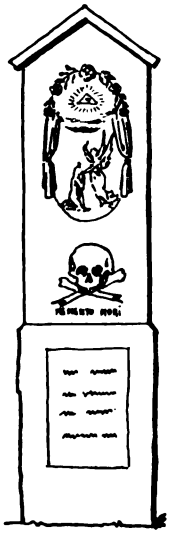
14. Eggersberg.



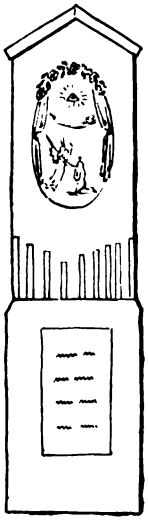
15. Eggersberg.



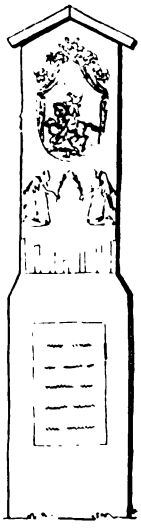
16. Silbersbach.



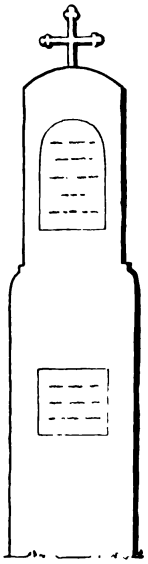
17. Silbersbach.



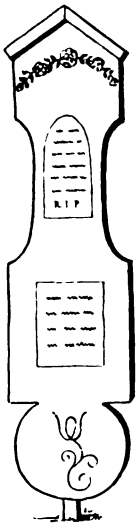
18. Silbersbach.



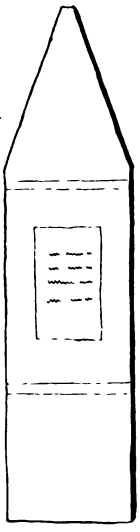
19. Silbersbach.



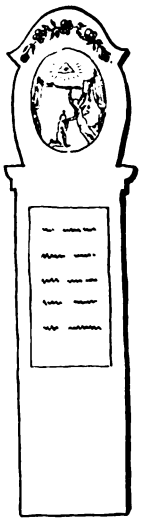
20. Thürstein.



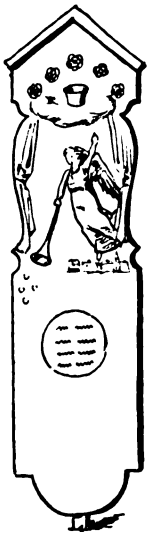
21. Thürstein.



22. Lam.



23. Lam.



24. Lam.

Studien zur germanischen Volkskunde.

Das Bauernhaus und dessen Einrichtung.

Von **Dr. Rudolf Meringer,**
Privatdocent an der k. k. Universität in Wien.

(Mit 83 Text-Figuren.)

A. Das Bauernhaus von Alt-Aussee.

Alt-Aussee wird trotz des grossen Zuzuges von Fremden von einem noch immer ganz eigengearteten Völkchen bewohnt, das in seinen Sitten am Alten festhält. Das veranlasste uns, das Bauernhaus daselbst zum Gegenstande einer kleinen Studie zu machen. Was uns als Ideal der Darstellung vorschwebte, ist freilich etwas ganz Anderes als das, was wir geben konnten. Wir hätten gerne das Haus als culturelle Individualität gefasst, es im Zusammenhange mit seinen jetzigen Bewohnern und deren Vorfahren geschildert. Weil aber dazu unsere Kraft nicht ausreichte, blieb uns nichts Anderes übrig, als möglichst genaue Angaben über das Haus, seine Eintheilung, den gesammten Hausrath (Bilder, Bücher, Schränke, Truhen u. s. w.), endlich über die Zahl der Bewohner, deren Namen, Alter, Beschäftigung u. dgl. zu bringen. Auch darin mussten wir uns auf eine Auswahl von Häusern beschränken. So bleibt es dem Leser überlassen, aus diesen trockenen Daten sich selbst ein Bild vom Leben im Hause zu machen.

Die Alt-Ausseer Bauern sind selbstbewusst, aber gutmüthig und in der Regel um so liebenswerther, je weniger sie mit den Fremden zu thun haben. Nur in abgelegenen Gehöften kann man auf unfreundliche Menschen stossen. Zumeist kommen die Leute dem Fremden mit Vertrauen entgegen. Sie haben uns Alles besichtigen lassen, trotzdem gar Manchem unser Schreiben und Messen denn doch etwas bedenklich erschien. Mehrfach mussten wir versichern, dass wir keine behördlichen Personen seien; einmal hielt man uns für eine Pfändungscommission. Das Vertrauen zu den Mitmenschen spricht sich hier auch darin aus, dass das Haus blos dann verschlossen wird, wenn Alles weit fort geht. Bleibt aber Jemand in der Nähe des Hauses, dann lässt man alle Thüren offen. Hunde sind nur bei sehr wenigen Häusern anzutreffen.

Die Ausseer sind ein schöner Menschenschlag. Hochgewachsene, schlanke Gestalten mit dunkelm Haar und schwarzbraunen Augen sieht man zumeist. In der Lupitsch aber haben wir Männer und Frauen gesehen, die von dem gewöhnlichen germanischen Typus so gut wie nichts zeigten. Manche Leute haben daselbst Hakennasen und erinnern weit eher an Südslaven als an Germanen. Da die Männer meistens im Salzbergwerke oder auf den Feldern waren, trafen wir gewöhnlich nur die Frauen — kochend oder waschend — und die Kinder. Die Letzteren sind oft auffallend schön und geben gern die linke Hand („die denk Hond") statt der rechten („der schen Hond")[1]) dem Fremden zum Grusse.

Wir haben viele herzerfreuende Eindrücke von unseren Besuchen auf den Bauernhöfen mitgenommen. Die alten Häuser erzählen von vielen Geschlechtern arbeitsamer und ehrenwerther Menschen. Leider sind aber die Klagen über den Rückgang der Bauernwirthschaften allgemein. Wenn dem Bauer wirklich nicht zu helfen ist, dann schwindet allmälig ein Stand dahin, der es an innerem Werthe mit jedem anderen aufnehmen könnte. „Der Aehnl" oder „der Vota hot aufwärts g'werkt und i no Tol (thalab)", so klagt man überall.

Eine merkwürdige künstlerische Begabung und grosse Handfertigkeit zeichnet den Alt-Ausseer aus. Dass ein Mann in Holzarbeiten wohl erfahren ist, gilt für selbstverständlich. Der richtige Bauer macht sich das in der Wirthschaft nöthige Holzgeräthe selbst, und zwar in einer Solidität und Eleganz der Ausstattung, die dem Städter Staunen abnöthigt. Die Bilder und Figuren, welche auf den Wegen und in Kirchen zu finden sind, zeigen von so gut als gar keiner technischen Schulung; aber man bemerkt mit Verwunderung das, was sich eben nicht lernen lässt, scharfes Erfassen und die Fähigkeit, das Erfasste mindestens andeutungsweise wiederzugeben. Wir haben vor manchem Christus und manchem

[1]) „Rechts" und „der, die rechte" sind aber sonst wohlbekannte Wörter. Zur „schönen Hand" vgl. mhd. diu bezzer hand; Schrader, Sprachvergleichung. ² 371.

Heiligenbilde, das so am Wege steht, einen tiefen Eindruck gewonnen. Auch die Begabung für Musik, Dichtung und Sang ist eine grosse. Damit wird wohl auch im Zusammenhange stehen, dass das Leben der beiden Geschlechter mit einander noch ziemlich urwüchsig, aber durchaus nicht roh und unmoralisch ist[1]).

Wir besitzen ein ganz köstliches Buch über das Salzkammergut: J. A. Schultes, M. Drs. und Professors an der königlich bairischen Universität zu Innsbruck, Reisen durch Oberösterreich in den Jahren 1794, 1795, 1802, 1803, 1804 und 1808, 2 Theile. Tübingen, Cotta, 1809. Was er über die Bewohner, S. 24, sagt, gilt Alles heute noch. Die Zahl der unehelichen Kinder ist gewiss heute noch sehr gross, aber daraus auf Immoralität zu schliessen, ist ganz verkehrt. Schultes sagt über das Fensterln sehr richtig: „Mit der zärtlichsten Treue eines Gatten hängen die Geliebten, ohne alles Band der Kirche, einander an, wenn diese nächtliche Besuche einen stillen Zeugen werden sehen. Man weiss wenige Beispiele einer Untreue unter diesen Selbstverlobten." So ist es auch heute noch. Wenn das Mädchen Mutter wird, fühlt der „Bua" sich gebunden und bleibt ihr treu. Wenn nicht, ist es ihm unverwehrt, sich nach einer Anderen umzusehen. Die kirchliche Ehe wird vollzogen, sobald die äusseren Umstände günstig sind. Weil hier Jeder arbeitet und — wie es Boden und Klima mit sich bringt — schwer arbeitet, weil der Herr sein erster Knecht selbst ist, besteht auch ein eigenthümliches Verhältniss zwischen dem Hausherrn und seinen Dienstleuten. Den gewissen herrischen Protzenbauer wird man hier vergebens suchen. Man duldet auch keine Unterschiede: Der Bauer, dessen Stamm seit 100 oder mehr Jahren adelig ist (deren gibt es genug) und der Bua, welcher die Fremden zur Seewiese rudert, fühlen sich gleich. Wenn der Prinz M., der Nachkomme eines der ersten Adelsgeschlechter Deutschlands, Sonntags zum Scheibenschiessen kommt, wird er freundlich, aber ohne alle Devotion begrüsst. Hier oder vor der Kirche kann man sehen, wie viel Haltung so ein Bua haben kann. Es thut auch heute noch noth, dem Städter, der mit einer lächerlichen Selbstüberhebung hieher kommt, in Bezug auf den Eingeborenen den Rath zu geben, den Schultes gibt: „Lassen Sie — so sagt er S. 46 — keinen Anspruch auf Superiorität über ihn in Ihrem Betragen durchscheinen, behandeln Sie ihn mit Güte, schenken Sie ihm Ihr ganzes Vertrauen und geben Sie ihm etwas Herzlichkeit noch als Zugabe und Sie werden es nicht bereuen." Das, was heute noch den Ausseer auszeichnet, sein männlicher Anstand, das wird aber leider mehr und mehr schwinden. Hoffentlich macht die Kunst, Geld zu schneiden, welche ihnen einige Zugewanderte beigebracht haben, nur recht langsame Fortschritte.

Es wäre sehr schön, wenn Jemand jetzt gegen das Ende des Jahrhunderts solche statistische Daten über Aussee und Umgebung sammeln würde, wie sie Schultes im Anfange desselben gesammelt hat. Dazu wären aber die Männer berufen, welche berufsmässig in Aussee leben. Nach dem allgemeinen Eindrucke zu urtheilen, wird wohl Vieles sich nicht geändert haben. Schultes' Buch wäre ein gutes Muster für eine solche Studie; er hat ein klares Auge und ein offenes Herz, trotzdem er ein Eiferer — und oft genug ein sehr ungerechter — in staatlichen und religiösen Fragen ist. Sehr schade ist, dass Schultes vom Bauernhause und dem Leben in demselben gar nichts berichtet.

Es sei erlaubt, hier eine kleine Abschweifung zu machen. Im Jahre 1732 vertrieb der Erzbischof von Salzburg viele Tausende evangelische Einwohner aus seinen Landen. Friedrich Wilhelm I. von Preussen nahm sie auf und siedelte sie in Preussisch-Lithauen an. Otto Glagau berichtet in seinem Buche „Lithauen und die Lithauer", Tilsit 1869, über sie (S. 7 sagt er): „In den wohlhabendsten Dörfern, auf den stattlichen Höfen (in der Umgegend von Gumbinnen) sitzen die Nachkommen der eingewanderten Salzburger. Unter allen nach Preussen gekommenen Ansiedlern verdienen die Salzburger sowohl wegen ihrer Moralität als Betriebsamkeit und Wirthschaftlichkeit den ersten Platz . . . . . Ihre Ansiedlung war für das Land der grösste Gewinn, sie weckten die damals in Preussen und Lithauen noch im tiefen Schlummer liegende Industrie; sie wirkten durch ihr Beispiel in der Wirthschafts-Einrichtung durch Fleiss, Sparsamkeit, Ernst und Frömmigkeit äusserst vortheilhaft auf die übrigen Bewohner dieser Gegenden; sie wurden dem neuen Vaterlande die loyalsten und tüchtigsten Bürger . . (S. 8:) Man trete nur auf den Hof oder in das Haus eines Salzburgers. Ueberall blickt Einem musterhafte Ordnung, gründliche Reinlichkeit und ein behäbiger Wohlstand entgegen . . . . Sie sind frei

[1]) Karl von Binzer hat eine sehr beachtenswerthe Studie über die Ausseer veröffentlicht. Vgl. Wiener Abendpost 1890, Nr. 155, 156, 157, 158.

von jeder Ehrsucht; Titel, Orden und Würden sind ihnen nur kostspielige und ganz überflüssige Luxusgegenstände . . . . (S. 9:) Ihre obersten Grundsätze im Verkehr sind Redlichkeit und Treue . . . . Die bedeutendsten Summen werden ohne Schuldschein, auf blossen Handschlag, ausgeliehen" . . . .

Man braucht gerade kein nationaler Chauvinist zu sein, um bei solchen Worten die hellste Herzensfreude zu empfinden, dieselbe Freude, die man heute noch mit dem Aelpler hat, es sei denn, er wäre bereits zum Hôtelier vorgeschritten.

Leider berichtet Glagau nichts über die Höfe der Salzburger. Es wäre sehr interessant, zu wissen, ob sie in der Fremde heimische Sitte und Bauweise des Hauses beibehalten. Höchst ergötzlich ist, was Glagau über den Dialect des Salzburgers in Lithauen beibringt: „Seine Aussprache ist eine breitmäulige, er kaut die Wörter und verschluckt sie halb; er ist sicherlich ein ehrenwerther, vortrefflicher Mensch, aber er spricht den schauderhaftesten Jargon, den man in ganz Deutschland finden mag." Der Dialect der „Rohrmooser, Kapeller, Käswurmer, Zenthöfer, Bleihöfer" etc. (Glagau S. 10) muss sich in Lithauen allerdings spassig genug ausnehmen.

Es hat uns mit grosser Freude und Stolz erfüllt, zu sehen, dass unsere Bauern so lernfreudig sind. In manchen Häusern fanden wir ganz schöne Bücherschränke mit einem halben Hundert Bänden: Bibeln, Conversations-Lexica, Volksbücher, populäre Medicin, Thierheilkunde, Erdbeschreibungen, Geschichtliches — das ist so der Ideen- und Interessenkreis des hiesigen Bauern. Merkwürdig ist auch die Reinlichkeit in den meisten Häusern, und zwar nicht nur in der Stube, sondern in allen Räumlichkeiten. Der Fremde kann in seiner Marschadjustirung nur mit Zagen und mit schweren Bedenken in Hinblick auf seine Stiefel eintreten.

Der Stolz von Aussee ist und bleibt der „Bachwirth". Wer seine Lieder blos liest, hat keine Ahnung von ihrer Wirkung, wenn sie der Bachwirth selbst vorträgt und mit der Guitarre begleitet. Wenn er heute als Zweiundsiebziger seinen „Der Herr im Hause" vorträgt, da glänzen seine Augen so schelmisch wie vor Zeiten. Er hat auch Alles besungen, was er erlebt, gethan, gesehen und — gegessen hat. Es ist so, als hätte er geradezu im Hinblicke auf spätere Culturforscher gedichtet. Ein Zug köstlicher Naivetät belebt seine Gsangln. „Der Herr im Hause", „Der sinnirende Narr", „Der Wahrsager", „Der Kapuziner", „Der Einsiedler" werden ihn überleben.

Leider ist das gedruckte Büchlein seiner Lieder wissenschaftlich so gut wie unbrauchbar [1]). Eine entsetzliche Orthographie, Druckfehler schlimmster Art und eine abscheuliche Dialectmischung entstellen es und machen es zu einer sehr bedenklichen Quelle für Dialectforscher.

Wir sind bei allen Nachforschungen mit möglichster Vorsicht zu Werke gegangen. Etwaige Irrthümer werden wir bei weiteren Untersuchungen ja selbst finden und werden dieselben berichtigen. Wir fragten nie so, dass wir Wörter, die wir hören wollten, in der Frage selbst gebrauchten, denn der Bauer spricht sie sonst nach, wie er sie hört, weil er die Art, wie der Städter spricht, für besser oder feiner hält. Er schämt sich ja hier allenthalben schon seines Dialectes und ist unglücklich, wenn er Einem nicht ein neues Haus zeigen kann. Oft kann man hören, wenn man nach einem alten Worte fragt: „Ja, so haben die Leute früher gesprochen, jetzt reden nur mehr die alten Almerinnen so." So spricht auch der, welcher das gewünschte Wort selbst noch gebraucht. Auch daran hielten wir fest, nie so zu fragen, dass in der Frage schon die Antwort gelegen ist. Sonst sagt der Bauer gar zu leicht: „Ja, so ist es schon." Als Quelle sind überhaupt die mit Fremden verkehrenden Bauern nicht gut zu verwenden. Sie reden keinen reinen Dialect mehr, sie stehen den alten Ueberlieferungen geringschätzig gegenüber und färben Alles subjectiv. So sind Diejenigen am besten zu brauchen, die aus Eigenem nichts hinzuzugeben haben, die mässig begabten, noch naiven Menschen.

Unsere Dialectaufzeichnungen sind nicht ganz correct. Eine spätere Forschung, die wir vorhaben, wird hier nachbessern müssen. Mit a bezeichnen wir den hellen a-Laut, mit o den dumpfen a-Laut so wie das o, mit a auch jenen unbestimmten Laut, der in Nebensilben aus „er" erstanden ist.

Wir haben unsere Wanderungen in den Monaten Juli und August 1891 unternommen, und zwar zumeist in Gesellschaft. Die Herren Unterlehrer Benedict Groller, Josef Preiss, sowie Herr Dr. jur. Alfons Brauneis und stud. phil. Robert Lewissohn haben uns dabei vielfach begleitet. Das bewährte sich, da hiedurch Irrthümer leicht zu corrigiren waren. Auch besahen wir anfänglich zumeist an einem Tage nur ein Haus und schrieben dann sofort nach den an Ort und Stelle gemachten Aufzeichnungen unsere

[1]) „Lieder aus Aussee von Johann Kain, Bachwirth". Selbstverlag des Verfassers.

Erinnerungen nieder, bevor wir neue Eindrücke aufnahmen. Am meisten Dank schulden wir Herrn Dr. Braunegs, der über eine tüchtige Kenntniss der hiesigen Verhältnisse verfügt.

Leider hat kein Kunsthistoriker von Fach uns berathen und so sind unsere diesbezüglichen Angaben allgemein und laienhaft. Was an Kunstschätzen in den alten Bauernhäusern war, das ist langsam, aber gründlich verzettelt und verschleppt worden. Manches Stück (Kasten, Truhen u. dgl.) findet sich in den Villen in Aussee selbst noch, Anderes ist in alle vier Winde vertragen worden. Trotzdem erfreut sich das Ausseer Haus auch heute noch eines Hausraths, gegen den die österreichischen Bauernhäuser ob und nieder der Enns gar sehr contrastiren. Nur in ganz armseligen Wirthschaften findet man in Aussee solches Gerümpel ohne Spur von Kunstsinn, wie oft genug in den Wohnungen ganz wohlhabender österreichischer Bauern [1]).

Der Eindruck, den die meisten Bauernhäuser machen, ist ein sehr angenehmer. Sie sind in ihrer Art so frei und schön wie Volkslieder und Volksmelodien, sie stimmen zum Nadelholzwald und den Bergen wie das Schnadahüpfl und der Juchezer zu der inneren Art des Hochländers.

Wer die Häuser aufmerksam betrachtet, bemerkt, dass über allen Thüren und Fenstern kleine Sträusschen angebracht sind. Das sind die „Sonnewendbuschn“, welche das Haus vor Blitzschlag schützen. Ein solcher „Buschn“ besteht aus „Frauhor, Jungfrauhor“ (Liebfrauenflachs) [2]); „Johanneskraut“, „Sonnwendblumen“; „Katzenkralln, Henerkralln“; „Schnolzn, Kleckkraut [3]), Tuschkraut [4])“ (Taubenkropf); „Kronawettn“ (Wachholder). Seltener findet man „Betonirausn“ (Pfingstrosen), „Stoannakelen“ (Steinnelken) u. a. Die Blüthen werden am Vorabend von Johanni gepflückt, in kleine Sträusschen gebunden und mit einem Haselnussblatt als Hülle versehen. Die „Sonnewendbuschn“ machen die „Weiberleut“. Seit Urzeiten gehört ja der Zauber zu den Aufgaben der Frau bei den Germanen.

Fast alle Bauernhäuser in Alt-Aussee haben einen kleinen hölzernen Vorbau vor der Thür, eine Art Miniaturhäuschen, welcher das „Brückl“ genannt wird. Tritt man durch die Thür des Brückls ein, so stolpert man zumeist über eine Anzahl Holzschuhe, denn die Leute lassen sie hier stehen und treten in Socken in die Gemächer ein [1]).

Das Brückl hat eine Thür („Brückl thür“), ein grosses oblonges Fenster ohne Scheiben, aber mit vorschiebbaren Latten („Brücklfenster“), eine Bank („Brücklbenk“), endlich einen Tisch („Brückltisch“), welcher hinaufgeschlagen („auffig'reidlt“) werden kann [2]). Ganz ohne Schmuck ist das Brückl selten. Mehrfach sahen wir an den

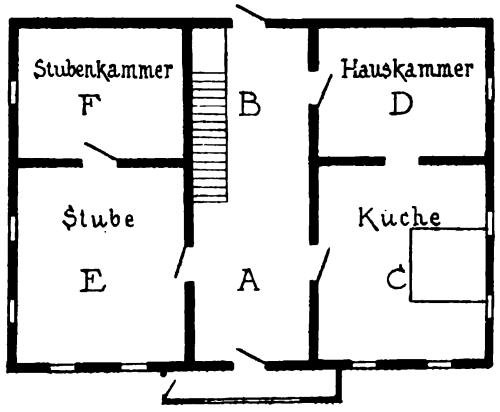


Fig. 105. Schematischer Plan des durchgängigen Hauses.

Wänden desselben Gebilde aus Baumschwämmen und morschem Holz, eine Art phantastischer Gebirgslandschaft mit Lämmern, kleinen Häuschen und Figürchen belebt. Namentlich das von der Schusterameise durchlöcherte Holz wird gerne hiezu verwendet. Es erinnert dann an verfallenes Gemäuer. Moos vollendet die Landschaft.

Der schematische Plan des durchgängigen Hauses ist Fig. 105 dargestellt.

Vom „Brückl“ kommt man durch die Hausthür in's „Haus“ (A, B), den Flur, in dem nur selten Möbel angetroffen werden. Links oder rechts führt eine Holzstiege („Stiagn“) in das obere Geschoss, „Mauf“ genannt. Man sagt: „Gemma im Mauf auffi“

---

[1]) Die Illustrationen zu dem Aufsatze sind nach meinen Skizzen von Herrn E. Botstieber angefertigt. Nur bei den Fig. 112, 149, 166, 167 lagen Skizzen vor, welche das Germanische Nationalmuseum in Nürnberg mit grösster Bereitwilligkeit dem Verfasser zur Verfügung stellte, wofür der Leitung desselben der beste Dank hiemit ausgesprochen sei.

[2]) Hor heisst „Flachs“. „Horbrecheln“. Vgl. Schrader, Sprachvergl. S. 425.

[3]) „Klecken“ heisst „knallen“. Vgl. Schmeller, I² 1324. Dazu im Ablaute steht „klocken“ = „klopfen“.

[4]) „Tuschn“ heisst „knallen“. Ein Gewehr „tuscht“. Die Kinder „tuschen“ mit den Blüthen.

[1]) Es gibt zwei Arten Holzschuhe; solche, die ganz aus Holz verfertigt sind, „Hülzn“ und solche, die eine Holzsohle, aber Oberleder haben, „Knoschpn“.

[2]) Inf. „auffireidln“ mit nasalirtem ei. Dazu raideln, „drehn“, Schmeller, II² S. 53.

und: „In der obenaufign Komma“ [1]). Vom „Mauf“ führt eine weitere Stiege in das „Hinterdo“ (Unterdach), den Dachboden.

Das „Haus“ (*A*, *B*) nimmt die Mitte des Gebäudes ein. Weil man gegenüber dem Brückl durch eine Thür wieder in's Freie (oder in eine „Laubn“) gelangt, wird ein Haus dieser Anlage, welche die typische Alt-Ausseer ist, ein „durigangigs“, durchgängiges, genannt.

Rechts (oder links) vom „Haus“ führt die erste Thür in die Küche („Kuchl“), *C* oder *E*. Die Thür ist meistens horizontal abgetheilt und der obere Theil geschlossen, um den Rauch nicht in's Vorhaus und von da in die Wohnräume gelangen zu lassen. Trotzdem ist das „Haus“ meist mit einer sehr dicken, glänzend schwarzen Russschichte bedeckt, welche nur sehr schwer abgeschabt werden

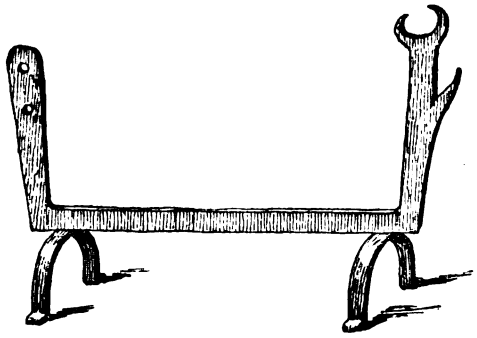


Fig. 106. Ein Feuerross.

kann. In der Mitte der Küche steht ein breiter offener Herd, über dem sich eine Vorrichtung befindet, die manchmal an den Schalldeckel einer Kanzel erinnert, der „Kobl“. Der „Kobl“ ist aus Holz, aber mit Kalkanwurf versehen. Er soll es verhindern, dass das Feuer des Herdes, das oft hoch emporlodert, die Decke in Brand steckt.

Der Rauch zieht meist durch ein Loch der Küchenwand in einen hölzernen Schlot, der im „Haus“ angebracht ist und durch die Decke desselben in den Mauf oder über das Dach hinaus in's Freie führt.

Das Kochen ist eine einfache Sache. Einige Scheiter werden von einer Seite auf das Feuerross gelegt und mit Spänen und „Buchln“ in Brand gesetzt. Sobald sie brennen, wird der grosse kupferne Kessel an einem drehbaren Eisengestell, der „Kesselschwing“ (Abbildung unten), über die Flammen gehängt. Seitwärts stellt man den „Drifuass“ mit der Pfanne oder mit Töpfen über die Flammen. Andere irdene Gefässe stellt man ohne Untersatz an's Feuer.

Das „Foiaross“ („Fuiaross“, Feuerross; das dargestellte ist im Besitze des Hauses Alt-Aussee Nr. 12) ist Fig. 106 skizzirt.

Man wird dabei ohne besondere Einbildungskraft eine Thiergestalt erkennen, allerdings eher ein gehörntes, vierfüssiges Thier (etwa einen Stier) als ein Pferd. Bemerkenswerth ist, dass weder die Zacken des rechten Armes noch die Löcher des linken irgend-

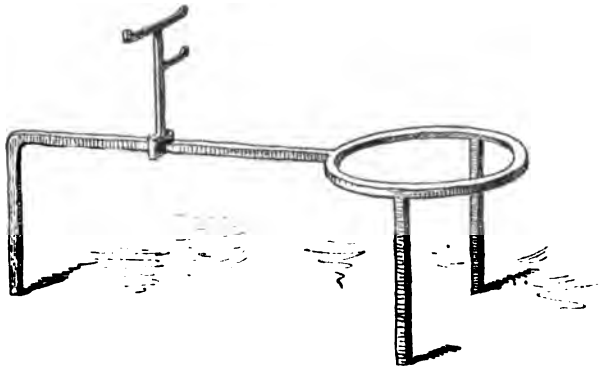


Fig. 107. Ein Dreifuss.

wie verwendet werden, also heute gar keine praktische Bedeutung haben (siehe unten). Hinter dem Feuerross ist die Herdsohle vertieft. In diese Grube wird die Asche hinabgestreift.

Der „Drifuass“ hat obige Gestalt (s. Fig. 107). Er hat einen verschiebbaren Reiter, welcher auf seinen Armen den Stiel der Pfanne zu tragen bestimmt ist, weshalb er von Einigen „Pfonnhoba“ genannt wird. Nachdem die Scheiter auf dem Feuerross reiten und brennen, wird der Dreifuss mit dem darauf gesetzten Gefässe herangerückt, so dass seine vorderen zwei Beine über die Flammen zu stehen kommen. Der Eisenring des Dreifusses hat öfter noch zwei gerade oder gewundene Zacken nach einwärts, um auch Gefässe von kleinerem Durchmesser, als der des Ringes ist, darauf stellen zu können. Gewöhnlich sind die Beine des Dreifusses senkrecht.

„Drifuass“ und „Fuiaross“ sind höchst einfache, aber ausgezeichnete Geräthe. Sie gehören zu jenen Errungenschaften menschlicher Cultur, die unser

[1]) Da in dem Worte „Mauf“ sich kaum altes Sprachgut bergen kann, so muss man vermuthen, dass es aus der Verbindung „im Obenauf“ entstanden ist. Man kann sich leicht überzeugen, dass die Lautfolge von „im Obenauf“ für die Sprachwerkzeuge nicht leicht ist. Ob es einen Nom. „der (oder das) Mauf“ wirklich gibt, gelang uns nicht festzustellen; doch soll man „der Mauf“ hören.

Braunbis theilt mir mit, dass man auch in Millstadt in Kärnten „Mauf“ sagt. Zur Etymologie des Wortes vgl. Schmeller, I² 16, unter obmauf, obmauffi, mauffi. Vgl. das. S. 1561.

Zeitgenosse entfernt nicht zu schätzen versteht. Beide dürften uralt sein. Das Feuerross ist seiner Bestimmung nach ein Rost.

Eine „Foiazong" findet sich auch überall vor. Die vorgefundenen weichen nicht von dem allgemeinen auch sonst üblichen Typus ab (s. Fig. 108).

Zum Feuermachen bedient man sich jetzt allgemein der Zündhölzer. Ganz klein geschnittene

Fig. 108. Eine Feuerzange.

Hölzer mit quadratischem Durchschnitte heissen „Buchln", sind sie breiter, so werden sie „Span", Späne, genannt (50 cm lang). Beide sind meist sehr regelmässig und schön geschnitten. Früher versah man Späne auf dem einen Ende mit einem Schwefel-

Fig. 109. Eine „Mursa".

überzug. Ein solcher Span hiess „Schweflzweck". Wollte man Feuer machen, so brach man ein Stück davon ab („Zweckl") und setzte es mit Stahl und Feuerstein in Brand [1]).

Zum Ausstechen des Schmalzes und Umwenden des Schmarrns bedient man sich des „Mursa" [2]). Seine Gestalt ist Fig. 109 dargestellt.

Ein „Kropfspiess" (s. Fig. 110). Die Punkte auf dem Schafte sind kleine Rosetten.

Fig. 110. Ein „Kropfspiess".

Die Pfannen werden selbst auf den Tisch getragen, auf einem Pfannbrett. Das skizzirte eiserne Exemplar ist in der „Mühle" (s. Fig. 111).

Zu diesem ganz rohen Pfannuntersatz stelle man jenen aus den Jahren 1480—1500, welchen v. Hefner Alteneck, Eisenwerke oder Ornamentik der Schmiedekunst, reproducirt.

[1]) Zweck gehört zu zwacken, zwicken. Siehe Kluge Et. Wb. Dazu Schmeller, II² 1172.

[2]) Vgl. dazu Kluge unter „Mörser"; Schmeller, I² 1654, unter „mürsen.

Das Exemplar Fig. 112 ist im Besitze des Germanischen Nationalmuseums (H. G. 1356).

Das Pfannbrett hat gelegentlich auch eine andere Gestalt als das wiedergegebene. Bei dieser Bildung (s. Fig. 113) begreift man den Namen „Koschlittn", Kochschlitten, womit die Knechte in der Mühle auch den eisernen Pfannenständer bezeichneten. Brauneis belehrt mich, dass „Koschlittn" blos die humoristische Bezeichnung ist.

Jetzt ist zumeist ein hölzernes Pfannbrett im Gebrauch (s. Fig. 114).

Ein anderes Exemplar ist aus dünnen, runden Eisenstäben hergestellt (s. Fig. 115).

Die Besitzerin nannte es „Pfonnhoba". Sie sagte, die alten Leute hätten den Drifuass „Koschlittn" genannt.

Früher soll es auch einen „Bratlbrota" gegegeben haben. Es war ein Bratspiess mit einem hölzernen Uhrwerk. Das letztere wurde durch ein Senkblei in langsame Bewegung gesetzt und drehte dann den Spiess sammt Braten am Feuer. Jetzt sind solche Vorrichtungen nicht mehr zu sehen. Wenn es überhaupt ein „Bratl" gibt, dann wird es in der Pfanne zubereitet.

Nicht bei jedem Herd haben wir die „Brondschaufl" gesehen, eine Feuerschaufel ganz gewöhnlicher Art.

An einer Wand der Küche ist eine „Schüsslrem" (man hört auch „Schüsslream") angebracht, eine Stellage für Teller und Schüsseln [1]).

Von der Decke der Küche hängen 4 Eisenstäbe herab, welche 2 Stangen tragen. Ueber diese wird das zum Verbrauche bestimmte Holz gelegt, damit es gut austrocknet. Eine solche Vorrichtung heisst „Witosn". Auch in der Stube trifft man ähnliche Stellagen an, auf denen aber meist nur die „Buchln"

[1]) Ueber die Etymologie vgl. Henning, Quellen und Forschungen, Bd. 55, 2, S. 8, Schmeller, II² 92. Das Wort gehört zu einer Verbalwurzel, welche in κρέμαμαι, κρεμάθρα vorliegt. Aus got. hramjan mhd. ram, und bair. Rem ergibt sich ein Namen germ. *χrom — (nom. *χromō?) mit der Bedeutung „Holzstellage" u. dgl. Wäre es undenkbar, dass altsl. chramŭ (welches an der W. sar Fick I³ 5. 228 doch nur eine zweifelhafte Stütze hat), daraus entlehnt ist? Das Slawische hat ja viele auf den Hausbau bezügliche Wörter dem German. entnommen. Russ. choromŭ, nsl. hram sprechen wohl nicht gegen diese Annahme. Im Nordischen gibt es jetzt noch die Bezeichnung „Ram" für Giebelraum und „Ramloftstube" für Oberstube. Miklosich, etym. wb. s. 89, setzt *chormŭ als Basis der slaw. Wörter an. Es ist nicht ausgeschlossen, dass es neben germ. *χromō ein *χormō gab.

und Späne getrocknet werden; diese werden „Spanosn“ genannt [1]).

Andere Stangen in der Nähe der Decke dienen zur Aufnahme des zu räuchernden Fleisches.

Hier seien noch die Namen von einigen Kochgeräthen verzeichnet: „Hofndeck“, „Schöpfpfonn“, „Spritler“ (Quirl zum „sprüdeln“, „aufspritln“ des Mehles), „Riebeisen“, „Kropfnradl“.

Hinter der Küche liegt die Hauskammer („Hauskomman, Hauskommern“), *D.* Weil hier oft die Mägde schlafen, wird sie auch „d'Menschakomman“ genannt.

Vom „Haus“ kommt man links (oder rechts) in die Stube („Stubn“), *E.* Daselbst befindet sich ein grosser, grüner Kachelofen, oberhalb dessen man zwei Holz- oder Eisenstangen („Ofng'lana“) [1]) sieht.

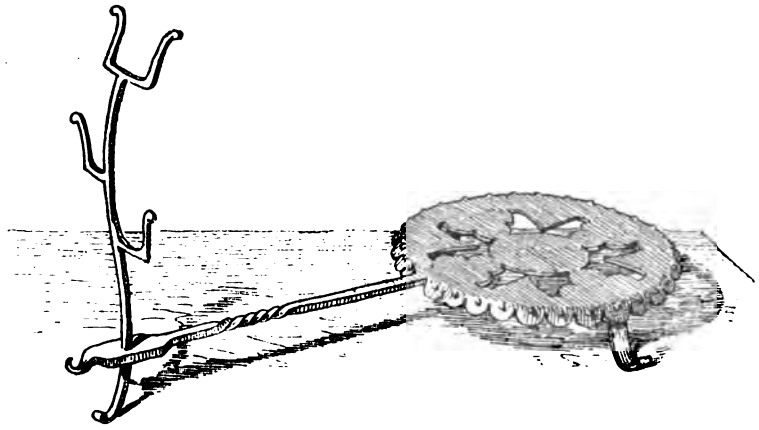


Fig. 111. Ein Pfannbrett.

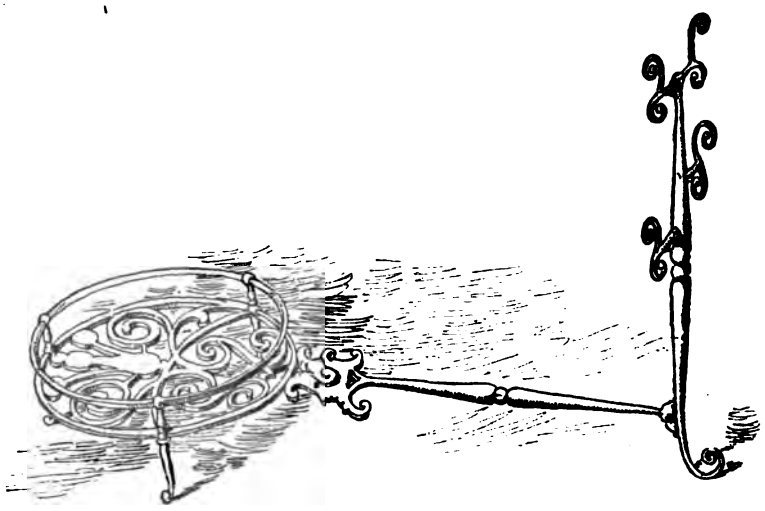


Fig. 112. Ein Pfannuntersatz.

Ein kleines Holzgefäss mit Holzstiel als Handhabe heisst „Sechterl“ [2]), ein grosses Fass „Kuafn“. Dieselben werden zum Trocknen von Wäsche und nassen Gewändern benützt. An dem Ofen ist ein kupfernes Becken („Wossahofn“) angebracht. An den zwei vorderen Seiten des in der Ecke stehenden

[1]) Wit — ist ahd. widu. Die Almerinnen sagen noch: „I geh um a Wit“, die anderen schon „um a Holz“. „Osn“ gehört zu ahd. asōn „niti“ Graff, I. 478, Schmeller, I² 155. Auf dem Winsarberg, 2 Stunden von Gutenstein, hörte ich die Bezeichnung „d'Holzdosn“. „Dosn“ dürfte wohl aus der Enclise des Artikels entstanden sein, also = D'osn. Möglich ist auch, dass das alte Wort „Witosn“ falsch in „Holzdosn“ verwandelt wurde. Auch in Millstadt heisst die Holzlage „Dosn“.

[2]) Vgl. Kluge, „Sechter“ (lat. sextarius).

[1]) „G'lana“ wohl zu ahd. hlīnēn, „lehnen“. Früher war das „Ofnglana“ eine complicirtere Stellage nahe dem Ofen hinter der Bank mit mehreren eisernen oder hölzernen Stäben. Zu oberst hatte sie Bretter, auf welche man „Heferln“ stellen konnte. Ich sah ein derartiges Geräthe nirgends mehr. Dagegen fand ich es in der Nähe von Gutenstein; eine ziemlich hohe Stellage, welche „Ofenglander“ genannt wurde.

Ofens ist eine Ofenbank („Ofnbenk“). Im Winter wird in der Stube oft geschlafen, weil das andere Gemach, die Stubenkammer, keinen Ofen besitzt.

In der Ecke zwischen den Fensterwänden ist ein „Altarl“. Dasselbe besteht aus einem oder mehreren Heiligenbildern. Unter diesem befindet sich ein dreiseitiges (in die Ecke eingepasstes) Brett mit kleinen Blumenvasen etc. Von dem Brett hängt ein meist rothgesticktes Tuch herab, das „Altarltuch“; dieses stammt aus dem Brautschatze der Hausfrau und ist von ihr selbst in den Mädchenjahren verzeigt; an der einen Seite sieht man gewöhnlich die Jahreszahl der Erbauung des Hauses mit den Initialen der Namen der ersten Besitzer.

Holznägel in dem Tram dienen zur Aufnahme von Hüten.

An der Wand oder in eine Ecke eingepasst findet man oft ein Kästchen („Wondkastl“), in dem die Hausapotheke, das Geld und andere für die Familie werthvolle Gegenstände untergebracht werden.

Die Hausapotheke ist von „Hausirern“ zusammengekauft und enthält die gewöhnlichen Volksheilmittel:

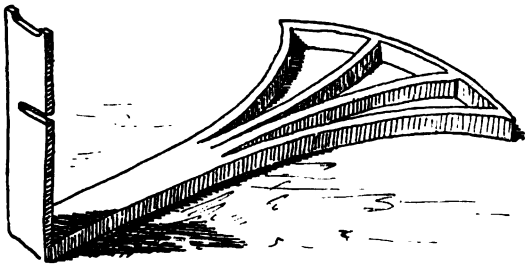


Fig. 113. Ein Pfannbrett.

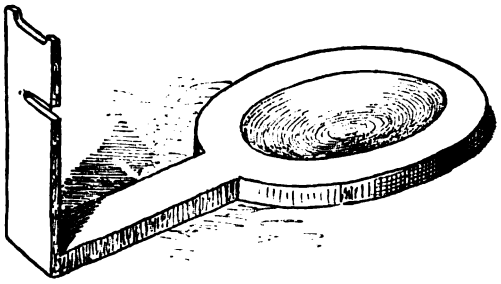


Fig. 114. Ein Pfannbrett.

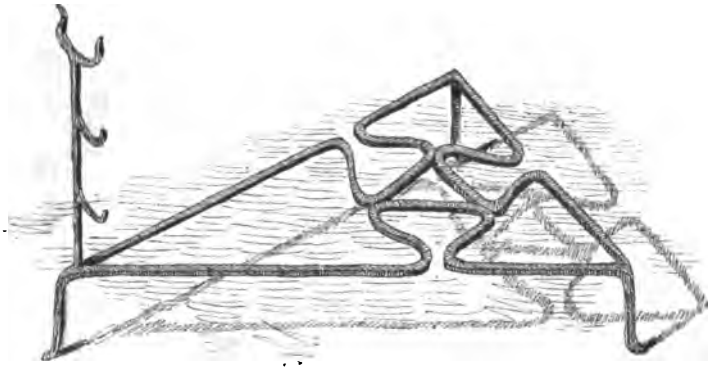


Fig. 115. Ein Pfannbrett.

fertigt; sonst machen es die Mädchen des Hauses, seltener wird es gekauft.

Eine Bank läuft an den Wänden des Zimmers entlang, in einer Ecke (bei *a*) verbreitert sie sich oft („Polsterbenk“); hier ist ein langer, lederner „Fleimsock“, ein Kissen, angebracht, auf welchem man sich „toniloan“ kann[1]). Unter dem Altarl ist ein Tisch. In diesem Zimmer befinden sich eine Uhr (gewöhnlich eine Kastenuhr), neben der Thür ein Weihbrunnen.

Die Zimmerdecke wird von einem „Tram“ getragen, der öfter unten eine geschnitzte Rosette

[1]) „Fleim“ = hd. „Flaum“. Schmeller, I. S. 783. Ledersäcke als Ruhekissen sind sehr alt. Vgl. Weinhold, Altnordisches Leben, S. 234.

Kimmgeist, Melissengeist, Rosenbuschbalsam, Wunderbalsam, Lebensessenz u. dgl.

Neben der Stube liegt die „Stubenkomman“ (*F*), das Schlafgemach. Es ist kleiner als die Stube, hat auch gewöhnlich eine niedrigere Thür. Betten, Schränke, Truhen bilden den Hausrath.

Das ist der Typus des durchgängigen, dreitheiligen Hauses. Neben ihm besteht noch ein anderer, zweitheiliger (s. Fig. 116).

Ein solches Haus heisst „Kreuzhaus“. *A* ist der Flur mit der Stiege zum Dachboden oder zum Obergeschoss, *B* die Küche, *C* die Stube, *D* die Kammer. Vor dem Hause ein Brückl.

Die alten Häuser scheinen hier zumeist ebenerdig gewesen zu sein. Bei den durchgängigen ist

über dem „Hause“ wieder ein Gang, rechts und links davon im Dachraume eine Kammer. Der eine Giebel blieb mindestens frei, um dem Rauch den Abzug zu gestatten. Ein Gewandgang vor dem freibleibenden Giebelfeld dürfte wohl die Regel gewesen sein.

In Alt-Aussee nennt man ein ebenerdiges Haus ein einstöckiges, ein Haus mit einem Obergeschoss wird zweistöckig genannt [1]). Solche zweistöckige Häuser finden sich nicht allzu zahlreich.

Keller sind nur in wenigen Häusern zu finden. In seltenen Fällen stösst man auf gemauerte Keller, sonst sind sie nichts Anderes als mit Holzbrettern

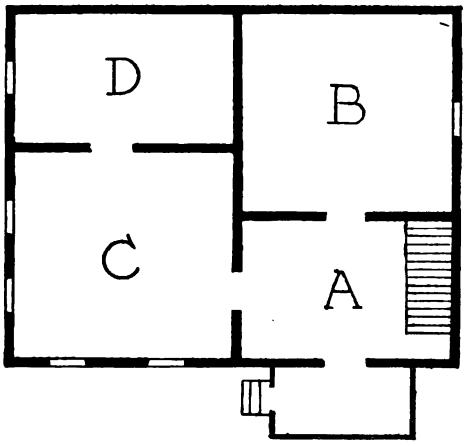


Fig. 116. Schematischer Plan des Kreuzhauses.

gedeckte Gruben, die sich zumeist unter der Laube befinden.

Die Häuser von Alt-Aussee und Umgebung sind immer mit Holzschindeln gedeckt, nie mit Stroh.

Der Zaun („Gatterl“) ist hier so hergestellt wie auch sonst. Wo der Weg über ihn führt, sind entweder Thüren, welche sich von selbst wieder schliessen, angebracht, oder aber „Steckln“, kleine Stiegen. In selbstschliessenden Zaunthüren ist der Ausseer besonders erfinderisch. Gewöhnlich sind sie schief in die Angeln gehängt, so dass sie durch die eigene Schwere wieder zufallen. Mehrfach sieht man aber auch einen langen, dünnen Baumstamm angebracht, welcher die Thür durch sein Gewicht schliesst.

Die Decken der Zimmer sind aus Holz verfertigt. Der Querbalken, „Tram“, trägt eine Reihe Bretter („Remling“ oder „Reamling“ genannt), zwischen und über welchen eine zweite Reihe liegt, welche „Stüarzlodn“ genannt werden. In manchen Häusern hat die Decke der Stube eine Holzklappe, welche bestimmt ist, die warme Luft in den „Mauf“ entweichen zu lassen und dadurch auch die obenaufige Kammer zu wärmen.

In den Kellern soll es früher „Tronln“ gegeben haben. Es war ein Fächerwerk, an der Decke aufgehängt und drehbar, nach anderen Beschreibungen mit 2 Dornen in der Decke und dem Boden steckend [1]), Schmalz, Milch, Eier, Butter, Rahm waren darauf, kurz Dinge, die vor Wärme und Mäusen zu schützen sind. Sonst werden solche Nahrungsmittel in freistehenden „Feldkästn“ aufbewahrt.

Die Thüren sind zumeist noch sehr niedrig, wir trafen solche von 150 cm und noch niedrigere an. Sie werden beeinträchtigt durch den Schwellbalken, welcher die Thüre nach unten abschliesst. Gemalte Thüren sind nicht selten. Die beiden seitlichen Balken der Thüre heissen „Säulen“, also „Hausthürsäulen, Stallthürsäulen“ u. s. w.

Niemals sind an der Hausthür Klopfer angebracht. Nur in der „Mühle“ findet sich einer, ein primitives eisernes Reptil.

Die Fenster sind in den alten Häusern sehr klein, sind aber zumeist schon „ausgschnittn“, d. h. vergrössert worden, was bei Holzhäusern ja mit keinerlei Schwierigkeit verbunden ist. Man trifft statt der Glasscheiben noch Latten an, welche vorgeschoben werden und innen an der Wand angebracht sind.

Die Schlösser sind meist sehr primitiv, zum Schutze nicht sehr geeignet. Das gewöhnliche Schloss ist aus Holz und besteht aus einem Riegel, welcher von einer Holzfeder selbstthätig vorgeschoben wird. Von aussen öffnet man mit einem Eisenschlüssel oder einer Klinke. Des Nachts wird ein starker Holzriegel vorgeschoben.

In allen grösseren Gemächern finden sich an der Wand und um den Ofen Bänke. Dagegen sind Stühle seltener zu finden; zumeist sieht man nur kleine dreibeinige Sessel ohne Lehne und Schemel.

Thüren, Schränke und Truhen sind oft bemalt. Blumenstücke oder religiöse Gegenstände auf blauem Grunde trifft man zumeist an. Herumreisende „Tiroler“ sollen bis zu den Vierziger-Jahren solche Arbeiten

[1]) Bekanntlich unterscheidet der Sprachgebrauch sonst in Oesterreich ebenerdige, einstöckige, zweistöckige etc. Häuser. Ueber lit. stuká vgl. Bezzenberger, Altpreuss. Mon. IV. Bd. 23, S. 43, Anm. 16.

[1]) Das Wort ist vielleicht „Dronl“ zu schreiben und hängt mit „drahn“ zusammen; es bezeichnet auch einen Kreisel, der in Oesterreich ein „Drahdiwaberl“ genannt wird.

um billiges Geld geliefert haben. Jetzt besorgen Eingeborne den Bedarf [1]).

Die Betten sind gewöhnlich schmal (auf Almen auch unbeweglich, indem die Bretter an der Wand befestigt sind). Das Ehebett zeichnet sich durch seine Grösse aus, es ist auch oft kunstvoller gearbeitet als die anderen. Das Betttuch führt den Namen „Lalli“ (Leilach; Schmeller, I. 1417). Das Ehebett wird ein „zwoaspannigs“ genannt. „Polster“, „Hapn“, ist ein „Fleimpolster“ aus „Hobafleim“ (die Hülsen, die beim Dreschen des Hafers abfallen). Auch die „Tuchat“ ist bekannt, sie ist mit Federn gefüllt. Gewöhnlich deckt man sich mit der „Hüll“, der Decke, in welcher „Weri“, Werg, enthalten ist.

Zum Reinigen der Wäsche dient ein Waschkessel. Derselbe ist meist vor dem Hause, und zwar eingemauert. Ein solcher Herd wird „Sechtlofen“ oder „Sechtlstott“ genannt. Jetzt sind die „Sechtlöfen“ schön gemauert und kreisförmig [2]). Die älteren bestehen aber blos aus aufeinandergelegten, oft noch unbehauenen Steinen und sind vorne offen. Ueber die Steine wird eine Stange gelegt und an diese der Kessel gehängt. Ein flaches Holzgefäss heisst „Nursch“.

Der Brunnen ist oft ein innerhalb des Hauses sprudelnder Quell; sonst ist er in nächster Nähe. Er besteht aus einer Röhre aus einem Baumstamm mit Ast, welcher die Ausflussöffnung gibt, und einem Trog davor. Oft ist das Ganze eingedeckt und von drei Seiten eingeplankt. Das geschieht deswegen, weil in dem „Brunnstüabl“ oder der „Troglaubn“ die Wäsche zum Zwecke der Reinigung gerieben und ausgespült wird.

Man wäscht sich gewöhnlich in der Stube. Ein „Zwonürschl“ [3]) wird auf die „Ofenbenk“ oder auf einen Stuhl gesetzt und darin wäscht sich Eines nach dem Andern. An einer „Wischhudl“ trocknet man sich ab. Nach beendigter Procedur wird Alles wieder weggeräumt. Waschkasten existiren erst seit neuer Zeit und sind meist nur für die Fremden bestimmt. Bemerkenswerth ist auch, dass Spiegel recht selten sind; die wenigen vorhandenen sind sehr klein. Zum Baden (namentlich der Kinder) bedient man sich einer grösseren Holzwanne, welche „Murtern“ („Muatan“) genannt wird. Dasselbe Geräth kommt auch beim Wurstmachen in Verwendung.

Von Nebengebäuden trifft man die folgenden an:

Der „Stodl“ bewahrt die Feldfrüchte und das Heu. An denselben ist zumeist der Viehstall angebaut [1]). Auf der Tenne wird gedroschen.

Der obere Theil des Stodls, in welchem zumeist Heu aufbewahrt wird, heisst die „Hüllern“. Das Wort scheint mit niederd. Hille, holstein. Hilgen, Raum über den Viehställen, wo Heu u. dgl. verwahrt wird, identisch zu sein. Man bringt lat. cella und καλιά damit in Zusammenhang. Kuhn, Zts. V. 454, und Curtius, Grundzüge der griech. Etymol. 5. Aufl. S. 140.

Die „Bodstubn“ dient zum „Horbrecheln“, d. h. Flachsbrechen, und heisst deshalb auch „Brechlstubn“. Dass man darinnen auch badet, haben wir nicht gehört.

Der „Feldkosten“ oder „Troadkosten“ hat die Bestimmung, Getreide und Nahrungsmittel aufzubewahren. Jetzt dient er oft als Wohnraum [2]).

In der „Sommerkuchl“ wird während der wärmeren Jahreszeit gekocht.

Das „Arbeitsstüabl“ findet sich nur selten in einem eigenen kleinen Häuschen untergebracht.

Ausdrücklich bemerken will ich, dass ich mich nicht erinnere, in Aussee und Umgebung eine Hütte mit kreisrundem Grundriss gesehen zu haben.

Gegessen wird in der Küche oder in der Stube.

Die Zahl der Mahlzeiten ist gewöhnlich drei. Des Morgens wird eine „Schotsuppn“ gegessen. Der „Schotn“ wird aus saurer Milch bereitet. Kaffee ist noch nicht allgemein im Gebrauche. Auch Thee wird genossen.

---

[1]) In Urgersbach, Niederösterreich, fand ich auf einer Thür „Giesu, Maria, Giusepe, Madalena“ geschrieben, was die Hausbewohner gar nicht lesen konnten. Auch hier sagte man, „Tiroler“ hätten die Thür bemalt.

[2]) Vgl. Schmeller, II. 218 „sechteln“. Die Etymol. des Wortes ist unklar.

[3]) Zwo — ist „Zwach“ — wie „Do“ unserem Dach entspricht. Es gehört zu got. twahan; vgl. mhd. twaele „Handtuch“. Braunias hat gehört: „I muass mi zwoha“ und „zwo Dil“ Vgl. Schmeller, II² 1175.

[1]) Neben dem „Stodl“ findet sich öfter ein Anbau mit den Ackergeräthen: Pflug, Egge, Wagen, Schlitten, „Staubmühl“ (Reiter), Radltruchn (Schiebkarren), Klub- und Beilhacken (die erste mit Schneide, die zweite mit Spitz), Krampen, Feldhauer, Troadhüfler („Hüfler“ sind Stecken, auf denen das Getreide zum Trocknen aufgehäuft wird). Zum „heign“ bedient man sich der „Seisn“ (Sense). Der Sensenstiel heisst „Seiswarib“ (womit „o-woribn“ = zum Trocknen auseinanderlegen zusammenhängt). Vgl. Kluge „werben“. Die zwei Handhaben der Sense heissen „Mintln“. „Krotzn“ ist ein Werkzeug zum Auflockern der Erde.

[2]) Die ceremissische „Badstube“, welche Heikel, Gebäude der Ceremissen etc., S. 20 abbildet, entspricht genau einem „Feldkostn“. Auch der Zaun im Hintergrunde ist so angelegt wie der Ausseer.

Das Mittagmahl besteht aus Mehlklössen („Knödln“) mit oder ohne Zugabe von Speckstücken, oder aus „Nocka“, gerösteten „Knödln“, welchen man Schwarzbeeren, Aepfel oder andere Früchte beigibt. Die „Nocka“ werden ebenso wie die „Knödln“ auch aus Gries bereitet. Andere Mehlspeisen heissen „Schmeanzga“, „Feistlingknöpf“, „Ofennudln“ (der österr. Gugelhupf), „Hasenöhrln“ u. a. Sehr beliebt ist auch der „Schmarrn“ und der „Ko'“ (Koch). Fleisch erscheint meist nur Sonntags auf dem Tische.

Das Besuchen eines Wirthshauses ist eigentlich nur am Sonntage üblich. Der richtige Bauer, der keine Fremden bei sich hat, geht aber überhaupt nicht in's Wirthshaus [1]).

Der Alt-Ausseer raucht nur aus einer kurzen Pfeife.

Wir geben im Folgenden das Material, das nur Anspruch auf leidliche Vollständigkeit typischer Erscheinungen macht. Wir haben ungleich mehr Häuser besucht, als hier angegeben wird.

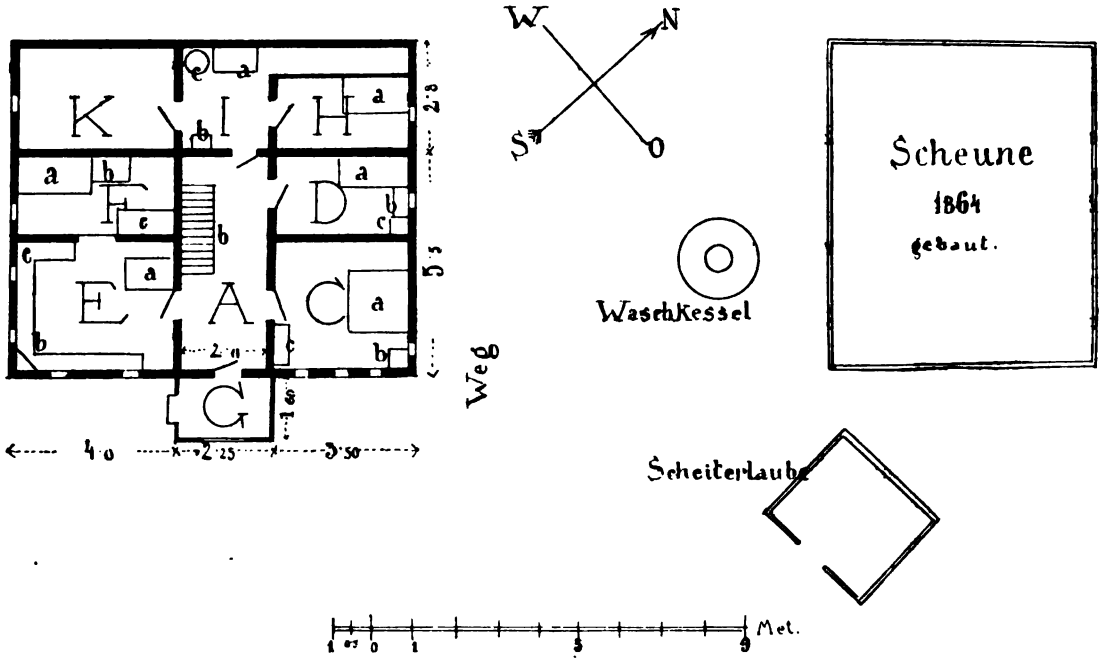


Fig. 117. Plan des Hauses Alt-Aussee Nr. 9.

Zu Weihnachten wird eine „Sau“ abgestochen und geselcht, im Laufe des Winters einige Kälber.

Alle Speisen kommen in der Pfanne, in der sie bereitet wurden, auf den Tisch. Dabei wird die Pfanne auf ein hölzernes oder eisernes „Pfannbrett“ gestellt. Aus der Pfanne essen auch Alle. Bei „Nocka“ langt man mit den Fingern zu. Das wesentlichste Esswerkzeug sind die Löffel [1]).

Die Suppe wird gemeinsam aus einer Schüssel gegessen. Die Mehlspeisen nimmt man dagegen auf hölzerne oder irdene Teller heraus.

Des Abends wird wieder „Schotsuppn“ [2]) mit „Eschtbohn“ (Erdbohnen, Erdäpfel) oder Sterz gegessen.

[1]) Mehrfach wurde mir erzählt, dass die Löffel nach der Mahlzeit oft nur abgeleckt, an dem Tischtuche abgewischt und so in die Tischlade gelegt werden.

[2]) Soupe le soir, soupe le matin — c'est l'ordinaire du bon chrétien heisst es im französ. Sprichwort. Paul Lacroix, moeurs, usages et costumes au moyen age, S. 166.

Alt-Aussee Nr. 9. Haus des Johann Deml, vulgo „Hirsler“. Auf dem „Tram“ der Hauskammer steht die Jahreszahl 1608 $\frac{\text{C}}{1}$. Was die beigefügten Zahlen bedeuten, weiss Niemand mehr. Das Haus dürfte in allem Wesentlichen seit seiner Erbauung unverändert geblieben sein (Fig. 117).

A. Das „Haus“, *a* eine Bank, *b* Stiege. Breite des „Hauses“ 2 m, Länge 5·5 m.

C. Die Küche. Alter offener Herd. Die Decke, sowie die des Vorhauses glänzend schwarz vom Russ. *a* Der Herd. *b* Ein Tisch. An der einen Seite drei ganz kleine Fenster, deren mittleres höher steht, an der anderen Seite nur ein Fenster. Die Küchenthür ist zweitheilig, der obere Theil geschlossen. Breite

[1]) Ueber die Speisekarte des Alt-Ausseers vgl. den Gesang vom Bachwirth: Lieder aus Alt-Aussee von Joh. Kain, „Bachwirth“. Wien, S. 18, „Die Speiszettel“.

der Küche 3·3 m. (Der Tisch hat vier gekreuzte Beine, unten Fussbank.) *c* Gemalter Kasten: „17 L. K. 55".

D. Die Hauskammer. *a* Ein Bett, worin die Justina schläft. *b* Eine Truhe. *c* Ein Tisch.

E. Die Stube. *a* Ein Kachelofen. *b* Ein Altarl. Auf dem „Altarltuch" steht gestickt: „Gelobt sei Jesus Christ der für uns gestoben (!) ist". *c* Eine Bank. Rechts von der Thür ein Weihkessel. Unter dem „Tram" quer über das Zimmer eine „Gwondstongn".

F. *a* Bett, worin die „Hirsling" schläft und die Adelheid. Daneben Kinderbett für Romana (*b*). *c* Strohsack für Hansl.

G. Brücklfenster ist durch 2 Latten zu schliessen. 2 „Seisn" aufgehängt. Ebenso ein „Recha". Zweig vom Frohnleichnamsfeste.

H. Kammer mit Bett (*a*), wo der „Bua" schläft, nämlich der Franz.

I. Laube. *a* Gewandtruhe. *b* Speisekasten. *c* Wasserfass.

K. Neugebaute Stube. Soll einmal ein „Rossstall" gewesen sein.

Im Dachraum zwei Kammern. In der einen ein grosser grüner Kachelofen mit „Tulipana"-Ornamenten[1]). In der anderen lebt eingesperrt der wahnsinnige Hausherr. Er polterte während unseres Besuches und schimpfte, weil er sein Mittagessen noch nicht erhalten; das Haus ganz aus Holz, die Wände aus horizontal aufeinander gelegten Balken, am Hause Bretterverschalung.

Im Hause wenig Geräthe. Einzelnes lässt auf vergangene bessere Zeiten schliessen. Zum Hause gehören zerstreute Wiesen; Viehstand: 2 Kühe und 2 Kälber.

Bewohner: Johann Deml, Bauer, 43 Jahre alt, irrsinnig; Rosina Deml, 43 Jahre alt. Kinder: Franz, Maurer, 22 Jahre alt; Hansl, 18 Jahre alt; Justina, 17 Jahre alt; Romana, 9 Jahre alt; Adelheid, 7 Jahre alt. Mutter der Frau: Veronika, 88 Jahre alt (nach anderen Angaben 84), arbeitet noch sehr viel, geht „spiessgrod".

Das Haus ist jetzt arm. Einst war es besser gegangen. Sie haben aber in Folge des Unglücks „zruckghaust", d. h. abgewirthschaftet. Die Grossmutter wohnt in einem ehemaligen „Feldkasten" wo sonst Schweinefleisch, Schmalz, Speck, Getreide u. A. verwahrt wird[1]).

Alt-Aussee Nr. 12. Haus des Friedrich Moser vulgo „Brenner". Der Tram von *E* trägt die Jahreszahl 1791. Doch scheinen andere Theile des Hauses bedeutend älter zu sein. Das ganze Haus ist aus Holz gezimmert (Fig. 118).

G „Brückl". An den Wänden phantastische Landschaften aus Holzschwämmen, Moos und von Schusterameisen durchlöchertem Holze. Schafe und kleine Holzhäuschen darauf. Brücklbank.

A, bei *a* schief in die Ecke gestellt ein „Hauskastl" mit der Aufschrift: „T 16 B 69 P", also

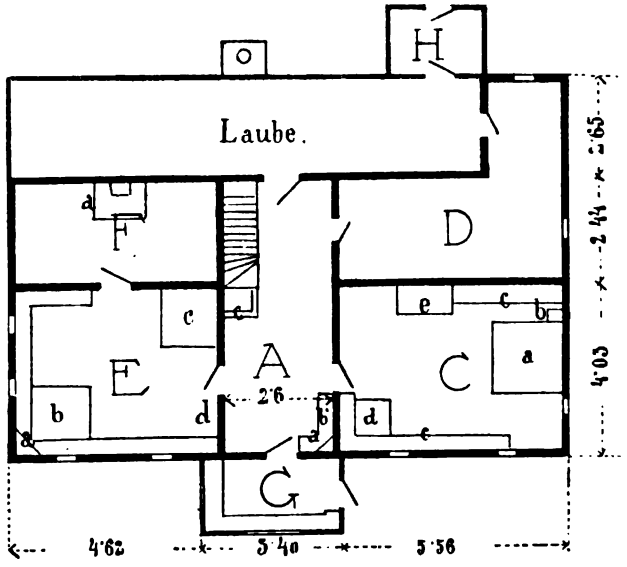


Fig. 118. Plan des Hauses Alt-Aussee Nr. 12.

vom Jahre 1669. Bei *b* an der Wand drei gemalte Figuren, Christus am Kreuze, Maria, Johannes. Sie scheinen aus einem grossen, guten Oelgemälde auf Holz herausgesägt zu sein. Malerei beachtenswerth. An der Aussenseite der rückwärtigen Thür Oelbild einer Heiligen mit Krone und Schwert. (Heilige Barbara?) Die Leinwand an die Thür genagelt. *c* Kamin.

C Küche. *a* offener Herd. Oberhalb desselben ein „Kobl" zum Abzug des Rauches. Hölzerne Kesselschwing, *b* gemauerter Waschkessel, *c* Bänke, *d* ein Tisch mit vier mässig schiefen Beinen und Fussbrettern, *e* ein „Kuchlkastl". Sonst noch „Schüsselrem" etc. Vier Bilder (Holzschnitte), Rosenkranz.

[1]) Dieses „Tulipana"-Muster ist auch auf den alten Steyrer-Strümpfen zu sehen. Jetzt sollen die Weiber es nicht mehr stricken können.

[1]) Dass die alten Leute in solchen Hütten untergebracht werden, findet sich öfter.

Ein „Trochter“ (Trichter). Ein „Schaiblstuhl“, dessen Sitzfläche vertieft ist [1]) (vgl. Fig. 119).

D, Arbeitskammer für Tischlerei etc. Die Thür ist 1·38 m hoch; die anderen schwanken von 1·60 bis 1·70 m.

E, *a* Altarl. Bild (Christus auf dem Kreuze). Auf dem Altartuch steht: „Leoboldina Angerer“. *b* Tisch mit gekreuzten Beinen, *c* Sparherd mit Kachelofen. Bei *d* an der Wand Weihbrunnen, Uhr. Wasserbarometer, Quecksilberbarometer, 2 Gamsköpfe, 1 Vorderladergewehr. Teller und Gebetbücher auf den Thürgesimsen.

F, *a* ist ein Schrank mit Aufsatz.

H wurde von der Besitzerin „Hinterbrückl“ genannt.

Nebengebäude. 1 „Stodl“, 1 Fremdenhaus.

Bewohner: Friedrich Moser, 35 Jahre alt, Bauer. Leopoldine („Poldina“), 29 Jahre alt, Sohn: Johann („Hansl“), 4½ Jahre alt.

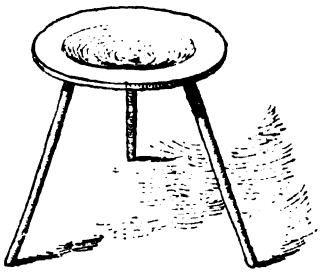


Fig. 119. Ein „Schaiblstuhl“.

Im Sommer schlafen sie im „Mauf“, im Winter in der „Stubenkammer“.

Besitz: 1 Kuh, 1 Kalb, 1 Ziege, 1 Schwein, 1 Kuh ist auf der Alm.

An Grund: 8 Tagwerke, dazu Wiese und Wald.

Salzbergstrasse Nr. 35. Haus des Franz Schrempf vulgo „Oster“. Dasselbe stammt in seiner jetzigen Gestalt aus dem Jahre 1882, ist aber auf den Fundamenten des früheren Hauses erbaut. Der jetzige Plan ist aus Fig. 120 zu ersehen.

A Vorhaus.

C Stube. *a* alter, grüner Kachelofen, der auch früher an dieser Stelle stand. Bei *b* hängt ein Christusbild in der Ecke, *c* Bett, *d* Nachtkästchen, *e* Waschkasten, *f* Bank. Gemsköpfe [2]), Uhrkästchen, Bilder, Kaiser, Kaiserin, neben Christusbild (Rembrandt), 1 Christus- und Johanneskind mit deutscher und polnischer Unterschrift, Hirsch- und Rehgeweihe, Schwämme als Wandschmuck.

D Kammer. *a* Bett, *b* Schubladekasten, *c* Nachtkästchen, *d* Waschtisch.

F Küche. *a* Herd, *b* Tisch, *c* Bank, *d* Speisekasten mit „Schüsslrem“.

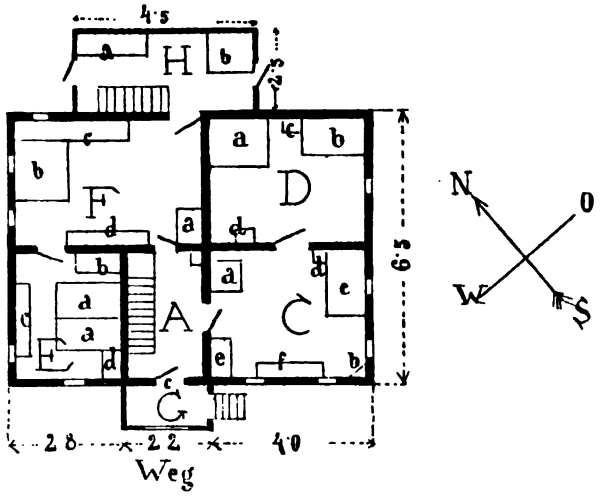


Fig. 120. Plan des Hauses Salzbergstrasse Nr. 35.

E, *a* 2 Betten nebeneinander, *b* Kinderbett, *c* Bank, *d* Truhe.

Das Haus hat jetzt ein innen noch nicht fertig gestelltes Stockwerk mit 4 Räumlichkeiten.

G „Brückl“. Ueber der Thür *c* sind 2 Tafeln angebracht. Die obere, ganz geschwärzte, zeigt in

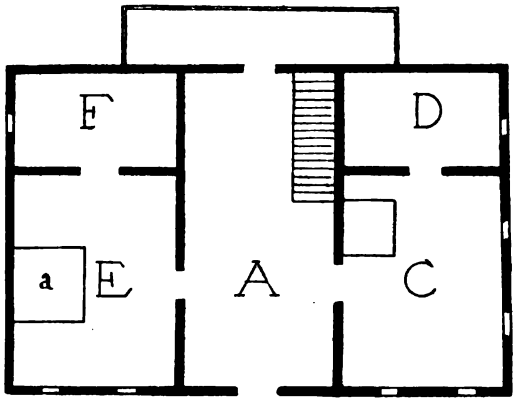


Fig. 121. Früherer Plan des Hauses Salzbergstrasse Nr. 35.

alterthümlichen Ziffern die Zahl 1564, das Baujahr des früheren Hauses; die untere neue die Zahl 1882.

H die Laube, enthält *a* Brunnen, *b* Tisch. Stiege, weil Terrain abschüssig.

Nach der Beschreibung ist der frühere Grundriss Fig. 121 wieder hergestellt.

Das „Haus“ *A* war früher breiter als jetzt, wodurch die Gemächer zu beiden Seiten gewonnen

[1]) Ein „Schoml“ hat vier Beine; ein kleiner „Schoml“ heisst „Schammerl“.

[2]) Best, beim Scheibenschiessen vom Hausherrn gewonnen.

haben. Die Küche war in *E* mit breitem offenen Herde.

Im Dachraume des Hauses war früher eine einzige Kammer. Jetzt ist oben eine Werkstätte und eine Trockenstube („Tricknstubn").

Das jetzige Haus ist ein Holzbau, aussen mit Kalk verputzt.

Bewohner: Franz Schrempf, Zimmermann (nicht gelernt), katholisch, 46 Jahre alt; Marie Schrempf, 51 Jahre alt, evangelisch (stammt aus Goisern); Kind: Wilhelm, 6 Jahre alt.

Nebengebäude. Links vom Hause, zur selben Seite des Weges liegt der „Stodl". In einer „Zeugkommern" wohnen daselbst Georg Kessler, 29 Jahre

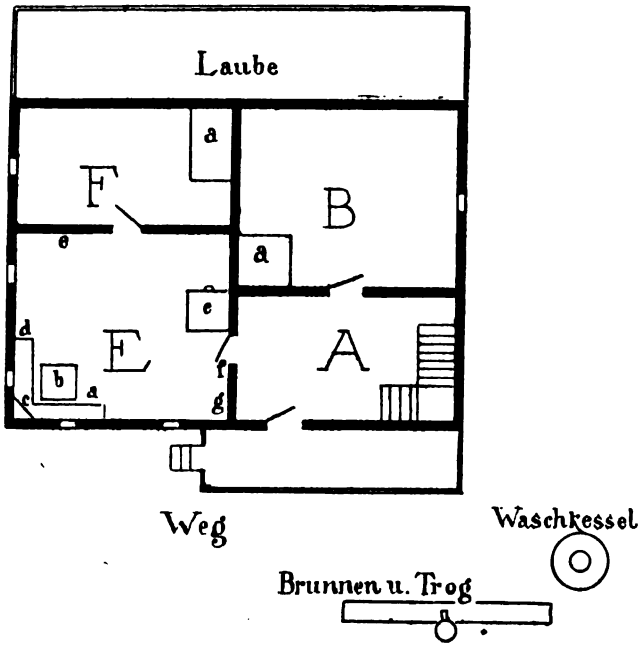


Fig. 122. Plan des Hauses Salzbergstrasse Nr. 23.

alt, Ignaz Starl, 22 Jahre alt. Sie sind die Söhne von Vaters Schwester des Besitzers und helfen in der Wirthschaft. Hier fanden sich einige alte Bücher. Ausser religiösen noch „Rudimenta Panduristae oder Geigfundamente, Augsburg 1770". Das Haus hat sonst nichts enthalten.

Jenseits des Weges ist ein alter Feldkasten. Darin wohnt jetzt die Ziehmutter des Mannes, Agnes Pucher, 76 Jahre alt; das Gemach ist ganz eingerichtet: Bett, Sparherd, Schubladkasten, („Kommodkostn"), Schwarzwälderuhr, Gloskastl, Wondkastl, ein alter Stutzen (Vorderlader), eine Tellerrem, ein vierbeiniger Stuhl und ein Schaiblstuhl. Ausserdem bemerkt man „Breferln", d. h. Wallfahrtsbilder und ein „Weichbrunnkrigl" aus Glas.

In einem anderen hölzernen Feldkasten wohnt die Tante des Schrempf, Katharina Starl, 81 Jahre alt; die beiden Frauen wohnen Sommer und Winter in diesen Holzhütten. Im Winter mag das nicht sehr angenehm sein, denn die Feldkasten sind unter dem Giebel frei, damit der Rauch des Herdes in's Freie kann.

Zum Hause gehören etwas mehr als 4 Joch Grund, 2 Kühe.

Salzbergstrasse Nr. 23. Haus des Ludwig Wimmer, vulgo „Hammer". Auf dem Querbalken von *E* steht die Jahreszahl 1686 in alterthümlichen Ziffern, aber jedenfalls frisch übermalt (Fig. 122).

Diesseits des Weges der Stall sammt Scheune.

A Flur mit Treppe.

B Küche. *a* ein neuer Herd. Der alte stand an der rechten Seitenwand und war ein offener. Einige Heiligenbilder zieren die Wände.

E Stube. *a* Bank, *b* Tisch, *c* Bild mit Engel und Kind. Daneben wieder zwei Engelbilder. Alles Farbendruck. Darunter rothgesticktes weisses Linnen („Altartuch") mit Aufschrift: „Jesus, Maria und Joseph" und Ornamenten. Bei *d* an der Wand eine Madonna in Farbendruck, *e* ein neuer grüner Kachelofen, an dem seitwärts ein Becken für warmes Wasser angebracht ist. Bei *e* an der Wand 2 Farbendrucke, Jesus und Maria (nach Guido Reni). Dabei 2 Gemsköpfe. Bei *f* an der Wand kleine neue Uhr. Rechts neben der Thür ein Weihwasserkessel. In der Ecke *g* Kleiderhaken.

F Kammer. Blos Bett bei *a*.

Im Dachraum zwei Kammern, geschwärzt vom Rauch des ehemaligen Herdfeuers, der auch an dem „Brückl" Spuren hinterlassen hat.

Blos die Küche ist gemauert. Alles Andere ist Holzwerk.

Keine Bücher ausser religiösen.

Bewohner: Ludwig Wimmer, Bauer, 52 Jahre alt; Franziska Wimmer, 47 Jahre alt; Kinder: Franz 15 Jahre, Camilla 12 Jahre, Josef 4 Jahre.

Felder, Wiesen zerstreut.

Besitz: 2 Kühe, 1 Kalb, 1 Schwein.

Salzbergstrasse Nr. 36. Haus des Karl Grill, vulgo „Hilzer" (vgl. Fig. 123).

Vorne am Hause bei *a* eine Sonnenuhr.

A Vorhaus. Unter dem „Brückl" Raum, wo allerlei Geräthe liegt.

B Küche. Offener Herd. Decke gewölbt und von Russ glänzend schwarz gefärbt. *a* Thür, horizontal getheilt. Oberer Theil geschlossen, um den Rauch nicht in's Vorhaus gelangen zu lassen. *b* offener Herd.

E Stube. Auf der Fensterseite des Querbalkens der Holzdecke die geschnitzte Inschrift 17 M K G 86, d. h. „Mathias, Katharina Grill 1786". *a* alte Standuhr mit Gehäuse, bemalte Blumen darauf;

Das Haus ist aus Mauerwerk; nur das Dach und dessen Seitenwände aus Holz. *J K* Anbau aus Stein. *J* ein Backofen. *K* ein Schweinstall. *M* „Brunnstüabl" (3 m : 1 m) mit Trog und Rohr. Daneben ein gemauerter Herd mit Waschkessel, 1·5 m Durchmesser, genannt „Sechtlofen".

Im Besitze des Hauses sind folgende Erzeugnisse älteren Kunstgewerbes: Ein grosser grüner Ofen,

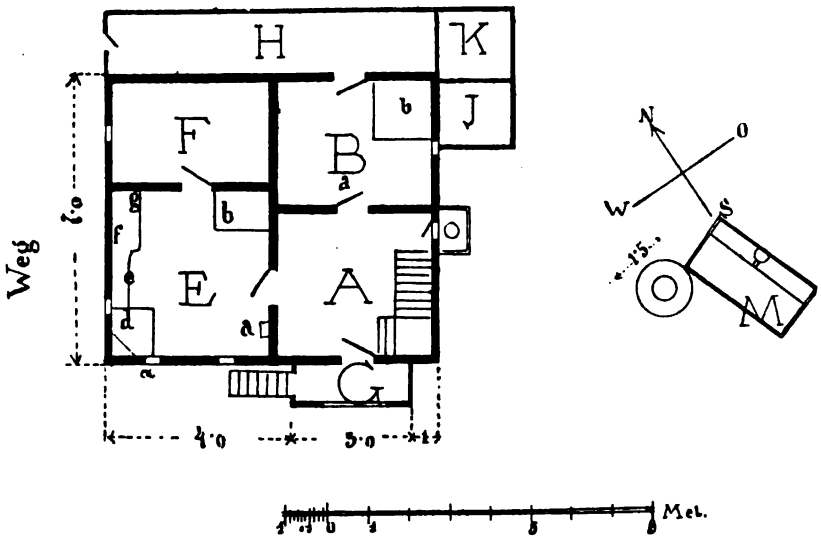


Fig. 123. Plan des Hauses Salzbergstrasse Nr. 36.

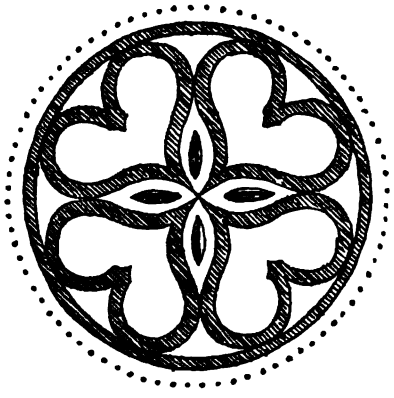


Fig. 124. Rosette auf dem Tram.

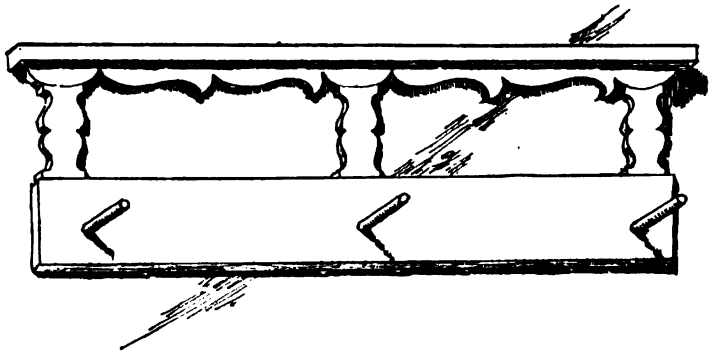


Fig. 125. Eine „Stell".

b Sparherd, 34 Jahre alt; *d* Christusbild; *e* Polsterbank. Bei *f* in die Wand eingelassen kleiner Schrank mit Hausapotheke und Geld; Schlüssel steckt. Auf dem Mittelbalken des Zimmers eine (kreisförmige) Rosette mit 4 Herzen (vgl. Fig. 124).

Bei *g* eine kleine Stellage, „Stell", welche typisch ist (Fig. 125).

G Veranda. An der Wand ein gemauerter (gothischer) Träger, ohne Verwendung.

von gleichem Alter mit dem Hause, auf den grün glasirten Kacheln wiederholt sich das „Tulipaner"-Motiv. Ein Kasten aus weichem Holz mit harten „Flammleisten"; einzelne Felder sind mit Rococodarstellungen der vier Jahreszeiten und landschaftlichen Motiven ausgefüllt. Ein Degen mit Gefäss, in einer 1 m langen Lederscheide, beiläufig aus dem Anfang des 18. Jahrhunderts. Von der Hand kunstfertiger Vorfahren stammen diverse Schnitzarbeiten:

ein cylindrischer Urkundenbehälter, zugleich für Streusand und Tinte eingerichtet (60 cm lang, 8 cm im Durchmesser). Ein Compass mit der Jahreszahl 1755 in einem rechtwinkeligen Elfenbeingehäuse mit eingravirten Arabesken, und ein gleicher in Holz; ein Holzmassstab von der Länge einer Elle; die Theilung in Drittel und Viertel ist aus Elfenbein eingelegt, ebenso die Namen „Mathis Grill“ und „Kathari. Grill“.

Aus dem ungewöhnlich reichen Bücherschatze des Hauses heben wir hervor: Noth- und Hülfsbüchlein für Bürgers- und Bauersleute. Grätz 1793. Briefe des neuangekommenen Eipeldauers an seinen Herrn Vettern in Krakau, Wien 1815. Eine dem 18. Jahrhundert entstammende Ausgabe von 1001 Nacht. Der Wasserfreund. Ein Buch für Kranke und Gesunde, von Joh. Donat Holzmann, Wien 1805. Evangelischer Schau-Platz vom Abte Balduin von Fürstenfeld, Augsburg 1717. Christliche Sittenpredigten von Norb. Fahrlender, Augsburg 1783. Die Erbauungs-, Gebet- und Predigtbücher aus neuerer Zeit sind hier, wie gemeiniglich, sehr zahlreich [1]).

Die Familie besteht aus:

Eltern: Karl Grill, 56 Jahre alt, Steiger im Salzwerk und Bienenzüchter.

Therese Grill, 44 Jahre alt, ist die zweite Frau.

Kinder: Anna, 32 Jahre alt, verheirathet in Ischl; Franz, 31 Jahre alt, in Ischl „Sudhüttenmeister“; Eusebius, 30 Jahre alt, Rechnungs-Unterofficier in Wien; Eduard, Lehrer in Rottermann; Kathi, Wien; Valentin, zu Hause; Johann, im Salzwerk bedienstet, zu Hause; Amalia, 14 Jahre alt, zu Hause; Hildegard, 6 Jahre alt, zu Hause.

Grossmutter (Mutter des Mannes), Franziska, 85 Jahre alt.

Im Hause wohnen also die Grossmutter, die Eltern, 3 Kinder und 2 Enkel (Kinder der Anna), Eusebius 6 Jahre alt und Anna 3 Wochen alt.

Die Familie besitzt 2 Ziegen, 1 Schwein, mehrere Gärten. Erbsen, Fisolen, Spinat wird verkauft, ebenso Honig. Beim Waschen (das sich im Brunnstübl vollzieht) hilft die 19jährige Dora.

Salzbergstrasse Nr. 44. Haus des Franz Walcher. Hausname „Schmied Franz“. Der Hausherr ist Schmied in der „kaiserlichen Schmittn“ im Salzbergwerke (vgl. Fig. 126).

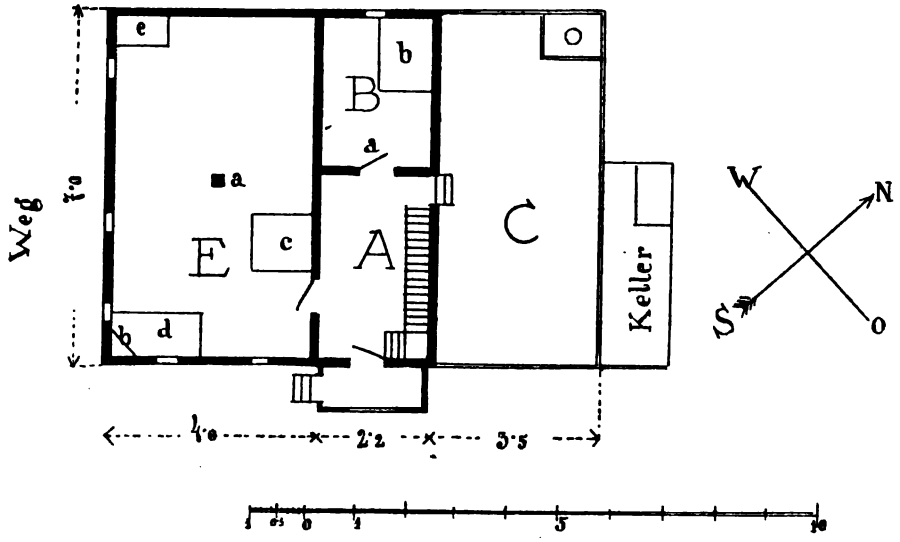


Fig. 126. Plan des Hauses Salzbergstrasse Nr. 44.

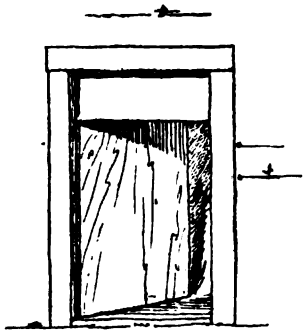


Fig. 127. Zweitheilige Thür.

A Vorhaus. Tisch zum Aufklappen.

B Küche. Derzeit mit Hobelspänen erfüllt, *a* getheilte Thür, *b* grosser offener Herd.

Skizze der getheilten Thür (Fig. 127). Oberer Theil inwendig mit Riegel verschlossen [1]).

C leer. Drei Stufen führen von *A* hinein, Abort ganz offen. Eine Thür führt in einen Felsenkeller, in welchem eine Quelle sprudelt. *C* ist nur eine Laube.

E Tischlerwerkstätte. *a* eine Holzsäule, *b* Crucifix, *c* neuer Herd, *d* Hobelbank, *e* Kasten.

Das Haus soll 80 Jahre alt sein. Arm. Wenig Hausrath.

[1]) Herr stud. phil. Robert Levissohn hat diese Angaben zusammengestellt.

[1]) Die „herinter wird aufgmocht, do komm der Ruk net aussi“, wurde mir erklärt.

Pächter: Julius Pillinger, 32 Jahre alt, Professionstischler, „glernter Tischler", aus Krems-

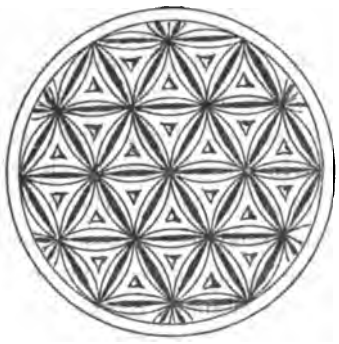


Fig. 128. Eine Rosette.

münster; Therese Heschgl, 31 Jahre alt, seine Wirthschafterin.

Ein Schrank vom Jahre 1691 fiel uns auf. Die Rosette[1]) des Trams ist in Fig. 128 abgebildet.

Salzbergstrasse Nr. 24. Haus des Joachim Moser, vulgo „Schütz". Zweitheiliges Haus, wie das vorhergehende. Ohne Jahreszahl.

Alt-Aussee Nr. 30 „auf der Reith". Haus des Johann Wimmer, vulgo „Steinecker". Ohne Jahreszahl. Durchgängiges Haus. Das „Haus" ist 2·8 m breit, 6·77 m lang. Die Küche ist rechts. Im Mauf 2 Kammern. Kein Gewandgang. Richtung der Front nach Südost.

Vorder-Lupitsch Nr. 4. Haus der Maria Angerer, ledig, 42 Jahre alt. Auf dem Tram von *C* steht: „H 1627 L". Das Haus ist ganz aus Holz und gehört zu den alterthümlichsten. Es ist jedenfalls sehr wenig daran verändert worden (Fig. 129).

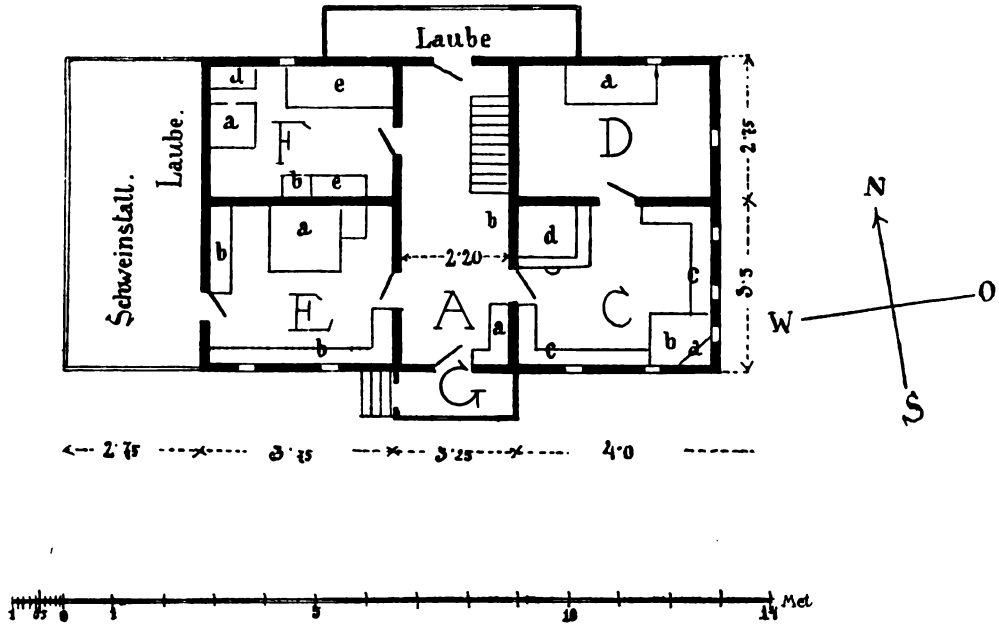


Fig. 129. Plan des Hauses Lupitsch Nr. 4.

Der zum Hause gehörige Grund ist nicht mitgepachtet.

Salzbergstrasse Nr. 26. Haus des Johann Stöckl, vulgo „Kals". Der Tram zeigt die Aufschrift 1599. Das Haus ist zweitheilig. Vom Flur kommt man geradeaus in die Küche, links in die Stube und Kammer. Der Dachraum hat 2 Kammern, rechts eine kleine, links eine grosse. Der Rauch des einst offenen Herdes der Küche zog durch ein noch sichtbares Loch der Decke unter das Dach. Im linken Giebel ein Gewandgang, der rechte Giebel war offen (ohne Gewandgang).

Als wir ankamen, war Niemand im Hause. Da wir links in einem ganz kleinen gemauerten Häuschen (der „Sommerkuchl") Leute sahen, traten wir

[1]) Diese Rosette, sowie eine mit 12 bis 18 concentrischen Lappen (vgl. Fig. 148) sind die wichtigsten. Sie finden sich auch auf zwei Thüraufsätzen vom Jahre 1596 und 1592, welche im Hallstätter Museum aufbewahrt werden. — Der Thüraufsatz aus Wiborg, welchen Heikel, Die Gebäude der Ceremissen etc., abgebildet hat (S. 320), erinnert stark an die Aufsätze des Hallstätter Museums. Vgl. auch die Rosette auf einem Fenster bei Heikel (S. 43) mit der obigen. Die Motive dieser Verzierungen sind uralt. Vgl. Schliemann, Mykene, Abbildg. Nr. 241 und 251.

ein und frugen nach dem Besitzer des Hauses. Marie erklärte, das Haus gehöre ihr, es sei aber alt und nicht schön, sie schäme sich, uns hineinzulassen. Nach langem Zureden führte sie uns hinein und war sehr erstaunt über unsern Antheil. Marie sah mir beim Schreiben zu und sagte: „Aus is, dos gschwind' Schreiben! Bold mir wer zuaschaut, konn' i mein Nom nit schreibn. Da bin i so zog dabei."

Länge des Hauses (sammt Laube) 13·75 m, Breite 6·25 m.

Weg vor und hinter dem Hause.

G Erhöhter nicht gedeckter Vorbau mit Brüstung. Das Haus soll nie ein „Brückl" gehabt haben.

A Die Thür, welche in's „Haus" führt, ist etwa 173 cm hoch. Die Schwelle ist ein Balken, wie bei man ein Brett vor. Links neben der Thür Hirschgeweih (Zwölfender) und Weihbrunnen (Glas).

D, *a* Bett, worin die Besitzerin schläft.

E Küche. *a* alter offener Herd. Deshalb auch die Thür, welche in's „Haus" führt, eine zweitheilige. Oberhalb derselben im „Haus" ein Rauchfang aus Holz, welcher an der Decke nach rechts geht in einen Schornstein, durch den auch der Rauch des Ofens von *C* abziehen sollte. Das hat er aber nicht gethan, wie die Decke des „Hauses" beweist, welche mit einer dicken, glänzend schwarzen Schichte überzogen ist. An den Wänden Bänke und ein Schrank.

F, *a* Kachelofen, *b*, *c* Schränke, auf einem derselben steht 1803, *d* eine Truhe, *e* Bett, worin die Anna schläft.

Fig. 130. Ein Feuerross.

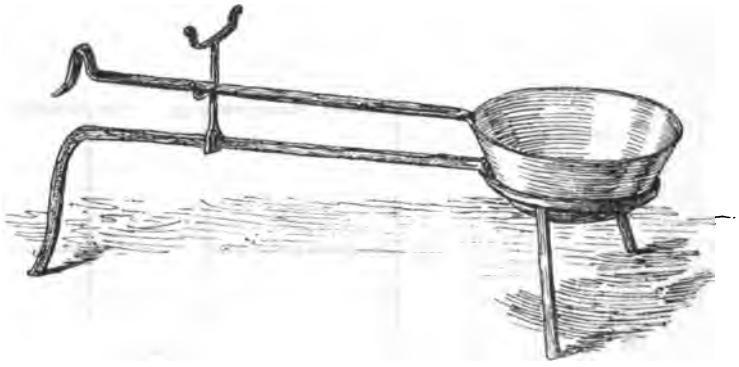


Fig. 131. Ein Dreifuss mit Pfanne.

den anderen Thüren. *a* eine Bank, *b* ein Schrank. Das Haus wie auch die Stube und Küche sind 2 m hoch.

C, *a* Altarl mit 8 Heiligenbildern, Farbendruck auf Papier, 2 mit deutsch-polnischer Unterschrift (dieselben, die auch im Hause des Franz Schrempf sind), *b* Tisch, quadratische Platte, vier gekreuzte Beine mit Fussbank, *c* Bank, *d* Alter Kachelofen mit flachen Kacheln und kupfernem „Wosserhofn", der vom „Haus" geheizt wird. Um den Ofen eine Bank. Unter dem Tram eine Gewandstange. Bei *e* an der Wand eine Schüsselrem. Hineingesteckt ein „Floingwadl", Fliegenwedel, aus langen Hobelspänen, sehr zierlich.

Bei *d* an der Wand leerer Kasten einer alten Uhr, bemalt. An der gegenüberliegenden neue Schwarzwälderuhr. Ueber der Thür, welche nach *D* führt, 2 silberne Taschenuhren (alt). An einer Seite 2 kleine Fenster, an der anderen 3, davon das mittlere höher. Die Fenster sind nur zum Theile durch Glasschubfenster zu schliessen, sonst schiebt

Das Haus ist nur von der Besitzerin bewohnt und der Anna (Tochter des Bruders der Besitzerin). Anna ist 19 Jahre alt. Beide bestellen die Feldarbeit. 3 Kühe (2 auf der Alm, 1 im Stall).

Neben dem Haus ein „Stodl" mit Stall, wo die eine Kuh. Im Winter wird blos in *E* gekocht und beide Frauen wohnen dann in *C*.

Nach beendeter Besichtigung begleiteten wir die Besitzerin in das kleine Nebenhäuschen zurück. Dieses ist nicht alt, von ihrem Vater erbaut und enthält einen Backofen. Vor diesem ist ein Herd, auf dem sie im Sommer kocht. Alter Tisch (mit gekreuzten Beinen), eine Bank, eine „Witosen" sind so ziemlich der ganze Inhalt des Häuschens. Es war Besuch da, der „Waldhauser" von der Pötschen, ein 47jähriger schöner Mann. Die Marie kochte. Wir fragten: was? „I brinn an Thee o", sagte sie. Der Waldhauser sagte, er habe die Marie einst heiraten wollen, aber er sei Protestant. Sie habe gesagt, er bringe sie in seine Kirche nicht hinein, und er habe dasselbe gesagt. „Und weil mir auf's Hei-

roten nit so aus san, so hobma nit gheirot.“ Die ganze Geschichte wird von der Marie lebhaft bestritten. Sie neckten sich dann noch weiter. Wir schieden mit dem freundlichsten Eindrucke.

Hier noch die Apparate, auf denen der Thee bereitet wurde (Fig. 130, 131).

An der Seite des Hauses im Dachraum unter dem Giebel ein offener Gang mit Brüstung, der „Gwondgong“. Dieser wird zum Trocknen der Wäsche benützt, weil ein Trocknen im Freien wegen des häufigen Regens oft nicht möglich ist.

die „Schwagerin“ (Schwester des Mannes), welche in dem alleinstehenden „Orbeitsstüabl“ wohnt. Sie blickt mit den Augen auseinander[1]) und macht den Eindruck recht mässiger Begabung. Sie soll 40 Jahre alt sein.

Als wir zu schreiben begannen, wurde die Hausfrau bedenklich. „Aus is, Herr, 's kommt ma netta vor, als ob i pfänd' wurt.“ Wir beruhigten sie, aber sie fürchtete, von jetzt ab mehr Steuer bezahlen zu

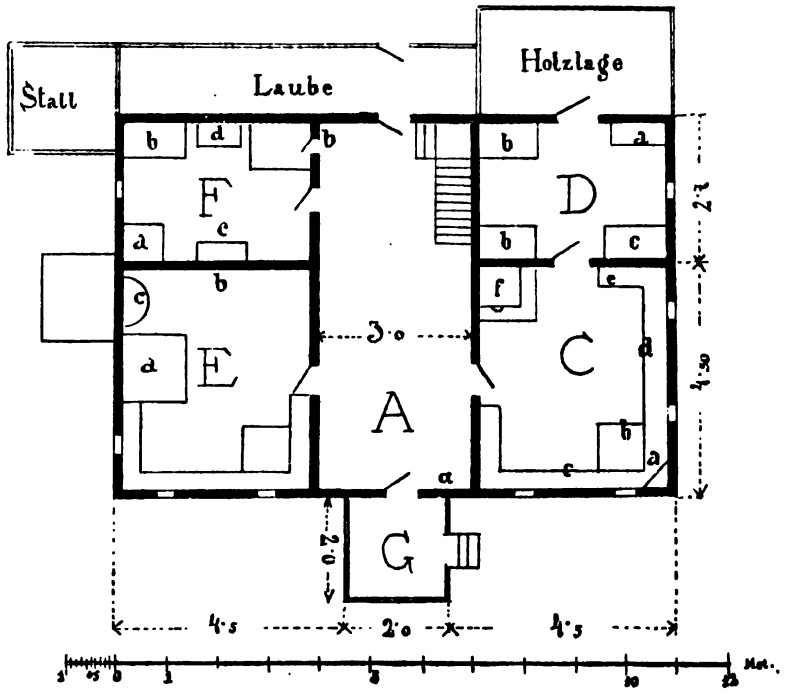


Fig. 132. Plan des Hauses Puchen Nr. 9.

Puchen Nr. 9. Haus des David Geisberger, vulgo „Rassnmoasta“. Im Keller auf grossem Stein die Jahreszahl 1595 gemeisselt (Fig. 132).

Wir fanden (1/2 11 Vormittags) die Frau des Hauses beim Waschen. Der Mann war abwesend. Er gilt für einen Sonderling. Niemals geht er in's Wirthshaus, die Fremden liebt er nicht. Er lebt ganz nach alter Weise, ist sparsam und nennt den Kaffee die „Bettlstobsuppn“, weil er die Leute so weit bringe.

Die Frau liess uns das Haus ansehen. Es wird blos von ihr (Marie, 48 Jahre alt) und ihrem Manne (David, 43 Jahre alt, Bauer) bewohnt. Marie ist klein, bucklig. Zum Hause gehört auch die Seraph, müssen. Auch das redeten wir ihr aus. „Jo, mir hobn a bese Freindschaft“ (Verwandtschaft), sagte sie. Wir betheuerten ihr, gute Menschen zu sein und ihr kein Unglück in's Haus zu bringen. „I schau Eng net so viel schlecht an“, erwiderte sie; sie hielt uns eben wegen des Schreibens und Notirens für Gerichtspersonen.

Das Haus ist gemauert, der erste Stock Holz mit Kalkanwurf.

G Veranda, im ersten Stock Balkon. Auf der Veranda lagen bei unserem Besuche Holzscheiter. Man geht durch die Laube rückwärts in's Haus.

A Die Hausthür ist sehr niedrig, etwa 152 cm. Bei *a* kleines Guckfenster mit Batzenscheiben. Bei *b* kleine Thür, von welcher man auf steiler Stiege in den Keller kommt. Auf grossem Tisch eine Anzahl Schüsseln mit saurer Milch. An der rechten Wand die Jahreszahl 1595.

[1]) Ein Schielender heisst hier „Scheak“, wobei ea nasalirt wird. Scheak heisst auch grober Mensch. Auch hier sagt man von einem Schielenden „er schaut 'n Kaisa aus'n Lond“.

C, *a* Altarl. Auf dem Altarltuch steht „Dafid und Maria Geisberger 1888“. Dieses und das Altarltuch des darübergelegenen Zimmers sind gekauft. „Sie hobn a Fünferin (d. h. 5 Gulden) kost'.“ Darunter ein holzgeschnitzter Christus hinter vergoldetem gothischen Flechtwerk. Bild mit der heiligen Dreifaltigkeit und Crucifix. Bei *c* an der Wand ein Spiegel, bei *d* eine moderne „Mariahilf“. Bei *e* eine Kuckuksuhr mit Aufschrift „H. G. 1818“. *f* Kachelofen, mit „Wosserhofn“ und Bank. Bei der Thür Weihbrunnen und Rosenkranz.

D, *a* Schrank mit Aufschrift „1709“, *b* zwei Betten, in denen die Besitzer schlafen. Zwischen denselben an der Wand altes Bild (Glasmalerei). *c* Eine Truhe.

E Küche. Die Thür ist doppeltheilig. *a* Offener Herd mit den gewöhnlichen Requisiten (Kesselschwing, Dreifuss, Feuerross). Tisch und Bank. An der Decke auf horizontalen Stangen ein alter, zweischaufliger Pflug. Bei *b* ein in die Mauer eingelassener Speisekasten. *c* Vorbau zum Backofen. Eine „Schotwiagn“ sahen wir hier das erste Mal (vgl. Fig. 133).

Fig. 133. Eine „Schotwiege“.

F wurde „Gwölb“ genannt. Es hat eine gewölbte gemauerte Decke. *a* Ein jedenfalls uralter Kachelofen, ganz schwarz. Unten quadratisch mit Kacheln, die Hirsche zeigen. Oben kreisrund mit stark concaven Kacheln. Er ist jedenfalls (auch nach den Hirschen zu urtheilen) der älteste Kachelofen, den wir sahen. Wir baten die Besitzerin, ihn ja nicht zu zerschlagen. *b* Truhe. *c d* Schränke.

Das obere Stockwerk ist jung (vgl. Fig. 134).

C, *a* Altarl mit ganz modernen Bildern und anderen Zierrathen. Darunter runder Tisch und Anzahl neuer Stühle. *b* alter Rococoschrank mit Schubladen und Aufsatz. Auf diesem eine plastische Darstellung der Kreuzigung in Glaskasten. *c* Sehr schöner Kachelofen. Die unteren zwei Lagen Kacheln sind quadratisch angeordnet, die beiden oberen sind im Elfeck. Der Ofen ist alt, aber neu gesetzt. Er wird gekrönt von freistehenden Ornamenten: Engel tragen auf Schild ein Haupt. Auf dem Tisch liegt ein gesticktes „Buttertuach“, dessen vier Ecken aufgeschlagen sind. Darauf liegt eine Bibel von 1618 (Köln, Arnold Quentel). Bei *d* an der Wand „Schüsselrem“.

D blos alte Truhe.

E Bett und Tisch (gekreuzte Beine). Sonst leer. Wir fragten, warum sie nicht vermiethen. „Wir hobn ka Freid on die Fremdn“, war die Antwort.

F Bett, Tisch, 2 Truhen.

Bewohner: David Geisberger, 43 Jahre alt, Bauer; Maria Geisberger, 48 Jahre alt.

Besitz. Die Frau sagte, sie hätten 13 „Togweri“. Ein „Togweri“ sei das, „wos ma in am Tog mit an Por Ochsen baun konn“. Sonst haben sie

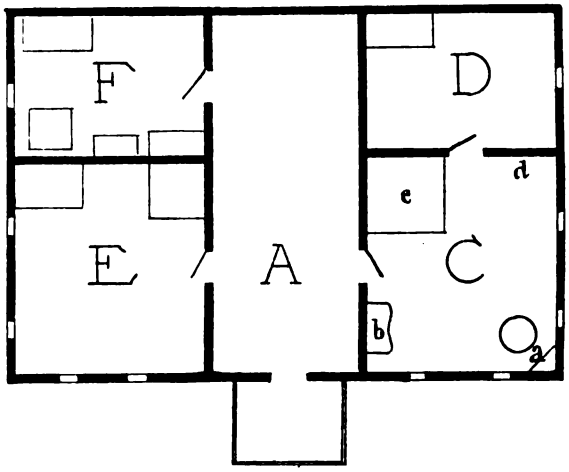


Fig. 134. Obergeschoss desselben Hauses.

4 Kühe, 1 Stier, 2 Kälber und 1 „Kolm“. Eine „Kalm“ sei eine „tragati Kua“, und zwar eine zum ersten Male trächtige Kuh.

Hinter der Laube des Hauses liegt die „Sechtlstott“, ein offener Herd (Theil eines Kreisringes) mit (offenem) Brunnen. Daselbst wusch die Frau, als wir kamen. Ein „Stodl“, „Feldkasten“, „Arbeitsstüabl“ liegen in der Nähe. Weiter weg eine „Botstubn zum Horbrecheln“, d. h. zum Flachsbrecheln.

Vor der Veranda des Hauses ein grosser Christus. Er stand einst auf dem Friedhof. Aber „a Windstoss hat 'n umg'rennt. Da is donn der Himmelvoter zerbrochen auf'n Bodn g'legen“. Der Pfarrer schenkte ihn dem Geisberger, der ihn ausbessern und (vor 7 Jahren) vor dem Hause aufstellen liess.

Unser Haus hat bis vor 17 Jahren einen bösen Gast beherbergt, ein Gespenst, die „Onewaig“. Wir

baten die Schwagerin, uns etwas zu erzählen. Sie wehrte ab: „Wer nix g'segn und g'hert hot, glaubt nix.“ Wir versicherten, dass wir auch an Gespenster glauben. Nun erzählt sie unter deutlichen Zeichen von Unbehagen. Alle seien durch das Gespenst „sehr obplogt g'wesn“ [1]). Man habe es oft gesehen: ein Weib „oltertümli anglegt“. Es hat Holz zerbrochen, die Tische gerückt. Ihr Bruder, der 14 Jahre Soldat gewesen, habe es auch gesehen. Wenn was geschah, hat es sich angemeldet. Wenn Jemand in der Nähe gestorben ist, hat man's „henna (weinen) g'hert in da Kommern“. Als der Nachbar Bartler im See verunglückte [2]), „hot dos Marienbild an Folla ton“. Zum letzten Male hat das Gespenst sich gemeldet, als ihre Mutter starb. Da hat es noch „ons Fenster klockt (geklopft)“ und hat die Thür aufgerissen.

Ein anderer Alt-Ausseer hat uns noch Folgendes erzählt. Man hat die Onewaig öfter ansprechen wollen, aber Niemand hat es gekonnt, es hat Jedem die Stimme versagt. Als die Onewaig es zu arg trieb, hat der ehemalige Bergmeister zu verschiedenen Malen Bergknappen die ganze Nacht wachen lassen. Diese nahmen aber nichts wahr. Der Pfarrer rieth den Leuten, die Thüren zuzubinden. Das nützte, denn die Onewaig konnte sie nicht aufreissen [3]).

[1]) Vgl. dazu die Etymologie des Wortes „Onewaig“ unten.

[2]) An dem See zunächst der „Seevilla“ ist ein „Marterl“ aufgestellt. Oben sind drei Personen dargestellt, welche im Eise des Sees einbrechen. Darunter eine Inschrift, welche besagt, dass der Franz Grill, vulgo Bartler, mit seinen drei Kindern am 1. Jänner 1862 hier eingebrochen und ertrunken sei.

[3]) Man sieht, dass die „Onewaig“ ein ganz ordinäres Gespenst ist; es kann keine anderen als die gewöhnlichen Kunststücke. Vgl. über das Aufgehen der Stubenthür, das Fallen von Gegenständen, Grimm, Mythol. III. 328. Ueber das Anklopfen, Grimm, I. 334.

Die Etymologie des Wortes „Onewaig“ ist so ziemlich klar. Man kann nur an got. and-veihan, ahd. weigjan „vexare“ (vgl. ana-wīgi „aciem“) denken. Schmeller, II. 871 verzeichnet „anweigen“. Dazu findet sich öfter „Anweigung“ im Sinne von „Anfechtung“. Detter machte mich auf die altnord. gullveig aufmerksam. Vgl. Müllenhoff, Alterthumskunde Bd. V, S. 95 f. Ich nehme keinen Anstand, gullveig „Goldhexe“ zu übersetzen; man kann daran denken, dass *veig die Bedeutung „Anfechterin“, „Hexe“ hatte. So lautet ja auch eine Stelle der Völuspa (das. S. 76) in Müllenhoff's Uebersetzung: „Hexe“ nannte man sie — wohin der Häuser sie kam — die wohlspähe, weise Frau: — sie trieb Spuk — zauberte, wo sie konnte“. Müllenhoff scheute sich (das. S. 95 Anm.) an. gullveig und den hochdeutschen Namen Cholduuaih zu identificiren. Es scheint, dass es ein abstufendes Nomen, germ. *waiχ — und *wīγ — gegeben hat mit dem Sinne „Unhold, Zauberer“, oder einen Verbalstamm mit der Bedeutung „durch Zauber besiegen“, vgl. ags. vīgelere „Zauberer“, vīglian „zaubern“, Müller etym. Wb. der engl. Spr. II 654. Vgl. ags. vig-veorðung Beovulf „Götzenverehrung“. Dem Sinne nach zunächst steht der germ. Sippe lat. vincere, lit. veikiù, nach Schleicher Lesebuch „zwingen“, vaikýti „scheuchen“. Vgl. Fick I³ 304; I⁴ 543. Vgl. auch ags. and-vīg und anvīggearu, Grein, Sprachsatz II. 701.

Durch all das wird allerdings nur der zweite Theil des Wortes „Onewaig“ erklärt. Dunkel bleibt der erste, denn man würde ein „Onwoag“ (on = nasalirtes o) erwarten. Auch „Ahn-weig“ kann es nicht sein. Vielleicht spielt irgend eine Volksetymologie, z. B. „Ohne-Weih'“ oder etwas Derartiges mit herein.

So mag denn „Onewaig“ ursprünglich „Onwaig“ geheissen haben und dann volksetymologisch irgendwie umgedeutet worden sein. Much sagt mir, er habe von seiner Magd das Verbum „onewaigern“, d. i. „spuken“, gehört. Die Onewaig erinnert stark an Grillparzer's „Ahnfrau“.

Alt-Aussee, Fischerndorf Nr. 23, Haus des Heinrich Kain, vulgo „Mühlberger“ (vgl. Fig. 135). Auf dem Tram von *E* steht (gemalt) 17 MK 55, dazwischen Zweige, welche von einer Schleife zusammengehalten werden. Das Haus selbst ist aber sicherlich viel älter, denn der „Stodl“ zeigt die Jahreszahl 1677. Aus diesem Jahre dürften wohl auch die ältesten Theile des Hauses stammen. Das Haus ist ganz aus Holz, aussen mit Brettern verschallt. Es liegt mit seinen Nebengebäuden allein auf einem kleinen Hügel. Aussen eine Sonnenuhr. Die Fenster sind vergittert und haben aussen Holzladen.

G „Brückl“. „Brückltisch“ hinaufgeschlagen.

A Die Thür, welche in's „Haus“ führt, ist mit einem Holzschnitte geziert (178.), die heiligen drei Könige darstellend. Einige Theile der Gewandung der Figuren sind mit Metallpapier ausgelegt. Rechts an der Wand eine Bank und ein Schrank. *a* Kamin. Höhe des „Hauses“ 2·45 m. Neben der Thür, welche ein schönes, altes Schloss hat, ein kleines Guckfenster.

C Küche; die Thür ist 1·67 m hoch, 80 cm breit. *a* Offener Herd. Die wichtigsten Apparate desselben werden hier skizzirt (vgl. Fig. 136—138).

b Bank, *c* Tisch (gekreuzte Beine). An der Wand neben Thür Weihbrunnen und Bilder (Holzschnitte mit eingelegtem Metall). 1 Crucifix, 1 Spiegel, 1 altes Glasgemälde (heil. Dreifaltigkeit). An der Wand bei *d* ein Schrank. Daneben die „Schüsselrem“. *e* Ein Brunnen. An der Decke eine „Witosn“.

D. Die Thür ist 1·50 m hoch, 0·80 m breit. *a* Bett. *b* Truhen.

E, *a* Altarl mit 11 Bildern, meist Glasgemälde. Darunter kleine Figürchen von Heiligen in höchst primitiver Ausführung. Ueber dem Altarl an der Decke ein „heiliger Geist“ als Taube. Ueber dem Altarl Stellage mit altem Zinngeschirr (siehe unten).

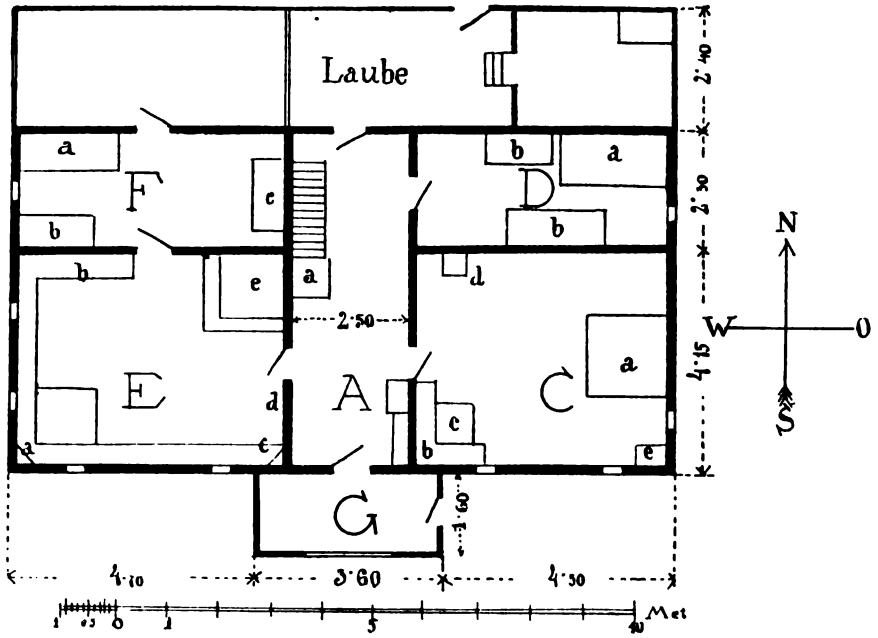


Fig. 135. Grundriss des Hauses Fischerndorf Nr. 23.

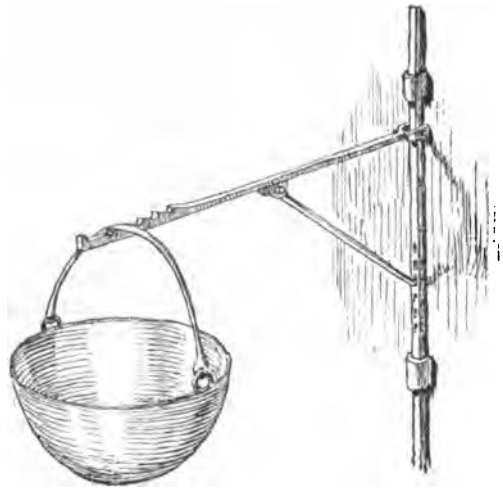


Fig. 136. Eine „Kesselschwinge“.

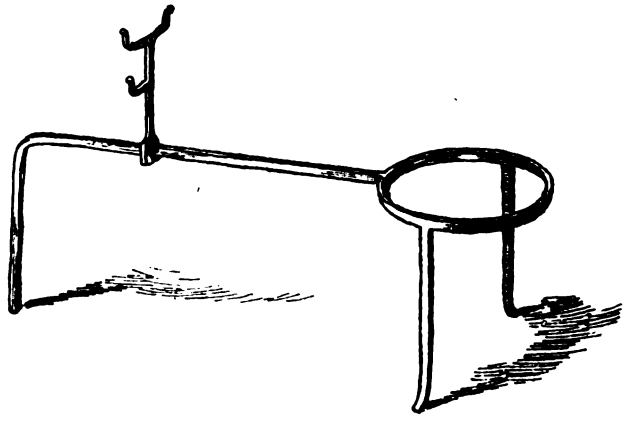


Fig. 137. Ein Dreifuss.

Unter Bank *b* ein Verschlag. Im Winter soll dort die Milch untergebracht werden. Bei *c* schief in der Ecke ein Wandkastl, aussen gemalt, mit Aufschrift 18 J. K. 36. Es enthält die Hausapotheke. Bei *d* eine Uhr (1836). *e* Ofen mit Tulipana-Ornament, alt, aber erst 1844 hieher gesetzt. Beide Thüren sind gemalt und mit Gesims versehen. Die eine, bei welcher man eintritt, hat die Aufschrift: „Gelobt sei Jesus Christus in Ewigkeit. Amen. 1840“. Auf der zweiten steht: „Johann Kain und Therese Kanin“. Das Letztere ist verschrieben, erklärte der Hausherr.

F, *a* Bett, *b* Schubladkasten mit Aufsatz, *c* Schrank, von dem Vater des Besitzers gemacht.

Der erste Stock ist jung (vgl. Fig. 139).

A, *a* Bett. Oberhalb desselben an der Wand ein Christus, der einst in der Alt-Ausseer Kirche war und wohl nach ihrer Umbauung in den Besitz des

Hauses überging. Er ist aus irgend einer blätterigen Masse hergestellt (Papier oder Leinwand) und sehr realistisch mit vielen blutigen Striemen. Der Eindruck ist sehr unbehaglich.

C, *a* Alter Kachelofen, unten quadratisch, oben unregelmässiges Elfeck. Adler und Tulpen auf den

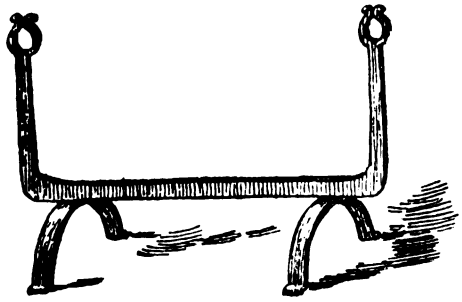


Fig. 138. Ein Feuerross.

Kacheln. Die Fenster mit Läden zum Zuschieben. Das Gemach ist jetzt die „Arbeitskammer" mit allen Vorrichtungen zu Holzarbeiten.

D heisst die „Pfoffnkomma". Es soll einmal ein geistlicher Herr hier einquartiert gewesen sein.

Acker- und Wirthschaftsgeräthen gefüllt: Heugabeln, Mostpresse, Fässer u. s. w. Wir sahen einen „Schneeroaf". Die Schneereifen werden an die Füsse gebunden, um im Schnee nicht einzusinken.

Von der oberen Laube führt eine Holzstiege in's „Hinterdo". Auch hier Wirthschaftsgeräthe. Wir

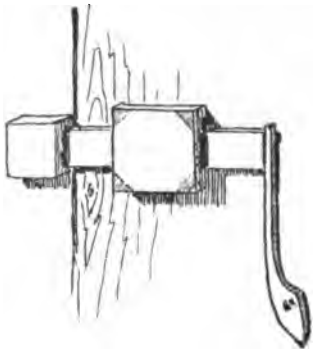


Fig. 140. Ein hölzernes Schloss.

sahen Seile, die der Bauer selbst bereitet „aus Honif und Küaschwonz". Seitwärts ist das „Unterdach" offen und mit einer Brüstung versehen, „der Gwondgong". Bei dieser Oeffnung lässt sich ein Balken

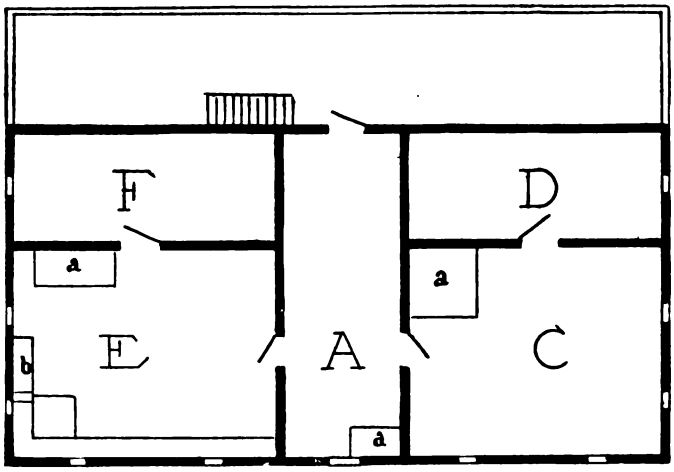


Fig. 139. Obergeschoss des Hauses Fischerndorf Nr. 23.

Das Schloss der Thür (Fig. 140) ist das typische Holzschloss mit hölzerner Feder; von aussen wird es mit eisernem Schlüssel geöffnet.

E enthält eine Menge Glasbilder. Den Schrank *a* hat der Grossvater des Besitzers gemacht. Auf der Thür, durch welche man eintritt, steht: „Johann und Therese Kain 1870. *b* Schublade, in der der Besitzer seine Documente verwahrt.

F, daselbst Stellage mit verschiedenen Utensilien.

Die ebenerdige Laube hat unter einer Fallthür einen Kellerraum, den der Besitzer „Erdäpfelgruabn" nannte. Die Laube im ersten Stock ist mit allerlei mit Rollen hinausdrehen, eine Art Krahn. Er gehört zum „Bretta auffiwindn". Eine Spitzhacke fand sich hier vor, welche der Bauer „Berhomma" nannte.

Bewohner: Heinrich Kain, 64 Jahre alt, Maria Kain, 58 Jahre alt.

Die Leute sind kinderlos. Ein Knecht und drei Mägde bilden das Gesinde.

Nebengebäude: Vor dem Haus 1 Sechtlofen, 1 Brunnen, 1 „Holzhüttn" mit angebautem Backofen, 1 Schweinstall. Sehr hübsch ist der alte „Stodl". An der linken Wand der Tenne ist eine Inschrift (vgl. Fig. 141).

Die Buchstaben und Ziffern sind schön und correct ausgeschnitzt und roth gefärbt. Der Bauer meint, die Buchstaben sind die Initialen der acht Zimmerleute, welche den Bau herstellten. In einem Zubau Pflüge, Schlitten und eine Reiter, „Staubmühl" genannt. — 2 Almhütten.

Besitz: 10 Joch Grund, 6 Kühe, 1 Ochs, 6 Stück Jungvieh, 1 Schwein.

Bücher: Universal-Lexikon, Breslau 1851. — Der Bauer als Vieharzt, Grätz. — Himmlisches Jerusalem, Prag 1711. — Grosse Hauslegend, 1762, 2 Theile. — Hauspostille 1755.

Der Besitzer erzählt, er sei in seiner Jugend auf diese Bücher allein angewiesen gewesen. Von seinem Streben zeugt: Daniel, Lehrbuch der Geographie, 1852, u. a.

Sonntag den 2. August besuchten wir zum zweiten Male das Haus. Lehrer Groller machte den Führer. Der „Mühlberger" kam aus der Kirche und geleitete uns, seine Frau kochte. Er ist ein kleines Männchen, sehr lebhaft, mit klugen, freundlichen Augen und behauptet zu stottern, was man aber kaum bemerkt. Von seiner Frau spricht er mit grösster Achtung. Sie habe seinen Vater so gut behandelt. Eine Photographie des Letzteren aus seinem 85. Jahre hängt im ersten Stockwerk. „Wenn i nomol auf d' Welt kom," sagt der Mühlberger, „und sie führatn ma an ganzen Wogn Weiber her, i nam do wida meins." Das ganze Haus macht den Eindruck grösster Ordnung. „Wos, do segn's ka Schlomperei", sagt der Bauer mit Recht. Es ist auch sehr viel, was er selbst kann und thut. Er schreibt sich trotz seiner „schweren Hand" „Anmerkungen für den Hausgebrauch", mit allerlei Dingen, die für die Wirthschaft nothwendig sind. Auch sein Recht weiss er zu wahren, wie eine Anzahl Concepte zu Eingaben an die Behörden beweisen. Seinen Schnaps (Weizenschnaps) brennt er selbst; 40 Liter jährlich sind frei. Mit diesem sehr guten Getränke wartet er auch seinen Gästen auf. In einem Wirthshause sieht man ihn nie. Trotzdem behauptet er, dass seine Wirthschaft zurückgehe; er schreibt es den Verhältnissen zu. Der Bauernhof ist eine kleine Welt für sich, er erzeugt das Meiste, was er braucht, selbst. Im Winter macht der Hausherr alle die nothwendigen Holzgeräthe. Wir staunten über die schöne und solide Ausführung. Von jedem Stücke des Hauses kennt er die Geschichte. Seine Erinnerungen gehen bis auf die Urgrossmutter zurück.

Die Grossmutter seines Vaters (so sagte er) war die Tochter des Mathias Pressl, von dem auf der Alt-Ausseer Strasse ein Denkmal errichtet ist. Es ist eine kleine Capelle mit Heiligenbildern; oben steht: „Gestiftet von Mathias Pressl, gewesenen k. k. Bergmeister allhier, Anno 1725; renovirt 1842, 1867, 1889". Wahrscheinlich hatte Pressl dieses Denkmal aus Dankbarkeit für seine glücklich vollendete Dienstzeit gestiftet. Auch im Walde sind Heiligenbilder mit der Aufschrift, das N. es zur Erinnerung an seine glücklich vollendete 40jährige Dienstzeit errichtet habe. Nach 40 Jahren werden nämlich die Bergleute pensionirt. Die Tochter des Mathias soll die letzte Bewohnerin der jetzigen Ruine auf dem Pflinzberg gewesen sein. Aus ihrem Besitz stammen eine Anzahl Zinnteller (mit den Zahlen 1722, 1730) und eine Zinnflasche mit abschraubbarem Deckel, woran eine Handhabe. Der Bauer erzählt, dass man in solchen Flaschen früher den Schnittern das Essen (wohl die Suppe) auf's Feld brachte. Der geistige Horizont des Mühlberger's ist nicht klein. Er hat einen Vetter in Amerika, von dem er jährlich mehrere Briefe erhält. Er weiss, wie es mit der Ernte in Amerika und Russland steht. Ueberhaupt hat er Vieles gelesen.

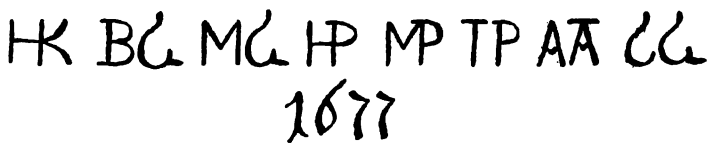


Fig. 141. Eine Bauinschrift.

Wir schieden mit grosser Achtung von dem tüchtigen kleinen Bauersmanne[1]) und seiner braven Frau.

Ober-Lupitsch Nr. 18. Haus des Mathias Gasperl, vulgo „Scheiz". Im Hause keine Jahreszahl, doch findet sich im „Troadkostn" die Angabe 1609 und so alt dürfte wohl auch das Haus sein.

Das Haus ist nach Südost gewendet und nach dem gewöhnlichen Typus des durchgängigen Hauses gebaut. Die Ischler Strasse läuft an einer Seiten-

[1]) „Der Socha überlebt den Pocha", sagte er.

wand vorbei. Von dem ziemlich breiten „Haus“ kommt man rechts in die Stube. Die Thür soll einst oben rund gewesen sein. In der Stube der gewöhnliche Hausrath. Links die Küche. Hölzerne „Kesselschwing“; auch sonst nur die allergewöhnlichsten Geräthe. Das „Foiaross“ des Hauses hat diese Gestalt wie Fig. 142 zeigt.

Die „Fojazong“ ist Fig. 143 abgebildet.

Die Thür, welche vom „Haus“ in die linke Kammer (neben der Küche) führte, ist nur 152 cm hoch. Die Niedrigkeit der Thüren, welche zu den Kammern führen, hat offenbar auch seinen Grund darin, dass man dem Rauche den Zutritt wehren wollte, was bei den Kammern von Wichtigkeit war, weil hier zumeist die Betten stehen. Das Hausthürschloss hat unsere Aufmerksamkeit erregt (Fig. 144). Innen ist ein hölzerner Riegel angebracht, welcher zwischen zwei Eisenklammern beweglich ist. Durch ein Loch der Thürpfosten wird ein zweiarmiger Schlüssel gesteckt (Fig. 145), dessen Arm *a* herabfällt. Der Bart dieses Armes greift dann in eine der Kerben des Holzriegels ein und man kann durch eine Drehung den Riegel wegschieben. Dieses primitive Schloss ist insoferne sehr praktisch, als man auch mit dem Schlüssel ohne Uebung die Thür nicht zu öffnen im Stande ist. Jeder der beiden Arme wird etwa 25—30 cm lang sein.

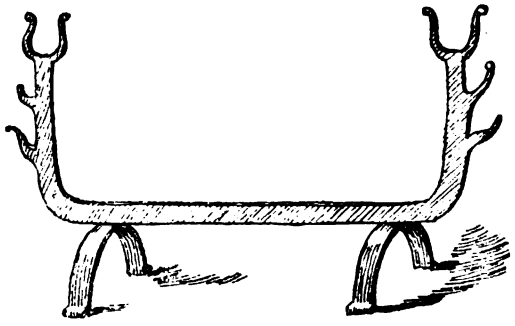


Fig. 142. Ein Feuerross.

Fig. 143. Eine Feuerzange.

Ober-Lupitsch Nr. 20. Haus des Franz „Ecker“, vulgo „Tona“. Ohne Jahreszahl.

Gewöhnliches durchgängiges Haus. Ischler Strasse an der linken Seitenwand. Rechts vom Haus die Küche, links ein Arbeitszimmer. Die zweite Thür links im Haus ist 136 cm hoch. Die Stiege ist rechts, aber neu.

Das Haus soll nach Angabe des Besitzers nie ein „Brückl“ gehabt haben. Oben läuft an der Front des Hauses ein „Gwondgong“, der zum Gehen viel zu eng ist.

Aermlich. Ausser dem alten Ecker sahen wir blos seine Nichte und deren Kind im Hause.

Ober-Lupitsch Nr. 21. Haus des Christian Waldhauser. Nur er, sein Knecht und eine Magd bewohnen dasselbe. Ohne Jahreszahl, aber jedenfalls sehr alt (Fig. 146).

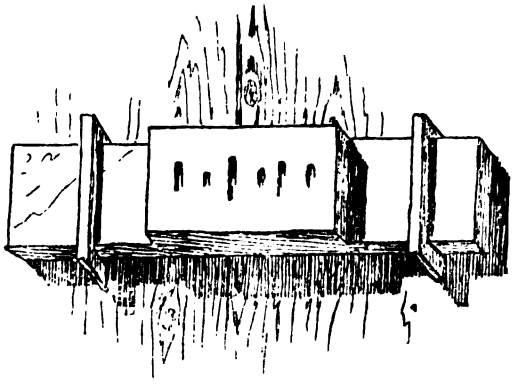


Fig. 144. Ein hölzernes Schloss.

Fig. 145. Der Schlüssel zu dem Schlosse.

G „Brückl“. Da der Boden von der Strasse abfällt, führt eine ziemlich hohe Treppe hinauf.

A „Haus“. Die Stiege war früher unten rechts, wie man noch genau sehen kann.

C Stube. Der gewöhnliche einfachste Hausrath.

D, 2 Betten, 1 Schrank.

E Küche mit offenem Herd, hölzerner Kesselschwing u. s. w. Ein sehr primitives „Fojaross“ war hier zu sehen (Fig. 147).

Bei *a* ist etwas abgebrochen, wie das Betasten lehrte.

F Bett und Truhe. Die Thür, welche hineinführt, ist 155 cm hoch und 63 cm breit.

Das Haus wendet seine rückwärtige Seite der Strasse zu. Man sieht aus den Stellungen der Häuser zu der Strasse, dass diese nicht auf dem Boden der alten Wege erbaut ist. Das Haus ist nach der Strasse zu geweisst und in Stand gesetzt, so dass es zuerst einen ganz befremdlichen Eindruck macht. Die Sache klärt sich auf, sobald man sieht, dass die andere Seite eigentlich die Vorderfront des Hauses ist. Der „Gwondgong" an den Seiten ist mit Brettern zugeschlagen.

Beschränkte Verhältnisse.

Puchen Nr. 7. Haus des Johann Grieshofer, vulgo „Rastl". Zweitheiliges Haus. Ueber der Thür die Zahl 1804. Das Haus ist wohl auch nicht viel älter. Die Stube und Kammer sind rechts vom „Haus" und der dahinter liegenden Küche. Links vom Flur ein Zubau, so dass das Gebäude zuerst den Eindruck eines durchgängigen Hauses macht.

Puchen Nr. 8. Haus des Franz Pichlbauer, vulgo „Preslhauser". Gebaut 1587. Altes durchgängiges Haus. Küche ist rechts.

Das Obergeschoss hat die Nr. 9 und ist anderweitiges Eigenthum, also getrenntes Eigenthum nach verticaler Richtung, eine Vertheilung, die ein neueres Gesetz verboten hat.

Puchen Nr. 31. Haus des Johann Frosch, vulgo „Wimmer". Auf dem Tram der Stube steht die Jahreszahl 1633. Ist ein gewöhnliches durchgängiges Holzhaus. Das obere Stockwerk ist jüngeren Datums. Die Küche ist links, rechts die Stube. Auf dem Tram eine Rosette (Fig. 148).

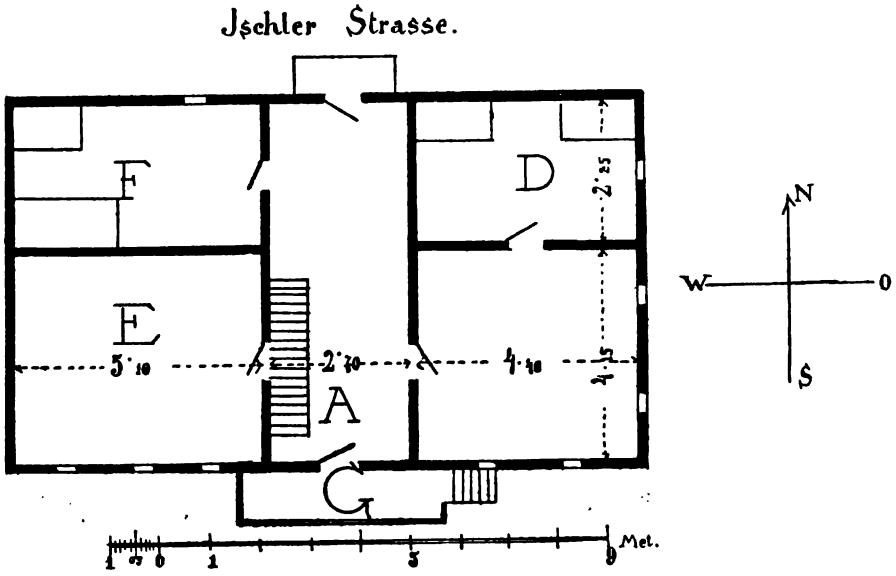


Fig. 146. Grundriss des Hauses Ober-Lupitsch Nr. 21.

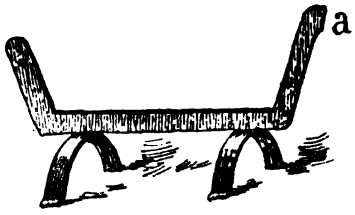


Fig. 147. Ein Feuerross.

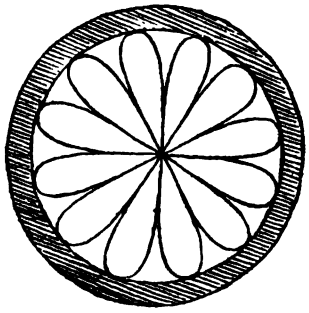


Fig. 148. Eine Rosette.

Anhang. Einige volksthümliche Erzählungen[1]).

a) Die Wildfrauen.

In der Drisselwand, welche jäh über dem Alt-Ausseer See aufsteigt, ist ein grosses, schwarzes Loch weithin sichtbar, eine Höhle. Dort wohnen die Wildfrauen, auch böse Frauen genannt[2]). Man kann oft sehen, wie sie die Wäsche zum Trocknen aushängen. Wenn sie das „Bettgwond" ausklopfen, dann schneit es.

b) „Das wülde Gjoad." (Die wilde Jagd.)

Wenn ein Bursch unter zwanzig Jahren wildbratln geht, so schreckt ihn das „wülde Gjoad". „Da thuat's sausn und kiaschn, pfeifn und heuln und wia mit eiserne Spitzn und Zockn fohrt's über d' Erdn."

c) „'s Jagakreuz in 'n Drisselberg."

Auf der Drisselwand sieht man ein grosses, schiefes Kreuz, von zwei Felsspalten gebildet. Die Sage weiss zu erzählen, wie es entstanden ist.

[1]) Sie sind von Dr. Braunbis aufgezeichnet. *a* und *c* waren auch mir bekannt. Braunbis hat den Dialect nur dort beibehalten, wo er sich mit Bestimmtheit an die Ausdrücke des Erzählers erinnerte.

[2]) Der Ausseer gebraucht sonst das Wort „Frau" gar nie.

Ein Gamsjäger (man sagt auch ein Wilddieb) hatte sich verstiegen und konnte nicht mehr vorwärts und auch nicht zurück. In seiner Todesangst ruft er laut. Man hört ihn unten und der Pfarrer kommt und zeigt ihm das Allerheiligste hinauf. Der Jäger sieht es und springt herunter. Man hört ein fürchterliches Krachen und oberhalb der Stelle, von der er abgesprungen, gähnen zwei Spalten in Kreuzesform auf dem Felsen.

d) „D'Goldmocha im Woldgrobn."

„Vor der Zeit sand zween Wälsche kemma durin Loisling (Pass gegen Goisern). Der oan is in's Dorf ganga, der oan is in'n Waldgrabnhäusern bliebn. Derseg' steht zschnaschten (in der kommenden Nacht) auf und sogt dem Bauern, er soll eam aufn Sandling führen, dorthin, von wo aus ma 's Licht von dar Wimma-Bodkuchl siagt."

Der Bauer thut's und an der bezeichneten Stelle ist ein grosses Loch. Der Wälsche nimmt des Bauern Kraxen, steigt in das Loch und heisst den Bauern heimgehen. Als dieser nicht gehorcht, droht ihm der Wälsche mit Erschiessen. Da wird der Bauer noch neugieriger, stosst den Bergstock neben das Loch in den Boden, hängt Rock und Hut darauf und verbirgt sich abseits. Der Wälsche kommt aus dem Loch und schiesst auf die Puppe. Da „kriagt der Bauer an Hassat (Zorn) auf eam" und packt ihn und bricht ihm ein Bein. Reue und Mitleid bewegen ihn, den Wälschen hinabzutragen in's Bauernhaus und er nimmt auch die Kraxen, welche voll Steine ist, mit hinab. Unter sorgsamer Pflege heilt des Wälschen Bein. Doch in der letzten Nacht, bevor der Wälsche fort soll, regt sich sein Rachedurst und er zündet das Haus an, dass „olls brunnat wird". Die Hausbewohner werden gerettet, der Wälsche aber verbrennt. Im Schutte wird die Kraxen gefunden, aber statt der Steine liegt eine Goldplatte drinnen. Von dem Erlöse derselben werden die Waldgrabenhäuser wieder aufgebaut.

B. Ueber das „durchgangige" Haus.

Das Alt-Ausseer Bauernhaus zeigt zwei Typen. Gewöhnlich ist es dreitheilig („durchgängiges Haus")[1]. Aber auch das zweitheilige Haus („Kreuzhaus") ist durchaus nicht selten und beide Typen stehen friedlich und bunt gemischt nebeneinander. Die hiesige Anlage ist trotz des 300jährigen Alters vieler Häuser keine ursprüngliche, denn der oder die Tracte neben dem Flur sind immer wieder in einen grösseren und einen kleineren Raum getheilt. Abgesehen davon, hat z. B. das Haus Salzbergstrasse 36 fast denselben Grundriss wie jenes von Wetzlar, welches Henning S. 13 beschreibt. Nach Henning (S. 15, 19) wird das zweigetheilte Haus erst im südlichen Alemannien und der Schweiz allgemeine Regel. Die zweitheilige Raumgliederung hält Henning für die Bauart des alemannischen Stammes; jedenfalls ist sie eine charakteristisch oberdeutsche Bauart.

Das hiesige Bauernhaus ist zum grössten Theile Holzhaus und hat einfach verzahnte Balken, welche oft nur so weit glatt behauen sind, um dicht aufeinander zu liegen. Die Aussenwände des Hauses sind mit senkrechten Brettern und Leisten verschalt. Das Dach ist ein Steildach, mit Holzschindeln bedeckt, und hat ein seitlich offenes Giebelfeld („Gwondgong"). Der Eingang ist immer dem Wege zugekehrt, bei ganz freistehenden Häusern nach Südost gerichtet. Wo die Hausanlage auf den Weg keine Rücksicht zu nehmen scheint, da ist wohl immer der Weg jünger. Der First des Daches läuft parallel zu der Längenrichtung des Hauses, weshalb der Eingang bei durchgängigen Häusern immer in der Frontseite, bei Kreuzhäusern zumeist in dieser, selten in der Giebelseite gelegen ist. Bancalari, Ausland 1891, S. 674.

Das durchgängige Haus und das Kreuzhaus sind im ganzen Gebiete von Alt-Aussee, Markt Aussee, Grundlsee, ja auch in den entfernteren Thälern wie in der Ramsau, in der Scheiben überall zusammen anzutreffen. Der Unterschied ist nur der, dass der minder Begüterte ein Kreuzhaus, der Reichere sich ein durchgängiges baute. Die Vorzüge des durchgängigen Hauses vor dem anderen liegen auf der Hand, es ist bequemer und vor Allem entwicklungsfähiger. Wenn man ein Kreuzhaus durch Anbauten vergrössert, dann entsteht ein recht unangenehmes Winkelwerk, während bei dem durchgängigen Hause leicht neue Gemächer angegliedert werden. Die rückwärtige Laube[1]) und der öfter zur Seite angebrachte Rossstall zeigen vor Allem die Fortentwicklungsfähigkeit, indem sie, aus besserem Material hergestellt, zu neuen Wohnräumen der Familie werden.

Woher das „Brückl" seinen Namen hat, darüber Henning, S. 18. Derselbe Name findet sich im Schwarz-

[1]) In manchen Gegenden Deutschlands sind die zwei entgegengesetzten Thüren verpönt, weil das wüthende Heer durchzieht. Grimm, Myth. 4. III. S. 281.

[1]) Ueber das Wort „Laube" vgl. Schrader, Sprachvergleichung 2, S. 494.

walde, wo die Häuser auch „Brücken“ haben. Der Name mag von der Gestalt dieses Vorbaues herkommen, weil das „Brückl“ in der That oft auf vier Pfeilern steht, wenigstens dort, wo im Rücken des Hauses sich der Boden hebt, was ja häufig der Fall ist, da viele Häuser an einer Berghalde angebracht sind. Von grossem Vortheil muss das Brückl im Winter sein, wo es dem wehenden Schnee den Eintritt in's „Haus“ verwehrt, wenn die Thür geöffnet wird. Sehr hohe Brückln haben wir am Grundlsee und auf der Strasse von St. Leonhard nach Markt Aussee gefunden[1]). Sehr selten findet es sich, dass das Brückl grössere Ausdehnung hat, so dass es von der Thür sich noch über die Fenster hinaus erstreckt.

Ich habe allerdings nur dort Brückln mit Treppe vorgefunden, wo die Bodenbeschaffenheit dazu zwingt, aber es ist doch die Frage, ob das Brückl (das für das Thürhäuschen ja sonst ein ganz thörichter Name wäre) nicht auch früher bei Häusern in Anwendung kam, die auf ebenem Boden standen, d. h. es ist die Frage, ob nicht alle Häuser früher einen starken Unterbau hatten, der zur Anlage eines Brückls zwang[2]). Auch ist zu erforschen, ob früher nicht etwa im Salzkammergute das Brückl ein Säulenvorbau von der Breite des Hauses war.

Das allgemeine Princip der Entwicklung des Hauses ist ein zweifaches. Erstens die Abtrennung von gewissen Räumen und deren Selbstständigkeit in Hausform. Das hiesige Bauernhaus zeigt ein grosses Streben nach Decentralisation im Gegensatze zum oberösterreichischen Bauernhof, der Alles zu vereinigen sucht. Hier in Aussee ist der Stodl (mit dem Vieh) abgesondert, die Waschstätte, auch die Sommerküche, die Scheiterlaube, der Backofen, die Feldkästen mit den Vorräthen. Die Sicherheitsverhältnisse der Gegend erlauben das.

Das zweite Princip ist die Stabilisirung der provisorischen Anbauten. So werden aus Lauben feste Räume, aus Holzkammern des Dachraumes wird ein Obergeschoss. Diese Veränderung wird jetzt mehr um sich greifen, je mehr das offene Herdfeuer des Erdgeschosses verschwindet, denn mit diesem verträgt sich ein erster Stock mit Wohnräumen sehr schlecht. Bis jetzt ging deshalb die Entwicklung mehr in horizontaler, wenig in verticaler Richtung vor sich. Von den Anbauten zeigt das „Brückl“ die geringste Entwicklungsfähigkeit. Nur beim „Bachwirth“ ist daraus eine grosse Veranda geworden, wo des Abends die Gäste sich an den Kindern seines Humors erfreuen; dasselbe bei anderen Wirthshäusern und solchen Wohnhäusern, die an Fremde vermiethet werden.

Wenn man das dreihundertjährige Alter vieler hiesiger Häuser bedenkt, so wird man staunen müssen über die verhältnissmässig complicirte Einrichtung des durchgängigen Hauses mit seinen fünf Räumen des Erdgeschosses. Man wird wohl daraus schliessen müssen, dass in Alt-Aussee vor dem grossen deutschen Kriege ein bedeutender Wohlstand geherrscht haben muss. Allerdings erweisen sich die Kammern durch ihre Anlage und ihre unbedeutende Ausdehnung als spätere Entwicklung, doch sind sie meistens schon constructiv in der Grundanlage des Hauses vorgesehen und durch starke Wände von Küche und Stube getrennt. Wir haben in Alt-Aussee einen einzigen Fall gefunden, wo diese Trennung den Charakter einer späteren Zuthat hat. Dieser Fall mag hier seine Stelle finden:

Lichtersberg Nr. 2 („in der Wimm“). Haus des Franz Scheichl (dz. Bürgermeisters von Alt-Aussee), vulgo „Horbm“) (Fig. 149).

Das Haus ist ganz aus Holz, mit einem Obergeschoss, das wohl auch schon sehr alt ist. Die ältesten Theile des Hauses können kaum nach dem Ende des 16. Jahrhunderts entstanden sein; die Zahl 1789, welche an der Eingangsthür zu lesen ist, rührt von einer Renovirung her.

Die Stube *C* ist nur durch eine dünne Bretterwand von der Kammer *D* getrennt. In der Stube steht ein sehr alter, schwarzer Ofen mit tief concaven Kacheln, wie sie sonst auch in den ältesten Häusern nicht mehr angetroffen werden. Die untersten Kacheln sind flach und zeigen einen Reiter. Die Haltung des Pferdes und die Gewandung des Reiters lassen ein altrömisches Vorbild vermuthen. Ueber dem Herd der Küche ist ein „Kobl“ angebracht, ein Dach, das nach abwärts gebogen ist. Zwei hölzerne Schlote führen von der Decke der Küche durch das

[1]) Die Höhe des Brückls ist im Allgemeinen natürlich von der Steigung des Bodens abhängig.

[2]) Nur beiläufig: Das lith. Wohnhaus, das mit dem oberdeutschen im Principe so grosse Aehnlichkeit aufweist, hat etwas entsprechendes. Bezzenberger citirt (aus Schultz) Altpreuss. Mon. IV. 23, S. 47 folgenden Passus: „Gewöhnlich ist die klete (der Speicher) auf einem etwas hohen Fundamente gebaut, so dass man nur vermittelst einer kleinen Treppe hineingelangen kann. Der ganzen Front des Gebäudes entlang sind oft einige hölzerne Säulen angebracht, die ein kleines Ueberdach tragen. Zwischen diesen Säulen und der Wand befindet sich die Treppe.“

ganze ziemlich hohe Haus in's Freie. Sie sind mit dicker Russschichte und langen tropfsteinähnlichen Gebilden aus Russ über und über bedeckt.

Im ersten Stock ist auf dem Tram eine Rosette, welche genau der Fig. 128 entspricht.

Ganz denselben Grundriss hat ein zum Markt Aussee gehöriges Haus: Reith, Gemeindestrasse Nr. 6. Die Bewohner bewahren einen Zettel mit Abschrift der Jahreszahl des alten Tram: MDXCIIII. Ueber ein sehr hohes, auf vier Balken ruhendes Brückl kam man früher (jetzt ist der Eingang von hinten) in das Haus. Rechts ist Stube und Kammer, links eine Kammer mit Backofen und die Küche, deren Herd an der Kammerwand steht. Hier ist also der ganze linke Tract eigentlich Küche.

Das dritte Haus von atypischer Anlage ist das von Moser am Ratschi (i betont und nasalirt) im Markt Aussee. Es ist ein grosses Gebäude mit festem, gemauertem Erdgeschoss und Obergeschoss aus Holz, aber aussen mit Kalk beworfen, im Ganzen ein sehr stattliches Gebäude. Es soll aus dem Jahre 1635 stammen. Seine Anlage ist die gewöhnliche dreitheilige. Rechts vom Eingange ist die Küche, dahinter eine Kammer. Die Stube (zwei Fenster an jeder Seite) liegt der Kammer gegenüber und hat eine Thür zu der zweiten einfenstrigen Kammer. Die Anlage erinnert also sehr an die des vorletzten Hauses.

Man sieht also, dass das Princip des durchgängigen Hauses die Dreitheilung ist, mit Flur ohne Herd. Neben dem „Hause" ist zur einen Seite der Wohnraum, zur anderen die Küche. Von diesen beiden werden kleinere Räume abgetrennt, Kammern zum Schlafen oder zum Aufbewahren von Vorräthen. Diese Kammern haben keinen festen Platz, erweisen sich also schon dadurch als spätere Beigaben.

Wie weit das durchgängige Haus geographisch verbreitet ist, darüber kann ich keine Auskunft geben.

Das Ausseer „Kreuzhaus" ist nichts Anderes als das zweitheilige oberdeutsche, sogenannte alemannische Haus und bietet weiter nichts Bemerkenswerthes.

Schwierigkeiten macht aber das „durchgängige" Haus. In der Dreitheilung entspricht es voll-

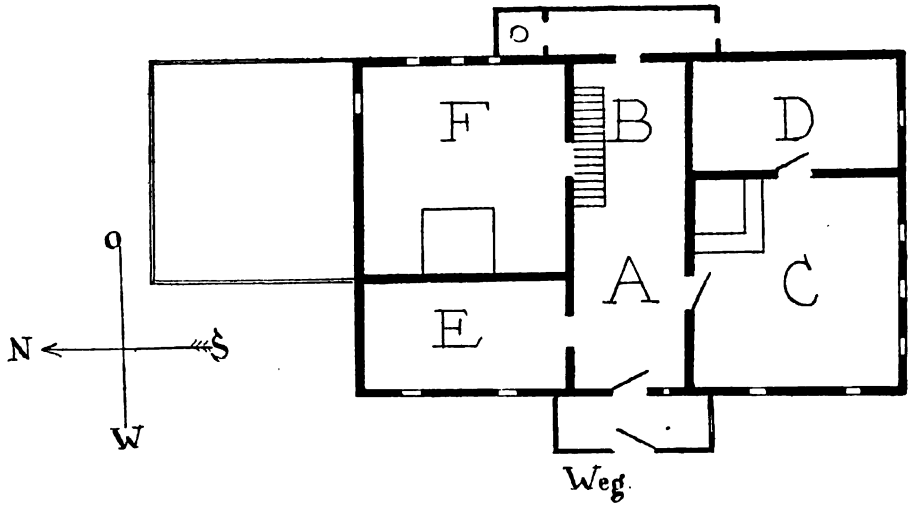


Fig. 149. Grundriss des Hauses Lichtersberg Nr. 2.

kommen dem fränkischen Hause, unterscheidet sich aber darin von diesem, dass es niemals den Herd im Flur hat.

Es mag heute noch verfrüht sein, die Bauarten der einzelnen deutschen Stämme auf eine frühere Einheit zurückzuführen. Aber ein Versuch, den zwei- und den dreitheiligen oberdeutschen Typus mit einander in Verbindung zu bringen, darf unmöglich von vorneherein abgewiesen werden, zumal sie sich nebeneinander gleichberechtigt finden. Uns dünkt (ebenso wie Henning), der zweitheilige Bau ist der ältere. Man sieht es hier noch oft, wie sich daraus der dreitheilige ergibt. Neben dem Tracte, welcher Flur und Küche hat, erscheint zuerst eine Holzlaube, in der man Geräthschaften, Vorräthe und Anderes aus dem eigentlichen Wohnhause hieher schafft. Bei wachsendem Wohlstande werden die Vorräthe von hier aus in neue Gebäude verlegt, die Laube wird aus dauerhaften Stoffen hergestellt und so entsteht ein

Haus, das von aussen ganz wie ein durchgängiges erscheint, bei näherer Besichtigung aber sofort aus dem Unterschiede des Materials wie aus der Anlage der Küche erkennen lässt, dass hier nur ein altes, zweitheiliges Haus erweitert wurde. Ein Beispiel dafür ist das Haus Salzbergstrasse Nr. 44. Wie man diese Entwicklung jetzt noch sehen kann, so mag sie auch früher vor sich gegangen sein, und so mag durch die Verlegung der Küche der dreitheilige Typus sich aus dem zweitheiligen entwickelt haben.

Ziemlich klar ist heute schon, dass das fränkische Haus mit dem sächsischen kaum zu vergleichen ist. Bancalari, a. a. O. S. 724, nennt seinen Ursprung vorgermanisch und das hat etwas für sich. Wenn das fränkische Haus aber vorgermanisch ist, dann kann man nur an die Kelten, als die Lehrmeister der oberdeutschen Stämme, denken. Henning (S. 99) weist darauf hin, dass der fränkische Haustypus in Irland sehr geläufig ist.

Jetzt ist der Mitteltract des durchgängigen Hauses allerdings fast ohne Bedeutung. Dass er aber einst der bedeutendste Theil des Hauses war, beweist sein Name: „'s Haus". Diese Bezeichnung allein scheint darauf hinzuweisen, dass von diesem Theile erst allmälig die anderen Räume abgetrennt worden sind. Vgl. Henning S. 140. In einigen alten Häusern fanden wir noch ziemlich breite „Häuser", aber nirgendwo fanden wir in einem dreitheiligen Hause den Herd oder die Küche in der Mitte. Doch muss dieser Raum einst mehr bedeutet haben als jetzt, wo man fast nur eine Bank, ab und zu einen Schrank und an den Wänden Nägel für Sensen und anderes Wirthschaftsgeräth antrifft. Für seine jetzige Bestimmung ist dieser Raum zu breit. Das brachte uns auf den Gedanken, dass dieser Raum in einigen Fällen noch Herdraum war. Eine Bestätigung dieser Vermuthung hat sich nicht gefunden. Bemerkt muss werden, dass über dem „Hause" sich niemals eine Kammer findet, sondern nur rechts oder links von demselben. Das kann, zusammengehalten mit der verhältnissmässigen Breite des „Hauses", immer noch nahelegen zu glauben, dass doch das „Haus" der alte Herdraum war, von welchem aus der Rauch durch ein Loch der Decke in den Dachraum abzog. In alten Häusern sieht man noch im „Haus" eine schwerfällige Rauchabzugs-Vorrichtung. Ueber der Ofenthür, von der aus der Kachelofen in der Stube geheizt wird, befindet sich ein Holzmantel, der in den Rauchfang mündet. Ebenso führt von der Decke der gegenüberliegenden Küche ein viereckiger Holzschlot quer über das „Haus" in diesen selben Schlot, so dass also durch die Decke des Flurs der gesammte Rauch der Feuerstätten des Wohnhauses in den Mauf und von da in's Freie zieht[1]).

Ich glaube also annehmen zu müssen, dass die Küche bei dem durchgängigen Haus verlegt wurde. Dazu bewegt mich die Bezeichnung „Haus" für den Flur. Sonst bin ich mir der Schwierigkeit einer solchen Annahme wohl bewusst und gebe Dr. Axel O. Heikel, Die Gebäude der Čeremissen, Mordwinen; Esten und Finnen Recht, wenn er meint, man müsse bei allen Classificationen vom Herdraum ausgehen; nur scheint er mir zu weit zu gehen. Bemerkenswerth sind seine Worte S. XXVII:

„Den fränkischen Typus erkennt man daran, dass die Wohnstube nicht als Viehstall dient und dass vor der Thür zur Wohnstube eine Flur ist; diese beiden Räume sind mit Feuerstätten versehen, von denen wenigstens die in der Flur befindliche den Herdnamen und die Herdform hat, denn dort hängt der Grapen. Wenn nun auf die andere Seite der Flur eine andere Stube oder ein anderes Zimmer hinzugebaut worden ist, ist die Flur mit der Küche in der Mitte des Hauses geblieben. — In den ostdeutschen und nordischen (norwegisch-schwedischen) Haustypen hat die Flur dagegen im Allgemeinen keine Feuerstätte, welche anstatt dessen in doppelter Gestalt in die Wohnstube versetzt ist, nämlich als Herd sowohl wie als Ofen. — Diese Eigenthümlichkeit ist auch für die finnischen, mit Feuerstätten versehenen Bauformen charakteristisch."

So Heikel. Ich stimme ihm gerne zu betreffs seiner Worte über den fränkischen Typus. Aber im Sinne Heikel's müsste man den durchgängigen dreitheiligen Typus Steiermarks und Kärntens für ostdeutsch-nordisch halten, was mir doch bedenklich erscheint. Ich halte die Uebereinstimmung für rein zufällig und stütze mich dabei auf die sinnvolle Bezeichnung „Haus" für Flur. Merkwürdig ist allerdings die Aehnlichkeit des durchgängigen Alpenhauses mit dem Typus *B* der finnischen Häuser,

[1]) Bancalari, Ausland 1891, S. 722, sagt von den oberdeutschen Häusern: „Alle, auch die schmalsten Hausfluren, haben ihr Fensterchen." Von den Ausseer „Häusern" gilt das durchaus nicht, denn hier ist im „Haus" nur in den allerseltensten Fällen ein kleines Guckfenster neben der Thür. Das „Haus" empfängt sein Licht durch die Thüren der Gemächer oder durch die beiden Hausthüren, von denen eine ja immer offen ist.

vgl. Heikel S. 213 [1]). Im Wesentlichen schliesse ich mich betreffs des dreitheiligen Typus ohne Herd im Flur den Ausführungen Bancalari's, Ausland 1891, S. 724, an.

Der dreitheilige Typus ohne Herd im Mitteltracte (Flur) findet sich ausser in den germanischen Nordlanden (Henning, S. 69) auch in Lithauen.

Ich finde bei Glagau, Lithauen und die Lithauer, S. 115, eine sehr interessante Beschreibung. Henning scheint sie mir nicht gekannt zu haben. Wenn ich Glagau recht verstehe, bieten die lithauischen Häuser eine Urform des oberdeutschen zweitheiligen Typus. Er sagt S. 115: „Die Wohngebäude sind schmal und niedrig, oft wie ein Blockhaus von runden Baumstämmen errichtet, mit winzig kleinen Fenstern und nicht selten noch ohne Schornstein. Auf dem grossen saalähnlichen Flur befindet sich, häufig auf der glatten ungedielten Erde, der Herd, gewöhnlich nur aus einer Ziegellage bestehend. Der Rauch streicht die Decke entlang zu den Thüren hinaus, von welchen die vordere auf die Gasse, die hintere gerade gegenüberliegende auf den Hof führt." (Also eine Art durchgängigen, zweitheiligen Hauses?) „Der Rauch erfüllt den ganzen Raum mit dichtem Qualm, kämpft mit dem durch die gewöhnlich offenstehenden Thüren hereinströmenden Zugwind, belegt Decke und Wände mit einem glänzend schwarzen Russ und räuchert auf seinem Wege die an der Decke hängenden Fische, Würste und Speckseiten gar. Dennoch ist der Flur im Sommer der gewöhnliche Aufenthaltsort für die Familie; man isst und arbeitet hier und wenn die Leute nass geworden, setzen sich um den Herd herum und trocknen am Feuer und Qualm ihre Kleider."

„Nur Winters logirt man in der Stubba [2]). Hier ist das Hauptmöbel ein riesiger Ofen von rohen Ziegeln, bei Wohlhabenderen von grün glasirten Kacheln" . . .

Leider sagt er von sonstigen Räumlichkeiten des Hauses nichts. Vielleicht enthält aber das Wohnhaus blos Flur und Stube? Dass der Flur „durchgängig" ist, fällt auf.

Von Nebengebäuden führt Glagau die „Pirt" (lit. pirtìs) an (Badstube). Bemerkt muss werden, dass die Badestube, ganz wie in Aussee, zugleich auch „Flachsbrachstube" ist. Vgl. Kurschat, Wörterbuch s. v. pirtìs. Sonst gibt es noch eine Kletis (lit. klétis Kurschat, S. 190, Glagau, 118). Nach Kurschat ist es ein kleines Vorrathshäuschen, welches das Schlafgemach für die Mädchen enthält. Nach Glagau ist es ein hölzernes Gebäude ohne Fenster, wo Getreide und Mundvorräthe aufbewahrt werden, wo aber im Sommer auch die Grossmutter sitzt und spinnt. Die Kletis entspricht also ziemlich genau dem Troadkostn von Aussee.

In letzterer Zeit hat A. Bezzenberger über das lithauische Haus gehandelt in der altpreussischen Monatsschrift, IV Bd. XXIII, S. 34—79 und S. 629—633.

Die Pläne auf Tafel I, II, III zeigen im Allgemeinen den dreitheiligen fränkischen Typus, der sich auch dem durchgängigen Hause nähert und in einigen Fällen durch die Verlegung des Herdes ihm gleich wird, ygl. Fig. 10.

Bezzenberger (S. 61) ist der Ansicht, dass in Lithauen ursprünglich nur ein Wohnhaus ganz primitiver Art bestand. Dieses sei jetzt noch im „Námas", dem „Rauchhaus", in welchem im Sommer gewohnt wird, erhalten [1]). Dieser Námas liegt als Hausflur (welcher in Nordlithauen nams genannt wird) der

[1]) In Urgersbach bei Gutenstein habe ich einige sehr primitive Häuser gesehen. Durch die Thür kam man in die Küche, die keine eigene Decke hatte. Links in der Ecke stand der Herd, an drei Seiten eingemauert und dann sich verjüngend und in einen Schornstein übergehend. Unter der Herdsohle ist ein Hohlraum ausgespart, wo Holz liegt. Links von der Küche ist die Stube mit ganz winzig kleinen Fenstern, rechts der Stall, dessen Thür aber nach aussen geht, während er von der Küche aus nicht betreten werden kann. Die Häuser waren nicht alt. Man sieht, wie beschränkte Verhältnisse den Menschen wieder zu den einfachsten Culturformen zurückzukehren zwingen. Deshalb war auch Schrader (S. 499) sehr weise, den Indogermanen im Allgemeinen runden Hüttenbau zuzuschreiben, aber den Vornehmen wenigstens den vierkantigen Blockbau zuzugestehen.

[2]) Kluge, Etym. Wb. 4. „Stube", hat wohl recht, als Grundbedeutung von „Stube" heizbares Gemach anzunehmen, denn überall ist der Kachelofen das Merkmal der Stube. Vgl. mhd. kemenâte „ein mit einer Feuerstätte (Kamin) versehenes Gemach", Kluge s. v. Kemenate. Aehnlich die Entwicklung von focarium zu franz. foyer.

[1]) Man hat bis jetzt lit. námas zu δόμος und seiner ganzen Sippe gestellt. Bezzenberger, a. a. O. S. 41, Anm. 14, stellt zu námas vermuthungsweise ai. amá „daheim, zu Hause, bei sich", amajúr „daheim alternd, ledig im Vaterhause bleibend", amát „aus der Nähe", amátya „Hausgenosse, Eigener, Angehöriger" und avestisch nmāna „Haus, Wohnung". Die Frage steht also darnach so, dass man entweder námas und amá zusammenbringt und δόμος etc. abtrennt — oder man entschliesst sich, ein Thema *om *ōm gen. neutr. anzuerkennen, dass mit d-Praefix in δϑ*δ-ōμ-, mit n-Praefix, in n-ám-as vorliegt. δ-ō, δ-ōμ-α war dann so gewiss Neutrum als auch δ-ομή, lit. n-amai, n-amón. Verf. Ak. d. W. Wien, CXXV, S. 8, S. 25 ff.

weiteren Entwicklung zu Grunde. Indem daran die stubà, ein zweites Wohnhaus, und ein Wirthschaftsraum, die maltuvé, sich angliederten, entstand der gewöhnliche (dreitheilige) Typus (Fig. 1).

Ich möchte dazu nur bemerken, dass durch diese Deutung — ihre Richtigkeit zugegeben — die Frage nicht erledigt wird, denn es wird dadurch nicht klar, welcher Herkunft das zweite Wohnhaus war und welche Tradition ihm zu Grunde lag. Nach einem Berichte Lepners (1744) glaubt Bezzenberger, a. a. O. S. 35, dass die stubba, in welcher die Lithauer nur des Winters wohnten, im Allgemeinen nur aus einem mit niederen Herd versehenen Flur und aus einem Zimmer bestand. Mich dünkt, dass dieser zweitheilige Typus, dessen Flur mit Herd wohl auch schon námas hiess, der Ausgangspunkt des späteren dreitheiligen Typus ist. Daneben kann sich auch das „Rauchhaus" aus alten Zeiten erhalten haben.

Man kann nicht verkennen, dass eine grosse Aehnlichkeit des Ausseer Hauses mit dem lithauischen und dem finnischen besteht.

Vor Allem kommen sie in dem Principe der Decentralisation überein [1]). Heikel, a. a. O. S. 108, hält diese Errichtung von Nebengebäuden für bestimmte Zwecke für germanisch. Dem lithauischen námas „Rauchhaus" entspricht die Sommerküche, der klétis, wie gesagt, der Getreidekasten, der pirtìs die Ausseer und die finnische Badestube. Auch die lithauische maltuwe (Bezzenberger nach dem Berichte des Praetorius, S. 36) hat ihr Ausseer Seitenstück, indem es einzelne Bauernhöfe gibt, die den Backofen in einem eigenen Häuschen haben. Gemahlen wird in Aussee überhaupt kaum im Hause selbst.

Eine weitere Aehnlichkeit besteht auch darin, dass, wie in Aussee so auch in Lithauen und Finnland, sich der durchgängige Typus entwickelt hat.

Dass ein Zusammenhang zwischen dem lithauischen und dem finnischen Hause besteht, darauf wurde Bezzenberger von Henning aufmerksam gemacht. Vgl. a. a. O. S. 633.

Ob aber nicht des Weiteren ein Zusammenhang des lithauisch-finnischen Hauses mit dem fränkischen und speciell mit dem durchgängigen Hause besteht, oder ob die Uebereinstimmungen alle rein zufällig sind, darüber erlaube ich mir kein Urtheil.

[1]) Darin stellt sich auch das altnordische Haus zu ihnen. Bezzenberger, Altpreuss. Monatsschrift, hat darauf hingewiesen (S. 36, Anm. 3), dass die Dreiheit des lith. stubba, namas, klete genau der skandinavischen stofa, eldhús, búr entspricht.

C. Der offene Herd und seine Geräthe.

Wenn man den Frauen in Aussee kochen zusieht, so mag man wohl auf den Gedanken kommen, dass man schon in alten Zeiten auf diese Weise die Speisen bereitet hat.

Der ungemein breite und niedrige Herd mit seinen auf dem Feuerrosse reitenden brennenden Scheitern, der darüber hängende kupferne Wasserkessel und der Dreifuss mit dem Gefässe oder einer Pfanne machen einen ungemein ehrwürdigen Eindruck. Die Breite des Herdes allein, die in keinem Verhältnisse zu dem Bedürfnisse steht, zeigt, in welch hohem Ansehen er gestanden haben muss.

Dass der Herd schon in ältester Zeit seinen festen Platz im Hause hatte, ist wohl gewiss. Er war wohl das einzig Gemauerte in dem alten Holzhause und schon deswegen der feste Punkt des Hauses. An der Wand zunächst dem Herde (welche auch in den ältesten Holzhäusern hier theilweise gemauert ist) fanden wir in Aussee mehrfach ein, seltener zwei dreieckige Löcher, in welche man Zündhölzer u. dgl. steckt. Ob aber diese Triangel nicht irgend eine andere Bedeutung hatten, bleibt zu erforschen. Auch Eierschalen fanden sich einmal in einem dieser Dreiecke. Man bewahrt sie auf, um sie von den Hühnern wieder aufpicken zu lassen. Für die Zündhölzer sind die Löcher gewiss nicht ursprünglich bestimmt, denn die alten Schwefelzwecke sind viel zu gross gewesen, als dass man sie hier hätte bequem unterbringen können.

Bemerkt muss werden, dass der Herd in Aussee nie freisteht, sondern sich entweder an eine innere Wand, oder — was wohl häufiger ist — an eine Aussenwand des Hauses lehnt.

Die „Kesselschwing" fand sich schon in den ältesten Häusern vor, aber sie ist doch erst dadurch ermöglicht, dass der Herd seinen festen Platz an einer Wand hat. Gelegentlich wird auch der Wasserkessel noch an einem grossen „Drifuass" an's Feuer gesetzt; so namentlich auf Almen.

Hoffentlich regen diese Zeilen zu weiteren Materialsammlungen an. Vor Allem wäre es werthvoll, genau zu wissen, wie weit Dreifuss und Feuerross heute geographisch verbreitet sind [1]). Es kann keinem

[1]) Einen Herd aus einem oberbaierischen Dorfe hat Tobi E. Rosenthal skizzirt. Vgl. Kunst für Alle, I. S. 123. Auf dem Herde ist blos ein Dreifuss von der Gestalt des Ausseer — kein Feuerross. Sonst erkennt man Pfannen, Schöpflöffel, Mursa, Kropfspiess, Salzfass, Tellerrem — Alles so ziemlich so wie in Aussee.

Zweifel unterliegen, dass zur Charakteristik des Hauses die Form des gesammten Hausraths gehört. Ich habe von Salzburg durch Ober- und Niederösterreich bis über die ungarische Grenze Feuerross, Dreifuss und Tellerrem in denselben oder wenig abweichenden Formen angetroffen. Es wird die Aufgabe weiterer Forschung sein, jedes Geräth auf seine geographische Ausdehnung zu untersuchen und namentlich festzustellen, ob die einzelnen germanischen Häusertypen auch durch den Hausrath sich unterscheiden. Vielleicht wird auf diesem Wege manches weittragende Resultat gefunden werden [1]).

Von den Herdgeräthen beansprucht am wenigsten Interesse die Kesselschwing. Herr Dr. Brauneis sagt mir, sie sähe in Millstadt genau so aus und heisst dort „Reibn". Die Kesselschwing ist eine Art Galgen aus Holz oder Eisen. In dem Buche: „Mittelalterliches Hausbuch. Bilderhandschrift des 15. Jahrhunderts, ed. German. Museum. Leipzig 1866" findet sich auf Bild 36 *a* eine Küche mit derselben Einrichtung, um den Kessel zu tragen. Auf dem Winsaberg [2]) bei Gutenstein fand ich in einem Bauernhof über dem Herd ein eisernes Gestell, dass aber bestimmt war, ein Geflecht zu tragen, auf welchem die Kienspäne zum Leuchten angezündet werden: „Die Keanleucht" (siehe unten Fig. 75). Die Wasserkessel hängen in Gutenstein, soviel ich sah, nie über dem Herdfeuer. Die Kesselschwinge sieht bei den Finnen genau so aus. Heikel, a. a. O. S. 261.

Auf der Reise habe ich einen Bauern aus dem nordwestlichen Zwickel von Oberösterreich getroffen (aus Kollerschlag in der Nähe der baierischen und böhmischen Grenze). Er sagte, der Dreifuss heisse bei ihnen Triangel. Feuerrösser hätten sie nicht, die Scheiter reiten auf einem Ziegel. Der Triangel soll so aussehen, wie der im Salzkammergut, aber ohne Aufsatz. Der Kessel hängt nicht, sondern steht auf drei Ziegelspitzen.

Die folgende Abbildung bringt die Skizze eines Kesselhalters, der im Besitze des Germanischen Nationalmuseums ist (Fig. 150).

Vgl. mit dieser Form die genau entsprechende des finnischen Kesselhalters bei Heikel a. a. O. S. 136.

Dass der „Drifuass" ein schon uraltes Geräthe ist, wurde bereits oben vermuthet. Mich dünkt, er ist mit offenen Herdfeuern innig verbunden und stellte sich gewiss leicht ein, sobald der Mensch über das elendeste Dasein sich hob. Er erleichtert nicht nur das Kochen, sondern beschleunigt es auch, indem das Gefäss über die Flammen gehoben wird und diese es von mehreren Seiten zu berühren im Stande sind.

Auch das Wort selbst zeigt das Alter des Gegenstandes an, denn es deckt sich mit τρίπους. Auf-

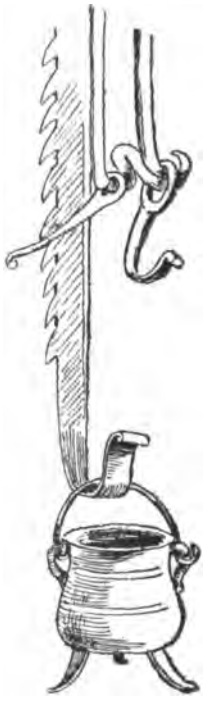


Fig. 150. Ein Kesselhalter.

fällig ist es, dass man in Steiermark und auch in Oesterreich „Drifuass" sagt, aber droi, drui (Aussee), drei. Da man nicht daran denken kann, dass in diesem einen Fall altes langes ī der baierisch-österreichischen Gunirung entgangen sein soll, da auch Entlehnung aus einem anderen Dialecte (etwa dem alemannischen) nicht wahrscheinlich ist, bleibt wohl nur die Annahme übrig, dass dem Worte ein germanisches ϑrī-pōt-, mit ī des ersten Compositionstheiles, zu Grunde liegt, obwohl auch das nicht ohne Schwierigkeiten ist, denn das Wort ist aus den germanischen Dialecten mehrfach mit ī bezeugt. Das mhd. Wb. citirt „salzvaz, drīvuoz, pfanne", Helbl, 1. 661,

[1]) Das Hausgeräthe des germanischen Nordens ist mehrfach beschrieben. Lund, Das tägliche Leben in Skandinavien während des 16. Jahrhunderts beschreibt die Küchengeräthe S. 132 ff., erwähnt aber keinen Feuerbock. In der Anm. 415 sagt er, dass in den Verzeichnissen der Küchengeräthe die Dreifüsse (trefødder) selten sind.

[2]) Man schreibt „Winsaberg" und „Winsarberg". Oben selbst sagt man aber „Winselberg".

Fragm. 38. a. Ausschlaggebend wird aber sein, dass man in Aussee „Drifuass“ mit kurzem i spricht.

Das Zusammentreffen von τρίπους und „Drifuass“, Dreifuss, sichert dem Worte hohes Alter. Es geht aber daraus nur hervor, dass die Indogermanen (oder ein Theil derselben) einen Herdapparat hatten, welcher drei Beine hatte. Ob das nun ein Ring mit drei Beinen war, bestimmt, das Gefäss erst zu tragen, oder ob es ein Gefäss mit drei Beinen war, lässt sich dem Worte nicht abfragen. Hier muss die Ueberlieferung gefragt werden. Der römische und griechische Dreifuss ist theils nur Gefässträger, theils Gefäss mit drei Beinen. Mich will bedünken, dass die ursprüngliche Bedeutung des germanischen *θri-pōt- der dreibeinige Gefässträger ist, denn ein Gefäss mit drei Beinen wird nicht Drifuass genannt.

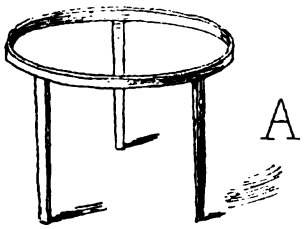


Fig. 151. Ein Dreifuss.

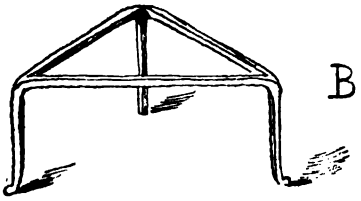


Fig. 152. Ein Dreifuss.

Dazu will ich bemerken, dass man in den mir bis jetzt bekannt gewordenen Gegenden einen dreibeinigen Stuhl oder Schemel nicht auch Dreifuss benannte.

Der Drifuass hat verschiedene Gestalten: die beiden Grundtypen sind der auf drei Beinen stehende Ring und das auf drei Beinen stehende Dreieck (Fig. 151, 152).

Die Form *A* trifft man in Aussee sehr selten an, auf *B* entsinne ich mich überhaupt nicht. *A* ist gewöhnlich nur bei Waschkesseln in Verwendung, nicht auf dem Herde.

Der gewöhnliche Ausseer Drifuass des Herdes ist oben mehrfach abgebildet. Er ist ein Ding für sich durch seinen rechtwinkelig abgebogenen und weitverlängerten Fuss und durch sein Reiterchen. Doch ist er nur eine Entwicklung von *A*, bedingt durch die langen Scheiter, welche hier in Verwendung stehen und durch die langstieligen Pfannen, in denen die Hauptnahrung, Mehlspeisen, bereitet werden.

Das classische Alterthum hat *A* und *B* gekannt. *B* finde ich aus Pompeji abgebildet bei Dyer, Pompeii S. 551, Overbeck, Pompeji³ II S. 68. Auch die Pfannen mit den drei Beinen sind dem Alterthume wohl bekannt.

Ich möchte hier darauf aufmerksam machen, dass z. B. zwischen Aussee und Gutenstein heute beim Kochen ein Unterschied ist. In Aussee wird alles eiserne Geräth auf den Drifuass gestellt, in Gutenstein hat das eiserne Geräth selbst drei Beine. Der Drifuass (*B*) wird in Gutenstein nur unter irdene Gefässe gesetzt (denn irdene Gefässe mit Beinen kennt man nicht), was ich wieder in Aussee nicht gesehen habe, denn hier setzt man blos die eisernen Pfannen auf den Dreifuss, während man irdene Gefässe auf die Herdsohle stellt und an das Feuer heranrückt.

Es scheint, dass der Dreifuss sich in manchen Gegenden noch besonderer Schätzung erfreut. Nach Zingerle opfert man im Zillerthale noch Sonnabends darauf Butter für die armen Seelen. Vgl. Meyer, Myth. S. 73.

Der Dreifuss ist das verbreitetste Herdgeräth. Er scheint sich so ziemlich in ganz Europa vorzufinden.

Man weiss, wie im classischen Alterthume der Dreifuss animalisirt wurde. Konnte die Phantasie auch nicht dem ganzen Geräthe Thierform geben, so gab sie ihm doch Thierfüsse. Die jetzigen Dreifüsse des Bauernhauses sind ohne jede Andeutung, dass der Dreifuss einst in bestimmter traditioneller Weise animalisirt worden ist[1]).

Auch das „Feuerross“ scheint sehr alt zu sein, seine Gestalt sowie sein uralt klingender Name könnten dafür sprechen. Die folgenden Bemerkungen sollen sich mit demselben befassen, doch muss hier

[1]) Herr Dr. M. Haberlandt hat mir im k. naturhistor. Museum in Wien ein Paar ganz kleiner Untersätze gezeigt; sie stammen aus Kaschmir, sind aus Bronze und zeigen verschiedene Versuche, die Dreifussform zu animalisiren. Bei dem einen ist dieser Versuch wohl gelungen; durch einen kleinen Ansatz am Rande, durch das Biegen der Füsse ist eine unverkennbare Aehnlichkeit mit einer Schildkröte erzeugt.

erklärt werden, dass sie mit aller Reserve gegeben sind, da bei dem völligen Mangel von Vorarbeiten und der unklaren Tradition dem Irrthum Thür und Thor geöffnet sind.

Das Feuerross ist gewiss zur Feuerung nicht nöthig, denn man kann auch die Scheiter allein so

Fig. 153. Ein Feuerross.

legen, dass die Luft durchstreichen kann. Aber es erleichtert die Procedur doch sehr, weil man unter ihr die Asche leicht wegstreifen und in die daneben

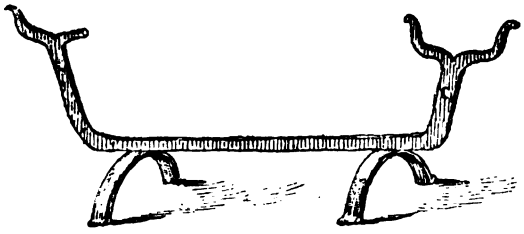


Fig. 154. Ein Feuerross.

befindliche Herdgrube werfen kann. Mehrfach habe ich im Gebirge gemauerte Herdleisten gesehen, welche ebenfalls Feuerrösser genannt wurden [1]). Sonst thut

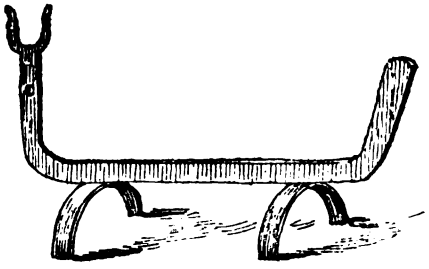


Fig. 155. Ein Feuerross.

ein Ziegelstein zur Noth denselben Dienst. Der finnische Herd zeigt z. B. keine Spur eines Feuerrosses [2]).

[1]) Lewissohn hat auch bei Aussee in einer kaiserl. Holzknechthütte solche Stollen gesehen, die Feuerrösser genannt wurden. Neben dem Herd stand ein Baum mit Aststummeln, „Grammasäuln" genannt, zum Aufhängen von Küchengeräthe bestimmt. Ein Pfannenstielhalter hiess „Gockn".

[2]) Herr Dr. Motschulski aus Odessa erzählte mir, dass man in Russland die Scheiter schief über einen grösseren lege, welch letzterer bleibe. Das ist also der primitivste Bock.

Bei dem flachen Herde müssen die Scheiter über die Sohle gehoben werden und wiederum die Gefässe über die brennenden Scheiter, wozu Hängevorrichtungen, der Dreifuss und in anderen Gegenden die an den Pfannen angebrachten Füsse dienen. Ein ganz verschiedener Vorgang ist bei dem vertieften

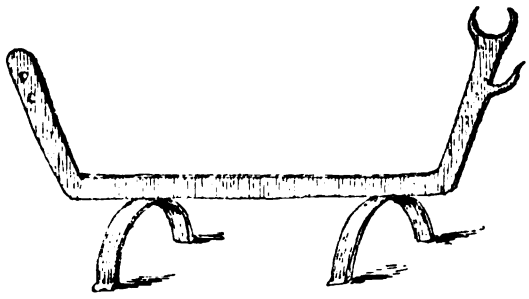


Fig. 156. Ein Feuerross.

Herd zu beobachten, wie ihn in ursprünglicher Gestalt die italienischen Erdarbeiter bei uns aufstellen und wie er sich auch bei der „Sechtlstott" findet. Die Italiener bauen drei kleine Mauern, zwischen denen das Holz seinen Platz erhält, während auf denselben einige Eisenstäbe die Gefässe tragen. Vgl. den Herd

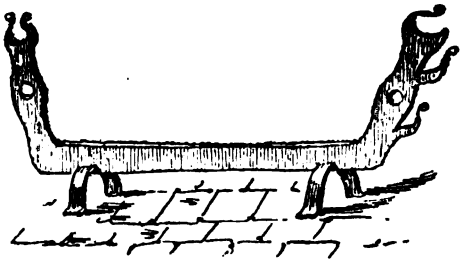


Fig. 157. Ein Feuerross.

im Hause des Pansa, abgebildet bei Thomas H. Dyer, Pompeii S. 326.

Wir haben schon oben verschiedene Skizzen von Ausseer Feuerrössern gebracht. Nur Weniges ist dazu noch nachzutragen. Eine sehr primitive Form hatten die Exemplare der Häuser Reitern Nr. 28 und Nr. 27 (Fig. 153, 154).

In Eisbichl, Nr. 14, Gemeinde Grundlsee, fanden wir ein altes dreitheiliges Haus vom Jahre 1630 mit hohem Brückl und langem Gewandgang an der Front des Obergeschosses. Es enthielt das Ross Fig. 155.

Das nächstfolgende Exemplar befindet sich in der Kaffeewirthschaft der Kaunzin (zum Markt gehörig) (Fig. 156).

Ein besonders complicirtes, aber nur aus den bekannten Elementen zusammengesetztes ist im Besitze des Moser am Ratschi (Markt Aussee) (Fig. 157).

Wenn man die verschiedenen Arten überblickt, so sieht man, dass sie in zwei Gruppen zerfallen, in unsymmetrische und symmetrische.

Das einfachste unsymmetrische hat vier Beine, Rücken, auf dem einen Bügel Hörner und einen Haken, auf dem anderen ein Loch.

Das einfachste symmetrische hat beiderseits Hörner, oder beiderseits Löcher, respective eingerollte Enden.

Bemerkt muss werden, dass die Hörner öfter die alleinige Verzierung sind, d. h. dass sie als die wichtigste Beigabe des Rosses gefühlt wurden. Niemals (und nirgends) finden sich die seitlichen Zacken allein, sondern immer nur dort, wo Hörner vorhanden sind (mit Ausnahme eines zweifelhaften Falles).

Aus der Combination dieser Elemente ergeben sich dann leicht die einzelnen vorgefundenen Species.

Dass die „Hörner" etwa vom Dreifuss und dem Pfannbrette entlehnt seien (wo ähnliche Ausladungen vorhanden sind, um den Stiel der Pfanne zu tragen), ist ganz unwahrscheinlich, weil das Feuerross auch dort Hörner hat, wo der Dreifuss anders eingerichtet ist und es ein Pfannbrett gar nicht gibt. Deswegen muss man daran festhalten, dass die Hörner nur dem Ross eignen.

Dr. Brauneis hat sich in Millstadt in Kärnten um das Feuerross umgesehen. Es soll nur mehr in den Gebirgshütten der Holzknechte vorhanden und da ganz schmucklos sein. Der Dorfschmied zeigte aber Dr. Brauneis zwölf alte Feuerrösser, die sämmtlich die Form des Rosses vom Brennerhause in Alt-Aussee haben. Das ist eine wichtige Bestätigung für die Vermuthung, dass dieses als ein typisches anzusehen ist.

In Urgersbach, zwei Stunden von Gutenstein in Niederösterreich, habe ich ebenfalls nach dem Feuerrosse geforscht. Ich habe mehrere Varietäten desselben gefunden, aber nur einen Typus, der mir aus Aussee noch nicht bekannt gewesen. Ich sah hier nur symmetrische Rösser, und zwar folgende Arten:

Beide Bügel an der Spitze nach innen eingerollt.

Auf beiden Bügeln Hörner (lyraförmig).

Beiderseits Hörner und je ein Haken (nicht in Aussee).

Beiderseits Hörner und je zwei Haken.

Beiderseits Hörner und je zwei Löcher.

Einige Rösser waren von sehr kleiner und schmächtiger Constitution, etwa 15 cm hoch und 25 cm breit, also nicht grösser als die Reste der unten abgebildeten Geräthe aus vorgeschichtlicher Zeit. Gerade diese kleinen Rösser waren in recht primitiven Häuschen mit Zimmer, Küche und Stall in einer Flucht. Gewiss ist demnach, dass die Grösse des Rosses gar kein unterscheidendes Merkmal abgeben kann, denn sie ist abhängig von der Grösse des nothwendigen Feuers, also der Menge und Grösse der gleichzeitig zu wärmenden Gefässe. Man sagt auch hier „Feuerross und Drifuass". Auch hier sind die Zierrathe des Rosses heute ohne irgendwelche praktische Bedeutung.

Aus Golling (Salzburg) wurde mir die Zeichnung eines „Fuiarross" geschickt, das in beiden, kreisförmig erweiterten Bügelenden Löcher hat. Die Bügel waren stumpfwinkelig angesetzt und dadurch die Löcher ganz niedrig, gewiss zu keinerlei Verwendung tauglich.

Das Feuerross scheint sich auch noch in Ungarn vorzufinden. Ich sah es jenseits der Leitha in Ungarisch-Brodersdorf. Der Ort hat etwa 130 Häuser, von denen noch etwa 20 offene Herde haben [1]). In etwa einem halben Dutzend Häusern fand ich noch „Feuerhunde". Die meisten sind schon mit dem alten Eisen nach Wiener-Neustadt gewandert. Die wenigen, die ich sah, mussten erst aus altem Gerümpel hervorgezogen werden, zwei oder drei standen noch auf dem Herde, keiner war aber mehr im Gebrauche, weil statt des alten Herdes schon überall kleine eiserne Sparherde im Gebrauche sind. Die „Hunde" sind nicht gleich gross. „Wie der Herr, so sein Hund," sagte ein Bauernbursche ganz richtig. Aber sie zeigen, so viel ich bemerkt und mir auch bestätigen liess, immer dieselbe Form. Sie sind sym-

[1]) Die Häuser von Ungarisch-Brodersdorf sind sehr interessant. Sie kehren alle den Giebel der Strasse zu. Kommt man bei dem hölzernen Thor hinein, so liegen links die Gebäude in einer Flucht, unter demselben Dach. Rechts ist der Keller, der Misthaufen, der Schweinestall. Unten steht quer über den Hof die Scheune, offen, so dass man in den rückwärtigen Garten hineinfahren kann. Das Wohnhaus ist aus Stein, hat in der Mitte die Küche, links das Zimmer, rechts eine Stube. Oft ist Alles in Gewölben gebaut oder das Zimmer hat eine Holzdecke. Gegliedert ist nur der Küchenraum, der durch eine mit Rundbogenthür versehene Mauer in einen Flur- und einen Herdraum getheilt wird. Der Herdraum ist sehr klein, der Herd selbst klein und hoch. Im Flur hängt an der Wand die „Tellerrem", über der Rundbogenthür eine Stellage, wie die oben abgebildete Ausseer, die „Zimmasn" genannt.

metrisch und haben auf beiden Seiten je ein Hörnerpaar und drei Zacken.

Das gezeichnete Exemplar (Fig. 158) befand sich im Hause Nr. 57. Es ist 60 cm lang und 40 cm hoch.

Eine alte Frau erzählte mir, dass sie selbst noch viele Gänse auf dem Bratspiesse zubereitet habe. Dieser sei über zwei Feuerhunde gelegt worden. In

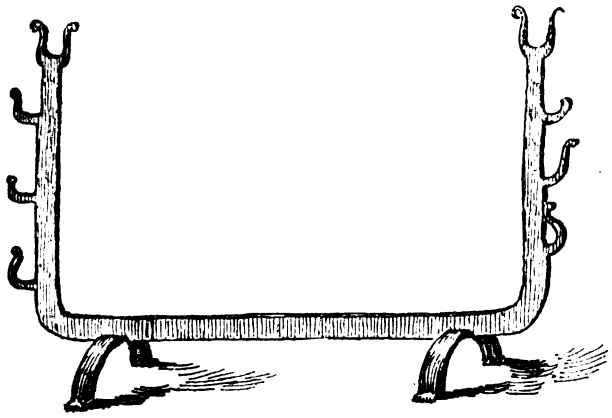


Fig. 158 Ein Feuerhund.

dem Hause Nr. 57 fand sich der Bratspiess noch vor; er war 1·20 m lang und gut 1·5 cm breit, aber leicht zu verbiegen (Fig. 159).

Wie man den „Feuerhund" verwendete, um den Bratspiess aufzulegen (wobei aber die beiderseitigen anderen Seite — ein schlagender Beweis für die grosse Zähigkeit der Tradition [1]).

Im „Ausland" 1891, S. 651, bringt Bancalari einen oberitalienischen Kamin mit zwei Feuerböcken, die sich nahe an die von Brodersdorf stellen Sie sind vierbeinig und haben auf beiden Seiten ein Hörnerpaar und je drei Zacken (Fig. 162).

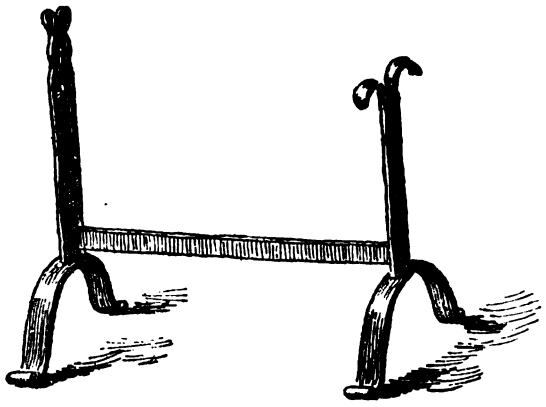


Fig. 160. Ein Gestell für eine Kaffeetrommel.

Ich wendete mich an Valtýr Gudmundson in Kopenhagen mit der Bitte, mir mitzutheilen, ob sich der Feuerbock heute noch im germanischen Norden fände. Er war so liebenswürdig, mir zu antworten, er habe ihn nirgendwo angetroffen, habe auch nichts

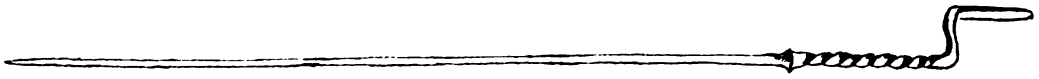


Fig. 159. Ein Bratspiess.

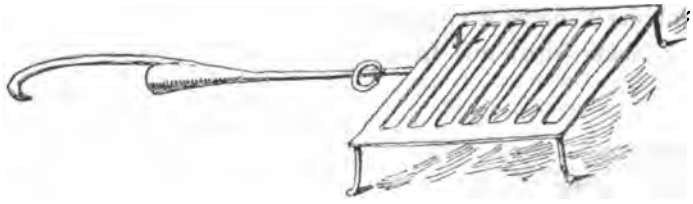


Fig. 161. Ein Rost.

Haken wieder ganz aus dem Spiele blieben), so wurde er auch noch anderweitig adaptirt (Fig. 160).

Dieser letzte Feuerhund ist 27 cm hoch und eben so lang. Er ist zur Aufnahme einer Trommel eingerichtet, um Kaffee zu rösten. Zu diesem Behufe sind die Hörner der einen Seite auseinandergebogen und zwischen beiden ein halbkreisförmiges Lager eingelassen, dem auf der anderen Seite das untere, grössere Loch entspricht. Aber die Charakteristica des Feuerbocks sind doch vorhanden, die Hörner der einen Seite, das hörnerlose Ende mit dem Loche der gehört und nichts gelesen von einem nordischen Feuerbocke. Sei derselbe also einmal im Gebrauche gewesen, so habe sich schon längst die Erinnerung an ihn verloren, doch sei viel wahrscheinlicher, dass es einen „Feuerbock" im Norden nie gegeben.

[1]) In Brodersdorf habe ich auch einen Rost zum Fischbraten gesehen (Fig. 161).

Der eigentliche Rost war etwa 30 cm im Gevierte. Die Fische sollen darauf gelegt worden sein und darunter glühende Kohle. Am Stiele ist ein Ring, um den Rost vom Feuer zu ziehen.

Es ist mir nicht gelungen, mittelalterliche Abbildungen von Feuerböcken zu finden; indes darüber werden wohl die Kunstforscher Bescheid wissen.

Im Calendarium Romanum, Tübingen 1518 (vgl. Paul Lacroix, Moeurs, usages et costumes au moyen age S. 170), ist das Innere einer Küche abgebildet; der Bratspiess steht an der Seite des Feuers und

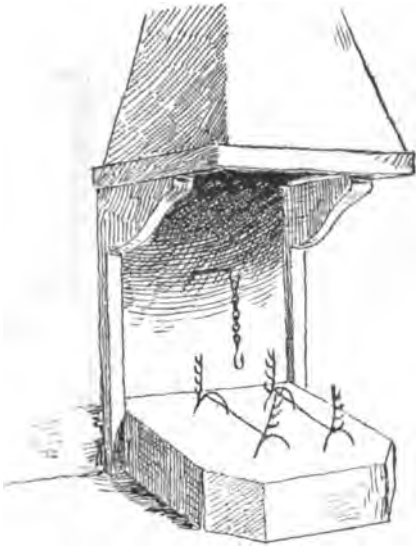


Fig. 162. Kamin mit Feuerbecken.

gewiss nicht auf dem Feuerbock. Ob ein derartiger überhaupt vorhanden, ist aus dem Schnitte nicht zu ersehen.

Ein italienischer Schnitt (das.) von 1549 zeigt die Bratspiesse auf den Beinen eines Dreifusses untergebracht.

In der Literatur scheint der Feuerbock eine sehr geringe Rolle zu spielen. Sanders citirt aus Immermann M. 3. 4: „Ueber allen diesen Kochstätten waren Böcke oder Roste errichtet, auf welchen Bratpfannen standen.“ Sollten Bratpfannen etwa auch auf Böcken gestanden haben?

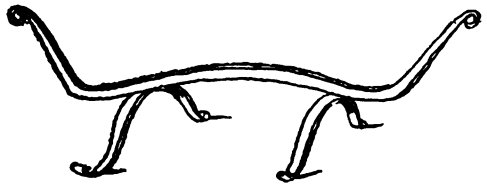


Fig. 163. Ein einfacher Feuerbock.

Nach den verschiedenen Gestalten möchte ich mir erlauben, einige Grundtypen des Feuerbocks zu construiren. Dabei ersetze ich das Loch durch eine eingerollte Spitze, weil mir diese der ältere Zustand zu sein scheint.

I. Das einfachste symmetrische sieht dann nach einem Gutensteiner Exemplare so aus, wie Fig. 163 zeigt.

II. Dazu das einfachste symmetrische mit Hörnern und Zacken (Fig. 164).

III. Endlich das einfachste unsymmetrische (Fig. 165).

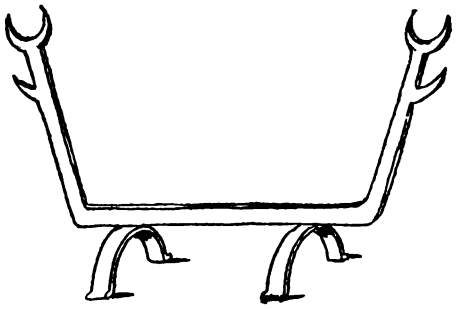


Fig. 164. Ein schematischer Feuerbock.

Alle drei Typen finden sich in der That, nur ist bei II und III statt des eingerollten Endes das Loch zu sehen.

Es gibt auch dreibeinige Böcke.

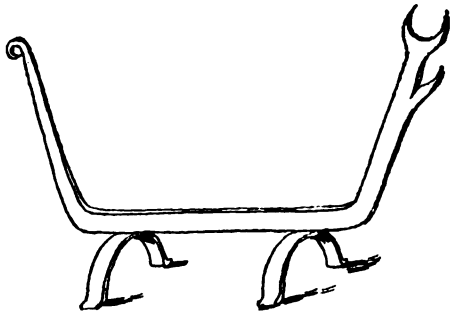


Fig. 165. Ein schematischer Feuerbock.

Zwei sehr interessante Exemplare aus der Zeit der nordamerikanischen Befreiungskämpfe findet man in Frank Leslie's Illustrirter Zeitung, New-York 1891, Bd. 69, Nr. 1776, S. 164 abgebildet (Fig. 166).

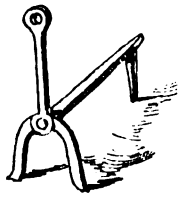


Fig. 166. Ein dreibeiniger Bock.

Ganz ähnliche Feuerböcke sind heute noch in Italien im Gebrauche. Ueber die Grenzen des Verbreitungsgebietes dieses dreibeinigen Bocks weiss ich keinen Bescheid zu geben.

In welchem Grade ist der dreibeinige Bock mit dem vierbeinigen verwandt?

Ist der dreibeinige Bock nur durch Theilung des vierbeinigen entstanden?

Wenn das Princip, dass das Einfachere das Aeltere ist, allgemeine Geltung hätte, dann müsste man den vierbeinigen Bock für den älteren erklären, denn er erfüllt den Zweck wie je zwei dreibeinige. Allerdings gestatten zwei dreibeinige Böcke eine verschiedene Schichtung des Holzes und gewiss ein lebhafteres Feuer als ein vierbeiniger.

Die dreibeinigen Feuerböcke sind zu einem Ausrüstungsstück des Kamins geworden. Man findet derartige Böcke bei G. Hirt, Das deutsche Zimmer, Fig. 116, 121, 182, 192. Sie sind sammt und sonders stilisirt, aber nur bei Fig. 116 (Marmorkamin im Palast von Urbino; italienische Frührenaissance) haben die Böcke Thierköpfe und je einen Ring, wo der gewöhnliche Bock den Zacken hat. In den englischen illustrirten Blättern finden sich in den Kaminen immer Feuerböcke, bei einem derselben stak in dem Ringe der Schürhaken. (Vgl. Illustrated London News 1891. December.)

Ich halte es für möglich, dass der dreibeinige Bock aus dem vierbeinigen, volksthümlichen, entstanden ist und erst durch den Kamin, der nur nach vorne offen ist, seine Form erhielt. Der rückwärtige senkrechte Bügel konnte wegfallen, weil er nicht nothwendig war, da das Holz nur vor dem Herausfallen nach aussen geschützt werden musste. Damit können auch die beiden hinteren Beine zu einem geworden sein.

Das Germanische Nationalmuseum in Nürnberg besitzt zwei völlig gleiche Feuerhunde (H. G. 75), deren vordere zwei Beine den Kunsthandwerker veranlassten, eine menschliche Figur anzubringen. Die Stücke dürften aus dem 16. oder 17. Jahrhunderte stammen; über ihre Herkunft ist nichts bekannt (Fig. 167).

Das folgende Bild zeigt ein Gestell für einen Bratspiess und ist ebenfalls im Besitze des Germanischen Museums (H. G. 1186). Es soll dem 16. Jahrhundert angehören und zeigt eine typische Form (Fig. 168). Das Germanische Museum besitzt noch eine Reihe von Ständern derselben Form.

Ein Herd, der zwei solcher Bratspiessträger hatte, musste dabei noch ausserdem einen vierbeinigen (oder zwei dreibeinige) Feuerböcke besitzen. Diesen Zustand möchte ich nach dem mir bis jetzt vorliegenden Materiale für den ältesten halten.

Ich habe nicht gehört, dass der dreibeinige Bock irgendwo zur Aufnahme des Bratspiesses adaptirt wäre.

Ich verdanke Herrn Dr. M. Haberlandt den Nachweis eines dreibeinigen Bockes aus dem Orient. Das Berliner Museum für Völkerkunde ist im Besitze eines Barçomdān, d. h. eines Barsomhälters, der in auffallender Weise an die dreifüssigen Böcke erinnert. Das Barsom ist bekanntlich das bareçman des Avesta, ein Bündel von Dattel-, Granaten- oder Tamarisken-Zweigen, welche beim Opfer in der Hand gehalten werden. Vgl. Justi, Handbuch der Zendsprache, s. v. bareçman. Sonst wird das Barsom über die Hörner zweier Barsomdān gelegt.

Fig. 167. Ein dreibeiniger Bock.

Das Barsomdān sieht so aus, wie Fig. 169 zeigt.

Wir lernen also hier zum ersten Male einen Feuerbock, der beim Cultus verwendet wird, kennen. Auch Hofrath Bühler bestätigte mir, dass die Parsenpriester in Indien dieses Geräth noch heute gebrauchen, dass er aber bei den Indern nicht im Gebrauche wäre.

Und wieder finden wir bei diesem arischen „Bock“ die bekannten Hörner.

Die Sache gewinnt an Bedeutung, wenn man sich erinnert, dass der Soma — nachdem er in

Mondesnächten auf Bergeshöhen gesammelt worden — auf einem mit Böcken bespannten Karren in's Opferhaus gefahren wird. Vgl. Windischmann, Abhandlungen der bairischen Akademie d. Wissensch. IV, 125, 129.

Die Namen des Feuerbocks erzählen nicht viel über seine Geschichte.

Der bekannteste Name ist „Feuerbock". Die Etymologie des Wortes „Bock" lehrt nichts, denn es fehlt der Anschluss an eine Verbalwurzel. Deshalb ist auch von vorneherein wahrscheinlich, dass die Beziehung blos bildlich gemeint, d. h. dass an das Thier gedacht ist. Nach Grimm wb. bedeutet Bock ein hölzernes Gestell, das steif auf drei oder vier Beinen steht. Man kann sagen, dass jedes Holzgestell der Form von Fig. 170, gleichviel, zu welchem speciellen Handwerke es gehört, Bock genannt wird. Ich glaube aber nicht, dass blos die Steife der Beine an den Bock denken liess, sondern dass etwa auch die nach unten auseinanderstehenden Hinterbeine, die ja wohl ein auffälliges Merkmal des Bockes sind, das Bindeglied sind. Auch v. d. Gabelentz, Die Sprachwissenschaft, S. 40, findet die Bezeichnung „Bock" schwer einleuchtend. Den hölzernen „Bock" hat auch der etruskische und römische Arbeiter gekannt und gebraucht. Vgl. die Abbildung der etruskischen Aschenkiste bei Blümner, Technologie der Griechen und Römer II, S. 342, sowie die Abbildung des römischen Grabreliefs daselbst, S. 343.

Aber es ist doch bedenklich, dass ein Geräth, das gewöhnlich etwas trägt, „Bock" genannt wurde, da dieser doch nie zum Reiten (ausser in der Sage) oder Tragen verwendet wurde und die Namen „Ross" oder „Esel" doch mindestens ebenso nahe lagen und besser entsprachen. So halte ich es noch immer für eine Möglichkeit, dass Bock zuerst beim „Feuerbock" verwendet wurde wegen der so charakterisirten Form des Geräthes und erst dann auf alle derartigen Utensilien überging [1]).

„Feuerross" ist die leichtest begreifliche Bezeichnung und braucht nicht alt zu sein. Nach Sanders (s. v. Ross) heisst bei manchen Hand-

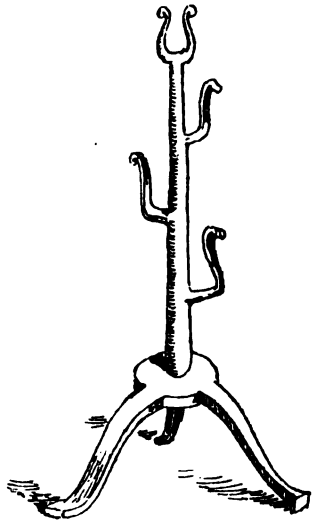


Fig. 168. Ein Bratspiessständer.

Fig. 170. Ein Holzbock.

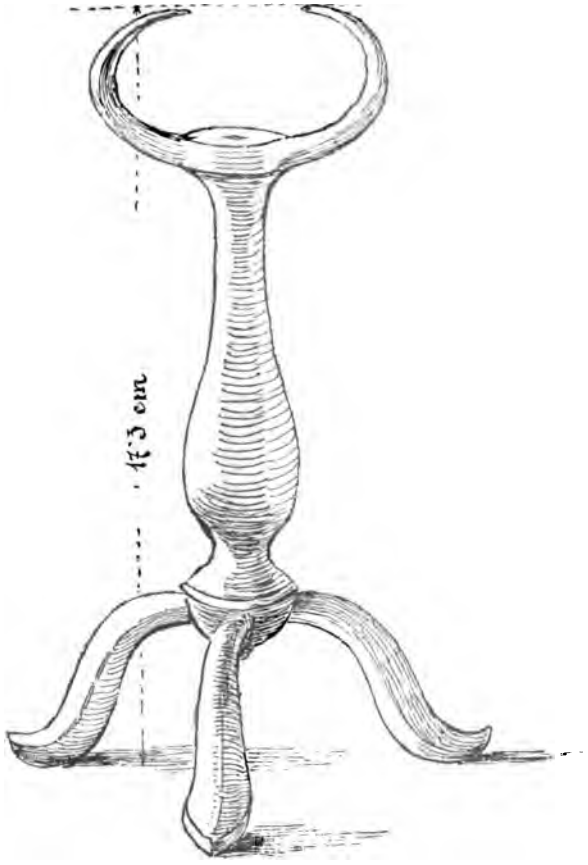


Fig. 169. Ein Barsomdan.

[1]) Auch der dreibeinige Bock wäre zu erklären, denn die deutsche Sage kennt solche. Meyer, Mythologie I, 132.

werkern eine Bank, worauf sie rittlings sitzen, „Ross“ [1]).

Auffälliger ist der Name „Feuerhengst“. Er findet sich in der Selbstbiographie Sigmund's Freiherrn von Herberstein (1486—1553). Vgl. Fontes rerum austriacarum I. Abthlg., I. Bd., S. 354. Es werden dort unter dem Küchengeschirr angeführt: 4 Feuerhengste, 4 Roste, 8 eiserne Bratspiesse, 2 „Seichpfändtl“ u. a. [2]).

Der „Feuerhund“ ist ebenso unbegreiflich wie der „Bock“. Wenn man an die Gestalt des „Hundes“ in den Bergwerken denkt (auf dem man auch rittlings sitzt) und sich vergegenwärtigt, dass die Räder als Beine, die vordere Lehne als Kopf, die hintere als Schwanz aufgefasst wurden, so kommt man auf den Gedanken, dass es vielleicht die Kürze der Beine beider Apparate (resp. der Räder) war, was zum Vergleiche mit dem Hund herausforderte. Uebrigens ist es namentlich im Gebirge nichts Unerhörtes, dass starke Hunde zum Tragen verwendet werden.

Ueber die Herkunft des Feuerbockes kann also blos seine Gestalt, seine Verwendung und seine Verbreitung Auskunft geben. Da erhebt sich zuerst die Frage, welcher Tradition verdanken die Verzierungen desselben ihr Dasein?

Man kann vielleicht daran denken, dass auf einem einzigen Feuerrosse einst der Bratspiess untergebracht wurde. Davon könnte das Loch des einen und die Gabel des anderen Armes stammen. Dagegen spricht aber, dass dann beide Arme jetzt um 90° verschoben sind und das immer. Wir haben kein einziges Feuerross gesehen, wo die Fläche mit dem Loch und die Gabel senkrecht zur Längsrichtung des Pferdes angebracht gewesen wären. Es spricht auch dagegen, dass viele Rösser das Loch gar nicht zeigen und endlich und schliesslich wäre der asymmetrische Haken auch damit noch nicht erklärt.

Von einigen Personen wurde mir erzählt, dass in Mähren das Feuerross so eingerichtet war, dass darauf der Bratspiess untergebracht werden konnte. Leider ist mir ein derartiges Exemplar nicht zu Gesichte gekommen. Für die Genesis der eigenartigen Form beweist eine derartige Adaptirung so wenig als der oben beschriebene „Feuerhund“ von Ungarisch-Brodersdorf, welcher zur Aufnahme einer Kaffeetrommel hergerichtet ist, aber dabei doch die alten Charakteristica trägt, welche ausser Verwendung stehen.

Ganz sicher ist, dass der Bratspiess oft auf zwei Feuerböcken untergebracht wurde. Dann legte man ihn also auf die oberen Hörnerpaare oder über die Hörner des einen Bockes und steckte ihn durch das Loch des anderen. Wozu dienten aber die seitlichen Haken? Um den Spiess auch näher über das Feuer legen zu können? Viele Böcke haben aber alle Charakteristica, und doch vermag ich nicht einzusehen, wie man darauf einen Spiess legen konnte, z. B. wenn die Hörner oben geschlossen sind. Jedenfalls war dann das Durchstecken eine sehr umständliche Geschichte.

Ich glaube nicht, dass es ausgeschlossen ist, dass die erwähnten „Verzierungen“ ursprünglich eine praktische Bedeutung hatten, aber es dünkt mich wahrscheinlich, dass dies mindestens nicht ihre einzige Bedeutung ist. Jedenfalls sind die Form der Hörner sowie die meist ganz zwecklosen Löcher und Zacken von einer alten Tradition beeinflusst.

Wenn man bedenkt, dass die Feuerrösser fast unverwüstlich sind, dass die Leute sehr selten — in Aussee waren sie es niemals — in der Lage sind, über das Alter der in Verwendung stehenden Auskunft zu ertheilen [1]), wenn man ferner das Typische und Formelhafte des ganzen Geräthes in Betracht

[1]) Dass „Feuerross“ erst aus „Feuerrost“ entstanden ist, glaube ich nicht. Schon das verschiedene Geschlecht dieser beiden Wörter ist der Annahme hinderlich. Ferner ist fraglich, ob die Sprache eine Vorrichtung wie den Feuerbock einen „Rost“ genannt hätte. Allerdings wird der metallene Untersatz für Gabel und Messer bei uns „Messerrastl“ genannt. Aber „Rastl“ heisst in Niederösterreich auch der Dreifuss von der Gestalt wie Fig. 152, und das Wort „Rastlbinder“ scheint doch wieder auf einen Gegenstand hinzuweisen, bei dem es etwas zu binden gab. Dagegen heisst auch in Niederösterreich der bekannte Bestandtheil des Ofens „Rost“. Vielleicht ist „Rastl“ Fremdwort. Heinzel denkt an ital. rastro. Die Etymologie des Wortes „Rost“ ist ganz unklar. Zusammenhang mit „Rohr“ leuchtet nicht ein. Man könnte eher an „Russ“ oder „roth“ denken. In den ahd. Glossen bedeutet rôst craticula, sartago. Graff II, 552. Das mhd. wb. gibt an: „Rost, Pfanne, Gluth, Feuer, Scheiterhaufen“. Kurz, hier sind wir noch vollkommen im Dunkeln.

[2]) Ich muss darauf Werth legen, dass Feuerhengste und Bratspiesse ganz getrennt aufgezählt werden, letztere auch in der doppelten Anzahl vorhanden sind.

[1]) Der 64jährige „Mühlberger“ glaubt, dass sein Feuerross vom Vater, vielleicht vom Grossvater herrühre. Er hat es auch niemals repariren lassen. Ebenso versicherte er, weder gesehen noch gehört zu haben, dass man einen Bratspiess je auf das Feuerross gelegt. Vgl. oben die Beschreibung des „Bratlbratas“. Jedenfalls ist es selten gewesen, dass man den Bratspiess auf Feuerrösser legte. Ich selbst habe nirgendwo zwei angetroffen; in Aussee wandert das eine im Sommer von der Küche des Hauses in die Sommerkuchl.

zieht, der conservativen Sinnesart des Bauern gedenkt, der ein Feuerross ohne die gewöhnlichen Zierrathe gar nicht vom Schmiede nehmen würde, dann wird man gern zugeben, dass hier eine uralte Tradition zu Grunde liegen kann.

So lange es nicht aufgeklärt ist, warum nicht die Bügel des Feuerbocks so eingerichtet wurden, dass man den Bratspiess auf einem einzigen Exemplare unterbringen konnte — was sehr leicht gewesen wäre — muss ich glauben, dass das Tragen des Spiesses nicht die ursprüngliche Bestimmung des Bockes war, worauf ja auch die Existenz eigener Bratspiessständer hinweist, sondern dass die Ausstattung des Bockes traditionell war und man erst die Hörner von zweien so verwenden konnte [1]).

Ich glaube — vielleicht irre ich — dass die Verzierungen Reste der Charakteristica einer bestimmten Thierform sind.

Alles hin- und hergewendet, möchte ich also annehmen, dass die Deutung sich — sit venia verbo — an die Hörner zu halten hat [2]). Diese allein deuten so klar als möglich auf ein Hornthier hin. Das Bedürfniss hat die praktischeste Form für das Geräth finden lassen und die Phantasie hat daraus ein vierbeiniges Thier gemacht, und zwar ein bestimmtes. Allerdings genügten ein Paar Hörner, um das Thier als Hornthier — das ja einem viehzüchtenden Volk als Haus- und Opferthier zunächst in den Sinn kommen musste — zu charakterisiren. Eine solche primitive Art der Charakteristik führt uns aber in sehr alte Zeiten zurück und mein erster Gedanke bei der näheren Bekanntschaft mit dem Feuerrosse war der, dass es wohl einen prähistorischen Ahnherrn haben müsse.

Manches Ueberbleibsel aus der Hallstätter Zeit scheint heute noch in den Alpen fortzuleben. Wie jenes Volk die Holzstämme verzahnte und schichtete, so baut man heute noch. Die jetzige Feuerzange ist principiell identisch mit der Pincette, welche v. Sacken, Das Gräberfeld von Hallstatt, Tafel XIX n. 17 abbildet, und so ist auch der Quirl jener Zeit genau so hergestellt wie der heutige, nämlich aus dem Stück eines jungen Tannenstämmchens mit Benützung der radiär auswachsenden Aestchen [1]).

Die Hallstätter Funde haben nun allerdings keinen Gegenstand gebracht, von dem man sagen könnte, er sei ein prähistorisches Feuerross. Aber sie sind doch in mehrfacher Hinsicht lehrreich. Vor Allem deswegen, weil sie die Sprache ursprünglicher Kunstäusserung verstehen lernen.

Es findet sich bei v. Sacken, Tafel XVIII, 31 ein Votivrind, dass mir stilistisch für die Beurtheilung des Feuerbockes nicht ohne Werth zu sein scheint (vgl. Fig. 171). Es ist im Besitze des k. k. naturhistorischen Museums in Wien.

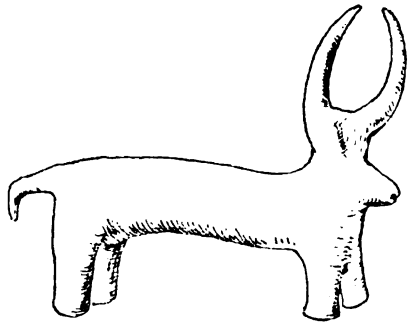


Fig. 171. Ein Votivrind.

Der Umstand, dass auch hier Hörner, Beine und Schwanz als Hauptsache erscheinen und der Kopf gegen die kräftige Charakteristik dieser Theile verkümmert ist, führten mich zu dem Glauben, dass auch der Feuerbock ursprünglich diesem Gebilde ähnlich gesehen, sowie zu der Vermuthung, dass in dem asymmetrischen Haken, der unter den Hörnern erscheint — und zwar immer nach auswärts (vgl. oben Typus II und III, Fig. 164, 165) —, sich der Rest des Kopfes des Thieres birgt. Seine Hakengestalt erklärt sich dann aus der Anähnlichung an die oberen Hörner.

---

[1]) Ich erlaube mir noch besonders darauf aufmerksam zu machen, dass zur Unterbringung des Spiesses die Gabelform die richtigste, weil einfachste, gewesen wäre. Diese findet sich aber nirgendwo, immer sind es ganz klare und deutliche Hörner, aus denen sich dann durch Einbiegen der Spitzen die Lyraform ergibt. Ein Merkmal hat der Bratspiess vielleicht dem Feuerbock verliehen, nämlich das, dass die Hörner in der Längsaxe liegen. Aber auch das wird sich einfacher daraus erklären, dass sie so leichter zu schmieden sind.

[2]) Dass Hörner eine sehr passende und naheliegende Verzierung eines Herdgeräthes sind, leuchtet ein. Ich lese bei Baumeister, Denkmäler des classischen Alterthums S. 56, dass κέρατα (cornua) die mit Hörnern (vielleicht von wirklichen Thieren) verzierten Wulste der Altäre genannt wurden.

Ochsenköpfe (auch ein Bockkopf) finden sich auch auf griech. Kohlenbecken. Conze, Jahrbuch des kais. deutschen archäol. Instituts, Bd. V, 1890.

[1]) Im Hallstätter Museum ist ein Exemplar, ein anderes grosses in Wien im k. k. naturhistorischen Museum. Ich habe dieselbe Art auch bei Gutenstein angetroffen.

Die La Tène-Zeit hat einige Ueberreste erhalten, von denen ich glauben möchte, dass sie Feuerböcken angehören.

Es sind drei Eisenfragmente, unten abgebrochen, aus der Gurina bei Dellach im Gailthale stammend. An Henkel kann man wegen der stachligen Form wohl nicht denken. Die beiden abgebildeten (Fig. 172, 173) erinnern mit den Hörnern, dem einfach charakterisirten und nach aufwärts gerichteten Kopfe, sowie wegen der Linie des Halses sehr an die Feuerrösser.

Fig. 172. Ein prähistorisches Fragment.

Die Grösse ist allerdings etwas geringer, doch diese kann ein unterscheidendes Merkmal nicht abgeben.

Von diesen Gebilden führt — so scheint mir — zu den charakteristischen drei Haken des heutigen alpinen Feuerrosses nur mehr ein Schritt [1]).

Aber es scheint auch, dass wirkliche vollständige prähistorische Feuerrösser noch erhalten sind, wenn auch nur solche, welche bei der Leichenfeier eine Rolle gespielt haben.

In dem Werke von Alessandro Prosdocimi: Notizie della Necropoli Euganee di Este, Roma 1882, sind auf Tafel VII, Nr. 17 und 18 zwei Geräthe abgebildet (Fig. 175, 176), zu welchen Prosdocimi bemerkt, es sei fraglich, ob diese Geräthe wie die jetzigen beim Herde dienen. Also war er dem Gedanken der Prähistorik des Feuerrosses doch schon nahegetreten. Bei dem einen Feuerrosse (Fig. 175) — ich will es ohneweiters so nennen — finde ich bereits die Entwicklungsfähigkeit zu dem Alt-Ausseer: die Hörner und den spitzzulaufenden Kopf des Thieres. Als Nachfolger dieser Gestalt mit Köpfen auf beiden Seiten [1]) betrachte ich die Feuerrösser, welche oben Fig. 138 und 142 skizzirt sind, von denen das eine

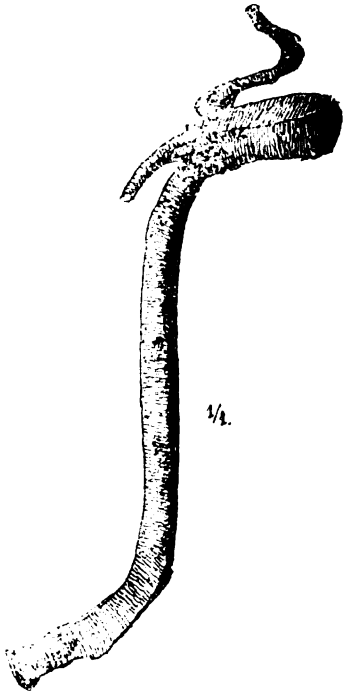


Fig. 173. Ein prähistorisches Fragment.

beiderseits Hörner ohne unsymmetrischen Haken, das andere beiderseits Hörner mit je zwei unsymmetrischen Haken hat. Das genau entsprechende mit zwei Hörnerpaaren und je einem Haken habe ich in Urgersbach bei Gutenstein im Besitze des „Schusterfuchs" gefunden. Der asymmetrische Haken sitzt hier viel tiefer als bei den Ausseer Rössern (Fig. 177).

Sehr interessant ist ein Object aus Thon, welches im Besitze des k. k. naturhistorischen Museums in Wien ist (Fig. 178). Es stammt von den Ausgrabungen auf dem Burgstall bei Oedenburg, über welche der Präsident der Anthropologischen Gesellschaft in Wien

[1]) Aus derselben Gegend stammt die in Fig. 174 abgebildete Bronzegabel. Sie ist unten abgebrochen und an den Zacken nicht spitzig, sondern abgerundet. Deshalb scheint sie etwas getragen zu haben. Sie erinnert an den heutigen Pfannenträger auf dem Dreifusse.

[1]) Doppelthiere mit zwei selbstständigen Vordertheilen und demselben Rücken sind auf verschiedenen Punkten gefunden worden, z. B. Doppelwidder in Olympia, Doppelhirsche in Sardinien. Vgl. Furtwängler, Die Bronzefunde aus Olympia. Berlin 1880, S. 23.

in der Sitzung vom 17. Februar 1891 (diese Mittheilungen, Bd. XXI) berichtet hat.

Bei diesem „halbmondförmigen und thierköpfigen Idole“ (a. a. O. S. 4) setzen an beiden Seiten des Thierleibes zwei Widderhörner an, welche Thierköpfe tragen, von denen wieder zackiges Geweih nach abwärts geht. War das Ganze nicht wirklich ein Feuerbock, woran man wohl wegen des Materiales nicht denken kann, so war es doch vielleicht die Nachbildung eines solchen.

Mit dem Feuer ist es in intime Berührung gekommen, denn es trägt überall Brandspuren. Es ist 14 cm hoch und zeigt ebenfalls Brandspuren. Beachtenswerth ist hier, dass die Thierköpfe nach einwärts gewendet sind.

Man hat wohl bis jetzt bei diesen Gebilden an die „Monde“ der Pfahlbauten gedacht, wie auch der oben citirte Bericht von „halbmondförmigen Thieridolen“ spricht. Die Aehnlichkeit wird aber nicht anders als rein zufällig sein. Wir haben es mit einer Species aus der grossen Gruppe der Doppelthiere zu thun, einer weit verbreiteten Kunstform. Die zurückgebogene Haltung des Halses mag daher kommen, dass diese Kunstform am häufigsten beim

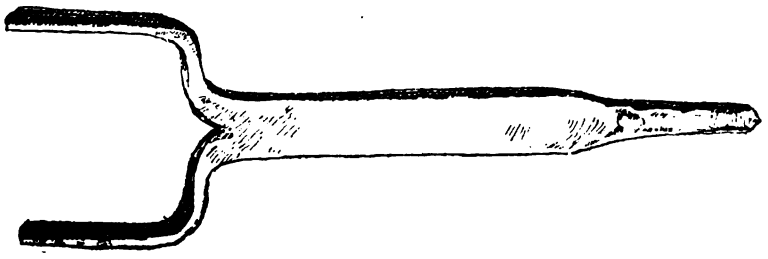


Fig. 174. Eine prähistorische Bronzegabel.

Fig. 175. Ein prähistorischer Feuerbock.

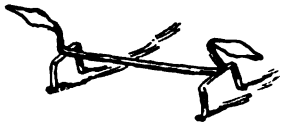


Fig. 176. Ein prähistorischer Feuerbock.

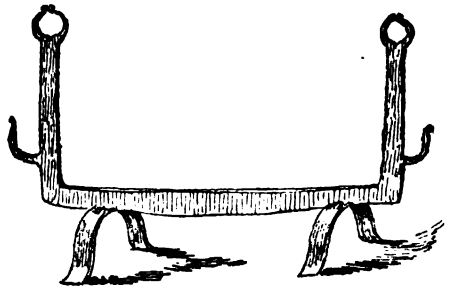


Fig. 177. Ein Feuerross aus Gutenstein.

29 cm lang und 22·5 cm hoch. Dieses Exemplar dünkt mich besonders lehrreich wegen seiner vier Köpfe. Wenn ich mich frage, wie denn der Künstler darauf gekommen sein kann, so vermag ich nur an folgende Antwort zu denken: Er hatte eine Grundgestalt im Kopfe, mit Rücken, vier Beinen und auf beiden Seiten zwei Hörner, also ein Gebilde, dass schon heutigen Feuerböcken nahegekommen sein muss. Das Alles arbeitete er aus und verzierte es mit den geometrischen Ornamenten. Zum Schlusse kamen ihm die Thierköpfe in den Sinn (vergleiche das folgende Exemplar), die ihn dann zu weiteren Geweihen veranlassten. So mag es kommen, dass hier Köpfe auf den Hörnern sitzen.

Auch das folgende Exemplar (Fig. 179) stammt aus den Oedenburger Ausgrabungen. Es ist 19 cm lang,

Feuerbock in Verwendung war, und auf einen Doppelbock weisen die Hörner von Fig. 178 wie die Köpfe von 179.

Aber Fig. 178 ist noch aus einem anderen Grunde merkwürdig: Es ist ein vierfaches Thier, eine Kunstform, die meines Wissens sonst noch nicht häufig beobachtet wurde. Das ist mir ein neuer Anhaltspunkt für die Vermuthung, dass die Hörner, die unmittelbar aus dem Leibe des Thieres hervorgehen, das Prius sind und die vier Köpfe sammt versteifendem Geweih secundäre Zuthat.

Es ist wahrscheinlich, dass diese beiden Oedenburger Doppelthiere zu dem Culturkreise der Ausgrabungen von Lengyel gehören, welche Mauritius Wosinsky in seinem Buche: „Das prähistorische Schanzwerk von Lengyel“ einer ausführlichen Dar-

stellung gewürdigt hat. Wosinsky selbst hat bei Fig. 206—212, Tafel XXVIII, vielleicht schon an Handgeräthe gedacht. Der bisherigen Deutung als „Monde" steht auch er zweifelnd gegenüber, vgl. II, S. 31 ff. Ich halte sie alle zusammen für Feuerböcke, aber nicht für den täglichen Gebrauch, sondern für die Todtenfeier bestimmt. Am einleuchtendsten ist diese Erklärung bei Fig. 207, 210, Tafel XXVIII,

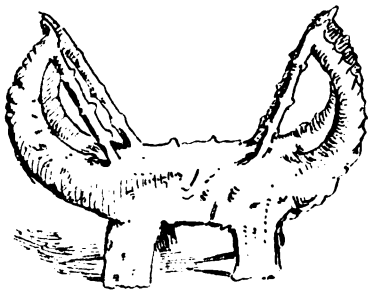


Fig. 178. Prähistorisches Doppelthier.

deren Grundgestalt ein dreiseitiges Prisma ist. Der einfachste Bock ist ja ein Holzscheit selbst, darnach ein gemauertes dreiseitiges Prisma oder ein derartiges thönernes Gestell. Aber zu glauben, dass in Lengyel selbst, ohne Zusammenhang mit anderen Culturcentren, aus den gehobenen Ecken des Prismas sich die obigen Doppelthiere entwickelten, das halte ich für zu gewagt. Die Cultur von Lengyel scheint es nur bis zu der Form von Fig. 212 gebracht zu

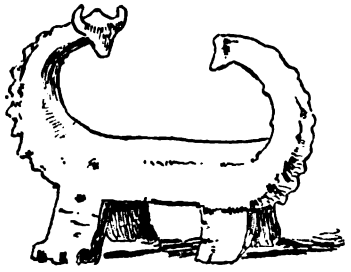


Fig. 179. Prähistorisches Doppelthier.

haben. Am nächsten dürfte den Oedenburger Doppelthieren Fig. 287 gekommen sein.

Wegen der Haltung (vgl. Fig. 175, 176) denke ich auch bei dem folgenden Exemplar an stilistischen Zusammenhang mit dem Feuerbocke (Fig. 180).

Dass das Feuerross zum Amuletmotiv verwendet wird, kann nicht Wunder nehmen. Das Wiener naturhistorische Museum bewahrt ein derartiges Anhängsel (Fig. 180). Es ist wohl ein Hund, merkwürdig ist aber der lange Hals, der zurückgewendete Kopf und die Symmetrie von Hals und Schwanz, eine Haltung, welche mich wenigstens sehr an die beiden letzten „Monde" erinnert. Das Ding stammt aus Prozor, Gerichtsbezirk Otočar in Kroatien.

Der Schmied, welcher einen ähnlichen Feuerbock wie Fig. 175, 176 für den gewöhnlichen Hausbedarf machte, der hatte noch die Absicht ein Doppelthier zu bilden, und wenn ihn ein besonderer Auftrag traf, dann machte er wohl eines von der Form, wie die bei Oedenburg gefundenen, Fig. 178, 179 oder ein ähnliches.

So glaube ich, spricht Manches für meine Deutung des Feuerbockes. Die heutigen Verzierungen, welche zumeist weder Zweck noch irgend welchen Sinn haben, sind die Ueberreste der Charakteristica eines gehörnten Thieres.

Meinem Auge erscheint die Uebereinstimmung des heutigen Feuerrosses mit den prähistorischen

Fig. 180. Prähistorisches Votivthier.

Resten auffallend und ich hielte eine zufällige Uebereinstimmung für weit wunderbarer, als wirklichen culturellen, auf Tradition begründeten Zusammenhang.

Herr Dr. M. Hoernes hat mir auch eine Erklärung des Loches mitgetheilt: Es kann ursprünglich den eingerollten Schwanz bedeuten und erst später so dargestellt worden sein, wie es jetzt erscheint [1]). Vgl. oben Typus I, III Fig. 163, 165.

Wenn einmal das Material über die kunstgeschichtliche Tradition des Feuerbocks und seine Spuren in der Literatur vorhanden sein wird, dann wird man mit mehr Erfolg den tieferen Zusammenhängen nachspüren können. Wenn man sich heute des ständigen Zierraths, der Hörner, erinnert, des Namens „Feuerbock", des Umstandes, dass auch die prähistorischen, theilweise unerklärten Funde ge-

[1]) In Urgersbach bei Gutenstein habe ich ein Feuerross gesehen, dessen Bügel an den Enden eingerollt waren. Das mag also der Ausseer Varietät mit den zwei Löchern entsprechen. Vgl. Fig. 163.

hörnte Thierköpfe haben, dann gehört viel Enthaltsamkeit dazu, den Gedanken an eine alte Tradition abzuwehren.

Herr Custos Franz Heger machte mich auf einen im Besitze des Ferdinandeums in Innsbruck befindlichen Feuerbock aufmerksam, der aus dem römischen Grabfelde von Salurn stammt (Fig. 181). Herr Professor Dr. Franz Ritter v. Wieser war so gütig, mir davon eine Zeichnung zukommen zu lassen. Der eiserne Bock ist in der Mitte abgebrochen, weil er daselbst am meisten vom Feuer angegriffen war. Er zeigt die traditionelle Gestalt mit den Rinderköpfen.

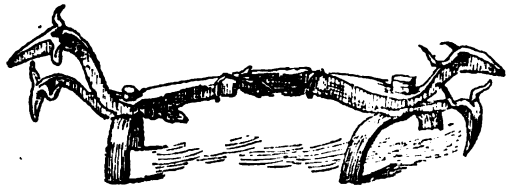


Fig. 181. Römischer Feuerbock.

Auffällig ist, dass je zwei Köpfe sich unter einander befinden, wodurch dieses Stück an den Bock von Oedenburg (siehe oben) erinnert, nur sind bei diesem die Köpfe neben einander.

Dr. Franz Ritter v. Wieser übermittelte mir auch die Zeichnung einer (etruskischen) Bronzevotivgabe (Fig. 182) aus dem Nonsberg. Es bestärkt mich dieses Anhängsel in meiner Vermuthung, dass auch

Fig. 182. Etruskisches Doppelthier.

bei dem oben abgezeichneten (Fig. 180) Amulet aus Hallstatt der Feuerbock stilistisch einwirkte [1]).

Die folgende Abbildung (Fig. 183) ist die Skizze eines Doppelrindes aus Bronze, vielleicht etruskischer Herkunft. Das Original ist im Privatbesitze in Wien.

Meine Meinung geht also dahin, dass Feuerbock und Doppelthier zu einander in Beziehungen stehen. Daran möchte ich festhalten, so lange nicht für die Doppelthiere eine glaubwürdige Herleitung aus einem Mythus gefunden ist, oder ein Geräthe, aus dessen Grundlinien sich das Doppelthier noch einfacher erklärt. Ich glaube, man darf auch nicht sagen, die Köpfe von Hornthieren bei den prähistorischen Feuerböcken beweisen gar nicht, dass diese als Doppelthiere aufgefasst wurden, weil in der Hallstätter Zeit eben die Köpfe mit Hörnern sich sehr häufig finden, ohne jede Bedeutung, rein als Zier z. B. an Henkeln. Mich will dagegen bedünken, dass eine solche Art der Argumentation abzulehnen ist, weil doch die Phantasie nicht ganz sinnlos combinirt, d. h. irgendwo, an einem oder mehreren Geräthen muss doch wirklich bis zu einem gewissen Grade die Thierform vorgebildet gewesen sein. Das Gestell des Feuerbocks ist nun von vorneherein theromorph und deshalb mag es einer der Ausgangspunkte für die Verzierung mit Köpfen von Hornthieren auch bei anderen Dingen geworden sein.

Das einfache Gestell des Holzbockes (Fig. 184) wird beim Feuerbock um zwei Bügel vermehrt, welche das Abrutschen des Holzes verhindern sollen. So kommen wir zu der Gestalt in Fig. 185. Ein Herdgeräth dieser Form scheint mir sehr leicht die Grundlage alle Doppelthiere haben werden können [1]).

Die Abweichungen des hölzernen Bockes und des Feuerbocks in Bezug auf die Form erklären sich aus dem verschiedenen Zwecke und dem Materiale. Der Rücken des Feuerbocks musste ziemlich niedrig sein, damit die Scheiter nicht abrutschen. Um aber trotzdem die kurzen Füsse behufs erhöhter Standfestigkeit möglichst weit von einander zu entfernen, erhielten sie die geschweifte Form, welche sie überall zeigen.

Die heutige geographische Ausbreitung des Feuerbocks erstreckt sich über die Alpenländer, Böhmen, Mähren, Theile von Ungarn, Krain und Norditalien. Auch in Siebenbürgen soll er sich finden; der dreibeinige findet sich in Italien, England und Frankreich, sowie in Kaminen in Deutschland.

Ueber die Herkunft des Feuerbocks kann ich vorläufig nur Folgendes sagen — und das mit allen Vorbehalten.

Wenn der Feuerbock nur bei den süd- und westdeutschen Stämmen sich findet und ebenso in Italien,

[1]) Wegen der Form der Thierköpfe sei auch auf den Sarg eines Longobarden-Fürsten von Civezzano hingewiesen. Vgl. das longobardische Fürstengrab und Reihengräberfeld von Civezzano bei Trient von Dr. Franz Ritter v. Wieser (Ferd. Zts. III. Folge, 30. Heft) S. 288 f. Der eine Thierkopf (vgl. S. 289), den Wieser für einen Hirschkopf hält, an hat den Hörnern Knöpfe in der Art kleiner Pyramiden. Sie erinnern an die Köpfe auf den Hörnern von Fig. 178.

[1]) In Niederösterreich fand man schon mehrfach kleine schmiedeiserne Rinder von sehr alterthümlicher Technik. Es scheint, dass dieselben geopfert wurden, um krankes Vieh zu heilen. In Krain sollen aber solche Gegenstände auch in Form von Doppelrindern sich finden. Das wäre ein sehr wichtiges Factum, das festgestellt zu werden verdiente.

dann wird er etwa keltischen Ursprungs sein, worauf auch mehrere der obigen Funde hinweisen, denn aus Rom oder Griechenland stammt er sicherlich nicht. Dann ist er vielleicht zu der Zeit übernommen worden, in der Südgermanen von den Kelten — nach meiner Meinung — die dreitheilige Bauart, die sogenannte fränkische, übernahmen.

Der Germane mag auf dem Wege zur Entwicklung des dreitheiligen Typus schon selbst gewesen sein und ebenso mag der „Feuerbock" ihm manche heimische Reminiscenz wachgerufen haben.

Ich halte es nicht für unmöglich, dass man den Feuerbock in Zusammenhang brachte mit Donar. Da die deutsche Mythologie leider so gut wie unbekannt ist, muss man sich an die nordische halten, von der ja Vieles gemeingermanisch ist.

Donar-Thor fährt mit Böcken, wenn er auch nicht reitet, Grimm, Mythologie I⁴ 138. Allerdings ist Thor nicht der Gott des irdischen Feuers, also des Herdfeuers, aber Verschiedenes weist darauf hin, dass er lebhafte Beziehungen zum Hause und zum Herde hatte. „Ihm brannte auf dem Herde geweihtes Feuer, das nie verlöschen sollte (Isl. S. II 403), das er wohl selbst nach alter Anschauung vom Himmel herabgebracht hatte." Mogk, Paul's Grundriss I, S. 1099.

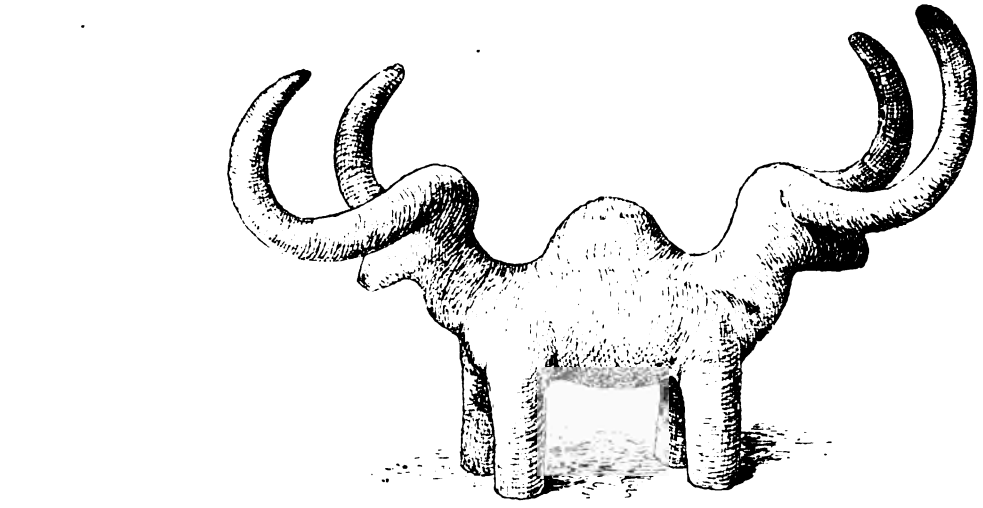


Fig. 183. Etruskisches Doppelrind.

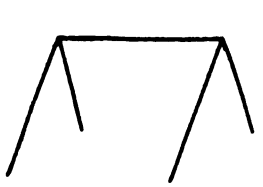


Fig. 184.

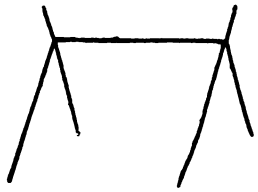


Fig. 185.

Vor Allem ist er schon durch seine Gattin Sif (got. sibja), Grimm, Myth. 257, mit dem Haus verbunden, weshalb auch er es ist, der den Auswanderern die neue Wohnstätte anweist. a. a. O. 157.

Als Gott des Blitzes muss er auch in irgend welchem Zusammenhange mit dem Feuer auf der Erde gedacht worden sein, denn die zündende Kraft des Blitzes muss dazu schon allein ausgereicht haben.

Tonitrua et fulmina . . . gubernat, sagt Adam von Bremen. E. H. Meyer, Mythol. S. 208. Thor ist rothbärtig, gefrässig und trunkgierig, Eigenschaften, die auch einem Gott des irdischen Feuers nicht übel anstünden. Er heisst funhristir, der „Feuerschüttler", Meyer S. 205. Die Wolken werden „Gewitterböcke, Thorböcke" genannt a. a. O. S. 100.

Man kann sich wohl vorstellen, dass der Germane, der beim Herde sass, wenn das Feuer auf den über den Feuerbock gelegten Scheitern brannte und die Flammen nach dem darüber hängenden Kessel langten, an die Erzählung (vgl. Hymiskvida) von dem rothbärtigen Thor gedachte, der mit seinen Böcken ausfuhr, um den von den Riesen gestohlenen Kessel zurückzuholen. Vgl. Meyer a. a. O. 101, 207.

Auch mit einem Herdgeräthe ist Thor in Verbindung, mit dem Kessel, und Meyer 218 nimmt keinen Anstand, ihn direct den Kesselgott zu heissen. Das wird vielleicht etwas zu viel behauptet sein, aber es ist immerhin sehr auffällig, dass Kesselhaken und rothes Seidenband im Aberglauben gegen Krankheit schützen. a. a. O. 210.

Thor ist auch Gott der Hochzeit und diese ist mit dem Herdfeuer unzertrennlich verknüpft. Die Braut befreundet sich mit dem Feuer, dreimal umwandelt sie den Herd und opfert. MEYER 213. Diese Sitte ist uralt, wahrscheinlich indogermanisch. Vgl. von SCHRÖDER, Hochzeitsbräuche der Esten S. 127 ff., S. 131. So soll sich ja auch die neue Magd mit dem Feuer gut stellen und beim Antritt des Dienstes in's Ofenloch schauen. GRIMM, Myth. ²III, 437. Noch andere heutige Bräuche sind zu beachten. Es findet sich, dass bei der Hochzeit ein mit Gluth gefüllter Stuten herumgereicht wird, in Tirol bedeutet das Hämmern des Herdschmiedels Hochzeit. MEYER S. 212 f. Vgl. damit, dass ein dicht neben Einem einschlagender Blitz Hochzeit bedeutet. a. a. O.

Auch der Kessel kann bei der Hochzeit eine Rolle gespielt haben. Bei den Osseten berührt die Braut, indem sie vom Brautwerber um den Herd geführt wird, die Kette des Kochkessels. Es ist nicht undenkbar, dass dieser Brauch ursprünglich bei anderen indogermanischen Völkern auch bestand. Der Kesselhaken spielt ja auch heute noch bei der Hochzeit in Westphalen eine Rolle [1]). SCHRÖDER 129.

Noch Eins. Auch das Wort „heiraten" weist noch auf das Herdfeuer hin, und Thor ist Gott der Hochzeit. Mhd. ahd. hīrāt m. f. „Vermählung", ags. hīrēd „Familie", an. hjú hjún n. pl. „Mann und Weib, Ehepaar, Hausdienerschaft", ahd. hīun pl. „beide Gatten, Dienstboten" (KLUGE wb. s. v. Heirat) zeigen alle eine Wurzel *kī, zu der man aus dem Germanischen am besten mhd. hei „heiss", heie „brenne", got. hais haizis „die Fackel" stellt. FICK, I⁴ 46, stellt weiter asl. sijati „leuchten", ai. çiti „weiss" hieher. Zu derselben Wurzel gehört dann weiter heiss, Hitze, vgl. KLUGE, „heiss", also germ. *χaita. Ags. hīrēd „Familie" ist alsdann der „Feuerrath", die um den Herd Versammelten, die Hausbewohner, wobei ziemlich belanglos ist, ob man ein *χī-rēð oder *χīz-eð voraussetzt. So möchte ich auch an. híbýli n. pl. „homestead, home" deuten. Es ist die „Feuerstätte"; vgl. býli n. (ból) „an abode", býll „living" zu W. *bhū. Hús ok híbýli heisst „house and home".

Von dem *χī abgeleitet ist *χīwa- „das wärmende" [2]), das Haus, vgl. got. heiva-frauja „Hausherr"; davon wieder ahd. hīwo, hīwa „Gatte, Gattin", hīwiski n. „Familie, Haushaltung", endlich mhd. hiu-rāt „Heurat", ags. hīwrâeden. Vgl. auch engl. hive „Schwarm, Gesellschaft" und beehive „Bienenstock".

Lat. cīvis gehört also zu idg. *kīva „Haus", oder es ist näher an die Wurzel selbst heranzurücken.

Bis jetzt will mir also Folgendes betreffs des „Feuerbocks" und seiner Geschichte als möglich erscheinen:

Der Feuerbock ist in prähistorischer Zeit erfunden worden und ist nur von einem Theile der Germanen angenommen worden. Sein Verbreitungsgebiet scheint mit dem des oberdeutschen Bauernhauses in Beziehung zu stehen. Er diente zur Aufnahme des Holzes und zur Ermöglichung des Luftzutrittes unter die brennenden Scheiter.

Ueberall wurde er in der Sprache wie in der darstellenden Kunst mit lebendigen Wesen in Zusammenhang gebracht. Seine Namen sind von verschiedenem Alter. Die plastische Ausschmückung des Feuerbocks bleibt immer gleich, er erscheint als einfaches und doppeltes gehörntes Thier. So mag auch seine heutige Gestalt sich erklären. Es ist nicht ausgemacht, dass er von jeher die Bestimmung hatte, den Bratspiess zu tragen, aber er ist bis zur Gegenwart oft so verwendet worden. Ob die Doppelthiere erst aus der Belebung des Feuerbocks entstanden sind, ist nicht zu sagen. Jedenfalls aber hat es den Anschein, als ob die Feuerböcke und die Doppelthiere der Bronzezeit in sehr alten und nahen Beziehungen stünden, es hat den Anschein, als ob der Feuerbock jederzeit zu einem Doppelthier hat werden können und ein Doppelthier zu den einfachen Formen des Feuerbocks einschrumpfen konnte.

Es ist eine merkwürdige Eigenschaft des menschlichen Geistes, dass er alles Unbelebte beseelt und mit den Gestalten lebender Wesen begabt. Der Mensch ist nicht nur das Mass aller Dinge, sondern er und die belebte Welt geben auch die Formen her, in der das Unbelebte aufgefasst und vorgestellt wird. Wie die Sprache ihre „Bilder" hat, so hat sie die körperliche Darstellung. Aus der Spirale, welche sich als Zierrath um Arm und Bein „windet", wird eine Schlange, aus einem Gefässe wird ein Kopf; aus dem Gestell für die Scheiter macht die Sprache einen „Feuerbock", die plastische Kunst einen Bock, einen Doppelbock, oder ein Doppelrind. Wenn ich im Hinblicke auf dieses Herdgeräthe sage: „Der

[1]) Man sagt in Frankreich pendre la crémaillère, d. h. die Wohnung durch die erste Mahlzeit einweihen; wörtlich heisst es aber den Kesselhaken aufhängen.

[2]) Vgl. die entsprechende Grundbedeutung von „Stube", mhd. kemenâte.

Feuerbock hat vier Füsse", so fliessen diese Tropen der Sprache aus derselben Veranlagung, welche den plastischen Künstler dazu führt, dem Geräthe Thierform zu verleihen.

Man liest immer, dass die poetische Redeweise sich von der prosaischen durch den Rhythmus und den bildlichen Ausdruck unterscheidet. Das ist gewiss ganz falsch. Die Bilder und Tropen gehören auch der Sprache des Lebens an, dem hat sie die Dichtung abgelauscht. Liebe und Hass, kurz alle sthenischen Affecte sind die grossen Sprachlehrer des Menschen, die Poeten im Menschen. Wer zuerst zu seinem thörichten Widersacher in heiligem Zorne sagte: „Du bist ein Stier", der hatte jene Kraft der Phantasie, die den Dichter ausmacht. Der vor ihm stehende Gegner verwandelte sich in seiner Einbildung in einen Stier, der ihn mit gesenktem Haupte, mit vorgestreckten Hörnern in sinnloser Wuth angriff. Die poetische Rede zeigt ihre kühnsten Bilder in der Leidenschaft, wenn auch die allergewöhnlichste Sprache nie ohne Bilder ist. Am nächsten liegt das Bild dem plastischen Ausdrucksvermögen des Menschen, der Kunst im Raume. Hier bedarf es gar nicht der Wärme der Erregung.

Der Mensch scheint in einfachen Culturzuständen überhaupt das Leblose sich nicht vorstellen zu können; man begreift, dass er sehr aus sich heraustreten musste, um zu verstehen, dass es neben den belebten Wesen auch leblose Dinge gebe. Dieselbe Entwicklung muss jedes Kind durchmachen. Das Kind schilt den Tisch, der es geschlagen habe, d. h. an dem es sich angestossen hat. Der Naturmensch — von heute wie von ehedem — ist ein Poet; der prosaische, nüchterne, mathematische Mensch ist durchaus ein Culturproduct, keines der erfreulichsten.

Herder sagt, Poesie ist die Ursprache der Menschheit. Das ist historisch und psychologisch richtig und wahr. Aber Poesie ist nicht nur die Ursprache der Menschheit, sondern auch die Urform der menschlichen Ausdrucksfähigkeit im Raume.

D. Die Lampe des Bauernhauses.

Noch eines Geräthes möchte ich gedenken, der Lampe unserer Altvordern. Aus Aussee ist sie mir nicht bekannt, aber in Urgersbach bei Gutenstein fand ich einige — wie mich dünkt — charakteristische Exemplare (Fig. 186, 187). Es sind Eisengeflechte, welche nach Art von Waagschalen auf vier Drähten hängen. Auf dem Eisenroste lagen einst die brennenden Kienspäne. Das erste der abgezeichneten Exemplare fand ich noch in einer Küche, über dem Herd, an einem drehbaren Eisengestell. Wo die

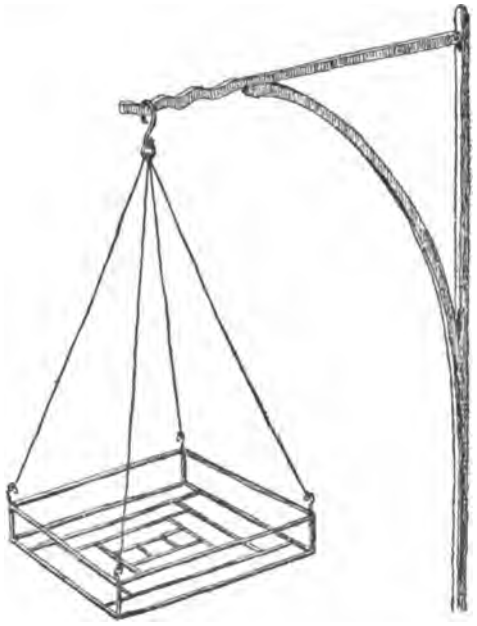


Fig. 186. Eine Kienspanlampe.

„Keanleucht" in der Stube angebracht war, da zeigt heute noch die Decke ein Loch, bestimmt, den

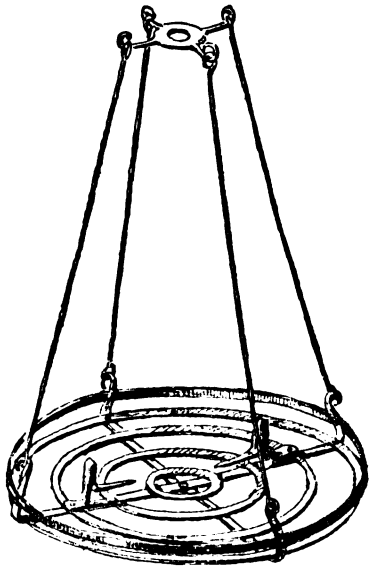


Fig. 187. Eine Kienspanlampe.

Qualm hinauszulassen. Dieses Loch ist in der Nähe des Ofens.

Auch die Form dieses Geräthes scheint uralt zu sein und sich nicht auf die germanischen Stämme zu beschränken.

Das alte Wort scheint brandreite oder brantîsen gewesen zu sein. Vgl. Grimm, Wb. II. 300 s. v. „Brandreite". Grimm gibt als Bedeutung craticula, taedarium an. Auch als Zierrath wurden sie nachgeahmt und getragen, vgl. Philand. I. 300. Grimm a. a. O. Vgl. mhd. wb. brantreite, brantîsen [1]).

Dagegen citirt Schulze, Höfisches Leben [2] I. S. 55, aus dem mhd. Gedicht: Dis ist von dem husrate die Stelle: brantreiden, spis unde rost, blosbalg, trifuos (Myller, Altdeutsche Gedichte III. Pfeiffer, Altdeutsches Uebungsbuch Nr. XIV) und übersetzt brantreiden „Feuerböcke", was wohl nicht richtig ist.

Die Stelle aus dem erwähnten mhd. Gedichte lautet:

Beide spis vñ rost der han ich mich aller vertrost
Hauenstein für isin kan ich niergent bewisen
Hoheln vñ brant reiden hant sich gar von mir gescheiden
Pfeffer múln múrsel stein der han ich nirgent kein
Blosbalg trifûs ribisen her umbe mus ich grisen
Essich kruge salz vas so ich gedenke was ist das.

Wir finden also Folgendes: Spiess und Rost, Steine (vgl. mhd. Wb. III, 614), auf denen wohl die Kochtöpfe standen, Feuereisen, was allein sich auf einen Feuerbock deuten liesse, Hacheln, der Kesselhaken und wohl auch der für die Brandreite (vgl. mhd. Wb. I s. v. hâhel), die Kienspanlampe.

Einen lithauischen szibìntas beschreibt Bezzenberger, Altpreuss. Monatsschrift IV, Bd. XXIII, S. 35, nach einem Berichte Lepner's vom Jahre 1744. Diese muss der zweiten obigen ziemlich ähnlich gewesen sein. Vgl. aber auch a. a. O. S. 47. Lepner sagt: „Einige haben ein rundes von Leim und Holz fest zusammen gekleibtes Wesen, welches sie szibintas, eine Leuchte, nennen . . . unten ist es breit und rund, mitten drin hänget ein Eisen gleich einer Rost, darauf der Kien oder klein gehauenes Holz brennet und ihnen Licht im Finsteren gibet; es gehet etwas zugespitzt durch die Bretter und das Estreich auf die Lucht, dahin sich der Rauch ziehet, welchen sie gar wohl vertragen können." Eine andere Vorrichtung beschreibt Schultz (1832): „Der damelákas (Rauchfang) aber dient in der Dunkelheit zur Erleuchtung des Zimmers mit Kienspänen (žiburys), welche auf einem unter dieser Glocke auf dem Tontischchen befindlichen eisernen Roste angezündet werden.

[1]) Das mhd. Wb. II, 673 citirt aus Diefenbach, Mittellatein.-hochd.-böhm. Wb. Seite 161 die Stelle: ipogirgium (ypopyrgium) est instrumentum ferreum, quod sustinet ignem, brantreite.

E. Der indogermanische Herd.

Hat das indogermanische Stammvolk einen Herd besessen oder aber war die Feuerstelle auf dem Boden selbst? Darf man also von einem indogermanischen Herde oder nur von einer indogermanischen Feuerstelle sprechen?

Die Frage ist nicht leicht zu beantworten; jedenfalls fällt es auf, dass es keine indogermanische Bezeichnung des Herdes gibt. Von zusammenhängenden Wortsippen ist nur zu nennen:

ἑστία Vesta Curtius Grdz. [5] 399. Wegen vestibulum vgl. Henning, Das deutsche Haus, S. 109. Vgl. Fick, I [4] 133.

Herd, cremare.

Dagegen stehen fŏcus, ἐσχάρα, ab. dista (zu diz) allein. Von diesen Wörtern weist blos das altbaktrische auf die Art des Herdes hin. Ab. dista (Justi disti) gehört zu diz, aufwerfen, anhäufen ai. dih „beschmieren", got. deigan „aus Thon bilden", lat. figulus etc., vgl. Kluge, „Teig".

Das altbaktrische Wort könnte darnach einen gemauerten Herd bedeuten, wie dista nahe verwandt ist mit τοῖχος τεῖχος. Aber es gibt Bedenken; das Wort kommt an zwei Stellen vor:

Vd. 8. 235 heisst es: apa aêtăm distăm barayen, „sie sollen die Scheiterhaufen wegtragen", übersetzt Spiegel. Jedenfalls kann das fem. dista nicht „Herd" bedeutet haben. Das ergibt sich klar aus dieser Stelle.

Vd. 8. 254 ist leider sehr unklar. Ahura wird gefragt, was der Lohn für einen Mann sei, yo âtarem distat haca . . . ava baraiti, der das Feuer vom Herde wegtrüge. Spiegel, Uebersetzung, sagt zu der Stelle, dista „das Aufgehäufte" könne nur den Herd bedeuten. Das ist aber doch fraglich. Sonst enthält der Vers das semitische tanūra „Schmelzofen", und klumba m., das man hier mit „Ofen" übersetzt, während man ihm vd. 8. 99 die Bedeutung „Topf" gibt nach ai. kumbhá.

Eines wird als sicher gelten dürfen, dass das Feuer seine bestimmte Stelle im Hause hatte, und dass auf die Feuerstelle etwas von der Verehrung des Feuers überging.

Sehr gross ist die Verehrung des Feuers, und zwar des Herdfeuers, bei den Indern des Rigveda gewesen und das dürfte wohl ein gemeinsamer indogermanischer Zug sein [1]).

[1]) Vgl. Tylor, Anfänge der Cultur, II. S. 282. Die weitverbreitete Vorstellung, dass es Sünde ist, in's Feuer zu spucken, ist auch ein Nachklang aus alter Zeit.

Um Agni, heisst es R. V. III. 9, 7, sammelt sich des Morgens Mensch und Vieh. Man denkt unwillkürlich an eine Hauseintheilung, wie sie noch das sächsische Bauernhaus zeigte, das Menschen und Hausthiere innerhalb derselben vier Wände beherbergt. Henning, S. 29. Das Feuer wird zuerst in's neugebaute Haus getragen. Zimmer, Altindisches Leben, S. 153.

Agni schirmt nicht nur das Haus und bringt alles Gute in dasselbe, RV. III. 18. 5,

er schirmt auch den ganzen Stamm (III. 15. 2),

er verscheucht die Gespenster (vgl. dazu Tylor II. 295 f.),

und vernichtet die Feinde III. 18. 1.

Deshalb leuchtet er auch als der Hüter des Rechtes im eigenen Hause III. 10. 2.

Agni ist vishpatis „der Herr des Hauses" RV. I. 12, 2, grhapatis I. 36. 5. IV. 9. 4,

er ist dámūnas (vgl. Grassmann wb. sp. 577) „der Hausfreund",

er ist der liebe Gast des Menschen III. 1. 21

der Hauspriester I. 44. 9. Vgl. auch die schöne Strophe IV. 7. 2: „Wann wurde nach der Ordnung Dir — o Agni, Gottes-Herrlichkeit? Da war's, als in die Häuser Dich — die Menschen setzten als den Preis".

Weil der Arier das Feuer göttlich verehrt, fühlt er sich über andere Stämme erhaben. Die Götter haben Agni, den Gott, erzeugt, das Licht für das arische Volk, I. 59. 2, ihn reden die frommen arischen Stämme zuerst beim Opfer an, I. 77. 3, die Plagen mögen über die agnilosen (anagnitra) Völker kommen, I. 189. 3.

Agni verleiht Söhne und Vermehrung des Stammes III. 23. 5, III. 24. 5, er verleiht Reichthum an Mann und Ross III. 26. 2, er ist vāiçvānara „der Männerhort".

Er verleiht Schätze. R. V. IV. 4. 7 (üb. Grassmann):

Nur der sei glücklich, reich an Gut, o Agni,
Der Dich mit stetem Opfergruss und Sprüchen
Zu letzten strebt im Haus, so lang er lebet;
Dem werde alles Glück, das sei die Bitte.

Agni scheint auch schon in ältester Zeit seinen festen Sitz gehabt zu haben. R. V. III. 12. 8 heisst es: indrāgnī tavishāṇi vām sadhásthāni Indra und Agni, ihr habt feste Sitze.

Agni selbst wird häufig ein „Ross" genannt R. V. I. 27. Die Flammen sind die Rosse. Dazu stimmt Verschiedenes: Agni führt die Götter herbei: R. V. I. 2. (12. 3), I. 44. 7;

er fährt die Opfer I. 12. 6, I. 36. 10, I. 44. 2, er ist der Götterbote I. 36. 4, I. 44. 3;

er wird gestriegelt wie ein Ross, das den Preis gewonnen I. 60. 5;

er schiesst dahin, wie ein Ross I. 65. 5. 6. Vgl. auch I. 69. 5. 6, I. 73. 9;

er schüttelt die Schweife wie ein Ross II. 4. 4.

Oder er fährt mit den Flammenrossen vor seinem Wagen I. 14. 12, I. 74. 7, I. 94. 10;

er hat rothe Rosse I. 45. 2;

er ist Rossespender: II. 6. 2.

R. V. I. 27. 9. Wen Agni beschützt, der erringt zu Pferd den Preis, I. 58. 2. „Es glänzt der Rücken des Benetzten wie ein Ross" (dabei kann wohl nur das Holz gemeint sein, auf dem Agni reitet). I. 74. 8. „Durch Dich dringt kühn der Renner vor und überholt den vorderen". II. 1. 15. „Als hier das Lastross herrlich Dir gerüstet war"; man deutet das Lastross als den gefüllten Opferlöffel. Vgl. dazu I. 127. 5, I. 141. 2, I. 145. 3.

Ueber den Herd und seine Geräthe erzählen uns sonst die Lieder des R. V. nichts. Agni wird durch Reiben von zwei Hölzern erzeugt mittelst der zehn Finger (IV. 6. 8), mit einem Löffel wird ihm Butter zugeführt, so sind seine Flammenrosse buttertriefend (IV. 6. 9).

Agni wird parivīta „umhüllt" genannt, z. B. IV. 3. 2. (Vgl. Grassmann, wb. vyā sp. 1360.)

Dabei ist gewiss nur an die umhüllenden Rauchwolken gedacht, nicht an irgend eine Herdeinrichtung etwa.

Man kann sagen, dass die Verehrung des Feuers später auf den Herd übergegangen ist.

Eine wichtige Rolle spielt er noch im deutschen Sprichwort; wo Herd („ein eigener Herd") das ganze Haus bedeutet. Der Herd ist ja ursprünglich mehr als der Ort, wo die Speisen bereitet werden, er spendet Licht im Dunkeln, Wärme in der kalten Jahreszeit; so begreift man es, dass Agni alle Schätze spendet. Vgl. Wander, Deutsches Sprichwörter-Lexikon „Herd". Auch ἑστία heisst „Herd" und „Haus" (sowie Familie).

Die Entwicklung der Bedeutung von Herd zu Haus ist auch den romanischen Sprachen eigen. Vgl. foculare Du Cange: locus ubi ignis asservatur, vel domus ipsa. Vgl. auch die Artikel focus, ignis bei Du Cange.

Längst bekannt ist die Deutung von αἴθουσα Halle, lat. aedes (vgl. Fick, II. ⁴ 32.); beide haben ihren nächsten Verwandten in unserem „Esse".

Was ich also vom Herde der Indogermanen zu sagen wüsste, ist sehr wenig:

Das indogermanische Haus scheint mir eine bestimmte Feuerstelle gehabt zu haben, aber noch keinen eigentlichen Herd.

Von den Herdgeräthen kann nur der Dreifuss so alt sein und auch das ist nicht gerade ausgemacht, weil ihn der Rig-Veda nicht erwähnt, trotzdem es doch in den Agniliedern dazu an Gelegenheit nicht gefehlt hätte. Auch im heutigen Indien scheint der Dreifuss durchaus nicht zu den gewöhnlichen Erscheinungen zu gehören.

Bei den indogermanischen Völkern finden sich zwei principiell verschiedene Arten der Feuerung.

Die erste besteht darin, dass das Feuer auf der ebenen Herdsohle oder auf dem Boden angemacht wird. Dann ist es nöthig, die Gefässe zu erhöhen, was durch drei Steine, den Dreifuss oder dadurch erreicht wird, dass man die Gefässe selbst mit drei Beinen versieht. Bei dieser Art der Feuerung wird zuerst ein Holzscheit quer gelegt und die anderen werden rittlings über ihn gelehnt. Das quer liegende Holzscheit kann durch einen Stein, eine gemauerte Leiste des Herdes, einen beweglichen Thonuntersatz vertreten werden. Das letzte Stadium dieser Entwicklung ist der Feuerbock, den auch der Kamin übernommen hat.

Die zweite Art besteht darin, dass das Feuer in einer Grube angemacht wird. Dabei finden die Töpfe am Rande der Grube oder auf Metallstäben, welche darüber gelegt werden, ihren Platz. Dreifuss und Feuerbock sind nicht nöthig. Dieselbe Art ist es auch, wenn der Herd drei rechtwinkelig zusammenstossende Mauern hat, zwischen denen das Feuer brennt, während die Gefässe darüber stehen. Diese zweite Art ist die Vorstufe unseres heutigen geschlossenen Herdes.

Eine prähistorische Thonfigur aus Serbien

und die Anfänge der Thonplastik in Mitteleuropa.

Von **Dr. Moriz Hoernes.**

(Mit 2 Text-Illustrationen.) [1])

Figurale plastische Arbeiten aus prähistorischer Zeit werden immer den Reiz der Rarität und der Curiosität besitzen. Die vorgeschichtliche Cultur redet ja in der Regel weder durch die Schrift noch durch das Bild zu uns, und das Ausnahmsweise, das Kostbare, wenn es noch dazu das Höhere und Bedeutsamere ist, erregt unser Interesse stets in ganz besonderem Masse. Eine gereifte Betrachtung wird jedoch den ältesten figuralen Plastiken nur unter gewissen Bedingungen den Werth hervorragend instructiver Fundsachen zugestehen. Häufig sind sie ja, ob nun Thon, Bein, Horn, Bernstein oder irgend eine weiche Gesteinsart das Material derselben bildet, so roh und so insignificant, dass wir mit der Thatsache ihrer blossen Existenz auch dann nichts anzufangen wüssten, wenn sie — was noch keineswegs feststeht — sämmtlich echt und wenn die Aehnlichkeit, welche sie untereinander besitzen, noch grösser wäre, als sie wirklich sein soll [2]).

Anders steht es zuweilen um jene plastischen Arbeiten in Thon, welche fern von den Höhlen diluvialer Renthierjäger, fern von neolithischen Pfahlbauten und Troglodytenwohnungen aus dem Schosse höher entwickelter (metallzeitlicher) Culturstufen hervorgegangen sind. Ich rede absichtlich nur von Thonsachen, weil das Vorhandensein figuraler Bronzen für das betreffende Fundlocal nur den Besitz und höchstens den Geschmack an solchen Dingen, nicht aber die einheimische Production derselben zu beweisen vermag. Die cyprischen [1]), trojanischen [2]) und mykenisch-tirynthischen [3]) Terracotten, die Thonfiguren aus thrakischen Tumulis [4]), die Terracottafigürchen auf Urnen der Hügelgräber von Gemeinlebarn in Niederösterreich [5]), die verwandten plastischen Arbeiten aus Ungarn [6]), Siebenbürgen [7]) und Rumänien [8]), welchen auch die neuerdings in der Umgebung von Oedenburg so häufig gefundenen „Mondfiguren" mit Thierköpfen [9]) beizuzählen sind, endlich die siebenbürgischen [10]) und die pomerellischen [11]) Gesichtsurnen, sowie Alles, was sich in

---

[1]) Die Redaction des „Starinar" der serbischen archäologischen Gesellschaft in Belgrad hat uns die beiden Clichés von Fig. 188 und 189 zum Wiederabdruck freundlich zur Verfügung gestellt, wofür ihr hiemit der verbindlichste Dank ausgesprochen wird. Anmerk. d. Red.

[2]) Vgl. z. B. O. Tischler, Die neuesten Entdeckungen aus der Steinzeit im ostbaltischen Gebiete und die Anfänge plastischer Kunst in Nordosteuropa. Schriften der physikal.-ökonom. Gesellsch. zu Königsberg i. Pr. XXIV. 88. (Bernsteinfiguren von Mensch und Thier aus Schwarzort und ähnliche Tropfstein- und Knochenschnitzereien aus polnischen Höhlen, verglichen S. 97. — Menschliche und Thierfigur aus der Steinzeit am Ladogasee S. 118.) Eine umfassende Literatur haben bekanntlich die Elfenbein-, Knochen- und Geweihschnitzereien aus den Höhlen Frankreichs nach sich gezogen. Auch die Funde aus der Comun. di Breonio bei Verona gehören in den Kreis dieser nach verschiedenen Seiten hin fraglichen Entdeckungen, von deren Besprechung ich hier gern absehe.

[1]) S. z. B. Cesnola, Cypern, Taf. 1 (Fig. 5—7), S. 12, 37, 39. Salaminia, S. 220, Fig. 248—257.

[2]) Schliemann, Ilios, S. 373 f. 377.

[3]) Schliemann, Mykenä, S. 11—13, 80—82, 120, Taf. A—C. Tiryns, S. 169—183, Taf. 24 f.

[4]) E. Weiser, Thracien u. s. Tumuli. Diese Mitth. II, S. 137, 185.

[5]) J. Szombathy, Die Tumuli v. Gemeinlebarn. Mitth. d. prähist. Comm., Bd. I, S. 58—60., Taf. 2, Fig. 2—4.

[6]) J. Hampel, Alterth. d. Bronzezeit in Ungarn, Taf. 71.

[7]) Verwandtschaft der siebenbürgischen Keramik mit der trojanischen. Archiv f. siebenb. Landesk. N. F. Bd. XIV, S. 592 ff.

[8]) Verhandl. d. Berl. A. G. 1887, S. 162, äussert Virchow über den Fund von Cucuteni im District Jassy (Antichităile de la Cucuteni, Jasi 1885 von Beldiceanu, mir nicht zugänglich), dass diese Gegenstände, unter denen namentlich eine grössere Anzahl roher Thier- und Menschenfiguren in Thon zu erwähnen ist, ein grosses Interesse erwecken, indem sie einerseits mit den siebenbürgischen Funden viele Aehnlichkeit zeigen, andererseits auch Anklänge an Schliemann'sche Funde von Mykenä und Hissarlik erkennen lassen.

[9]) S. Archaeol. Értesitö XI, S. 60 und diese Mitth. Bd. XXI, Heft 6, dann ibid. Sitzungsber. f. December 1891.

[10]) Archiv f. siebenb. Landesk. l. c.

[11]) A. Lissauer, Prähist. Denkm. d. Prov. Westpreussen, S. 67 ff. 117. Dann G. Berendt, Die Pommerellischen Gesichtsurnen. Mit 5 Taf. Schriften der physikal.-ökonom. Gesellsch. zu Königsberg i. P. XIII. 89.

engerem und weiterem Kreise darum gruppirt, bilden eine Gesammtheit von Vorkommnissen, aus welchen sich mit der Zeit Etwas, wie ein kunstgeschichtlicher Faden, wird herausheben lassen. Ich möchte die Stellung, welche ich diesen Funden innerhalb unseres prähistorischen Denkmälervorrathes anzuweisen geneigt bin, ganz bestimmt abgrenzen. Einerseits haben wir die mehr oder minder räthselhaften Kunstanfänge der Urzeit, eine Erscheinung, welche man als „Kind ohne Mutter, Mutter ohne Kind" bezeichnet hat [1]). Andererseits finden wir die vielbesprochenen figuralen Arbeiten auf Situlen und Gürtelblechen nebst einer Anzahl weniger beachteter Rundfiguren, die aber unter dem gleichen Gesichtspunkte betrachtet werden müssen, und unter welchen dem bekannten Strettweger Wagen [2]), sowie der kleinen Kriegerfigur von Idria bei Bača [3]) ein besonders hoher Rang zukommt. Diese letzteren Arbeiten sind in Mitteleuropa, wenn nicht zwingende Gründe zu einer anderen Auffassung obwalten, als Import aus Oberitalien anzusehen, wo sie auch fabricirt sein werden, und stammen aus sehr jungen Schichten. Entgegen der landläufigen Annahme vermuthe ich sogar, dass die schönsten jener Stücke, darunter die kürzlich gefundene Situla von Kuffarn bei Göttweig [4]), dann die Situlen von Watsch [5]) und Matrei [6]), sowie das Gürtelblech von ersterem Orte [7]), erhebliche Zeit nach dem Jahre 400 vor Christo anzusetzen sind, was einerseits aus der Vergleichung gräco-etruskischer Bildwerke, andererseits aus dem Mitvorkommen typischer La Tène-Sachen an einzelnen Fundorten [8]) unwiderleglich hervorzugehen scheint. Diese Kunst ist ein Kind, dem man seine historische Mutter heute wohl nicht mehr absprechen wird, während es hinwieder geleugnet werden muss, dass sie ihrerseits Nachkommenschaft gezeugt hat. Schaaffhausen hat wohl kürzlich die Frage aufgeworfen: „Die unter dem Landvolke in Tirol und der Schweiz erhaltene Schnitzkunst, ist sie nicht vielleicht ein Rest keltischer Bildung?" — Aber auch er bezieht sich dabei nicht auf figurale Bronzen, sondern auf die Tumulusfunde von Marz und Gemeinlebarn [1]).

Zwischen jenen autochthonen urzeitlichen Arbeiten, welche manchmal, wie es bei Naturvölkern vorkommt, von überraschendem Formgefühle zeugen, meist aber in stilloser Rohheit stecken bleiben, und den zuletzt berührten Erzeugnissen einer halbbarbarischen Kunstsphäre, einer nordetruskischen Provinzialcultur, in welcher alterthümliche orientalische Schemata — nicht ohne den vom Mutterlande gierig aufgenommenen griechischen Einfluss wenigstens beiläufig zu verrathen — endlos wiedergekäut werden, steht nun der Zeit und auch wohl der Art nach die Gruppe keramischer Producte, welche wir oben flüchtig umschrieben haben und welche in Mitteleuropa der Hallstatt-Periode angehört. Was ihre örtliche Verbreitung betrifft, so ist es wahrscheinlich kein Zufall, dass wir ihre wichtigsten Vertreter auf dem Boden unseres Welttheils (abgesehen von Etrurien, das eine besondere Provinz östlicher Einflüsse und einheimischer Entwicklungen bildet) sämmtlich im östlichen Süd- und Mitteleuropa antreffen, wo sie eine von Süd nach Nord in unbestimmter Breite hinauf reichende Zone bilden. Da die aussereuropäischen (kleinasiatischen und cyprischen) Arbeiten, welche der gleichen Kunststufe angehören, viel älter sind als die mitteleuropäische Hallstatt-Periode, und da, wenn ein geschichtlicher Zusammenhang zwischen all jenen Erscheinungen gefunden werden soll, das Ausgangsgebiet doch nur im Süden zu suchen sein dürfte, so haben wir es vielleicht mit einer Reihe von Anregungen zu thun, welche durch die frühzeitigen Kunstanfänge im nordöstlichen Mittelmeergebiete entlang eines oder mehrerer nach Norden, in die baltischen Länder hinauf, führenden Verbindungswege von der Bronzezeit an allmälig ausgeübt wurden. Diese Anschauung ist, im Hinblick auf das ältere Material, schon von mehreren Forschern — für die westpreussischen Gesichtsurnen z. B. von Lissauer [2]) — ausgesprochen worden. Sie tritt aber, angesichts vieler neuerer Funde, unter welchen wir die bereits publicirten Sachen von Lengyel, Oedenburg, Marz, Gemeinlebarn hervorheben, aus dem Dunkel einer vagen Verknüpfung immer mehr und mehr in das Zwielicht einer discutablen Hypothese.

---

[1]) Proles sine matre creata, mater sine prole defuncta, S. Reinach, Antiqu. nation. I. S. 168.

[2]) Much, Kunsthist. Atlas d. k. k. Centr.-Comm., Taf. 41.

[3]) Hauer, Allg. Führer d. d. k. k. n. h. Hofmuseum, 1891, S. 154.

[4]) Diese Mitth. 1891. Sitzungsber. S. 59.

[5]) Much, l. c., Taf. 53 f.

[6]) L. c., Taf. 54.

[7]) L. c., Taf. 55.

[8]) Moritzing, l. c., Taf. 68. Vgl. auch die Nebenfunde von Kuffarn.

[1]) Schaaffhausen, Die Kelten. Jahrb. d. Ver. d. Alterthumsfr. Rheinl. 1891. S. 74.

[2]) L. c. S. 62. Eine ähnliche Vermuthung hat kürzlich auch Szombathy, l. c. S. 76, hinsichtlich der plastischen Arbeiten aus den Tumulis von Gemeinlebarn geäussert.

Wenn wir von den „Idolen“ der cyprischen Bronzezeit und der bekannten Schliemann'schen Ausgrabungsstätten, sowie von den frei gearbeiteten Sitzfiguren aus thrakischen Tumulis vorläufig absehen, so charakterisirt sich unsere Gruppe sowohl im Norden als im Süden dadurch, dass ihre figuralen Darstellungen mit einem Effort, den man anderswo nicht bemerkt, aus dem tektonischen Aufbau und der Decoration der Thongefässe hervorgehen. Diese Bereicherung einer altherkömmlichen industriellen Thätigkeit ist es, welche wir im Norden den Einflüssen einer südlichen Cultursphäre, wo sich der plastische Trieb früher regte, zuschreiben dürfen.

Ich will nun, um neben dem Abstracten ehestens das Concrete in sein Recht zu setzen, die Beispiele kurz bezeichnen, welche ich als Ausflüsse einer besonderen plastischen Neigung in der prähistorischen Töpferei Mitteleuropas betrachte.

In Oedenburg [1]), Marz [2]) und Lengyel [3]) (alle drei in Ungarn), aber auch in den Tumulis Thrakiens — was uns als Fingerzeig für die Herkunft dieses Typus dienen kann — sind eigenthümliche grosse, flache Schalen oder Schüsseln gefunden worden, welche auf einem hohlen, konischen Fusse ruhen [4]). Dieser Fuss ist bei den Oedenburger Stücken niedrig (5—6 cm hoch), bei denen von Marz höher (circa 12 cm); bei den bekannten Exemplaren von Lengyel erreicht er eine Höhe von 30 cm und darüber. Die letzteren sind wiederholt mit Auszeichnung besprochen worden; man hat sie für Todtenleuchter u. dgl. erklärt. Bei einem derselben [5]) ist der „Fuss“ eigentlich als Arm anzusehen, von welchem fünf gekrümmte Finger ausgehen, auf denen erst die Schale ruht. Solche röhrenförmige Thongebilde hat man in verschiedener Weise als Schmuck und bedeutsame Beigabe der Thongefässe verwendet. Eine rothe Halsurne aus Marz [1]) hat zwei grosse hand- oder fussförmige Aufsätze, welche röhrenförmig neben dem Hals emporsteigen und in der Höhe des Mundsaumes mit der Hand- oder Fussfläche abschliessen. Hier ist der Typus der südeuropäischen Gesichtsvase in einem Accedens nachgebildet, während die Hauptsache, das menschliche Antlitz, von der Reproduction ausgeschlossen blieb [2]). Mehrere bombenförmige Urnen von Gemeinlebarn [3]) haben je zwei hoch emporstehende Kuh- oder Stierköpfe, welche von gekrümmten röhrenförmigen Ansätzen des Gefässes ausgehen und dergestalt Thier-Protomen bilden, wie wir sie namentlich aus Olympia und Etrurien kennen. Neben diesen diametral geordneten finden sich in peripherischer Anordnung andere plastische Aufsätze, namentlich Vögelchen und Näpfchen, aber auch ganze Figuren von Menschen und vierfüssigen Thieren, letzteres bekanntlich in Gemeinlebarn. Abwechselnd

[1]) Diese Mitth. Bd. XXI im folgenden Aufsatze und Sitzungsber. f. December 1891.

[2]) F. Heger, Die Tumuli bei Marz. Mitth. d. prähist. Comm. Bd. I, S. 46, Fig. 14.

[3]) M. Wosinsky, Das prähist. Schanzwerk von Lengyel. Taf. 13, Fig. 73. Virchow, Excursion nach Lengyel, Verhandl. d. Berl. A. G. 1890, S. 109.

[4]) In geringerer Grösse und etwas abweichender Form (d. h. nicht mit ausladendem, sondern mit eingebogenem Schalenrande) findet man diesen Typus auch in Este (Prosdocimi Taf. 4, Fig. 53 f.; Taf. 5, Fig. 34 ff.; Taf. 6, Fig. 9) und Sta. Lucia (Marchesetti, La necropoli di S. L. Taf. 2, 16—18) vertreten. Er ist vielleicht die Stammform jener im östlichen Alpengebiete zur Römerzeit so häufigen Schalen mit dreieckig ausgeschnittenem Fuss.

[5]) Wosinsky, l. c. Taf. 42 f. 331.

[1]) R. Hoernes, Prähist. Tumuli bei Marz. II. Jahrb. d. Anthr. Ver. in Graz. Taf. Fig. 1 —. F. Heger l. c. S. 42, Fig. 2.

[2]) Trojanische Gesichtsvase mit ähnlichen Armen. Schliemann, Ilios S. 329, Fig. 159. Es lässt sich errathen, warum die Nachahmung des menschlichen Gesichtes auf jener Urne unterblieb. Sie erforderte eine gewisse Kühnheit, eine Unempfindlichkeit für das schreckhaft Hässliche, welche nur in localer Beschränkung gefunden wird.

[3]) Szombathy, l. c. S. 66, Taf. 3, Fig. 1, 2. Vgl. auch die bombenförmige, vierfüssige Vase mit einem Stierkopfe von Rabensburg in Niederösterreich, Much, l. c. Taf. 70, Fig. 5, welche vielleicht am schlagendsten den Zusammenhang dieser donauländischen Keramik mit ihren ostmittelländischen Vorbildern zeigt. Besonderes Gewicht muss ich in diesem Zusammenhange auch auf ein thiergestaltiges Näpfchen (aus dem Flachgräberfelde von Hadersdorf am Kamp) legen, das ich in meiner „Urgesch. d. Menschen“, S. 597, Fig. 253, nebst anderen Funden aus dieser Nekropole habe abbilden lassen. Die Gräber von Hadersdorf gehören einer noch halb bronzezeitlichen Vorstufe der Hallstatt-Periode an und sind jedenfalls viel alterthümlicher, als die im gleichen Gebiete vorkommenden Tumuli, welche uns die Mehrzahl der obigen Beispiele geliefert haben. Was Lengyel betrifft, so weiss ich sehr wohl, dass die Funde dieser Localität verschiedenen Zeitstufen angehören; doch glaube ich, aussprechen zu dürfen, dass nach meiner Ueberzeugung viel mehr davon, als man bisher annahm, als hallstättisch zu betrachten ist. Noch fehlt es an einer vergleichenden Bearbeitung dieser Funde, welche, um genauere Bestimmungen zu treffen, in Slavonien, Bosnien-Herzegowina und Istrien wird Umschau halten müssen. In diesen Ländern sind meines Wissens in den letzten Jahren die nächsten Verwandten der von Lengyel (nicht nur charakteristische Thongefässformen, sondern auch Specifica, z. B. Bronzegürtel, wie das Theilstück bei Wosinsky, Taf. 44, Fig. 346 — kein Perlenschnurhalter“ — Hohlkelte aus Hirschgeweih wie l. c. Taf. 27, Fig. 203 — kein „Stiel eines Werkzeuges“ u. s. w.) aus der Erde gehoben worden.

Näpfchen und Vögelchen, ganz im Geschmacke der prähistorischen Keramik Cyperns, erscheinen auf dem Rand einer grossen Fussschale aus Oedenburg [1]), vier Näpfchen auf einer bombenförmigen Urne aus Gemeinlebarn [2]), acht urnenförmige Miniaturgefässe auf dem Halse einer grossen Urne aus Rabensburg [3]), kleine Vögelchen rings umher auf dem unteren Rande und auf dem Scheitel hoher, mützenförmiger Thongefässdeckel von Pillichsdorf im östlichen Niederösterreich [4]), vier Stierköpfe häufig als Urnenansätze in St. Margarethen (Ostkrain), auf der Wies (Steiermark [5]) u. s. w., u. s. w. Das Alles sind Erscheinungen, die sich für Jedermann verständlich aneinanderschliessen. Ihnen ist es auch anzureihen, wenn eine grosse schwarze Urne von Marz einen doppelten Hals und Mundsaum besitzt [6]), wenn sich in Oedenburg so häufig ganze Doppelgefässe finden, die nur einen Theil der Wandung und etwa den Henkel miteinander gemeinsam haben [7]). Auch in diesen Dingen müssen wir eine Bereicherung der Formensprache erblicken, wenngleich der Zuwachs nicht immer als ein glücklicher bezeichnet werden darf.

Die plastische Neigung dieser ostmitteleuropäischen Keramik drückt sich aber auch auf anderen Wegen aus. So in der Anbringung reliefartig hervorragender, statt vertieft eingeritzter Ornamente. Diese Geschmacksrichtung finden wir stark vertreten in Ungarn (Lengyel [8]), Oedenburg) [1]) und Istrien (Castellier von Villanova [2]), Gräber von Pizzughi [3]). In letzterem Lande bringt sie es nicht nur zu Spiralbändern (sp. corrimi dietro) und Mäandern, sondern auch zu Reihen von Thierfiguren, welche aus Thonwülstchen geformt und auf den Gefässkörper aufgeklebt werden [4]).

Dieser Geschmack am Derben, Vollen, Runden steht der älteren Vorliebe für glatte Flächen mit fein eingeritzten, kleinen geometrischen Mustern ziemlich schroff gegenüber und verdrängt sie auch wohl stellenweise. Die Keramik der La Tène-Periode macht dann zwar von den plastischen „Cordoni" der hallstättischen Töpferei in etwas anderer Verwendung Gebrauch, verschmäht aber gänzlich jenen älteren Formenschatz an geometrischen Ornamenten. Die La Tène-Zeit vernachlässigt überhaupt den Schmuck der Thongefässe; und ihr sonstiges Formengut, namentlich in Ringaufsätzen, schliesst weit eher an die zuletzt betrachtete ostmitteleuropäische Geschmacksrichtung an, als an den Stil echt hallstättischer Erzeugnisse im Westen.

Dazu kommen nun noch die freigearbeiteten Rundfiguren aus Thon. Oedenburg und Lengyel haben die bekannten halbmondförmigen Thonkörper geliefert, welche namentlich an ersterem Orte eine reiche und verschiedenartige Gliederung zeigen [5]).

---

[1]) Diese Mitth. XXI. Sitz.-Ber. f. December 1891.

[2]) Szombathy, l. c. Taf. 2, Fig. 9.

[3]) Much, l. c.

[4]) F. Heger, Der Tum. b. Pillichsdorf. Diese Mitth. Bd. IX, Taf. 3, Fig. 2, 3. Vogelfiguren als Deckelgriffe: Undset in Zeitschr. f. Ethnol. 1890, S. 136, Anm. 1. Er hält sie für ein „ursprünglich griechisches Motiv", was wohl kaum zutreffen dürfte.

[5]) Szombathy, l. c. S. 76, Anm. 1.

[6]) R. Hoernes. Eine Doppelhalsurne von Marz. Diese Mitth. Bd. XX, Sitzb. S. 81, Fig. 20. Doppelhalsgefässe (allerdings anderer Form) aus Cypern: Cesnola, Cypern, Taf. 13 links unten und 16 rechts unten, aus Hissarlik: Schliemann, Ilios S. 430, Fig. 358 u. S. 431, Fig. 359.

[7]) Diese Mitth. Bd. XXI, folg. Heft u. Sitzb. f. December 1891. Doppelnäpfchen, die durch einen kurzen dicken Steg aneinander gekuppelt sind, finden sich, untereinander sehr ähnlich, in der Lausitz (Behla, Die Urnenfriedhöfe m. Thongf. d. Laus. Typ. Taf. 1, Fig. 17) und in Ungarn (z. B. Tököl auf der Insel Csepel, ein Exemplar im k. k. nh. Hofmuseum). Verwandtes aus Hissarlik, Schliemann, l. c. S. 430, Fig. 356.

[8]) S. z. B. Wosinsky, l. c. Taf. 7, Fig. 12 u. Taf. 10, Fig. 48 (nicht zu verwechseln mit der gemeinen Anbringung eines durch Tupfen gegliederten, erhabenen Umlaufstabes, was schon in vorhallstättischen Schichten häufig vorkommt. Viereckiger, getupfter Reliefrahmen auf einer Thonplatte, ibid. Taf. 34, Fig. 261. Hakenkreuz en relief, ibid. Taf. 37, Fig. 292.

[1]) Hier ist diese derbere Decorationsweise namentlich an den „Mondbildern" (wie übrigens auch in Lengyel, Wosinsky, l. c. Taf. 37, Fig. 287), dann auf der Innenfläche grosser Fussschalen und auf der Aussenseite gekuppelter Gefässe beliebt, also in sehr charakteristischer Weise gerade an jenen tektonischen Gebilden, deren Ursprung wir auf eine besondere Anregung des plastischen Triebes zurückführen möchten.

[2]) Ined. Reichliche Belegstücke in den von mir für die Anthr. Ges. ausgegrabenen, jetzt im k. k. Hofmuseum bewahrten Funden; vgl. diese Mitth. Bd. XXI, Sitzb. S. 38.

[3]) Amoroso, Le necr. preist. dei Pizzughi, Taf. 2, Fig. 3, 4, 10. Die einfachen Cordoni, ibid. Fig. 1; Taf. 3, Fig. 5, und an so vielen anderen hallstättischen Fundorten im südöstlichen Mitteleuropa fallen unter denselben Gesichtspunkt. Ich habe auch hier immer nur die Thonplastik im Auge und sehe von den in Bronze getriebenen Gefässreifen und Figuren aus methodischen Gründen völlig ab.

[4]) Reliefmäander aus Villanova, ined. im Wiener, Thierfiguren von ebenda, ined. im Museum zu Parenzo.

[5]) In Lengyel sind sie mit Ausnahme des bereits in der Anm. 9, S. 153 citirten Stückes, welches den Oedenburger Exemplaren ganz nahesteht, schwerfälliger, grösser, meist fusslos, und erinnern auch durch die geringe Entwicklung der hornförmigen Enden mehr an kleine Altäre, als an einen bankartigen Aufbau oder an Thierfiguren, wie die Oedenburger

Wir finden solche mit einem und mit vier Füssen, mit zwei und mit vier Hälsen (der letztere Typus ist bereits vorgebildet in den klotzförmigen Mondbildern von Lengyel mit vier flachen Hörnchen: Wosinsky, Fig. 206, 209, 211) mit einwärts oder auswärts schauenden Thierköpfen. Hals und Körper sind regelmässig en relief ornamentirt. Schräge oder senkrechte Stege verbinden zuweilen die Köpfe mit dem Körper. Man versuchte sich aber nicht nur an diesen heute nicht mehr leicht zu deutenden Gebilden. Klotzförmige Füsse von kaum näher bestimmbaren Thongegenständen finden sich in Lengyel, in Oedenburg und auf Glasinac in Bosnien [1]). Aus Lengyel stammt das Fragment (Bein) einer thönernen menschlichen Sitzfigur [2]) und eine fragmentirte Vogelfigur [3]), aus einem der fondi di capanne von Oedenburg ein flaches Thonfragment, welches sich kaum anders als zu einer rohen menschlichen Figur im Stil der ältesten cyprischen „Idole" ergänzen lässt. Bekannt sind endlich die kleinen Thonfigürchen (Thiere, ein menschlicher Fuss [4]) u. dgl.) aus dem Funde von Pilin im Nógrader Comitat [5]). Die siebenbürgischen und rumänischen Thier- und Menschenfiguren aus Thon sind schon oben (Anm. 7, S. 153) erwähnt worden. Eine rohe menschliche Thonstatuette aus dem hallstättischen Gräberfelde der Pizzughi in Istrien hat Amoroso publicirt [1]). Ich beschränke mich in dieser Erinnerung auf das Donaugebiet und blicke nur flüchtig über die Adria hinüber nach Oberitalien, wo zunächst in Este ein thönerner Vogelwagen [2]), thönerne Reiter-Figürchen [3]) u. dgl. gefunden wurden, sowie nach Norddeutschland hinauf, wo namentlich in Schlesien, Posen und der Lausitz verwandte Aeusserungen eines gesteigerten plastischen Triebes in der Keramik zu verzeichnen sind [4]).

Diesem Materiale reiht sich nun das merkwürdige neue Fundstück an, welches wir anbei in der Vorder- und Rückansicht (Fig. 188 und 189) wiedergeben. Dasselbe ist zuerst in der Zeitschrift der serbischen Alterthumsgesellschaft von M. Valtrović edirt worden [5]). Gemacht wurde der Fund schon vor 10 Jahren beim Abgraben eines Hügels in der Nähe des Dorfes Kličevac unweit von Kostoc. Die genannten Orte liegen am rechten Ufer der Donau, östlich von Belgrad, nicht allzu fern von der grossen Ruinenstätte von Viminacium, der Hauptstadt der alten Moesia superior. Der Fund bestand ursprünglich aus der abgebildeten Statuette und drei Thongefässen, von welchen zwei, angeblich bemalte Stücke, durch die bei der Grabung beschäftigten Arbeiter in's Ausland verschleppt wurden, während das dritte, ein unbemaltes Thongefäss, sammt der interessanten Figur durch die Bemühung des Herrn Nikolaus

---

Stücke. S. Wosinsky, l. c. Taf. 38. In der Decoration der Seitenflächen blickt manchmal die Idee eines menschlichen Gesichtes durch, l. c. Fig. 210 u. 212. Ersteres Stück zeigt nur wie die rohesten Gesichtsurnen zwei Löcher (Augen) mit einem Strich dazwischen (Nase). Das zweite enthält mehr Elemente der ursprünglich anthropomorphen Decoration, nämlich eine doppelte Umrahmung des Gesichtes, innerhalb derselben zwei Löcher (Augen) und einen Kreis mit Centralpunkt (Mund), ausserhalb rechts und links je einen solchen Kreis (die Brüste). Die etwas höher als gewöhnlich emporragenden Hörner können hier aus der Nachahmung der Arme solcher Statuetten, wie sie namentlich in Mykenä und Tiryns häufiger gefunden wurden, hervorgegangen sein. Durch die Form des räthselhaften Geräthes ist das Urbild der Decoration natürlich fast zur Unkenntlichkeit verzerrt.

[1]) Lengyel: Wosinsky, l. c. Taf. 12, Fig. 65. Oedenburg und Glasinac ined. Vielleicht rühren sie von mehrfüssigen Thongefässen her, wie das Anm. 28 erwähnte stierköpfige Gefäss von Rabensburg in Niederösterreich. Vierfüssige Thonschalen, s. z. B. Prosdocimi, Este Taf. 4, Fig. 8; Taf. 5, Fig. 31, eine dreifüssige, ebenda Taf. 4, Fig. 22, vgl. Cesnola, Cyp. Taf. 16.

[2]) Wosinsky, l. c. Taf. 31, Fig. 239.

[3]) Ibid. Taf. 34, Fig. 259. Ein Gefässhenkel in Thiergestalt ebenda, Taf. 34, Fig. 266.

[4]) Thongefässe in Form eines menschlichen Fusses: aus Este (Prosdocimi, Taf. 4, Fig. 5) und aus Thrakien (im k. k. naturhist. Hofmuseum).

[5]) Hampel, l. c. Eine thönerne Vogelfigur von der Wies, s. diese Mitth. Bd. XV, Taf. 6, 31.

[1]) Amoroso, l. c. Taf. 9, Fig. 8.

[2]) Prosdocimi Taf. 3, Fig. 1.

[3]) Ibid. Taf. 5, Fig. 63.

[4]) Ich verweise auf Undset, Das erste Auftr. des Eisens in Nordeuropa. Er citirt: Gefässe in Gestalt eines Vogels oder eines Ochsen, aus Schlesien S. 68; Posen S. 81, 83, 85, 87, 110; Lausitz 185; Mecklenburg 256. Zwillingsurnen aus Posen S. 81, 83; Lausitz 183; Brandenburg 187, 188. Drillingsurnen aus Schlesien S. 68; Posen 93; Lausitz 184. Leuchterförmige Thongebilde aus Posen S. 83, 85; Sachsen 227. Gesichtsurnen aus Schlesien S. 68; Posen 93; Westpreussen 123—131; Pommern 243. Thönerne Hörner aus Posen S. 81, 88; Lausitz 185; Sachsen 215.

[5]) Zemljani preistorički kip iz Kličevca im Starinar srpskog arheološkog društva Bd. VII. S. 110—114, Taf. 10—11, Belgrad 1891. Beim Uebersetzen des Artikels ist mir in freundlicher Weise Herr Dr. Murko behilflich gewesen. Eine kurze Beschreibung der Figur, die er mit den westpreussischen Gesichtsurnen vergleicht, gab A. Lissauer, welcher das Stück im Belgrader Museum gesehen, in der Sitzung der anthropologischen Section der naturforschenden Gesellschaft zu Danzig am 22. October 1890, s. Corr.-Blatt der deutschen Ges. f. Anthr., Ethn. u. Urgesch. XXII. S. 54.

Nešić, damals Lehrers in Kličevac, dem Nationalmuseum in Belgrad zukam.

Fig. 188. Thonfigur von Kličevac in Serbien. Vorderansicht.

Die Statuette ist aus Thon hohl geformt und stellt eine langbekleidete und reich geschmückte Frauengestalt dar. Sie misst 34 cm Höhe und an der Basis 17 cm Breite. Der trompetenförmige untere Theil war abgebrochen und zerdrückt. Kopf und Rumpf sind flach gebildet; erst in der Gürtelgegend

beginnt die Ausführung in kreisrundem Durchschnitt. Der Thon ist auf der Aussenfläche der Figur durch stark. In der Höhe der Hüften, gerade auf dem Gürtel, ist die Wandung durchlöchert (probušen,

Fig. 189. Thonfigur von Kličevac in Serbien. Rückansicht.

Färbung schwarz, auf der inneren Fläche aschgrau und an der Bruchstelle unterhalb des Gürtels 7 mm was die Abbildung nicht erkennen lässt), vielleicht um beim Trocknen oder Brennen der Figur den

Luftzutritt in das Innere zu erleichtern. — Die Formen eines langbekleideten menschlichen Körpers sind deutlich zu erkennen, aber doch nur in den Hauptzügen ganz roh ausgedrückt; und namentlich in der Bildung des unteren Theiles ist der Zusammenhang dieser Plastik mit der gewöhnlichen Töpferei recht in die Augen springend. Wir haben da eine konische, etwas eingezogene Röhre, welche ein langes und weites, reichgemustertes Gewand vorstellen soll. Dieselbe verbreitert sich oberhalb der Taille wieder ein wenig und geht in zwei flache schildförmige Ansätze über, welche die Stelle der Arme und eines Theiles der Brust einnehmen. Diese flügelartigen Seitentheile sind an den Schultern eckig, sonst rundlich profilirt. Der dicke flache Hals geht ohne Absatz in den Kopf über, welcher oben flach abgeschnitten ist, weit abstehende grosse Ohrmuscheln, starke zusammenfliessende Augenbrauen, unförmliche Augen, Nase und Mund besitzt und schon durch die Breite, welche dem Durchmesser der Figur an der Taille gleichkommt, den Eindruck des Plumpen, Abschreckenden hervorruft.

Die ganze Figur ist rundumher in sorgfältiger Ausführung mit Ornamenten bedeckt, welche uns eine gute Vorstellung des dargestellten Gewandes und Schmuckes gewähren. Den Kopf scheint eine flache, am Seitenrand gestrichelte und unterhalb desselben mit Zacken oder Läppchen besetzte Mütze zu bedecken. Vielleicht ist aber auch nur ein Diadem (ἄμπυξ) oder eine Tänie gemeint. Von derselben fällt rückwärts lothrecht über die Mitte des Rückens bis zum Gürtel herab ein reiches Gehänge, welches mit drei Schnüren oder Kettchen beginnt, die in der Mitte des Hinterkopfes von einer Scheibe zusammengehalten werden. Die zwei seitlichen enden dann knapp oberhalb des Halsringes in dreieckige, mit der Spitze nach abwärts gekehrte Schlussglieder, während die mittlere Schnur weiter hinabläuft. In der Mitte des Rückens findet sich an derselben abermals eine Scheibe, und von hier läuft wieder eine dreitheilige Schnur aus, an deren Enden ein horizontales, beiderseits spiralig emporgekrümmtes Stäbchen die Schlussglieder des ganzen Schmuckstückes, sieben Schnüren mit dreieckigen, die Spitze nach abwärts kehrenden Anhängseln, trägt. Die Kopfhaare sind nicht angedeutet.

Beachtenswerth ist die schöne Symmetrie dieses Gehänges und die praktische Einrichtung, wodurch sich dasselbe auf dem Halse verschmälert, unterhalb der Schultern aber wieder ausbreitet. Es ist möglich, dass der Halsring zum Fixiren desselben gedient hat. Die ungarische Bronzezeit ist reich an ähnlichen, aus Metall gefertigten Schmuckgehängen[1]), und manches derselben wird vielleicht in ähnlicher Weise als ein zopfartiger Hinterhaupt- und Rückenschmuck verwendet worden sein, woran man vor dem Bekanntwerden unserer Figur wohl kaum denken durfte. Zu dem Kopfputz derselben bemerke ich ferner, dass das Tragen flacher Mützen mit gestickten Rändern heute noch bei dem Landvolke in Dalmatien vielfach üblich ist. Die flachen Mützen der Hercegovcen und Montenegriner haben eine etwas andere Form; — beide sind übrigens hinlänglich bekannt. Die zinnoberrothe dalmatinische Tellermütze hat an ihrem unteren Rande rückwärts ein paar schwarze quastenförmige Anhängsel, welche sich auf dem struppigen Hinterhaupte eines männlichen Trägers seltsam genug ausnehmen und vielleicht als verkümmerte Ueberreste eines ausgedehnteren Zierrathes anzusehen sind. Andererseits will ich nicht unerwähnt lassen, dass ein osmanischer Sultan des 17. Jahrhunderts die Nordalbanesen als „Kettenköpfe“ bezeichnet, ihres eigenthümlichen nationalen Kopfschmuckes wegen, auf den ich schon einmal in diesen Mittheilungen (Bd. XVIII. Sitz.-Ber. S. 59) hingewiesen habe.

Um den Hals läuft ein (aus Bronze oder Edelmetall zu denkender) Ring, welcher vorne, an der Kehle, weit offen steht und mit seinen nach aufwärts zurückgebogenen Enden zwei grosse Spiralscheiben bildet. In die offenen Schleifen, welche die beiden Ringenden bilden, sind Schnüren oder Kettchen eingehängt, welche im Stile des vorhin beschriebenen Rückengehänges in der Mitte der Brust von einer Zierscheibe zusammengehalten werden. Von der letzteren fallen dann wieder drei Schnur- oder Kettenenden mit dreieckigen Anhängseln frei herab.

Die schild- oder flügelförmigen Ansätze, welche an Stelle der Arme erscheinen, sind wohl als ein kragenartiger Bestandtheil der Kleidung aufzufassen, unter welchem die Arme verborgen, und zwar auf der Brust liegend, gedacht sind. Herr M. Valtrović sieht in den vortretenden Rändern jener Ansätze die Arme selbst; ich kann mich dazu nicht entschliessen, da ja die Hände nicht dargestellt sind. In der Aufwulstung jener Randpartie erblicke ich nur ein Mittel, den Kragen recht deutlich von dem übrigen Kleide abzusondern. Rückwärts ist dieses Gewandstück an

[1]) Vgl. z. B. Hampel, l. c. Taf. 62, Fig. 1, Taf. 63, Fig. 1, 4.

seinem oberen Rande mit langgezogenen gestrichelten Dreiecken ornamentirt; vorne ist dieselbe Stelle unverziert, dafür läuft unten ringsumher ein doppelter Ornamentsaum und in der Mitte erscheint auf jeder Seite ein 11- (resp. 12-) zackiger Stern, dessen Centralpartie leicht erhoben ist. Diese Sterne sind Ornamente, wenn wir uns die Figur mit einem Kragen bekleidet denken; erblicken wir aber in jenen Randwülsten die Arme, so haben wir hier die Brüste der Figur in einer allerdings mehr schematisch-symbolischen als naturalistischen Darstellung zu erkennen. Noch schwieriger ist die Deutung eines dritten 13zackigen Sternes, der sich zwischen den von den beiden Halsringenden gebildeten Spiralen, also auf der Kehle der Figur, befindet. Man hat da nur die Wahl zwischen der Annahme eines so seltsam dargestellten Mundes oder einer blos schmückenden Zuthat. Sollte jener Stern den Mund bezeichnen, was ich nicht glaube, so hätte man die Dreiecksfigur, welche sich unmittelbar an die Nase anschliesst und allerdings vertical getheilt ist, als die Nüstern des sonderbaren Kopfes aufzufassen. M. Valtrović, der die Autopsie des Originales vor mir voraus hat, hält jenes Dreieck für den Mund und den Stern für die Andeutung des Kinnes, was immerhin als möglich bezeichnet werden darf, aber nicht sehr wahrscheinlich ist.

Um die Mitte des Leibes läuft der Gürtel in Gestalt eines breiten, offenbar gewebten Bandes. Dasselbe ist in seiner oberen Hälfte horizontal gestreift; den unteren Saum bildet ein Zickzackstreifen, oberhalb dessen eine schmale Zone mit kleinen Verticalstreifen erscheint. Vom Gürtel fallen, ähnlich den θυσάνοις am homerischen Frauengürtel (Il. Ξ 185), ringsumher, die man namentlich auf der Rückseite der Figur deutlich sieht, Schnüre oder Kettchen herab, an welchen Zierscheiben (durch je 3 concentrische Kreise mit Centralpunkt ausgedrückt) herabhängen. Die Zahl derselben würde nach Massgabe der rückwärts sichtbaren 9 Stück etwa 16—18 solche Anhängsel betragen. Möglicherweise sind sie von einem nicht sichtbaren Ledergürtel ausgehend zu denken, über welchen der Stoffgürtel umgelegt ist. Von letzterem fällt vorne, zum Theile die erwähnten Anhängsel bedeckend, eine kurze Schürze herab, welche in ihrer oberen Hälfte mit 2 Zickzackstreifen, in der unteren abwechselnd mit Gruppen von Verticalstreifen und mit schräg gestrichelten Dreiecken gemustert ist.

Oberhalb des Gürtels sieht man 3 langgezogene schräggestrichelte, mit den Spitzen emporgekehrte Dreiecke, welche der Stickerei des Gewandes angehören. Die letztere bedeckt zuletzt den Rock in seiner ganzen unteren Hälfte derart, dass ein Zickzackband und ein schmaler, vertical gestrichelter Saum den unteren Rand bilden (vgl. die Einfassung des Kragens und der „Mütze"), während ein zweites kräftigeres Zickzackband (wie am Gürtel und an der Schürze) den übrigen, schachbrettartig gemusterten Untertheil des Rockes horizontal durchschneidet.

Durch Reihen kleiner Kerbstriche sind endlich am Kopfe die Ränder der Ohrmuscheln, dann die Augenbrauen und die Nasenlinie kräftiger betont. Die Augen bestehen aus dreifachen concentrischen Kreisen, welche ganz ebenso gemacht und genau so gross sind, wie die Zierscheiben des Gürtelgehänges.

Die gesammte Decoration der Figur ist nach Valtrović mit einem spitzigen Spatel oder Stichel in den weichen Thon eingegraben, und es sind nachher die Vertiefungen mit einer weissen kreidigen Masse ausgefüllt. In dieser Ziertechnik arbeitet bekanntlich die prähistorische Keramik vom östlichen Mittelmeergebiete an bis zu den Ufern des Atlantischen Oceans, während der Bronzezeit sowohl, als auch in der Hallstatt-Periode; und in der Keramik der Schweizer Pfahlbauten liegt uns namentlich eine Fülle von Belegstücken dieser feinen und wirkungsvollen Decorationsweise vor[1]). Viele Sammlungen geben uns auch Gelegenheit, die häufige Anwendung derselben in der ältesten Metallperiode Cyperns, wo mit Vorliebe kleinere flaschenförmige Gefässe, aber auch Schalen und Thierfiguren, jedoch meist auf glänzend rothem Grunde dergestalt mit weissen geometrischen Figuren überzogen werden[2]), kennen zu lernen.

Nach Valtrović' Angabe scheinen auch die beiden verloren gegangenen Gefässe aus dem Funde von Kličevac in dieser Technik verziert gewesen zu sein. Das erhalten gebliebene dritte Gefäss ist eine innen und aussen schwarze, unverzierte Schüssel von 7·5 cm Höhe und 18 cm Mündungsdurchmesser. Der geschweifte Mundsaum ist 5 mm breit. Sie hat einen niedrigen Fuss und vier Ansätze, ist aus freier Hand geformt und zeigt an der Aussenseite Kohlenreste.

[1]) S. z. B. Gross, Protohelvètes, Taf. 33.

[2]) Proben s. z. B. in Cesnola, Cypern, Taf. 13. Ich muss hier ausdrücklich bemerken, dass dieselbe Decorationstechnik insbesondere auch an jenen bereits erwähnten hallstättischen Fundplätzen Mitteleuropas geübt wurde, wo wir den Aeusserungen des plastischen Triebes begegnet sind; so z. B. in Lengyel (Wosinsky, l. c. II. S. 4 ff.), Oedenburg, Gemeinlebarn, Pillichsdorf u. s. w. Bekanntlich ist sie auch in Hissarlik nachgewiesen.

Unsere Figur ist vor Allem bemerkenswerth durch ihre auffallende Grösse und durch den seltenen Reichthum an Details, welchen die Ausführung darbietet. Durch diese beiden Eigenschaften stellt sie Alles in den Schatten, was wir bisher von prähistorischer Thonplastik in Mitteleuropa kennen gelernt haben und eignet sich so recht zum Titelbilde jeder Betrachtung, welche diesem Gegenstande gewidmet ist. Man darf die Frage aufwerfen, ob sie nicht als Fuss oder Träger eines Gefässes, etwa einer grossen Prunkschale, gearbeitet ist. Leider sagt der Herausgeber nichts über die Beschaffenheit der oberen Stutzfläche, an der sich vielleicht erkennen liesse, ob noch irgend etwas von dem ursprünglich Vorhandenen fehlt. Es könnte auch ein kleineres Object, — nach Massgabe gewisser cyprischer Figuren [1]) und der Terracotten von Gemeinlebarn [2]) etwa eine Miniatur-Urne — verloren gegangen sein, als deren Trägerin unsere Frauenfigur dargestellt war.

Zur Vergleichung bieten sich zunächst jene nicht seltenen cyprischen Statuetten, welche nach unten hin in eine trompetenförmige Röhre auslaufen und jede Andeutung der Füsse vermissen lassen, ganz wie bei unserem Fundstück aus Serbien [3]). Es sind dies Kriegerfiguren mit Schild und geschwungenem Arm, maskenartigem, spitzbärtigem Gesicht und hohem Spitzhelm, aber auch weibliche Gestalten, welche Gefässe auf dem Kopfe tragen. Einmal trägt eine solche Figur ein kleines vierfüssiges Thier auf beiden Armen vor ihrer Brust, ein andermal wird ein dreieckiges Saiteninstrument ebenso getragen. Die hermenartige Abbreviatur, welche diesen Figuren gemeinsam ist, scheint aus dem Verfahren der Töpfer hervorgegangen zu sein, welche es bequem fanden, ein zweibeiniges Geschöpf zur Hälfte in eine Säule zu verwandeln und es dergestalt leicht zum Stehen zu bringen.

Dieser Gruppe verwandt sind jene mykenischen und tirynthischen Idole, welche unten stempelförmig auslaufen und häufig auch den Kopf (sammt der mützenartigen Bedeckung desselben?) wie ein Petschaft gebildet haben [4]). Sie gehören zu den besser geformten plastischen Arbeiten aus jenen Fundorten und haben mit unserer Statuette aus Kličevac insbesondere das gemein, dass sie langbekleidete Frauengestalten ohne Attribute vorstellen, deren Hände meist unter einem kragenartigen Ueberwurf verschwinden, während die Arme unter demselben entweder erhoben oder gekrümmt und an den Leib angeschlossen sind. Bei einigen derselben scheinen die Arme jedoch frei oder nur mit anliegenden Aermeln bekleidet zu sein und werden über den Brüsten verschränkt oder die Hände an dieselben gelegt [1]). In diesem Falle entsteht eine zweite Aehnlichkeit mit cyprischen Terracotten, aber nicht mit den oben erwähnten, sondern mit einer anderen Gruppe, deren Charakteristicum die Nacktheit des (weiblichen) Körpers ist, den sog. Astartefiguren [2]). Diese legen mit stark gehobenen, gekrümmten Ellbogen die Hände auf die Brust oder unterhalb derselben auf den Leib, und denselben Gestus könnte man auch in der Darstellung der serbischen Figur erblicken, wenn nicht doch vielleicht hochgehobene Arme mit emporgestreckten Händen, welche der Bildner nicht auszuführen wusste, gemeint sind. Die cyprischen Nacktfiguren haben häufig weitabstehende Ohrmuscheln, gleich der serbischen Gewandstatuette, doch dienen dieselben meist zum Einhängen von vier Ohrringen, was bei der letzteren nicht der Fall ist. Auch die Gesichtsbildung der cyprischen Terracotten, namentlich die Darstellung der Augen durch concentrische Kreise, stempelt dieselben zu nahen Verwandten des Fundstückes von Kličevac.

Von weiter nördlich gemachten Funden können nur die Thonfiguren von Gemeinlebarn das Vorrecht beanspruchen, aufmerksamer mit einem Stücke, wie dem letztgenannten, verglichen zu werden. Diese kleineren, zur Verzierung eines Urnenhalses gefertigten Thongebilde haben manche Aehnlichkeit mit den cyprischen Nacktstatuetten. Gleich diesen sind sie nahezu brettartig, wie aus einem breitausgewalzten Teige geschnitten, die Beine walzenförmig aneinander geklebt, der Hals unförmlich lang und breit, so dass der Kopf zuweilen nur einen knopfförmigen Abschluss desselben bildet, welcher mehr oder minder einem Vogelkopfe ähnelt. Sie halten die Hände vor sich hin, über der Brust oder greifen zu einem Thongefässe empor, das sie auf dem Kopfe tragen. Alle diese Details, wozu noch die Färbung und die

[1]) Cesnola, Salaminia, Fig. 251, 252.

[2]) Szombathy, l. c. S. 60, Fig. 39, Taf. 2, Fig. 2.

[3]) Cesnola, Cypern, Taf. 39, Fig, 2—4 (Leukolla), Salaminia, Fig. 248, 251.

[4]) S. Schliemann, Mykenä, Taf. 81, Fig. 112, 113, Tirynstaf. 25.

[1]) Z. B. Schliemann, Tiryns, Taf. 25, Fig. h und i.

[2]) Schliemann, Ilios, S. 380, Fig. 226 (das bekannte Bleiidol), Cesnola, Cypern, Taf. 12, 37, Fig. 5, Salaminia, Fig. 255 und 256.

tektonische Verwendung [1]) kommt, nähern sich der primitiven aber lebensvollen Kunstsphäre, aus welcher die oben berührten südländischen Producte hervorgegangen sind. Eine Besonderheit, welche nachdrückliche Hervorhebung verdient, liegt in der Tracht dieser Figuren. Sowohl die männlichen wie die weiblichen sind nämlich mit dem gleichen, nur die Oberschenkel verhüllenden Rocke bekleidet, dessen Enden beiderseits weit vom Körper abstehen. Ein Gürtel ist nicht angedeutet. Man ist vielleicht berechtigt, an ein ungegürtetes tunikaartiges Gewand zu denken, wie es z. B. die Krieger auf dem Gürtelbleche von Watsch tragen. Namentlich an der Figur des beilschwingenden Kämpfers, welcher in jenem Bildwerk links zu Fusse erscheint, sehen wir die Rockzipfel ebenso starr vom Körper abstehen, wie an den Thonfiguren von Gemeinlebarn.

Durch diese Tracht unterscheiden sich die alterthümlichen Terracotten des letztgenannten Fundortes am auffälligsten von den zuerst verglichenen. Lange, bis zu den Fussspitzen herabwallende Bekleidung oder vollständige Nacktheit (nur selten zeigen die typischen Nacktfiguren die Andeutung eines Schurzes) entspricht dem weichlichen orientalischen Charakter jener südöstlichen Kunstsphäre. Das kurze, nur bis zur Hälfte der Oberschenkel herabreichende Kleid, dessen constructives Princip wir nicht näher kennen, das aber, nach zahllosen Gräberfunden zu schliessen, die Fibel oder die einfache Gewandnadel zur Befestigung nöthig hatte, charakterisirt die rüstige Bevölkerung des Nordens, welche eine Leibeshülle brauchte, aber sich durch dieselbe in der Freiheit der Gliedmassen nicht beeinträchtigen liess. Die weitere Betrachtung dieses Gegensatzes führt uns zu einer Reihe bekannter archäologischer und historischer Thatsachen. Nachdem in dem mykenischen Kunst- und Culturkreise, offenbar unter ägyptischem Einfluss, die Männer fast nackt, nur mit einem Schurze bekleidet, kämpfend, jagend, halbwilde Stiere bändigend, erschienen sind [1]), tragen die Nachfolger der Mykenäer, die Griechen, anfangs eine aus ihren früheren Sitzen mitgebrachte, für Mann und Weib gleichmässig geltende, kurze und einfache Tracht, welche sie jedoch in ihrem östlichen Verbreitungsgebiet, in Kleinasien, dann in Attika (zuerst die Männer, dann die Frauen) gegen die orientalische (karische) vertauschen, um später, in Folge der nationalen Reaction gegen ausländische Einflüsse, wieder zur altgriechischen, angeblich von den Doriern treu bewahrten Tracht zurückzukehren [2]).

Die Dorier sind jener jugendkräftige Stamm, welcher, dem Epos unbekannt, in geschichtlicher Zeit frische nordische Sitte und mit ihr auch wieder die alte prähistorische Heftnadeltracht nach Griechenland verpflanzte, und nichts ist charakteristischer für dieses Verhältniss, als dass, wie Herodet (V. 88) berichtet, nach einem Doriersieg über die jonischen Athener die Sieger beschliessen, die nationalen Fibeln fortan um die Hälfte grösser zu machen als bisher und sie in die Tempel der Götter als Weihgeschenke aufzuhängen und nichts Attisches mehr im heiligen Bezirke zu dulden, nicht einmal das berühmte attische Thongeschirr, sondern nur mehr aus einheimischer Topfwaare zu trinken.

Bekanntlich ist Alles, was wir in Mitteleuropa der Hallstatt-Periode zurechnen, viel jünger als die etwaigen Analogien aus den prähistorischen Fundschichten von Cypern, Hissarlik, Mykenä, Tiryns u. s. w. Der Zeit nach sind die Funde von Gemein-

[1]) Die peripherische Anordnung menschlicher Figürchen am Halse grosser Thongefässe kennen wir aus etruskischen Gräbern, s. z. B. Zeitschr. f. Ethnol. 1890, S. 132, Fig. 24. — Nur möge man bei dieser und anderen Analogien der ostmitteleuropäischen Keramik mit etruskischen Producten nicht an Vorbilder aus Etrurien denken, denn dieses Land steht in der älteren Zeit eben auch nur unter dem Zeichen orientalischen Einflusses, der sich nach zwei Richtungen hin, nach Westen und nach Norden — allerdings in verschiedener Stärke — Bahn gebrochen hat. Anders steht es, wie ich schon oben angedeutet habe, nach meiner Ansicht um die figuralen Bronzen. Diese sind vorwiegend (wenn auch nicht immer absolut) jünger als jene keramischen Arbeiten. Der Unterschied zwischen wirklichem Alter und Alterthümlichkeit, welche letztere zumal in der Keramik der Gräberfelder als herrschend angenommen werden darf, muss auch in der Prähistorie beachtet werden.

[1]) Stets ist jedoch anzunehmen, dass sie vorher, behufs grösserer Bewegungsfreiheit, ein den Körper umfassendes verhüllendes Kleidungsstück abgelegt haben.

[2]) So im Wesentlichen nach Studniczka's trefflicher Darstellung in dessen Beiträgen zur Geschichte der altgriechischen Tracht (Wien 1886). Nur darüber möchte ich einen leisen Zweifel äussern, dass die Dorier den nordischen, indogermanischen Typus der urgriechischen Tracht bis zur allgemeinen Wiederaufnahme im 5. Jahrhundert so völlig treu bewahrt hätten. Der Wechsel der Zeit und des Ortes, das veränderte Klima, werden ihre Wirkung geäussert haben. So möchte ich „das freie Gewandprincip, welches in seiner Ausgestaltung das unübertroffene Kunstwerk der classischen Tracht ergeben hat", wenigstens für die früheren Wohnsitze der Griechen nicht anerkennen, ohne es jedoch an dieser Stelle zu unternehmen, „eine davon grundverschiedene Tracht als die urgriechische zu erweisen" und die Verpflichtung zu übernehmen, welche Studniczka, S. 12 f., mit Recht aufstellt.

lebarn etwa um die Mitte des letzten vorchristlichen Jahrtausends anzusetzen. Um diese Zeit herrscht an der Grenze des oberen und des mittleren Donaulaufes bei Männern und Frauen die gleiche eigenthümliche Tracht, die, soviel wir sehen können, in einem kurzen (nicht bis zu den Knieen reichenden) faltigen Gewande besteht, dessen Zipfel am unteren Saume weit von den Knieen abstehen. Es ist möglich, dass dieselbe Tracht auch von den Vorfahren der Griechen getragen wurde, als sie noch im Norden der Balkanhalbinsel, in der Nähe der Donau, sassen, und dass die dorische Tracht von ihr abstammt, ohne uns jedoch in der Ausbildung, die wir aus Schriftquellen und Denkmälern kennen, die Mittel zur Reconstruction jenes urzeitlichen Costümes darzubieten.

Wenn ich sage, dass jener eigenthümliche faltige Leibrock in der Hallstatt-Periode an der Grenze der oberen und der mittleren Donauländer — und zwar bei Männern und Frauen — herrschte, so beziehe ich mich dabei nicht nur auf die Thonfiguren von Gemeinlebarn, sondern namentlich auch auf die originellen Vasenzeichnungen, welche kürzlich in gefässreichen Grabhügeln bei Oedenburg gefunden worden sind. Es sind bisher drei solcher Gefässe gehoben worden, und nicht nur die Form derselben stimmt mit dem Typus der Figurenurne von Gemeinlebarn völlig überein, sondern der Platz, an welchem die Figurenreihen erscheinen, ist auch derselbe, welchen die Thonfiguren von Gemeinlebarn einnehmen, nämlich der hohe konische Hals der Gefässe. Wir werden mit Hilfe dieser Parallelen auch jene Aeusserung des plastischen Triebes unserer östlichen Hallstattleute verständlicher finden. An der Figurenurne von Gemeinlebarn ist der figurale Schmuck, welcher an den Oedenburger Gefässen bescheidentlich mit dem Stichel eingeritzt ist, in runder Plastik aus dem Halse gleichsam hervorgetreten und löst sich als selbstständige Zierde von dem mit geometrischen Ornamenten bedeckten Hintergrunde ab. Die drei Urnen von Oedenburg werden demnächst in diesen Mittheilungen publicirt und ich verweise daher einfach auf die bezüglichen Abbildungen [1]).

Wir sehen nun, wie auf zweien dieser Gefässe, die in dem (höchst merkwürdigen, eng an das Ornamentsystem der Gefässe sich anschliessenden) Stil ihrer Zeichnung vollständig mit einander übereinstimmen, sämmtliche Figuren denselben faltigen, mit den unteren Enden weit vom Körper abstehenden Leibrock tragen. Er bedeckt in der Regel nur die Oberschenkel; denn die Kniee sind bei mehreren Figuren deutlich unter dem Saume des Gewandes sichtbar. Und er wird sowohl von Frauen als von Männern getragen; denn, ohne mich auf die schwierige Deutung jener Scenen einzulassen, darf ich doch annehmen, dass der Reiter auf der einen Urne männlichen und die mit Paaren lang herabhängender Locken oder Ohrgehänge geschmückten Figuren auf demselben Gefässe weiblichen Geschlechtes sein werden.

Dass jenes dreieckige Gewand nicht als Mantel anzusehen ist, scheint aus der Art und Weise hervorzugehen, wie sich die Arme oberhalb desselben vollkommen frei vom Rumpfe ablösen.

Das dritte Gefäss weicht im Stile der Zeichnungen von den beiden anderen bedeutend ab. Die auf dem Wagen sitzende Figur scheint dasselbe Gewand mit dreieckiger Seitenansicht zu tragen. Der hinter dem Wagen gehende Mann ist nackt gedacht; denn man sieht den Geschlechtstheil. Auf die barocke Bekleidung mit halbkreisförmiger Seitenansicht, durch welche zwei Figurenpaare charakterisirt sind, werden wir unten noch zurückkommen.

Rein hypothetisch möchte ich die Frage berühren, ob sich jener kurze, steife, gefältelte Leibrock, den die Figuren auf den beiden erstgedachten Vasen von Oedenburg tragen, etwa bis auf den heutigen Tag erhalten hat. Ist nicht vielleicht die Fustanella der Südalbanesen dasselbe Kleidungsstück? Wohl Jedermann kennt diesen seltsamen Rock, der dem arnautischen Manne vom Gürtel bis zu den Knieen Aehnlichkeit mit einer modernen Ballettänzerin verleiht. Er ist mit höchster Wahrscheinlichkeit als ein Hauptbestandtheil altillyrischer Kleidung anzusehen, und es hätte zum Mindesten nichts Verwunderliches, wenn die vorkeltischen Pannonier des mittleren Donaugebietes, welche ja kaum anderen als illyrischen Stammes gewesen sein werden, dieses Trachtstück besassen und auf ihren seltenen Zeichnungen verewigten. In früheren Publicationen [1]) habe ich einen mittelalterlichen Grabstein aus dem oberen Narentagebiet mitgetheilt und besprochen, auf welchem drei männliche Figuren mit der Fustanella abgebildet sind, und ich habe darauf hingewiesen, wie derlei Kennzeichen des Illyrismus ersichtlich noch in historischer Zeit vor dem slavischen Elemente nach Süden zurückweichen. Heute findet man die Fustanella auch in Griechenland als landesübliche Bauerntracht, und

[1]) Diese Mitth. Bd. XXI im folgend. Aufsatze u. Sitz.-Ber. f. December 1891.

[1]) Sitz.-Ber. d. kais. Akad. d. Wiss. phil.-hist. Cl. Bd. XCIX, S. 836, Fig. 7, u. diese Mitth. Bd. XIII, S. 172, Fig. 41.

das ist, wie wir genau wissen, das Ergebniss einer ähnlichen Wanderung, wie sie in ferner Vorzeit die Träger des kurzen dorischen Wollenkleides aus Norden nach Süden angetreten haben.

Nach diesem Excurs über die Kleidung in der prähistorischen figuralen Kunst kehre ich zur Thonstatue von Kličevac zurück, um auf ihre Gewandung noch einen kurzen Blick zu werfen. Abweichend von den eben betrachteten Gestalten finden wir hier ein langes, bis zu den Fusszehen reichendes, gegürtetes Gewand und einen kragenartigen Ueberwurf, welcher vielleicht (es ist dies aber trotz des Fehlens der Trennungslinie auf dem Rücken nicht sicher) mit dem Leibrock zusammenhängend zu denken ist. Nun liesse sich annehmen, dass das trompetenförmige untere Ende der Figur rein constructiv wie bei den verwandten cyprischen Terracotten aufzufassen sei. Dem widerspricht aber die naturalistisch treue Ausführung der Details (Stickerei, Gürtel, Gürtelgehänge), so dass ich mir das Correlat dieser Figur in der Wirklichkeit doch nicht anders als mit einem selbst die Füsse bedeckenden Rocke bekleidet denken möchte. Hier müssen wir uns des Fundortes der Figur erinnern. Er liegt im nördlichsten Theil des Gebietes, welches die Alten Thrakien nannten, und aus diesem Lande haben wir Angaben über eine buntgestickte und bis zu den Füssen reichende [1]) Frauentracht, welche die Griechen mit einem thrakischen Worte βασσάρα nannten und insbesondere den thrakischen Bakchen, d. i. orgiastischen Tänzerinnen, zuschrieben [2]). Eine solche Figur könnte immerhin auch unser Thongebilde vorstellen. Der reiche Schmuck, die erhobenen Arme scheinen darauf hinzudeuten, und mindestens ist diese Erklärung ebenso berechtigt wie die, welche auf Jedermanns Lippen zuerst schwebt und dieses, wie jedes ähnliche Stück, zum „Idole" irgend einer Gottheit machen will.

Meine Vermuthung findet eine weitere Stütze in den Darstellungen der dritten von den oben citirten Oedenburger Urnen. Was die mit erhobenen Armen und reichem Kopfputz auf den beiden anderen Gefässen dargestellten Figuren besagen wollen, lasse ich dahingestellt. Auf der zuerst erwähnten sehen wir jedoch zwei auffallend grosse Figuren mit erhobenen Armen und einem grossen, reifrockartigen Gewande, welches Stickmuster zeigt und bis über die Füsse herabfällt. Zwischen ihnen erscheinen zwei kleinere Leierspieler. Hier sind offenbar Tänzerinnen dargestellt, deren langes, gemustertes Gewand bei der kreisenden Körperbewegung sich halbkugelförmig aufbauscht. Ein ganz ähnliches Figurenpaar erscheint auf dem Bauche derselben Urne neben anderen Paaren, welche jedoch Männer mit phantastischem Kopfputz und seltsam verschränkten Armen vorzustellen scheinen.

Der Fundort unserer Figur ist allerdings von dem jener Urne ziemlich weit entfernt, allein nach den Ergebnissen der prähistorischen Localforschung dürfen wir unbedenklich für beide Gebiete die gleiche Stufe materieller und auch wohl geistiger Cultur voraussetzen.

Es bleibt uns noch der kragenartige Ueberwurf zu betrachten. In seiner Kürze entspricht er der griechischen Chlamys, von welcher ebenfalls bezeugt ist, dass sie aus einer kühleren nördlichen Zone stammt [1]). Deshalb führt sie den Beinamen der „thessalischen Fittiche", welcher auf unsere Figur merkwürdig passt, insofern sich dieser Kragen an ihr wie die Flügel eines jungen Vogels ausnimmt. K. O. Müller nimmt an, dass die Chlamys die Nationaltracht des illyrischen und benachbarten Nordens gewesen sei, natürlich nicht als ausschliessliches Kleidungsstück. Ihre barbarische Herkunft blickt noch spät in den Stickereien und Goldverzierungen durch, welche auf diesen kurzen Radmantel verwendet wurden. Zu ihm gehört recht eigentlich die Fibula, diese im ganzen Norden von der beginnenden Hallstatt-Periode an so allgemein gebräuchliche Zubehör der Leibestracht. Wodurch der Mantelkragen bei unserer Figur über der Brust geschlossen wird, erkennen wir nicht; es sei denn, dass die unterhalb des Halses von einer Scheibe zusammengehaltenen Doppelschnüre nicht, wie oben angenommen wurde, von den Enden des Halsringes, sondern vom Saume des Gewandes ausgehen und dass ihnen jene Function zufällt.

Die vorstehenden Zeilen dürften gezeigt haben, wie auch die Betrachtung der an sich so wenig erfreulichen ältesten Thonplastik in Mitteleuropa erwarten lässt, dass aus ihr, in der Zukunft, auf die dunklen Wechselbeziehungen zwischen Nord und Süd in vorgeschichtlicher Zeit einiges Licht fallen werde.

[1]) ποικίλοι καὶ ποδήρεις, Bekker, Anecd., p. 222.

[2]) Daher „Bassaris", die Bacchantin, „Bassareus", Dionysos selbst, der in der älteren Vorstellung der Griechen stets den langen Chiton (ποδήρη χιτῶνα auf der Kypseloslade nach Paus. V, 19, 1) trägt.

[1]) K. O. Müller, Die Dorier, II, S. 266.

Prähistorische Funde in der Umgebung von Oedenburg in Ungarn.

Von **Professor Ludwig Bella** und **Dr. Otto Müller**[1]).

(Mit 5 Tafeln und 1 Text-Illustration.)

Allgemeiner Theil.

Auf Grund mehrjähriger Forschungen lässt sich die Behauptung aufstellen, dass die Umgebung Oedenburgs zu den an prähistorischen Denkmalen reicheren Gegenden Ungarns gehört, was nach der Ortslage und den sonstigen Verhältnissen des Stadtgebietes auch erklärlich ist. Denn dieses Gebiet liegt an dem südöstlichen Ausgange einer weiten, von zwei Bächen durchzogenen Mulde, welche den Uebergang von den Ausläufern des östlichen Zweiges der Centralalpen zur „kleinen (westlichen) ungarischen Tiefebene" bildet, welcher Punkt mit seinen die Gegend weithin beherrschenden Bergkuppen von um so grösserer Anziehungskraft auf vorgeschichtliche Völker sein musste, als hier zugleich einer der natürlichen Knotenpunkte zu suchen ist, wo sich die südnördlichen und westöstlichen Verkehrslinien unseres Continentes kreuzten.

Ein Blick auf die Karte Mittel-Europas genügt, um zu erkennen, dass die natürliche Verbindung des Baltischen Meeres und der Adria durch den Lauf der Oder und der March angedeutet ist, eine Linie, welche in ihrem weiteren Verlaufe nach Uebersetzung der Donau in der Gegend von Carnuntum (Deutsch-Altenburg-Petronell) und mit Umgehung der Alpen in der Nähe von Oedenburg vorbeiführen musste. Auch lässt sich annehmen, dass die aus dem Herzen Europas kommende natürliche Völker-Verkehrsstrasse, welche dem Laufe der Donau folgte und nach der Donaumündung und den Ländern des Balkans führte, der Kürze wegen in der Gegend von Wien südöstlich abbog und mit Umgehung der in alten Zeiten schwer passirbaren, durch beiderseits der Donau sich erhebende Gebirge gebildeten Donauthalsperren zwischen Hainburg und Pressburg einerseits, dann zwischen Gran und Waitzen andererseits — sowie mit Umgehung der früher längs der mittleren Donau, zwischen der March- und Draumündung bestandenen ausgedehnten Sumpfgebiete — in ihrer weiteren Fortsetzung die erstere Strasse wahrscheinlich nahe bei Oedenburg traf.

Die bisherigen Untersuchungen über die vorgeschichtlichen Verhältnisse der Umgebung von Oedenburg haben Funde aus zwei Perioden ergeben, nämlich aus der Hallstatt-Zeit und aus der auf dieselbe folgenden La Tène-Zeit. La Tène-Funde sind zuerst 1882 auf dem knapp vor der Stadt gelegenen Wienerberge, wo sich ein ausgedehntes Flachgräberfeld nächst der sogenannten „Erdburggründen" befand, gemacht worden. Hallstatt-Funde kamen erst durch die Grabungen des Jahres 1887 zum Vorschein; dafür ist dieses Vorkommen um so reichlicher und wird der Localforschung noch auf lange Zeit hinaus Arbeit geben.

Vorliegender Bericht handelt zumeist von den Funden aus der Hallstatt-Periode und wenigen an denselben Stellen gefundenen Gegenständen aus der La Tène-Periode und zerfällt in Mittheilungen über die Funde auf dem Burgstall und solche über die Funde auf dem benachbarten Warischberge (Karlshöhe); nebenbei werden noch die prähistorischen Schanz- und Wallanlagen auf dem zwischen beiden liegenden Häusler- (oder Redouten-) Berge, sowie daselbst gemachte kleinere Funde berührt werden.

Das weiter unten stehende topographische Kärtchen (Fig. 190) gibt ein Bild von der Lage der Stadt Oedenburg, der südlich davon liegenden Burgstall-, Warisch- und Häusler-Berghöhen und der im Norden unmittelbar ausser der Stadt sich erhebenden Anhöhen des Wienerberges mit den sogenannten „Erdburggründen".

[1]) Die Autoren sind dem Herrn Dr. Moriz Hoernes für seine Mithilfe bei Verfassung dieses Berichtes zu besonderem Danke verpflichtet.

I. Die prähistorischen Denkmale auf dem Burgstallberge.

Die Erfahrung lehrt, dass die in der Umgebung von Oedenburg vorkommenden Benennungen von Oertlichkeiten, wie Burgstall, Burgstallberg, Burgstalläcker, Burgstallwiesen, Erdburggründe oder Erdburgäcker, gleich der ebenfalls hier vorkommenden Bezeichnung Hausberg und welche sich beiderseits die parallel von Süd nach Nord laufenden Gebirgsrücken westlich des Ultraberges und östlich des Häuslerberges anschliessen (Fig. 190).

Von dem Rückgrate des Rosaliengebirges, zunächst vom 516 m hohen Brennberge aus, zieht der Kamm des „Burgstalles" in einer Länge von annähernd 3 km gegen die Oedenburger Ebene hin.

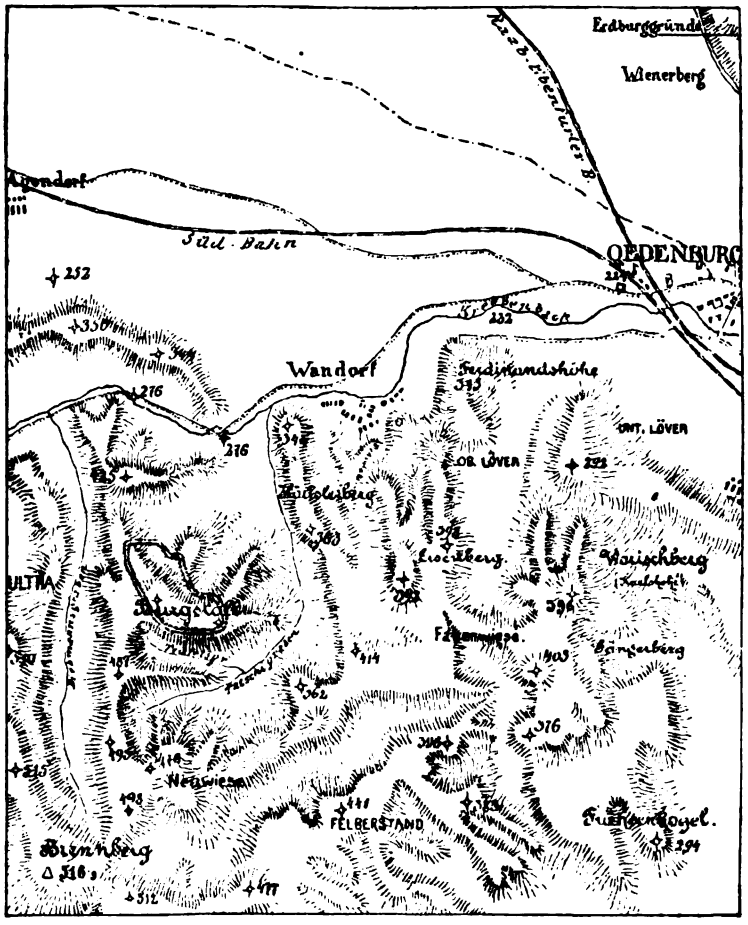


Fig. 190. Planskizze der Gegend südwestlich von Oedenburg.

Häuslerberg, Terrainobjecte bezeichnen, welche reich an Denkmalen längst vergangener Zeiten sind.

Der in Rede stehende Berg „Burgstall" befindet sich in dem von der Stadt Oedenburg südwestlich gelegenen Gebirge und ist von dem Mittelpunkte derselben in der Luftlinie circa 5 km entfernt.

Der „Burgstall" ist einer der vom Kamme des Rosaliengebirges gegen die Ebene bei Oedenburg auslaufenden Gebirgsrücken, eine Gebirgszunge, welche westlich vom Diebmannsgraben und östlich vom Tatschigraben begrenzt ist, an Auf demselben befinden sich nun die prähistorischen Schanzwerke und Gräberfelder.

Zu seinem 478 m hohen Gipfel führen von Oedenburg aus zwei Wege. Der eine derselben geht über das lieblich gelegene Wandorf durch den sogenannten Tatschigraben, welcher wohl kürzer, aber des steilen Abhanges wegen beschwerlicher ist; der andere, längere, jedoch weniger beschwerliche und auch für Wagen benützbare führt von dem „Neuhof" benannten Park aus an dem „Studentenbrunnen" vorbei über die „Faberwiese" zur

„Neuwiese", wo sich die ersten Tumuli erheben, welche im dortigen Volksmunde „Pfennigshügel" genannt werden [1]). Hier setzt der Weg nach Norden um und führt durch einen schattigen Wald an zahlreich beisammenstehenden Hügelgräbern vorbei zu dem im Volksmunde „Teufelsgraben" genannten Wasserrisse, hinter welchem sich unmittelbar auf der sogenannten „Teufelsbrücke" der erste Wall erhebt. Hier biegt der Weg nach Osten um und führt zwischen natürlichen Anhöhen hindurch zum Hauptwalle, dem ein tiefer Graben vorliegt. Folgt man dem parallel zum Hauptwalle neu angelegten Wege nach Norden, so hat man bald den höchsten Punkt des Berges erreicht, woselbst der Verschönerungsverein von Oedenburg eine beiläufig 10 m hohe Aussichtswarte errichten liess.

Die Umschau von dieser Warte zeigt uns, dass der Berg nach drei Seiten hin steil abfällt, an der südlichen aber, woher wir kamen, in einen Rücken ausläuft, welcher mit dem Plateau der Neuwiese unmittelbar im Zusammenhange steht. Gegen Osten erblickt man, dem Burgstall vorgelagert, den langgestreckten, schmalen Rücken des 363 m hohen Häuslerberges (auch Redoutenberg genannt), an dessen nördlichem Fusse der Ort Wandorf liegt. Etwas entfernter sieht man die Stadt Oedenburg, während der Wienerberg bei Oedenburg mit seinem Gräberfelde aus der La Tène-Periode bei den sogenannten Erdburggründen uns gerade gegenüberliegt. Darüber hinaus, gegen Nordosten, erhebt sich im Seegebirge der wegen seines doppelten Ringwalles erwähnenswerthe Gaisberg, hinter welchem der breite Spiegel des Neusiedlersees sichtbar wird.

Wendet man den Blick nach Norden und Nordwesten, so hat man vor sich den Schadendorfer Wald mit seinen prähistorischen Grabhügeln, jenseits desselben das an Siedelungen vorgeschichtlicher Zeit reiche Thal der Vulka, über welches hinaus das Leithagebirge die Aussicht beschränkt. Von diesem Gebirge sind zwei Kuppen zu erwähnen: der Burgstallberg nordöstlich von Eisenstadt mit prähistorischen Wohngruben und die Höhe von Donnerskirchen, auf welcher sich drei riesige Tumuli befinden.

Gegen Westen erblickt man die Höhen von Marz mit ihren bekannten Fundstellen (Tumuli) aus der Hallstatt-Periode, darüber hinaus die Ausläufer des Rosaliengebirges mit zahlreichen Hügelgräbern.

Gegen Osten erhebt sich der 396 m hohe Warischberg (Karlshöhe) mit seinen zahlreichen Wohngruben und Tumuli, während weiter östlich und südöstlich das Plateau von Deutsch-Kreutz, Zinkendorf und Fertö-Szent-Miklos, bedeckt mit Hunderten von Grabhügeln, den Abschluss bildet.

Von all diesen Punkten kann man die Höhe des Burgstalls erblicken; es breitet sich somit um diese Höhe ein festgeschlossener Kranz prähistorischer Ansiedelungen aus, welche man vom Gipfel des Burgstalles überblicken kann.

Nur direct gegen Süden ist der Ausblick durch vorliegende Gebirgshöhen benommen.

Vielleicht darf hieraus der Schluss gezogen werden, dass die einstigen Bewohner des Burgstalles Werth darauf legten, einen Punkt zu besitzen, von welchem aus alle Orte des Gaues durch Feuersignale bei Nacht oder durch Rauchsäulen bei Tag alarmirt werden konnten.

Schon dem vor einigen Jahren verstorbenen, um die Entwicklung der vaterländischen Archäologie hochverdienten Iván von Páur fiel diese Höhe auf. Er begnügte sich jedoch mit einem Besuche derselben und mass den Grabhügeln keine weitere Bedeutung bei. Páur's Autorität bewirkte auch, dass die Anregung Bella's, der Sache durch Nachgrabungen auf den Grund zu gehen, keinen Anklang fand.

Nach dessen Tode gelang es erst dem Herrn Prof. Bella, nach eingeholter Erlaubniss des Bürgermeisters der Stadt Oedenburg, des kön. Rathes Johann Finck, einen Hügel auf dem der Stadt gehörigen Waldfläche des Burgstalles zu eröffnen.

Im Juli des Jahres 1887 nahm Bella den in dem auf Tafel IV dargestellten Situationsplane mit Nr. 5 bezeichneten Hügel in Angriff und hatte nach siebzehntägiger harter, eigenhändiger Arbeit die Genugthuung, ein Urnengrab erschlossen zu sehen. Auf dieses Resultat hin wurden von Seiten der Stadt zwei Arbeiter beigestellt, mit deren Hilfe die Tumuli Nr. 2, 137 und 58 geöffnet wurden.

Mittlerweile hatte der Bürgermeister seinen Jugendfreund Dr. Otto Müller in Wien, einen gebürtigen Oedenburger, mit dem er im Jahre 1885 diese prähistorische Fundstätte besichtigt hatte, wobei Dr. Müller schon die Vornahme von Grabungen befürwortete, von dem Resultate dieser Ausgrabungen benachrichtigt, welcher seinerseits wieder den Custos

[1]) In jüngster Zeit wurde von diesem letzteren Wege unweit der Faberwiese ein neuer und kürzerer Weg angelegt, welcher über den Tatschigraben zur Höhe hinaufführt. — Ein vierter Weg führt auch von Wandorf aus über den Häuslerberg und die sogenannten sieben Buchen dahin.

des k. k. Hofmuseums in Wien, Herrn Josef Szombathy, hievon verständigte und zur Besichtigung der Ausgrabungen einlud. Derselbe kam dieser Einladung bereitwilligst nach und wohnte der am 17. und 18. August stattgehabten Aufdeckung des Tumulus Nr. 129 bei.

Das Erscheinen dieses Fachmannes war für die weiteren Ausgrabungen von entscheidender Bedeutung; denn auf seine gewichtigen Worte hin beschloss die Commune, der Stadt Oedenburg für die weiteren Ausgrabungen jährlich 200 fl. beizusteuern, mit welcher Summe der Grund zu systematischen Forschungen gelegt wurde.

Die Grabungen wurden daher im Jahre 1888 fortgesetzt, und im Jahre 1890 entschloss sich die Wiener anthropologische Gesellschaft, über erneuerte Anregung ihres Mitgliedes Dr. Otto Müller und nach eingeholter Zustimmung der Direction des Budapester Nationalmuseums, an den Ausgrabungen theilzunehmen. Mit der Leitung dieser Arbeiten betraute die Anthropologische Gesellschaft Herrn Doctor Moriz Hoernes, und nach dem Eintreffen desselben wurden unter unserer gemeinsamen Aufsicht auf Kosten derselben 17 Tumuli geöffnet, sowie Grabungen am Walle des Burgstalles, ferner die Erschliessung einer Wohnstätte und zweier Hügelgräber auf dem Warischberge vorgenommen.

Während dieser Zeit wurde durch Herrn Béla Skopp, Realschulprofessor in Oedenburg, der auf Taf. IV im verkleinerten Maassstabe reproducirte Situationsplan des Burgstalles nach der Natur aufgenommen. Auf demselben sieht man, dass der Tumulus Nr. 1 auf der Neuwiese von dem ersten äusseren Walle 950 m entfernt ist, was einer Viertel-Wegstunde gleichkommt. In der Gruppirung der Hügelgräber zeigt sich kein System; in den Plan sind 149 Tumuli aufgenommen worden, doch ist deren Zahl bedeutend grösser; denn 196, oberflächlich oft kaum erkennbare Grabstellen, Tumuli, wurden im Walde bisher gezählt, und die Zahl jener, deren Oberflächenspur verwischt oder verdeckt ist, muss der weiteren Durchforschung des Terrains vorbehalten bleiben.

Bei Tumulus Nr. 104 des Planes (Taf. IV) erreicht der Waldweg, welcher von der Neuwiese zum Walle führt, die sogenannte Teufelsbrücke, wo sich die Vorschanze, ein Doppelwall, erhebt. Der demselben vorliegende Graben hat am Grunde eine Breite von 8 m, ist gegenwärtig noch 1·2 m tief und läuft nördlich in den steilen Diebmannsgraben aus, wo auch die 220 m langen Vorschanzen ihr Ende erreichen.

Die Höhe der ersten Vorschanze beträgt vom Boden des Grabens aufwärts 4 m, die Länge ihrer äusseren Böschung 8 m, die Kronenbreite 2·4 m und ihre innere Höhe 1·4 m. Dieselbe ist von Erde und zwischenliegenden Geröllsteinen, wie sie der gewachsene Boden dort birgt, aufgeworfen worden. Der Graben vor der zweiten inneren Vorschanze hat am Grunde eine Breite von 3 m; seine ursprüngliche Tiefe ist jedoch heute kaum mehr zu constatiren, da sowohl durch Erdabrutschungen von den beiden Schanzen, sowie durch Humusbildungen die Spuren seiner einstigen Tiefe verwischt sind. Die äussere Höhe der inneren Vorschanze beträgt heute noch 3 m, während die innere Böschung nur 0·6 m Höhe aufweist; die Kronenbreite der Schanze beträgt 2 m. Letztere ist ebenfalls aus Erde aufgeworfen, doch ist dieselbe stark mit Steinen durchsetzt. (Taf. IV, siehe oben Querschnitt *a*.)

Rechts vom Wege macht ein natürlicher Abhang, von aussen betrachtet, ebenfalls den Eindruck eines Walles, dem auch ein Graben vorliegt; letzterer ist aber gleichfalls natürlichen Ursprunges und heisst im Volksmunde „Teufelsgraben“. Jedenfalls bekundet die Anlage dieser Vorschanzen den entwickelten Sinn für die Ausnützung des Terrains zum Zwecke der Vertheidigung. Dadurch schufen sich die Ansiedler ein festes Thor, welches in der Breite von 5 m offen war, innerhalb dessen sich der Weg, einem Defilé nicht unähnlich, zwischen den Bodenanschwellungen durchwindet und zum Hauptwalle gelangt. Die Entfernung zwischen den äusseren Schanzen und dem inneren Hauptwalle beträgt durchschnittlich 36 m.

Dieser Hauptwall umgibt den ganzen Berggipfel in der Länge von rund 2000 m und schliesst ein Areal von nahezu 38 Katastraljoch oder 22 Hektaren ein. Derselbe passt sich überall den Bodenverhältnissen an und umfasst eine längliche Fläche von unregelmässiger Form, deren grösste Länge von Südost nach Nordwest rund 900 m, die grösste Breite aber von Ost nach West rund 350 m beträgt.

Der Wall selbst ist nicht überall gleich; bald ist er höher und steiler, bald wieder niedriger, auch an der Krone ist er schmäler oder breiter, je nachdem es die örtlichen Verhältnisse verlangten. So ist z. B. seine äussere Böschung vom westlichen Eingange nordwärts bis über den Durchschnitt *a* hinaus durchwegs sehr steil und die Länge der Böschung misst bis 13 m. Die Höhe der Schanze beträgt aussen 6 bis 8 m, die innere Höhe 1·5—1·7 m, die Kronenbreite

2—4 m. Nicht minder steil ist auf dieser Strecke die Contreescarpe, deren Kammlinie etwa 3 m tiefer liegt als die der Escarpe, so dass für den eigentlichen Graben noch immer 2—3 m Tiefe verbleiben. Die Breite des Grabens an der Sohle variirt auf dieser Strecke zwischen 7 und 11 m. Weiter nördlich hört die Contreescarpe gänzlich auf. Dies findet darin seine Begründung, weil hier der Abhang des Berges von Natur aus sehr steil ist, demzufolge es nur einer geringen Nachhilfe bedurfte, um diese Strecke sturmfrei zu machen; auch ist hier der Wall nur sehr schwach gehalten.

An der Ecke vor dem Durchschnitte *b* bildet ein natürlicher Fels die Unterlage des Walles und gewährt diese Stelle, von aussen betrachtet, mit den zerstreut herumliegenden Felsblöcken einen malerischen Anblick. Von der nördlichsten Ecke angefangen, von wo die Schanze in ziemlich gerader Linie nach Südosten läuft, ist der Wall wohl breiter, jedoch von geringerer Höhe; die Länge der äusseren Böschung beträgt hier nur 2·5 m, was wohl daher rühren mag, dass hier der Wall durchwegs aus Erde aufgeführt ist, welche im Laufe der Jahrhunderte theilweise hinabgeschwemmt wurde. Das vorliegende Terrain ist auf eine Strecke von circa 100 m Breite und etwa 400 m Länge hin fast eben, daher der anstürmende Feind ohne besondere Erschöpfung den Wall hätte bestürmen können. Dem wurde dadurch vorgebeugt, dass auf der nordöstlich vorspringenden Kuppe des Berges eine zweite Vorschanze errichtet wurde. Zu ihrem Anfangspunkte gelangt man, wenn man von dem äussersten nördlichen Theile des Hauptwalles, also bei *b c* des Walldurchschnittes auf dem Plane nördlich in der Richtung des Bergrückens fortschreitet. Nach einer Entfernung von etwa 400 m gelangt man zu dem 100 m langen, nach Nordost gerichteten Flügel der Vorschanze, welcher sich auf der Spitze der 425 m (Meereshöhe) hohen Vorkuppe des Burgstall scharf nach Osten wendet und in dieser Richtung in einer Länge von 540 m hinziehend, sich dann in einer weiteren Länge von 170 m nach Südost und Süd wendet, um auf der den Tatschigraben beherrschenden Vorkuppe mit einem kurzen, gegen Südwest eingekehrten Schanzenaste (Flügel) zu enden. Diese Vorschanze wurde erst im laufenden Jahre bemerkt; sie ist daher auf dem Plane nicht ersichtlich, weil der früher diese Bergkuppe bedeckende Wald erst vor Kurzem abgeholzt wurde, wodurch diese Vorschanze nunmehr zur Ansicht kam. Die Vorkuppe des Burgstall im Norden, mit 425 m Meereshöhe, ist jedoch auf dem Plane (Taf. IV) bereits eingezeichnet.

Die in mehrfach gebrochener Linie sich hinziehenden östlichen, sowie auch die südlichen Schanzen des Hauptwalles sind hier, obwohl der Berg zum Tatschigraben steil abfällt, höher und steiler gebaut als die vorher erwähnten nordöstlichen Schanzen; es beträgt nämlich die Länge der äusseren Böschung bei relativ geringerer Breite der Basis durchschnittlich 4 m. Zur Aufführung dieser Partien des Walles wurden viele Bruchsteine verwendet, welche lose übereinander gelegt sind, wobei die Lücken mit Erde ausgefüllt wurden.

Bisher konnten keine Spuren von Schlacken in den Wällen entdeckt werden. Wohl aber ist die Erde des nordöstlichen Hauptwalles mit Resten von Asche und Kohle sowie mit Topfscherben gemischt, woraus sich einerseits auf die Zeit der Erbauung der Wälle ein Schluss ziehen, andererseits aber mit Wahrscheinlichkeit annehmen lässt, dass der zwischen dem Hauptwalle und der Vorschanze nordöstlich vorliegende Raum in prähistorischer Zeit ebenfalls besiedelt war. Es kann dort noch ein reiches Forschungsfeld gefunden werden. Es finden sich nämlich ausserhalb des Walles auf der Nordostseite des Berges allenthalben an der Oberfläche zahlreiche Topfscherben, deren Beschaffenheit mit denen des Walles vollkommen übereinstimmt. Da man nun nicht leicht annehmen kann, dass diese Scherben über den Wall hinausgeschwemmt wurden, so gewinnt die Annahme, auch dieser Theil des Burgstall wäre besiedelt gewesen und die Wälle wären in einer späteren Zeit, also nach längerem Bestande von Ansiedlungen auf demselben, erbaut worden, sehr an Wahrscheinlichkeit. Auch sprechen hiefür die innerhalb der westlichen Vorschanzen befindlichen Tumuli Nr. 96, 97 und 98, die bei der Errichtung der Wälle einfach von den übrigen abgetrennt wurden, wobei auch der Fall vorgekommen sein mag, dass ein oder der andere Tumulus durch die Anlage des Grabens zerstört oder durch die aufgeworfenen Wälle überdeckt wurde. Hiemit will aber nicht gesagt sein, dass die Herstellung der Wälle einem anderen Volke zugeschrieben werden muss; denn nichts spricht gegen die Annahme, dass die ersten Ansiedler durch eingetretene Umstände gezwungen waren, für ihre Sicherheit ausgiebiger zu sorgen, als es ehedem der Fall war.

Der durch den Hauptwall geschützte Raum bildet keine ebene Fläche, sondern weist mannigfaltige

Terrainunebenheiten auf. So bezeichnet die Stelle der gegenwärtigen Aussichtswarte den höchsten Punkt des Terrains (478 m); von hier fällt das Terrain jäh gegen Norden und auch auf eine kurze Strecke gegen Osten, läuft aber hier, besonders im Süden, bis zum Walle hin sanft aus, so dass von dem Querpfade südwärts der Boden beinahe eben erscheint. Auch auf der nördlichen Seite zieht parallel dem Walle ein ebener Streifen hin, hinter welchem aber der Boden wieder aufsteigt.

Durchschreiten wir das innere, vom Hauptwalle geschützte Terrain nach allen Richtungen, so finden wir allenthalben eine Menge Topfscherben auf der Oberfläche zerstreut; setzt man den Spaten ein, um ein günstigeres Resultat zu erzielen, so trifft man stellenweise Gruben von 4—6 m Durchmesser und 1·2—2 m Tiefe an, in welchen sich Hunderte von Thonscherben, Hüttenlehm (Wandbewurfstücke), einige Spinnwirtel und Wetzsteine, mitunter auch Stückchen von Bronze befinden.

Auf dem Burgstall wurde eine Grube von 4 m Breite, 5 m Länge und 1·80 m Tiefe ausgehoben und dabei in den oberen Schichten bis in die Tiefe von 1·20 m das Vorhandensein von Wetz- und Schleifsteinen, Eisenbestandtheilen, Thierknochenabfällen, Aschen- und Kohlenresten, sowie das zahlreiche Vorkommen von Thonscherben festgestellt, welch letztere durchaus Spuren der Drehscheibe aufweisen und mit Graphit stark imprägnirt sind; ja in der südöstlichen Ecke der Grube wurden die Trümmer eines römischen Oelkruges aufgelesen.

In grösserer Tiefe aber tragen die Thonscherben einen ganz anderen Charakter. Vor Allem sind sie alle schlechter gebrannt, weisen häufig verschiedenartige geometrische Ornamente auf und stammen schliesslich alle insgesammt von Gefässen her, die mit freier Hand verfertigt wurden und zum grossen Theile mit den in den Grabhügeln gefundenen übereinstimmen.

In den Tumuli herrscht Brandbestattung. Dieselben bilden mehr oder weniger dichte Gruppen, unter welchen die zu beiden Seiten des Weges von der Neuwiese zum Schanzwerke in der Hälfte des Weges gelegenen wohl die dichtesten sind.

Die Entfernung zwischen den einzelnen Hügeln ist eine verschiedene; dasselbe kann man auch von der Entfernung der einzelnen Gruppen sagen, doch scheint dieses Verhältniss ursprünglich ein anderes gewesen zu sein; denn viele nicht verzeichnete Gräber sind heute nur mehr durch die Art des Pflanzenwuchses erkenntlich. Im Walde herrscht die Eiche vor, nur sieht man dieselbe stellenweise kreisförmig beisammen stehen, derart, dass die Mitte des Kreises frei von Bäumen und Gesträuchen ist. Die an solchen Stellen angestellten Grabungsversuche führten schon in einigen Fällen auf ein Urnengrab von beträchtlicher Tiefe. Solche Fälle kamen vor bei den Tumuli Nr. 137, 130 und 58.

Die Verflachung der ursprünglich als niedere Hügel angelegten Gräber konnte, abgesehen von den Einflüssen der Niederschläge, auch dadurch bewirkt werden, dass die in diesen Gräbern beigesetzten 40—50 cm hohen, weit ausgebauchten, in der Regel mit dünneren Steinplatten bedeckten Urnen unter dem Drucke der darüber lastenden Erde zusammenbrechend, das Niveau des Hügels bedeutend verminderten.

Die Hauptrichtung der Hügelgruppen zieht sich, der Richtung des Bergrückens entsprechend, von Süd nach Nord; gegen Osten stehen sie bis zum Beginne des Bergabhanges, während sie im Westen bis zum Fusse der Kammlinie des Bergrückens reichen, welcher hier an zwei Stellen von grösserer Höhe als die Hauptkuppe (478 m) des Burgstall selbst ist, und zwar gegen die Neuwiese zu, dort, wo die dichteren Hügelgruppen beginnen, 493 m, weiter nördlich davon 487 m. Es beträgt die grösste Breite an Ausdehnung in dieser Richtung etwas mehr als 200 m, während die Längenausdehnung von der Neuwiese bis zum Schanzwerke schon oben mit 950 m angegeben wurde. Die Höhe der deutlich wahrnehmbaren Hügel variirt zwischen 1 und 7 m. Das Verhältniss derselben zum Durchmesser ist nicht immer dasselbe; zumeist ist der Durchmesser 5—10 m. Der grösste Tumulus ist 7 m hoch und hat am Grunde 34 m Durchmesser; er wurde bisher nicht geöffnet.

In Hügeln, bei welchen die Höhe eine relativ grössere ist, sind in der Regel aus Bruchsteinen aufgeführte Mauern, Steinkammern oder Steinkränze, um die beigesetzten Urnen, zuweilen auch Deckplatten vorhanden, während die kleineren solche in der Regel nicht besitzen. Bei ganz flachen Hügeln stösst man jedoch in der Tiefe von 0·5—1 m unter dem gewachsenen Boden, also in einer Grube, manchmal ebenfalls auf eine Art von Steinkiste oder einen Steinuntersatz. Meistentheils sind aber die Grabbeigaben sowie die Leichenbrandreste unmittelbar auf dem gewachsenen Boden zu finden, über welche dann der Hügel aufgeschüttet ist.

Das Erdmaterial, aus welchem die Hügel aufgeführt wurden, stammt stets aus der unmittelbaren Nähe der Hügel und lässt sich bei vielen ringsherum noch deutlich der Graben erkennen, aus welchem das Material für den Hügel gehoben wurde. Auch die Steine und Steinplatten sind aus der nächsten Umgebung geholt.

Was die Construction der Hügel anbelangt, so weist dieselbe mannigfaltige Unterschiede auf.

So schloss der 1887 geöffnete Tumulus Nr. 2 eine aus mächtigen Bruchsteinplatten gebaute Kammer mit Steindecke ein, desgleichen der 1890 geöffnete Tumulus Nr. 103; andere weisen nur eine viereckige Steinmauer ohne Steindecke auf (Tum. Nr. 4); wieder andere nur einen schwachen Steinkranz von losen Steinen (Tum. Nr. 5, 136 u. 137). Bei einigen ist entweder unmittelbar über den Gefässen selbst (Tum. Nr. 62, 65 und 146), und zwar über den zuerst mit Erde bedeckten Urnen, durch Steinplatten eine Decke hergestellt worden, oder es mangelt jedwede Art von Steinumfassung oder Steinüberdeckung (Tumuli Nr. 11, 14, 71, 129, 139, 144 und 149).

Im Tumulus Nr. 14 waren um die Gefässe herum 26 vierseitige Prismen aus Thon von 7·5—11·5 cm Höhe und 2·7—4 cm Dicke, von welchen drei in der Mitte durchbohrt sind, aufgestellt.

In Bezug auf die Herrichtung und Tiefenlage des Untergrundes kann für die grösseren Hügel als Regel bezeichnet werden, dass der Untersatz höher liegt als die Sohle des Hügels und dass derselbe festgestampft, aber nicht durch Brennen festgemacht erscheint.

In den niedrigeren Hügeln hingegen ist der Boden am Grunde fast immer in gleicher Höhe mit dem Niveau des gewachsenen Bodens und erscheint beinahe immer durch Brennen gehärtet.

Bei den ganz niedrigen und flachen Grabstellen ist der Untergrund stets unter das Niveau gesenkt (Tumuli Nr. 53, 58, 59 und 149), wobei aber keine bestimmte Tiefe als Norm festgestellt werden kann.

Bei den Hügeln von geringerer Höhe lässt sich vermuthen, dass das Verbrennen der Leiche an Ort und Stelle stattgefunden hat, worauf dann nach erfolgter Auflesung der Knochenreste die Asche und Kohle nach allen Seiten hin auseinander gezogen und auf dem gereinigten Platze die Urnen beigesetzt wurden. Deshalb stösst man bei der systematischen Erschliessung eines derartigen Hügels zuerst an allen Seiten auf mehr oder minder zahlreiche Ueberreste des Brandes und dann erst auf die Beigaben. (Tumuli Nr. 58, 71, 139, 144 und 149.)

Anders verhält es sich mit den grösseren und höheren Hügeln, bei welchen entweder gar keine oder nur ganz unbedeutende Spuren von Brand, wie bei den Tumuli Nr. 2, 4 und 5, beobachtet wurden, oder aber es stehen die Gefässe mitten im Brande, wie dies bei Tumulus Nr. 103, insbesonders aber bei den Tumuli Nr. 14, 34 und 65 der Fall war. In zwei anderen Fällen bei den Tumuli Nr. 129 und 137 standen die Gefässe sogar unter der Brandschichte.

Jene Urnen, welche calcinirte Knochenreste enthielten, sind in der Regel von allen Seiten mit Brandresten umgeben.

Wenn die Gefässe in einer einheitlichen, compacten Gruppe angetroffen werden, so muss man unbedingt auf ein Einzelgrab schliessen, und wären auch 20—30 solcher vorhanden, wie dies thatsächlich vorkam. In anderen Fällen bilden sie zwei oder mehrere Gruppen; so bei dem im Jahre 1888 eröffneten Tumulus Nr. 136, wo die grössere Gruppe ein mit einem Steinkranze umgebenes grosses Dreieck bildete, dessen Basis gegen Südost, die Spitze gegen Nordwest gerichtet war, während die andere, bedeutend kleinere Gruppe ebenfalls ein Dreieck bildete, das nicht umrahmt war und eine solche Lage hatte, dass es mit der Basis an die östlich gelegene Seite der grossen Gruppe zu liegen kam, während die Spitze desselben gegen Norden wies.

Bei dieser Art von Gruppirung ist unserer Ansicht nach das Niveauverhältniss massgebend, und wir sind der Meinung, dass selbst im Falle einer Anordnung in getrennten Gruppen der beigesetzten Gefässe, bei Gleichheit des Niveaus, die Gefässe als gleichzeitig beigesetzt betrachtet werden müssen; es wäre der Hügel in diesem Falle nur als Einzelgrab zu betrachten.

Anders verhält es sich, wenn zwischen den einzelnen Gruppen ein Niveauunterschied festgestellt werden kann, wie bei Tumulus Nr. 129.

Dieser Tumulus, welcher zu den Hügeln mittlerer Grösse gehört, wurde an seiner Ostseite nahe an der Sohle in Angriff genommen; schon bei 40 cm Tiefe stiessen die Arbeiter auf eine mächtige Brandschichte, welche im Hügel aufsteigend sich nach allen Seiten gleichmässig verbreiterte; in dieser Brandschichte, zum Theile von derselben bedeckt, wurden allenthalben Thonscherben gefunden, darunter auch eine grössere Schale mit überhöhtem Henkel, welche Gebeine enthielt. Unter dieser mächtigen Brand-

schichte wurden in der Tiefe von 1·20 m abermals Gefässe gefunden, welche ihrerseits auch mit Resten vom Brande umgeben waren.

Hinsichtlich der Gruppirung der Gefässe muss zunächst bemerkt werden, dass die Gefässe grösstentheils zerdrückt, die kleineren durch die zusammenbrechenden grösseren verschoben und aus ihrer ursprünglichen Lage verdrängt worden sind. Doch scheint es, dass die Gruppirung in geradlinigen Formen, unter welchen die des Dreieckes und Viereckes vorherrschten, gebräuchlicher war als jene in Kreisform.

Auch wurde einige Male (Tumuli Nr. 14 und 36) die Beobachtung gemacht, dass der Mittelpunkt des Hügels nicht immer mit dem Mittelpunkte der Gefässgruppe zusammenfällt; sei es, dass die Bestattenden, nachdem die Gefässe schon bedeckt waren, sich nicht mehr genau erinnerten, wo der Mittelpunkt der Gefässgruppe lag, was bei einem grösseren Hügel leicht geschehen konnte, sei es, dass der Hügel durch die verschiedenartige Einwirkung der Erosionskraft der Niederschläge gleichsam seiner ursprünglichen Form beraubt wurde.

Was das Inventar der Hügel anbelangt, so lässt es sich kurz in die Worte kleiden: Grosser Reichthum an Gefässen aus Thon; grosse Armuth an Beigaben anderer Art. Selbst in den allerärmsten Hügeln findet man mindestens 5 — 10 Gefässe, während in den reicheren die Zahl derselben von 20, 30 bis auf 40, ja sogar noch darüber hinaus steigt. Mit diesem Reichthume an Zahl der Stücke hält die Mannigfaltigkeit der Formen gleichen Schritt. Angefangen von dem kleinsten Schälchen, den verschieden grossen Fussschalen, den grösseren Schalen mit oder ohne Henkel, den Schüsseln und Tellern, den Urnen mit oder ohne Henkel bis zu den riesigen Halsurnen findet man fast alle möglichen Gefässformen vertreten; hiezu gesellen sich Spinnwirtel, Thonprismen und schliesslich noch die als Mondfiguren bekannten Idole. Und bei all dem Reichthume findet man nie in einem und demselben Tumulus ganz gleiche Stücke; sind dieselben sich auch der Form und Farbe nach gleich, so unterscheiden sie sich durch ihre Grösse, hauptsächlich aber durch die Ornamente, mit welchen sie in grosser Mannigfaltigkeit geziert sind.

Gewöhnlich findet man an der Ost- oder Südseite eine, auch zwei kleinere Urnen mit oder ohne Henkel, oder Schüsseln, welche calcinirte Stückchen von Menschenknochen enthalten; auf diese gelegt oder daneben findet man hie und da die armseligen Beigaben von Metallgegenständen, als Nadeln aus Bronze oder Eisen, in zwei Fällen einen eisernen Halsring, oder aber einen, auch mehrere Spinnwirtel. In einigen der Tumuli fanden sich auch Perlen aus Glasschmelz mit doppeltem gelben Auge oder gelbfarbener Wellenlinie verziert, jedoch alle, wie auch die spärlichen Gegenstände aus Bronze, vom Feuer stark angegriffen, ein untrügliches Zeichen, dass die Verstorbenen sammt ihrem kargen Schmucke verbrannt wurden. Kleinere Bruchstücke von Holzkohle und wohlriechende Harzstücke kommen nicht selten, letztere in Gefässen, vor. Merkwürdigerweise hat sich unter den menschlichen Knochenresten bis jetzt trotz wiederholter genauer Durchsuchung kein Zahn vorgefunden.

Die Graburnen mit Henkel sind in der Regel von schwarzer Farbe und auf dem Bauche durch Streifen mannigfach verziert, wogegen die henkellosen Graburnen im Gegensatze zu den grossen Halsurnen in der Regel mit einem glatten Ueberzuge, welcher sich vom Körper leicht löst, röthlichbraun gefärbt sind. Letztere weisen auf dem Bauche ebenfalls Streifenverzierungen auf, die schräg oder parallel zu einander gegen den Boden zulaufen. An diese schliessen sich die grösseren Weihgefässe, sogenannte Halsurnen, an, welche in der Regel eine kleine Schale mit überhöhtem Henkel in sich bergen.

Die Halsurnen erheben sich über einem verhältnissmässig sehr schmalen Boden (15—18 cm Durchmesser) bis zur Höhe von 50 cm und darüber, wobei ihr Körper sich sehr weit ausbaucht, so dass der Durchmesser die Höhe stets um einige Centimeter, bei einer aus dem Tumulus Nr. 34 sogar um 20 cm übertrifft. Der durch eine einfache, oft auch doppelte Einschnürung abgesetzte Hals verjüngt sich im Verhältniss zu dem unteren Körper, und endigt am Rande in einer Oeffnung, welche nur um einige Centimeter grösser ist, als der Durchmesser des Bodens. Selten ist dieser auch kleiner, wie bei der zuvorgedachten Urne aus Tumulus Nr. 34.

Der Rand selbst ladet entweder in horizontaler Richtung oder in ein bis zwei Staffeln gebrochen weit aus.

Die Verzierung der Urnen findet sich stets an der Ausbauchung und an der Halsfläche, und zwar entweder an beiden Stellen zugleich, oder aber nur an einer der Stellen. Ersteres ist der häufigere Fall. Ganz unverzierte Halsurnen kommen selten vor. Die Verzierung geschah mittelst Finger, Stichel, Stempel oder durch Anwendung von Graphit.

Um diese grossen Urnen herum standen die kleineren Fussschalen, Schüsseln und henkellosen Schalen; letztere wurden gerne in den durch die Zusammenstellung der grösseren Urnen entstandenen mittleren Zwischenraum gestellt, so dass dieser ganz ausgefüllt wurde. In diesen henkellosen, flachen Schalen findet man zuweilen kleine, an der Spitze etwas abwärts gekrümmte Messerklingen aus Eisen.

Von allen diesen kleineren Gefässen sind die Fussschalen am interessantesten, weil am originellsten verziert. Die Verzierung findet sich zumeist an der inneren Seite und besteht häufig aus aufgesetzten Leisten und Buckeln. In diesen schön verzierten Fussschalen findet man hin und wieder die für den Burgstall und Warischberg charakteristischen „Mond-Idole“ oder „Mondbilder“ aus Thon mit Widder- oder Stierköpfen an den beiden Enden der aufsteigenden Hörner. Bis jetzt wurden vier Stücke ganz zusammengestellt, und zwar je zwei vom Burgstall und vom Warischberg; ausserdem sind noch die Bruchstücke von einigen anderen vorhanden. Drei von diesen Figuren ruhen auf vier Füssen, während die vierte nur auf einem Fusse steht.

Das Material bei den grossen Gefässen ist ein mittelfeiner Thon; derselbe ist bei einigen mit Quarzkörnern untermischt. Die kleineren Halsurnen sind, wie schon bemerkt wurde, mit einer feinen gelb- oder röthlichbraunen Masse überzogen worden. Am feinsten geschlemmt erscheint der Thon bei den kleineren Gefässen, bei denen die Zierlichkeit der Ausführung geradezu bewundernswerth ist.

Als Farbstoffe sind zu erwähnender Graphit und ein schönes Roth; es ist ferner wahrscheinlich, dass die Einkerbungen der Ornamente mit Kreide oder mit einer anderen weissen Masse ausgefüllt gewesen sind.

Was die anderen Beigaben anbelangt, so sind dieselben schnell aufgezählt. So wurden in dem Tumulus Nr. 2 zwei Steinmeissel, einer aus Speckstein, der andere aus Gneiss, gefunden; im Tumulus Nr. 23 ein Wetzstein und zwei Stücke von dünnen Bronzenadeln; im Tumulus Nr. 58 ein Stück einer stärkeren Nadel aus Bronze. Im Tumulus Nr. 137 ein eiserner Halsring (Torques) und eine Nadel aus Eisen, ferner das Bruchstück einer Messerklinge aus Eisen; Tumulus Nr. 62 lieferte zwei kleine Messerklingen aus Eisen; Tumulus Nr. 149 enthielt 3 Glasperlen; Tumulus Nr. 139 ein Steinkügelchen, ein Fragment eines geknoteten Bronzetorques und sieben Glasperlen; Tumulus Nr. 103 fünf Bruchstücke von Bronzenadeln, einen Torques und einen Armring; Tumulus Nr. 71 ein Messerfragment aus Bronze; Tumulus Nr. 59 ein Stückchen Bronzedraht, ein Bruchstück eines eisernen Armringes und zehn verschiedene Glasperlen; Tumulus Nr. 36 ein Fragment eines Eisenmesserchens; Tumulus Nr. 34 ein Schleifsteinfragment, ein Bruchstück einer Bronzenadel mit Knoten, sowie geschmolzene Bronzestücke.

II. Die prähistorischen Denkmale auf dem Warischberge.

Südlich von Oedenburg, nur 3 km vom Mittelpunkte der Stadt entfernt, unmittelbar über den „Löwer“, richtig mittelhochdeutsch: „Lever“ oder „Leber“, d. h.: Anhöhe, benannten hügeligen Gartenanlagen erhebt sich der 396·3 m hohe Warischberg (Karlshöhe). Siehe Fig. 190, S. 167.

Der seit altersher gebrauchte Name Warischberg scheint ebenso wie der Name Burgstall eine charakteristische Bezeichnung für einen uralten Wohnsitz oder befestigten Platz zu sein und dürfte von dem ungarischen Worte „vár“, d. i. Burg, oder „város“, d. i. befestigte Stadt, hergeleitet werden.

Der Warischberg hängt an der südlichen Seite durch einen verhältnissmässig schmalen Rücken mit dem Hauptstocke des vom Rosaliengebirge abzweigenden Oedenburger Gebirges zusammen, fällt an der Ost- und Nordseite steil ab, was auch zum Theile von der Westseite gesagt werden kann, woselbst jedoch in der Nähe des „Studentenbrunnens“ ein Hohlweg sachte zu dem südlichen Rücken des Berges hinanführt, so dass von dieser Seite her der Aufstieg gar keine Schwierigkeiten bietet.

Dieser südliche Rücken, etwa 500 Schritte von der Aussichtswarte entfernt, ist durch eine Schanze oder einen Wall und einen vorliegenden Graben durchquert, so dass die Kuppe des Warischberges, deren Ausdehnung von Ost nach West etwas grösser ist als die von Nord nach Süd, gänzlich isolirt erscheint.

Die Schanze (sowie der vorliegende Graben) zieht unmittelbar von dem östlichen Abhange, woselbst sie durch den zurückgezogenen schmalen, sich nordwärts allmälig verflachenden 65 m langen Flügel einen Haken bildet, nach Westen in einer Länge von 94 m, wobei die äussere Böschung eine Länge von 12 m, die innere eine Länge von 5·6 m, die Krone aber eine Breite von 4·5 m aufweist, während der Graben bei einer (oberen) Breite von 13 m die Tiefe von 2 m hat. In der Mitte des sich gegen Süden

hinziehenden schmalen Bergrückens ist der Wall auf 5 m Breite unterbrochen und lässt hier einen Durchlass für den Weg offen, wobei hier die Anlage der Schanze im Haken besonders hervorgehoben zu werden verdient, weil durch dieselbe der Eingang seiner ganzen Länge nach geschützt werden konnte. Es muss betont werden, dass der Wall an dieser Stelle am steilsten gebaut wurde, was für die richtige Auffassung der strategischen Bedeutung dieses Punktes am deutlichsten spricht. Die Länge des im Haken vorgebauten Wallstückes, welches den Wegdurchlass deckt und von Nordost nach Südwest gerichtet ist, beträgt 38 m; von hier gegen West, 115 m lang, setzt sich dann der Wall wieder gerade fort; doch ist zu bemerken, dass auf dieser Strecke die innere Böschung sich nur auf eine Länge von 60 m nachweisen lässt, weiter aber der Wall nur durch den vorliegenden Graben und eine niedrige Anschüttung erkennbar ist. Noch weiterhin biegt der Wall nach West um und lässt sich hier den Abhang entlang noch auf 80 m Länge als Bodenanschwellung erkennen. Die ganze Länge der Schanzanlage beträgt daher 65 + 94 + 38 + 115 + 80, somit 392 m; hiebei sind die 5 m für den Eingang nicht eingerechnet.

Das Terrain innerhalb des Walles ist uneben und steigt von allen Seiten gegen die Aussichtswarte zu, von wo man dann einen weiten Ausblick nach West, Süd und Ost, fast ebenso wie vom Burgstalle aus, hat. Auf dieser abgegrenzten Fläche trifft man allenthalben Gruben an, deren Durchmesser zwischen 6 und 12 m variirt, welche eine Tiefe von 1—2 m aufweisen. Einige dieser Gruben wurden geöffnet, und sind hiebei nebst einer Anzahl von Topfscherben, Ueberresten von Reib- und Schlagsteinen, Thierknochen, Asche und Kohle eine erkleckliche Zahl von Spinnwirteln, Thonperlen, Spulen aus Thon, sowie Bruchstücke thönerner Mondbilder nebst einigen kleinen Gegenständen aus Bronze, worunter der Bügel einer Bronzenadel (Fibula) und eine getriebene verzierte Bronzescheibe besonders hervorgehoben zu werden verdienen, gefunden worden, wodurch die Annahme, dass sämmtliche Gruben als Wohngruben zu betrachten sind, bewiesen erscheint. Vermuthlich bildeten diese Wohngruben den Untergrund einer über denselben aufgebauten Erdhütte.

Es lässt sich die Construction einer solchen Hütte nach den gemachten Beobachtungen folgendermassen darstellen:

Zuerst wurde die Erde in der Form eines mehr oder weniger vollkommenen Kreises bis zur Tiefe von etwa 2 m ausgehoben, wobei der Durchmesser je nach Bedarf grösser oder kleiner war; die Seitenwände dieser Grube wurden, wie noch heute ersichtlich, mit aufgeschlichteten Steinen gegen Einsturz gesichert; über diese Grube wurde dann aus rohen Baumstämmen ein Dach gezimmert, welches mit Baumästen, Gesträuch, Blättern, Moos und Erde überkleidet wurde; zum Niederdrücken dieser letzteren wurden die bei der Aushebung gewonnenen flachen Steine verwendet, welche gegenwärtig die oberste Schichte der Grube erfüllen. Von einem Eingange konnte an den bisher geöffneten Gruben nichts bemerkt werden, es wäre deshalb auch möglich, dass man oben vom Dache aus mittelst Leiter einstieg.

Den Boden dieser Hütten bildete der natürliche Fels, welcher mit feinem Sande bestreut wurde. Der Herd befand sich in der Regel im inneren Drittheile der Hütte, und die Asche wurde an der rückwärtigen Wand angehäuft, woselbst sie heute als eine zähe Masse von 80—120 cm Dicke und 1—2 m Durchmesser, durchsetzt mit Knochen und Scherben, angetroffen wird.

Von solchen Wohngruben wurden bis heute 29 gezählt; gänzlich ausgegraben wurden nur fünf. Alle in denselben gefundenen Artefacte haben die Merkmale von Gegenständen aus der Hallstatt-Periode. Das ist ein wichtiger Unterschied im Vergleiche zu einigen Fundgegenständen aus den oberen Schichten der Wohngruben auf dem Burgstall, woselbst die in den höheren Schichten gefundenen Artefacte zumeist der La Tène-Periode angehören, ja wo sogar Scherben römischer Krüge gefunden wurden.

Bemerkenswerth sind auf der Nordseite des Warischberges die 10—15 m breiten Terrassen, welche bis zur Hälfte des Abhanges hinabreichen und ihrer Länge nach zu schliessen als Anlagen zum Feldbaue dienen konnten.

Auch auf dem Warischberge befinden sich einige Grabhügel (Tumuli), und zwar südwestlich in geringer Entfernung über den Wall hinaus, dem Wege entlang, welcher vom Warischberge über die Faberwiese zum Burgstall führt.

An einem Seitenpfade, welcher ostwärts zum „Sängerberg“ abzweigt, waren einige Tumuli zu erkennen, von welchen nur zwei schon oberflächlich deutlich erhabene Tumuli waren, während die anderen nur durch die kreisförmige Stellung der Bäume erkennbar wurden, bei welchen die Mitte des Kreises

frei von Bäumen und Sträuchern gewesen ist. Es konnten bisher auf dem Warischberge nur sieben Tumuli oder deren Stellen constatirt werden, von denen fünf geöffnet wurden.

III. Die prähistorischen Schanzwerke auf dem Häuslerberge (Redoutenberg).

Parallel dem Rücken des Burgstalles, diesem gegen Ost vorgelagert und von ihm durch den Tatschigraben getrennt, zieht von Süd gegen Nord der lange, schmale Rücken des 363 m hohen Häuslerberges steil abfallend zum Krebsen- oder Wandorferbache hin, woselbst er mit dem nördlich auf der anderen Seite des Baches gegenüberliegenden „Mühlberge" ein Defilé von circa 100 m Breite bildet. (Siehe Fig. 190, S. 167.) Im Süden schliesst sich der Häuslerberg mit mässiger Steigung an die Kammhöhe der Oedenburger Gebirge vom Brennberg, Burgstall bis zum Warischberge an und ist seiner ganzen Ausdehnung nach von der nordöstlichen Vorschanze des Burgstalles zu überblicken. Auf dem Rücken des Häuslerberges befinden sich zwei Befestigungen; ein im Fünfeck geschlossenes Schanzwerk in der Mitte des Höhenrückens und zwei parallel laufende, den Rücken durchquerende Schanzen mit vorliegenden Gräben nahe bei dem gegen Wandorf im Norden steil abfallenden Bergabhange.

Die Entfernung des Doppelwalles von der Hauptschanze beträgt circa 700 m. Die Doppelwälle sind nur 48—50 m lang.

Der Aussichtswarte des Burgstalles gegenüber, in gerader Linie gegen Ost, jenseits des Tatschigrabens, befindet sich das fünfeckige Schanzwerk des Häuslerberges; die Längenseiten des Fünfeckes sind nicht gleich, sie sind nämlich 7, 8, 13, 12 und 9·5 m lang. Der vorliegende Graben, welcher an der Sohle 2 m breit ist, liegt 3·8 m unter der Krone. Dieses kleine Schanzwerk heisst im Volksmunde das „Blockhaus"; für dessen Zeitbestimmung liegt jedoch gegenwärtig keinerlei Anhaltspunkt vor. Anders verhält es sich mit dem nördlich gelegenen Doppelwalle, von welchem der erste innere Wall an der Krone eine Breite von 7 m und eine Höhe von 3 m hat, wobei der vorliegende Graben 8 m breit ist, während der äussere Wall bei einer Höhe von 5 m eine Kronenbreite von 9 m besitzt, der vorliegende Graben aber 9 m an Breite hat, so dass der äussere Wall den inneren bedeutend überragt.

Die Doppelwälle schliessen in flachem Bogen den nördlichen Theil des gegen Wandorf abfallenden Bergrückens von dem gegen Süden aufsteigenden, langen Hauptrücken ab. Beide Wälle sind aus Erde aufgeführt und lassen sich bei dem inneren derselben Brandspuren feststellen. Innerhalb dieses derartig von dem Rücken isolirten Raumes sind acht Wohngruben vorhanden, welche noch einer genaueren Durchforschung harren.

Nahe gegen den westlichen Abhang zu wurde von dem nach einwärts zurückgebogenen Ende des Walles ein Graben gezogen, der gleich auf Spatentiefe zahlreiche Stücke von verschlackten Felsstücken darbot; im weiteren Verlaufe der Arbeiten wurden Thonscherben angetroffen, demzufolge hier eine grössere Wohngrube erschlossen wurde, aus welcher nebst zahlreichen Fragmenten von Thongefässen zwei Spangen (?) aus Bronze, oben mit Blutemail verziert, ferner zwei durchlochte Thonscherben, ein Spinnwirtel, Bruchstücke von thönernen „Mond-Idolen" und ein durchlochter Stein gehoben wurden. Aus den Thonscherben konnte bisher nur eine henkellose Schüssel mit ausgebogenem, wulstigem Rande aus rothem, grauem Thon hergestellt werden, während dies bei einer Urne von grösseren Dimensionen mit aufgestülptem, wulstigem Rande nur zur Hälfte gelang.

Diese Thongefässe tragen entschieden den Charakter der La Tène-Periode an sich, und sind deren Scherben vollkommen identisch mit den aus den oberen Erdschichten der Wohngruben auf dem Burgstall vorgefundenen, demzufolge man letztere den Artefacten aus derselben prähistorischen Periode zuzählen kann.

Specieller Theil.

Fundbericht über die Ausgrabungen des Jahres 1890.

I. Burgstall.

A. Tumuli.

Die Grabungsarbeiten im Jahre 1890 wurden in der von dem Schanzwerke entferntesten, an die sogenannte „Neuwiese" grenzenden Hügelgruppe begonnen, welche aus 5 Tumuli besteht, deren zwei, Nr. 2 und 5, bereits im Jahre 1887 erschlossen wurden.

Zunächst in Angriff genommen wurde[1])

[1]) Die aufgedeckten Tumuli sind in der Folge nicht nach der Zeit der Aufdeckung, sondern arithmetisch nach den ihnen in der Karte beigelegten Nummern geordnet.

Tumulus Nr. 4.

D = 12—15 m, H = 1·33 m[1]).

In der Tiefe von 1·25 m stiess man auf eine grössere Zahl von Thongefässen, welche von einer Reihe loser Steine (Steinkranz?) umgeben und in derart brüchigem Zustande waren, dass auch ein theilweises Zusammensetzen unmöglich erschien. Hie und da zerstreut vorgefundene Kohlenreste wiesen auf den stattgehabten Leichenbrand hin.

Bei Sortirung der Bruchstücke konnten als vorhanden gewesen constatirt werden:

a—c) Drei dickwandige, schwarze Halsurnen, nicht verziert.

d) Grössere Henkelschale mit ausgebogenem Rande, nicht verziert; braun.

e) Tiefe, röthliche Schale mit eingebogenem, graphitirtem Rande. Ist das einzige Stück in diesem Tumulus, welches restaurirt werden konnte. h = 5 cm, d = 16 cm[2]).

f) Gelbbraune Schale mit ausgebogenem Rande, auf dem Bauch mit Dreieckstrichen[3]) und dazwischenliegenden Punktgruppen verziert.

g) Grössere, braune, flache Schale mit eingebogenem, schräg gefurchtem Rande.

h) Grössere, flache Schale mit eingebogenem Rande; schmutziggelb.

i) Schale, desgleichen.

k) Mittelgrosse Fussschale, aussen gelbbraun, innen dunkler gefärbt.

l) Mittelgrosse, schwarze, flache Fussschale, an der Unterfläche des Tellers mit (4?) doppelzipfigen Ansätzen.

m) Feines, graues Schälchen, innen mit einem gestrichelten und punktirten Zickzackornamente verziert.

n) Einige unbedeutende Bruchstücke von anderen Thongefässen, insbesondere zwei Bodenstücke, ein Henkelansatz und Henkelfragment, eine Thonwarze.

Gesammtinhalt des Tumulus daher 12 Thongefässe, von denen eines restaurirt werden konnte, sowie Bruchstücke von mehreren anderen.

Tumulus Nr. 11.

D = 3·2—4 m, H = 0·65 m.

Im Osten zahlreiche Spuren des Brandes, in der Mitte in der Tiefe von 0·60 m die grösseren Gefässe nebeneinander; die kleinen Schälchen und die Spinnwirtel lagen in den Urnen und grösseren Töpfen.

a) Schwarze Halsurne mit schräg gekerbtem Mundsaume und parallelen Dreieckslinien auf dem Halse.
h = 49·5 cm, d = 52·5 cm.

b) Schwarze Halsurne mit schräg gekerbtem Mundsaume, vertikal gefurchtem Bauche und vier Gruppen von je drei übereinanderstehenden gestrichelten Dreiecken auf dem Halse. h = 53 cm, d = 56 cm.

c) Bruchstücke einer grossen schwarzen Halsurne, ohne Verzierung.

d) Bruchstücke einer mittelgrossen Henkelschale mit eingebogenem Rande; roth gefärbt.

e) Mittelgrosse Schale mit eingebogenem Rande; rothbraun. h = 7·5 cm, d = 23 cm.

f) Fussschale mit eingebogenem, schräg gefurchtem Rande; rothbraun. h = 10·5 cm, d = 17·5 cm.

g) Fussschale mit vertical gefurchtem, eingebogenem Rande; rothbraun. h = 8 cm, d = 14 cm.

h) Fragment eines tiefen Henkelschälchens mit schrägen Furchen auf dem Bauche und Bodennabel; roth.
h = 5·2 cm, d = 10 cm.

i) Tiefes Henkelschälchen, roh, schwarz.
h = 5 cm, d = 11 cm.

k) Bruchstücke eines tiefen Henkelschälchens, Boden dreifach genabelt; braun.

l) Schälchen mit eingebogenem, schräg gefurchtem Rande; schwarz. h = 4 cm, d = 11·5 cm.

m) Schälchen, desgleichen. h = 3·5 cm, d = 12 cm.

n) Bruchstücke eines gehenkelten Topfes, mit Dreiecksfurchen auf dem Bauche; braun.

o) Bruchstücke eines gehenkelten Topfes mit ausgebogenem Rande, einer facettirten Buckelreihe auf dem Halse und schrägen Bauchfurchen; braun.

p) Henkelloser Topf, unverziert, mit gehenkeltem, convexem Deckel; braun.
Topf: h = 17·5 cm, d = 19 cm.
Deckel: d = 17·5 cm.
(Abbildung siehe Taf. V, Fig. 1.)

q) Topf desgleichen, Deckel unvollständig.
Topf: h = 18·5 cm, d = 20·8 cm. Deckel: d = 18 cm.

r) Drei Thonwirtel, einer davon unvollständig.

Gesammtinhalt des Tumulus: 16 Thongefässe, 2 Deckel und 3 Thonwirtel; von den Gefässen wurden 11 Stücke ganz oder grösstentheils zusammengefügt.

Tumulus Nr. 14.

D = 4·50—4·75 m, H = 0·70 m.

Im Osten, abseits vom Mittelpunkte des Hügels, schon in der Tiefe von 0·52 m, stiess man auf die unmittelbar auf die Brandschichte gestellten Gefässe, welche bemerkenswertherweise ringsherum von den unten beschriebenen 26 Thonprismen, die senkrecht standen, umgeben waren. Das „Mond-Idol" lag in der weitbauchigen Henkelschüssel.

a) Unvollständige bauchige, schwarze Halsurne; nicht verziert. h = 45 cm, d = 54 cm.

b) Bruchstücke einer grossen, schwarzen Halsurne, mit graphitirter Dreieck-Strichverzierung auf dem Halse und am Bauche.

c) Bruchstücke einer grossen, schwarzen Halsurne, auf dem Halse mit Graphitstrichen verziert.

d) Bruchstücke einer grossen, schwarzen Halsurne, unverziert.

e) Gehenkelte, gedrückte Halsurne, schwarz, graphitirt, am Bauche mit Gruppen von verticalen Furchen verziert.
h = 22 cm, d = 36 cm.

An einer Stelle des Bauches befinden sich übereinander zwei, 2 cm von einander entfernte Bohrlöcher an einer alten Bruchstelle, welche wohl zum Durchziehen eines Bindfadens gedient haben.

---

[1]) Der Abkürzung wegen wird in der Folge der Durchmesser (an der Sohle gemessen) mit D, die Höhe mit H bezeichnet.

[2]) h = Höhe; d = grösster Durchmesser.

[3]) Wo bei solchen Verzierungen nichts weiter bemerkt ist, sind dieselben vertieft.

f) Weitbauchige Henkelschüssel, schwarz, graphitirt; auf dem Bauche mit abwechselnd gefurchten Dreiecken verziert.
h = 15·5 cm, d = 33 cm.

g) Flache, grosse Fussschale, braun; innen am Mundsaume mit Zickzacklinien, innerhalb des Randes mit hängenden, aus gebuckelten Leisten gebildeten Dreiecken verziert. h = 15 cm, d = 33 cm.
(Abbildung siehe Taf. V, Fig. 2).

h) Randbruchstücke einer gleichen grossen Fussschale, braun, innen mit Dreiecken aus gebuckelten Leisten verziert.

i) Unvollständige Fussschale (Rand fehlt), braun, unverziert. d = 17·5 cm.

k) Unvollständige tiefe Schale mit eingebogenem Rande, braun; am Boden aussen ist ein Kreuz, aus zwei rechtwinkelig sich kreuzenden, schmalen Furchenlinien mit einer kleinen quadratischen Vertiefung an der Kreuzungsstelle bemerkbar. h = 6 cm, d = 17 cm.

l) Unvollständiger Henkeltopf, auf dem Halse mit einer Buckelreihe, auf dem Bauche mit abwechselnd gefurchten Dreiecken verziert; braun. h = 13 cm, d = 15 cm.

m) Randfragment eines bauchigen Topfes; braun.

n) Bruchstücke eines kleineren „Mond-Idols" aus braunem Thon; hievon drei Füsse sowie ein Bauchfragment, mit erhabenen Leisten und Buckeln verziert, vorhanden. (Ueber diese Mond-Idole siehe das bei Tumulus Nr. 137 Gesagte.)

o) 26 Stücke vierkantige Thonprismen von verschiedener Grösse und Stärke. Länge: 7·5—11·5 cm. Breite: 2·7—4 cm.

Hievon drei Stücke in der Mitte der Längsseite durchbohrt und ein Stück angebohrt; zwei Stücke sind Fragmente.

Gesammtinhalt des Tumulus: 12 Thongefässe, 1 Mond-Idol und 26 Thonprismen. Von den Gefässen wurden sieben Stücke ganz oder grösstentheils zusammengefügt.

Tumulus Nr. 34.

D = 8—9 m, H = 1·1 m.

In der Tiefe von 0·9 m erschien die Brandschichte, welche sich durch den ganzen Hügel hinzog; die zahlreichen Gefässe standen in der Mitte des Hügels.

a) Weitbauchige, schwarze Halsurne mit vertical gefurchtem Bauche; der Hals defect. h = 37 cm, d = 54 cm.

b) Bauchige, schwarze Halsurne, auf dem Halse mit gestrichelten Dreiecken, auf dem Bauche mit verticalen Furchen verziert. h = 45 cm, d = 55·5 cm.

c) Bauchige, schwarze Halsurne, auf dem Bauche mit gefurchten, concentrischen Kreisen und weitgezogenen Halbkreisen verziert, graphitirt; der Hals abgebrochen.
h = circa 34 cm, d = 50 cm.

d) Bruchstücke einer grossen, schwarzen, reich ornamentirten Halsurne. Auf dem Halse Reihen gestrichelter Dreiecke, dazwischen Gruppen übereinander sitzender Dreiecke, die von Punktreihen eingefasst sind. Auf dem Bauche Gruppen von Verticalfurchen und Dreiecken mit Fischgräten-Ornamenten gemustert.

e) Bruchstücke einer grossen, schwarzen Halsurne mit Verticalfurchen und gestrichelten Dreiecken.

f) Bruchstücke einer grossen, schwarzen Halsurne. Auf dem Halse mit Gruppen von Dreiecken, welche theilweise übereinander sitzen und mit Punktreihen eingefasst sind; auf dem Bauche mit abwechselnden Gruppen von Verticalfurchen und Dreiecken verziert.

g) Fragment einer kleineren Halsurne mit Verticalfurchen auf dem Bauche; braun. h = circa 24 cm, d = 35 cm.

h) Kleinere, braune Halsurne mit vertical gefurchtem Bauche. h = 27 cm, d = 38 cm.

i) Bauchige, tiefe, braune Schüssel; unverziert.
h = 18 cm, d = 34 cm.

k) Bruchstücke einer grossen, tiefen, braunen Henkelschüssel, mit einem Bande von eingeritzten Quadraten und mit centralen „Sonnenbildern" auf dem Bauche und Knöpfchen am Bodenumfange verziert. (Abbildung des Ornamentes siehe Taf. V, Fig. 3.)

l) Bruchstücke einer grossen, tiefen, braunen Schüssel mit wechselnden, Dreiecke bildenden Furchen auf dem Bauche.

m) Bruchstücke einer grösseren, bauchigen, braunen Henkelschale mit Wärzchen um den Bodenumfang.
h = 4 cm.

n) Flache, braune Schale mit eingebogenem, aussen schräg gefurchtem Rande. h = 5·5 cm, d = 17 cm.

o) Tiefe, braune Schale mit eingebogenem, schräg gefurchtem Rande. h = 6·5 cm, d = 19·5 cm.
(Abbildung siehe Taf. V, Fig. 4.)

p) Braune Schale mit abgeschlagenem Rande.
d = circa 15 cm.

q) Flache, braune Fussschale mit eingebogenem Rande; unverziert. h = 7·5 cm, d = 15 cm.

r) Braune Fussschale mit eingebogenem, schräg gefurchtem Rande und Dreiecksfurchen am Fusse.
h = 9·5 cm, d = 15 cm.
(Abbildung siehe Taf. V, Fig. 5.)

s) Braunes Fussschälchen, am Rande mit Gruppen von Querfurchen.
h = 8·5 cm, d = 13 cm.
Lag in der unter *c* beschriebenen Urne.

t) Bruchstücke eines braunen, flachen Fussschälchens mit eingebogenem, gefurchtem Rande. In demselben lagen calcinirte Knochenstückchen und ein Harzstück (siehe unter *ii*).

u) Ganz kleines Fussschälchen, braun, mit eingebogenem, schräg gefurchtem Rande. h = 5 cm, d = 9 cm.

v) Ganz kleines Fussschälchen.
h = 4·5 cm, d = 8 cm.
(Abbildung siehe Taf. V, Fig. 6.)

w) Braunes, bauchiges Henkelschälchen.
h = 5 cm, d = 11·2 cm.

x) Braunes, bauchiges Henkelschälchen, aussen rings um den Boden mit Wärzchen verziert. h = 5·5 cm, d = 11 cm.

y) Bruchstücke eines braunen Schälchens mit schwach ausgebogenem Rande.

z) Ein Bruchstück einesgelben, grösseren Thongefässes, verziert mit Buckeln und hängenden, gefurchten Halbkreisen.

aa) Kleine, bauchige Urne, mit hohem Halse; braun. Auf dem Bauche Reihen gegeneinander gekehrter Dreiecksfurchen. h = 21 cm, d = 22 cm.

(Abbildung siehe Taf. V, Fig. 7.)

bb) Thönernes, schwarzes Siebfragment.

cc) Fragment eines gelbbraunen Thonröhrchens von 3 cm Länge.

dd) 8 thönerne Spinnwirtel von verschiedener Form, Grösse und Verzierung. d = 2·7—4 cm.

ee) Durchbohrter, kugelförmiger Wirtel aus gebranntem Thon. d = 4 cm.

ff) Bruchstücke einiger ornamentirter Thongefässe.

gg) Schleifsteinfragment.

hh) Ausgeglühter Stein.

ii) Calcinirte Knochen- und Harzstückchen; lagen in den Fussschälchen.

Schliesslich sei bemerkt, dass in diesem Tumulus auch das Bruchstück einer Schmucknadel aus Bronze mit Knoten vorkam, ferner ein zweites geschmolzenes Bronzestück; beide wurden jedoch durch die Arbeiter an Ort und Stelle verlegt und nicht mehr aufgefunden.

Gesammtinhalt des Tumulus: 26 Thongefässe (wahrscheinlich aber noch mehr), davon 17 reconstruirt; ferner 9 Thonwirtel, einige andere Thongegenstände, 2 Bronzefragmente, 2 Steinstücke, dann Knochen- und Harzstückchen.

Tumulus Nr. 36.

D = 6 m, H = 0·35 m.

Die Gefässe im Süden, ausserhalb des Mittelpunktes des Hügels. Die vollständige Ausbeute war durch mächtige, auf dem Hügel befindliche Bäume theilweise verhindert.

a) Weitbauchige, grosse, schwarze Halsurne mit gestrichelten Bändern und Dreiecken auf dem Bauche, an einige Bänder sind beiderseits punktirte Halbkreise angeschlossen; auf dem Halse hochgezogene, von Punkten umgebene, gestrichelte Dreiecke. h = 47 cm, d = 58 cm.

(Abbildung siehe Taf. V, Fig. 8.)

b) Bruchstücke einer grossen, schwarzen Halsurne mit gestrichelten Dreiecken auf dem Halse und wechselnden Gruppen von Verticalfurchen und gestrichelten, rhombische Muster bildenden Dreiecken auf dem Bauche.

c) Bruchstücke einer grobgeformten, grossen, schwarzgrauen Halsurne.

d) Bauchige, kleinere Urne, röthlich, mit Parallelfurchen auf dem Halse und horizontalem Mundsaum.

h = 18 cm, d = 25 cm.

Diese Urne enthielt calcinirte Menschenknochenstückchen und die unter *n* beschriebenen zwei Thonwirtel.

e) Tiefe Henkelschale, braun, unverziert, mit Bodennabel. h = 5·5 cm, d = 13 cm.

f) Schale mit schwach eingebogenem Rande; braun.

h = 7 cm, d = 19·5 cm.

g) Henkellose, flache Schale, braun, mit gekerbtem Rande. h = 6 cm, d = 18·5 cm.

h) Henkelloses Fussschälchen, braun; Rand und Fuss mit „Sonnenbildern" verziert.

h = 7 cm, d = 12 cm.

(Abbildung siehe Taf. V, Fig. 9).

i) Ganz kleines Henkelschälchen, braun; am Rande mit gestrichelten Dreiecken verziert. h = 4 cm, d = 8·2 cm.

k) Bruchstücke eines Schälchens mit feinen schnurförmigen Eindrücken; braun.

l) Bruchstücke eines verzierten Henkelgefässes, am Henkel mit gestricheltem Quadratornament; gelb.

m) Bruchstücke eines Topfes aus grobem Thon; gelb.

n) Zwei Thonwirtel.

d = 2·9 cm mit eingekratzten Linien.

d = 3·1 cm mit gefurchten Linien.

o) Fragment eines Eisenmesserchens, 6·3 cm lang.

p) Wohlriechende Harzstücke.

Gesammtinhalt des Tumulus: 12 Thongefässe, hievon 7 ganz zusammengefügt, ferner 2 Thonwirtel, ein eisernes Messer, sowie Knochen- und Harzstücke.

Tumulus Nr. 52.

(Maasse unbekannt.)

a) Bruchstücke einer grossen, schwarzen Halsurne mit reichen Ornamenten. Auf dem Halse gestrichelte Dreiecke mit Punkten an den Spitzen; auf dem Bauche Gruppen von Verticalfurchen und von gemusterten Dreiecken mit Fischgräten- und Strichornamenten.

b) Bruchstücke einer grossen, schwarzen Halsurne, mit Graphitstreifen auf dem Halse.

c) Bruchstücke einer grossen, schwarzen Halsurne, am Halsrande innen und aussen Spuren von Graphitverzierung.

d) Bruchstücke einer grossen, schwarzen Halsurne, unverziert.

e) Kugelförmige Urne, mit verticalem Mundsaume, innen grau, aussen zinnoberroth gefärbt; mit Spuren von Graphitverzierung. In Form und Färbung das einzige bisher gefundene Exemplar dieser Art vom Burgstall.

d = 37·5 cm, h = 30 cm, davon Höhe des Mundsaumes 4·5 cm.

f) Unvollständige plumpe, tiefe Schale mit eingebogenem Rande; braun. h = 8·5 cm, d = 18·5 cm.

g) Bruchstücke eines tiefen Henkelschälchens, aussen und innen roth gefärbt, mit graphitirten Zickzacklinien sowohl aussen am Halse als auch innen am Boden; der Boden genabelt.

h) Bruchstücke eines plumpen Topfes; rothbraun.

i) Flache, plumpe Thonscheibe (Deckel?). d = 11 cm.

k) Spinnwirtel aus feinem Thon, mit concentrischen Kreisen verziert; orangegelb. d = 5·2 cm.

Gesammtinhalt des Tumulus: 8 Thongefässe, davon 2 theilweise restaurirt, ferner 1 Thonscheibe und 1 Thonwirtel.

Tumulus Nr. 53.

D = 6 m, H = 0·4 m.

Die Gefässe standen nicht in der Mitte des Hügels, sondern am Südostrande desselben.

a) Bruchstücke einer grossen, schwarzen Halsurne, auf dem Halse mit gestrichelten, von Punktlinien eingefassten

Dreiecksgruppen verziert, auf dem Bauche langgezogene Dreiecke mit Fischgrätenmuster gefüllt.

b) Bruchstücke einer flachen Henkelschale, gelbbraun, aussen mit Graphitstrichen.

c) Bruchstücke einer tiefen Henkelschale, röthlich, graphitirt.

d) Bruchstücke einer gelben, tiefen Schale.

e) Bruchstücke einer röthlichgelben Thonschale, mittelgross, mit eingebogenem Rande, aussen quer gefurcht.

f) Bruchstücke einer röthlichen Schale, mittelgross, mit eingebogenem Rande, aussen mit Dreieckslinien verziert.

g) Bruchstücke einer gelben Schale, mit schwach ausgebogenem Rande und Spuren von Graphitverzierung auf der Aussenseite.

h) Randstück einer grossen Fussschale, der Rand schräg gekerbt, die Innenfläche ornamentirt; braun.

i) Bruchstücke einer flachen, gehenkelten Fussschale; braun.

k) Henkeltopf, roh gearbeitet, braun, mit schräg gekerbtem Mundsaume; der Bauch verziert mit einer breiten Zone von Fingernageleindrücken oder Ritzen. h = 13·5 cm, d = 17 cm.

(Abbildung siehe Taf. V, Fig. 10.)

Gesammtinhalt des Tumulus: 10 Gefässe, davon nur eins *(k)* zusammengefügt.

Tumulus Nr. 54.

Maasse unbekannt. Von Professor Bella allein eröffnet.

a) Einhenkeliges, braunes Doppelnäpfchen, mit warzenreichen und gestempelten Dreiecken auf dem Bauche verziert. h = 6·5 cm, d = 9 cm.

(Abbildung siehe Taf. V, Fig. 11.)

b) Ein sogenanntes „Mond-Idol" aus braunem Thon, auf einem Mittelfusse stehend; an den eingebogenen beiden Enden der Hörner des „Halbmondes" je ein Widderkopf; der walzenförmige, runde Leib gerippt, mit warzenartigen Unebenheiten bedeckt. Grösster Längendurchmesser = 20·5 cm, Höhe vom Fusse bis zum Kopfe = 15·5 cm.

(Abbildung siehe Taf. V, Fig. 12.)

c) Hals und Kopf (Widderkopf) eines „Mond-Idols" aus braunem Thon. Länge des vorhandenen Stückes 9 cm.

(Abbildung siehe Taf. V, Fig. 13.)

d) Bruchstücke von zwei anderen „Mond-Idolen", nämlich ein Kopf (Widder), zweierlei Füsse, verschiedene Bruchstücke von den Hörnern und dem Mittelkörper; ausserdem einige Querleisten.

Dieser Tumulus enthielt also 4 „Mond-Idole", bezüglich welcher im Allgemeinen auf die eingehendere Darstellung weiter unten bei Tumulus Nr. 137 verwiesen wird. Die weiteren Fundgegenstände aus diesem Tumulus, aus zahlreichen Thongefässen bestehend, befinden sich im Oedenburger Stadt-Museum, und sind hier nicht in Betracht gezogen.

Tumulus Nr. 59.

D = 5·8—6·2 m, H = 0·2 m.

Erst in der Tiefe von 1·4 m stiess man auf die Brandschichte und die Gefässe; der Bestattungsraum war demnach eine aus dem gewachsenen Boden ausgehobene Grube. Die vollständige Ausbeute wurde durch mächtige Bäume theilweise gehindert.

a) Weitbauchige, schwarze Halsurne, mit ineinandergestellten Dreiecken auf dem Halse und wechselnden Gruppen von schrägen Furchen und Streifen auf dem Bauche.

h = 45 cm, d = 59·5 cm.

b) Weitbauchige, grosse, schwarze Halsurne, mit ineinandergestellten Dreiecken auf dem Halse und wechselnden Gruppen von verticalen Furchen, sowie schrägen Strichlagen auf dem Bauche. h = 50 5 cm, d = 57·5 cm.

c) Bruchstücke einer schwarzen Halsurne, mit gestrichelten Dreiecken auf dem Halse, und Gruppen von Verticalfurchen und Dreiecken auf dem Bauche.

d) Bruchstücke einer grossen, schwarzgrauen Halsurne, auf dem Halse mit parallelen Zickzacklinien; auf dem Bauche befinden sich um vier knopfförmige Warzen Reihen hängender Halbkreisfurchen.

e) Bruchstücke einer grossen, graphitirten Halsurne, auf dem Halse Gruppen gestrichelter Dreiecke und Punktlinien, auf dem Bauche mit sehr flachen Verticalrippen verziert.

f) Bruchstücke einer mittelgrossen Halsurne; schmutziggelb.

g) Einhenkelige, tiefe Schüssel, braun. Henkel mit dreifachen Längsfurchen, dazwischen Zickzacklinien; der Bauch mit „laufendem Hund" oder „Wellenband" (Stempeleindrücke) verziert.

h = 19 cm, d = 37 cm.

(Abbildung siehe Taf. V, Fig. 14.)

h) Bruchstücke einer tiefen, braunen Henkelschüssel, mit von Punktreihen umrandeten Dreiecken auf dem Halse.

i) Bruchstücke einer tiefen Henkelschüssel; desgl.

k) Bruchstück eines schüsselförmigen, gelben Gefässes mit gekerbtem Rande und langgezogenen, gestrichelten Dreiecken unterhalb desselben. h = circa 15 cm.

l) Bruchstücke einer Henkelschale; aussen grau, innen schwarz.

m) Bruchstücke einer Henkelschale mit schwach gefurchtem Rande; schwarzbraun.

n) Bruchstücke einer Schale mit eingebogenem Rande; rothbraun.

o) Unvollständige Fussschale mit eingebogenem, aussen schräg gefurchtem Rande; gelb.

h = circa 7·5 cm, d = 17 cm.

p) Bruchstücke von drei gleichen Henkelschälchen mit eingebogenem Rande, Wärzchen an der Peripherie und genabeltem Boden; aussen und innen graphitirt.

q) Bruchstücke von Bronzedraht.

r) Bruchstücke eines eisernen Armringes.

s) Eine grössere blaue Glasperle mit gelben Zickzackstreifen.

t) Drei kleine Glasperlen; gelb.

u) Sechs zerschmolzene Glasperlen, blau mit gelben Augen und Streifen.

Gesammtinhalt des Tumulus: 15 resp. 18 Thongefässe, von denen 3 ganz und 1 theilweise reconstruirt werden konnten; ferner Bronzedraht und Reste eines eisernen Armringes; endlich 10 Glasperlen.

Tumulus Nr. 65.

D = 10 m, H = 1·5 m.

In 0·56 m Tiefe wurde eine breite Lage von grossen, platten Bruchsteinen aufgedeckt, welche einen viereckigen Raum von etwa 6 m Länge und 5 m Breite, somit eine Fläche von etwa 30 qm bedeckte, jedoch auf keinen Seitenmauern aufruhte, mithin als lose Steindecke zu betrachten ist. Nach Hinwegräumung derselben stiess man in der Tiefe von 1·2 m auf die den ganzen viereckigen Raum ausfüllende Brandschichte, in welcher nach allen Seiten Gefässe standen, insbesondere an der Ostseite zwei grosse Halsurnen; an der Nordwestecke schloss eine dritte grosse Urne die westliche Hauptgruppe von etwa 10 Gefässen, darunter 4 Thonsitulae (konische Töpfe), jede mit einem glockenförmigen, gehenkelten Deckel bedeckt, ab. Von den Deckeln wurden nur Fragmente eines einzigen erhalten; sie waren aus schlecht gebranntem Thon geformt.

a) Bruchstücke einer grossen, graphitirten Halsurne, schwarz, am Bauche mit Verticalfurchen.

b) Bruchstücke einer grossen schwarzen Halsurne, dickwandig, unverziert.

c) Bruchstücke einer grossen, schwarzen Halsurne.

d) Einhenkelige tiefe Schüssel, innen und aussen graphitirt; unverziert. h = 20 cm, d = 35 cm.

e) Bruchstücke einer Schale mit ausgebogenem Rande; aussen schwarz, innen grau.

f) Bruchstücke einer grossen, flachen Fussschale, aussen mit lappenförmigen Handhaben, gekerbtem Rande und gemusterten Dreiecken auf der Innenseite; gelbbraun.

g) Bruchstücke einer grossen, gehenkelten Fussschale; röthlichgelb.

h) Thonsitula (konischer Topf), unverziert, mit hochconvexem Boden; braun.

h = 21 cm, d = 20 cm.

(Abbildung siehe Taf. VI, Fig. 1.)

i) Thonsitula, der vorigen ähnlich.

h = 24 cm, d = 20 cm.

k) Thonsitula, den beiden vorhergehenden ähnlich.

h = 22·5 cm, d = 19 cm.

l) Bruchstücke einer gleichen Thonsitula.

m) Bruchstücke eines glockenförmigen Deckels mit Henkel an der Spitze, aus gelbem, schlecht gebranntem Thon.

n) Fragment eines Henkelschälchens, mit eingebogenem, schräg gekerbtem Rande und genabeltem Boden; braun. d = 12 cm, h = 3 cm.

o) Grobe Thongefässfragmente, wahrscheinlich von einem Topfe; roth.

Gesammtinhalt des Tumulus: 14 Thongefässe, davon 5 zusammengefügt.

Tumulus Nr. 71.

D = 6·8—8 m, H = 0·5 m.

Im Osten Brandschichte und Gefässe auf dem gewachsenen Boden.

a) Bruchstücke einer schwarzen, graphitirten Halsurne; auf dem Halse schmälere und breitere Bänder aus parallelen Strichen; an der Baucheinschnürung fünf rundherumlaufende Furchenlinien; auf dem Bauche gestrichelte Dreiecke und Rhomben.

b) Bruchstücke eines grossen, schüsselförmigen Thongefässes mit mehrfacher Strichverzierung; röthlich.

c) Bruchstücke eines schüsselförmigen Thongefässes, dem vorigen ähnlich.

d) Unvollständiges, grosses, bauchiges Henkelgefäss, braun; unverziert. h = 19 cm, d = 32 cm.

e) Bruchstücke einer tiefen Henkelschale; röthlich.

f) Bruchstücke einer flachen Schale, mit eingebogenem, aussen schräg gefurchtem Rande; röthlich.

g) Bruchstücke eines Henkeltopfes mit schräg gekerbtem Rande und Reihen von Fingereindrücken; röthlich.

h) Vier verschiedene Thonscherben, zwei davon durchlöchert.

i) Bronzefragment, wahrscheinlich von einem Messer. 2·3 cm lang.

Gesammtinhalt des Tumulus: 7 constatirbare Gefässe, nur eines (*d*) theilweise zusammengefügt, 4 Thonscherben und 1 Bronzefragment.

Tumulus Nr. 92.

Die Ausbeute wurde durch mächtige Bäume theilweise gehindert. Gehoben wurden nur die Bruchstücke einer grossen, schwarzen, graphitirten Halsurne, mit schnurförmig gestrichelter Linie an der Baucheinschnürung; darunter hängende Dreiecke, innen gefurcht, gleichweit von einander entfernt. Auf dem Bauche herum mit Systemen von Schnurlinien eingefasst, von denen jedes in ein längeres Ende (Franse) ausgeht.

Tumulus Nr. 103.

D = 6 m, H = 1·20 m.

Schon in der Tiefe von 0·40 m stiess man auf mächtige Steinplatten, welche von oben und an den Seiten regelrecht eine viereckige, 0·80 m hohe und 2·50 m lange Steinkammer einschlossen, die über der Brandstätte errichtet worden war. Die Gefässe waren derart durch den Druck der Steine und der darauf geschichteten Erde zerstört, dass keines zusammengefügt werden konnte. Einen mageren Ersatz boten die kleinen Fragmente einiger Bronzegegenstände.

a) Bruchstücke einer grossen, dickwandigen, schwarzen Halsurne mit breit ausladendem Rande, darunter vier eingefurchte Halsringe. Auf dem Bauche nächst der Baucheinschnürung von vier Höckern ausgehende, parabolisch verlaufende, breite Furchenbänder, welche in dreieckige Zwischenräume zusammenlaufen; längs der Aussenseite der parabolischen Bänder, an den drei Ecken des Zwischenraumes, je ein vertiefter Nabel.

b) Bruchstücke eines grösseren Gefässes, aussen zinnoberroth gefärbt, mit Spuren von graphitirten Ornamentlinien. (Vergleiche oben bei Tumulus Nr. 52 Urne *e*.)

c) Bruchstücke eines schraubenförmig gedrehten Armringes aus Bronze, 4·6 cm lang.

(Abbildung siehe Taf. VI, Fig. 2.)

d) Bruchstücke einer Schmucknadel aus Bronze mit konischem Kopfe und vier Knöpfchen unterhalb desselben, 4·5 cm lang.

(Abbildung siehe Taf. VI, Fig. 3.)

e) Bruchstücke eines stabrunden, hohlen, verzierten Torques (?) aus Bronze (vielleicht eine Hülse).

f) Köpfchen einer Bronzenadel mit öhrförmig umgerolltem Ende.

g) Reste von verbrannten Bronzeobjecten.

Constatirbarer Gesammtinhalt des Tumulus: 2 Thongefässe und 5 Bronzegegenstände.

Tumulus Nr. 116.

D = 7—7·5 m, H = 0·50 m.

Derselbe konnte wegen einiger grosser, neben demselben stehender Bäume nicht vollständig geöffnet werden und ergab nur in der Tiefe von 0·50 m die Bruchstücke einer schwarzen und verzierten Halsurne.

Tumulus Nr. 131.

Derselbe konnte, obwohl in Angriff genommen, aus gleichem Grunde wie der vorige, gar nicht aufgearbeitet werden.

Tumulus Nr. 136.

Von Prof. Bella allein geöffnet; der Gesammtinhalt unbekannt.

Quergefurchter Doppelhenkel eines braunen Doppelgefässes aus Thon. (Abbildung siehe Taf VI, Fig. 4.)

(Vergleiche unter Warischberg Tumulus V, Abbildung Taf. VIII, Fig. 5.)

Tumulus Nr. 137.

Im Jahre 1887 von Professor Bella geöffnet.

In den „Mittheilungen der Wiener anthropologischen Gesellschaft" vom Jahre 1887, B. XVII, Sitzungsberichte (S. [79] ff), hat Dr. Otto Müller über den damaligen Beginn der Grabungen am Burgstall bei Oedenburg berichtet, und von dem damals eröffneten dritten Tumulus (S. [80]), insbesondere ein einem „Halbmonde" oder einem „Kipfel" ähnliches Thongebilde, auf vier Füssen stehend, hervorgehoben, welches der Verfasser für ein „religiöses Idol" erklärte.

Es wird nunmehr auf Taf. VI, Fig. 5, die Abbildung dieses Thongebildes gebracht, welches der Verfasser auch jetzt der Kürze halber als „Mond-Idol" bezeichnet, ohne damit einem anderen Urtheile über die mögliche Bedeutung desselben vorgreifen zu wollen.

Von ähnlichen Gegenständen wurden bisher auf dem Burgstall bei Oedenburg 8 Stücke, auf dem nachbarlichen Häuslerberge 2 Stücke und auf dem Warischberge bei Oedenburg 6 Stücke gefunden.

Die wichtigsten Analoga zu den Oedenburger „Mond-Idolen" bilden jene der Schweiz, welche schon Dr. Ferdinand Keller in Zürich in seinen Berichten über die Schweizer Pfahlbauten „Mondbilder" nannte; es sind solche in den diesen Berichten beigegebenen Abbildungen in den „Mittheilungen der antiquarischen Gesellschaft" in Zürich, Jahrg. 1858, B. XII, S. 147—148, Taf. I, Fig. 27—30, ferner ebenda Jahrg. 1863, B. XIV, S. 165, 173—174, Taf. XII, Fig. 23 u. 28, Taf. XV, Fig. 2, 4, 6, 8 u. 9, zu finden. Insbesondere das Stück Taf. XII, Fig. 28, aus Stein, auf einem Mittelfusse stehend, aus der prähistorischen Landansiedlung von Ebersberg am Irchel ist den Oedenburger Mond-Idolen ähnlich, während alle anderen von Dr. Keller beschriebenen auf einer breiten Basis ruhen und weniger „gehornt" sind.

Ebenso verhält es sich mit den Mondbildern von Lengyel im Tolnaer Comitate in Ungarn, welche Pfarrer Mauritius Wosinsky ausgegraben und in seinem Werke: „Das prähistorische Schanzwerk von Lengyel", 2. Heft. Deutsche Ausgabe. Budapest 1890, S. 29—31 und 41 und Tafel XXVIII, Fig. 206 bis 212 und S. 121, Taf. XXXVII, Nr. 287, veröffentlicht hat.

Wosinsky gebraucht dafür nach Lubbock auch den Namen „Halskissen", obwohl er selbst zugibt, dass nur bei wenigen grösseren Exemplaren eine derartige Verwendung jener Thongebilde denkbar wäre. Angesichts der kleinen und zierlichen Mond-Idole von Oedenburg muss eine Verwendung derselben als Nackenstütze von vornherein ausgeschlossen werden.

Die grösste Wahrscheinlichkeit spricht dafür, dass diese Mond-Idole religiösen Cultuszwecken entsprachen, da sie bei Oedenburg sowohl in prähistorischen Grabhügeln als auch in Wohngruben (Erdhütten) gefunden wurden.

Von den analogen Lengyeler Fundgegenständen sind die bei Wosinsky auf Taf. XXVIII, Fig. 212, und Taf. XXXVII, Nr. 287, abgebildeten Exemplare aus Thon den Oedenburger Mond-Idolen der Form und Ornamentirung nach am meisten ähnlich. Das erstere dieser Exemplare steht auf vier Füssen, hat stärker eingebogene Hörner, deren Enden Thierkopfgestalten bilden. Das zweite ist nur das Fragment eines solchen Idoles, auf zwei breiten Füssen stehend, von denen nur der eine Fuss mit einem Theile des Mittelkörpers

vorhanden ist. Alle übrigen von Wosinsky publicirten Mondbilder haben eine breite Basis, sind massige, oblonge Thongebilde, welche an der Oberseite in kurze Zipfelansätze endigen.

Erst durch die Aufdeckung der Oedenburger Mondbilder scheint ihr religiös-cultureller Zweck genauer hervorzutreten. Da aber alle bei Oedenburg gefundenen, ganz oder in Bruchstücken erhaltenen Mondbilder an den Spitzen der Hörner deutliche Thierköpfe tragen, was auch von dem vorstehenden (siehe Taf. VI, Fig. 5), an den Spitzen unvollständigen Exemplare gelten dürfte, so glaubt der Verfasser dieses Theiles des Berichtes (Dr. Otto Müller), für diese Thongebilde mit einiger Berechtigung die Bezeichnung „Mond-Idole" statt „Mondbilder" gebrauchen zu dürfen, weil sie in der Vereinigung der Halbmondform mit Thierköpfen mehr den Charakter eines Idoles als den eines Mondbildes zeigen.

Es ist sehr gewagt, eine symbolische Erklärung dieser Mond-Idole nur aus ihrer Gestalt heraus zu versuchen. Dennoch mag eine hypothetische Anschauung des Verfassers dieses Berichtes nicht unterdrückt werden, welche darauf hinausgeht, dass einerseits der einer Mondsichel ähnliche Mittelkörper wohl auf den Cultus der Gestirne hinzuweisen scheint, ebenso wie die auf den gleichen Mondbildern der Schweiz und von Lengyel häufig vorkommenden Ornamente der Sonnenscheibe (meist concentrische Doppelkreise mit Mittelpunkt), wie andererseits die bei den Oedenburger Mond-Idolen vorkommenden Thierköpfe eines Widders oder Stieres auf die Pflege der Viehzucht hindeuten.

Es wurden bisher einfüssige, zweifüssige und vierfüssige Stücke gefunden. Die Füsse sind daher nur als Gestell der plastischen Figur, nicht aber als ein bedeutungsvoller Bestandtheil derselben aufzufassen, umsoweniger, als die zahlreicheren Mondbilder der Schweiz und von Lengyel auf einer breiten, flachen Basis ruhen.

Betrachten wir nun das Mond-Idol vom Burgstall bei Oedenburg (Taf. VI, Fig. 5) etwas näher. Es besteht aus grobem, hart gebranntem, braunem Thon. Die beiden stark eingebogenen Spitzen der Hörner oder des Kipfels sind abgebrochen. Der Körper der Figur ist walzenförmig, im Mittelkörper oben und unten etwas abgeplattet. Von den beiden Spitzen zu dem Mittelkörper läuft senkrecht je ein viereckiger, an den Kanten mit Knöpfen oder Warzen verzierter Stab aus Thon; zwischen diesen Stäben und den hiedurch gebildeten beiden Bogensegmenten der Hörner sind auf der einen Seite drei gleichweit abstehende Querleisten, auf der anderen Seite in der Mitte des Bogens nur eine Querleiste eingefügt. Das Idol ist auf beiden Seiten von der Mitte bis zu den Spitzen bandartig mit einem eingefurchten doppellinigen Dreiecksornament verziert, welches sich auch auf den Füssen wiederfindet. Am Mittelkörper befinden sich auf beiden Seiten, in der Mitte zwischen je zwei Dreiecksfeldern, je eine vorstehende Warze. Während die eine Seite, deutlich erkennbar, mit einem schwarzen, theerartigen Anstrich bedeckt ist, ist die Kehrseite rauh. Es wäre jedoch möglich, dass diese Seite, ungeschützt vom Einflusse der Feuchtigkeit in der Erde, den Anstrich oder Theerüberzug verlor.

Das Mond-Idol ist im grössten Längendurchmesser 24 cm lang und vom Fusse bis zu den eingebogenen Spitzen 17 cm hoch. Der Durchmesser des walzenförmigen Mittelstückes beträgt 5 cm und nimmt gegen die Spitzen zu bis auf 2 cm ab.

Der weitere Inhalt dieses Tumulus wurde in dem eingangs erwähnten Bericht des Dr. Otto Müller vom Jahre 1887 angeführt.

Tumulus Nr. 139.

D = 5—5·20 m., H = 0·20 (sehr niedrig).

Gefässe in der Mitte des kreisrunden Raumes, in 0·52 m Tiefe auf der Brandstelle. Im Norden enthielt ein Gefäss sieben im Brande stark zerschmolzene Glasperlen; ferner fand man ein Steinkügelchen aus Quarz und ein Bruchstück eines Bronzetorques. Die Gefässe waren ausnahmslos in einem so brüchigen Zustande, dass keines zusammengefügt werden konnte. Es ist dies um so bedauerlicher, weil die bei Sortirung der Scherben constatirten fünf vorhandenen grossen Halsurnen (ihre Zahl kann sogar noch grösser gewesen sein) durchgehends reiche und mannigfaltige Strichornamente aufweisen.

a) Bruchstücke einer grossen, schwarzen Halsurne mit gekerbtem Mundsaume, Gruppen von gestrichelten Dreiecksornamenten auf dem Halse; an der Halseinschnürung Streifen von fünf parallelen Strichlinien. (Vom Bauche ist nichts vorhanden.)

b) Bruchstücke einer grossen, schwarzen, dickwandigen Halsurne, mit verschiedenen bandförmigen Strichornamenten auf dem Bauche; breite Halseinschnürungsfurche.

c) Bruchstücke einer grossen, schwarzen Halsurne, innen roth, ebenso der Halsrand; am Halse Gruppen von je drei länglichen, gestrichelten Dreiecken, an deren Spitzen je drei Punkte, an der Baucheinschnürung ringsherum ein Band von sechs parallelen Strichen, auf dem Bauche schräg gezogene derartige Strichbänder.

d) Bruchstücke einer grossen, schwarzen Halsurne; am Halse Gruppen von gestrichelten kleinen Dreiecken, mit zwischenliegenden hohen Dreieckslinien; an der Baucheinschnürung ringsherum ein Band von sechs parallelen Strichen;

auf dem Bauche Zickzackornamente von derartigen Strichbändern.

d) Bruchstücke einer grossen, schwarzen Halsurne; auf dem Halse gestrichelte Dreiecke; an der Baucheinschnürung ringsherum aus achtfachen Parallelstrichen gebildetes Band; auf dem Bauche schräg auseinander laufende Bänder von achtfachen Parallelstrichen.

e) Bruchstücke einer groben, grossen Thonschüssel, gelbbraun; mit Strichlagen auf dem Bauche verziert.

f) Bruchstücke einer röthlichen Schale, mit schräg gekreuzten Linien gitterartig verziert.

g) Bruchstücke eines gelbbraunen, bauchigen, am Rande mit Zickzackstreifen verzierten Henkelschälchens.

h) Bruchstücke eines gelbbraunen Henkelschälchens mit genabeltem Boden.

i) Bruchstücke eines röthlichbraunen Henkelschälchens mit gekerbtem Rande.

k) Steinkügelchen aus Quarz. d = 2·1—2·5 cm.

l) Fragmente eines feinen, geknoteten Bronzetorques; hat vom Feuer gelitten.

m) Sieben zerschmolzene, blaue Glasperlen mit gelben Ornamenten.

n) Wohlriechende Harzstücke (sind abhanden gekommen).

Gesammtinhalt des Tumulus: 10 Thongefässe, 1 Steinkügelchen, 1 Bronzefragment, 7 Glasperlen und wohlriechendes Harz.

Tumulus Nr. 144.

D = 5·5—5·9 m, H = 0·42 m.

Im Osten zahlreiche Kohlen- und Aschenreste vom Brande, gegen die Mitte des Hügels zertrümmerte Gefässe.

a) Bruchstücke einer grossen, schwarzen Halsurne mit Buckeln oberhalb des Bauches; sonst unverziert.

b) Bruchstücke einer grossen, schwarzen Halsurne mit gestrichelter Dreiecksverzierung.

c) Bruchstücke einer röthlichgelben, gedrückten Halsurne mit ausgebogenem Rande und Verticalfurchen auf dem Bauche.

d) Bruchstücke einer mittelgrossen, aussen rothgefärbten Schale, mit angeklebtem Harze auf einigen Scherben.

e) Bruchstücke einer mittelgrossen, braunen Schale, mit eingebogenem, aussen gefurchtem Rande.

f) Bruchstücke einer mittelgrossen, gelbbraunen Schale, mit ausgebogenem Rande und Strichornament sowie Verticalfurchen auf dem Bauche.

g) Bruchstücke einer mittelgrossen, gelben Fussschale, mit gestrichelter Zickzackverzierung auf dem Bauche.

h) Bruchstücke einer braunen, mittelgrossen Fussschale. Am Fusse mit dreieckigen Stempeleindrücken, am Rande der Schale aussen mit eingestempelten Rhomben und Dreiecksreihen; darüber eine liegende *S*-förmige, ebenfalls eingestempelte Leiste.

i) Unvollständiges, bauchiges, braunes Henkelschälchen; unverziert. h = 3·5 cm, d = 10·5 cm.

Gesammtinhalt des Tumulus: 9 Thongefässe, von denen nur das Henkelschälchen *i* theilweise zusammenfügbar war.

Tumulus Nr. 149.

D = 3·8—4 m, H = 0·10 m (sehr niedrig).

Gefässe in der Mitte des kreisrunden Raumes in der Tiefe von 0·46 m auf die Brandstelle gesetzt; im Osten enthielt eines der Gefässe drei geschmolzene Glasperlen.

a) Reichverzierte, bauchige, schwarze Halsurne. (Abbildung siehe Taf. VI, Fig. 6.)

Die Ornamente zum Theile mit Stempeln eingedrückt. Auf dem Halse dreieckige Gruppen von übereinanderstehenden Dreiecken, theils glatt, theils gestrichelt, theils mit Fischgrätenmuster ausgefüllt. (Muster siehe Taf. VI, Fig. 7.)

Auf dem Bauche schachbrettartig gemusterte Flächen, mit gestrichelten Dreiecksgruppen abwechselnd. Die einzelnen Felder des Schachbrettes zeigen verschiedene, theils eingestempelte, theils mit einem Spatel eingeritzte Ornamentmuster.

h = 43 cm, d = 53·5 cm.

b) Weitbauchige Halsurne, schwarz, mit vier Buckeln auf der Baucheinschnürung und flachen, bandartigen, theils kreisrunden, theils parabolisch verlaufenden Furchen auf dem Halse und Bauche. (Abbildung siehe Taf. VI, Fig. 8.)

h = 41 cm, d = 51 cm.

c) Bruchstücke einer grossen, tiefen Henkelschüssel; innen schwarz, aussen gelb.

d) Bruchstücke einer grossen, tiefen Schüssel mit Spuren von Strichornament auf dem Bauche; schmutziggelb.

e) Bruchstücke einer mittelgrossen, bauchigen Henkelschale mit parallelen Zickzackstreifen unter dem Halse; graubraun.

f) Bruchstücke einer kleineren, tiefen Henkelschale, der Boden dreifach genabelt; braun.

g) Mittelgrosse, henkellose Schale mit eingebogenem Rande; braun. h = 6·5 cm, d = 17 cm.

h) Bruchstücke eines grösseren, aussen röthlichen, innen schwarzen Thongefässes.

i) Drei geschmolzene Glasperlen (sind abhanden gekommen).

Gesammtinhalt des Tumulus: 8 Thongefässe und 3 Glasperlen. Drei Gefässe konnten zusammengefügt werden.

B. Grabungen innerhalb der Schanzwerke auf dem Burgstall.

Bei der Durchschnittslinie *a* im Plane (Taf. IV) wurde der Wall mehrfach eingeschnitten.

Zur Charakterisirung des Schuttmateriales wurden aus der Masse der vorgekommenen Thonscherben, Kohlenreste und Asche nachfolgende Gegenstände gesammelt:

a) Zahlreiche, bei einander gelegene Bruchstücke einer grossen, schwarzen, mit Graphitstreifen verzierten Halsurne, welche offenbar zu einer Urne aus einem Tumulus gehörten.

b) Mehrere Bruchstücke eines groben, grossen Thongefässes; aussen roth, innen schwarz.

c) Bruchstücke eines grossen, thönernen „Mond-Ididols" mit geripptem Dreiecksornament; roth.

d) Bruchstücke eines Thongegenstandes; roh gebrannt.

e) Bruchstück eines schwarzen Thonringes oder einer durchlöcherten Scheibe.

f) Bruchstücke verschiedener gehenkelter und henkelloser Thongefässe mit eingebogenen und ausladenden Rändern.

g) Halsstück einer grossen Halsurne; aussen schwarz, innen roth.

h) Bruchstück einer schwarzen Urne mit gestricheltem Ornament.

i) Bruchstücke von roh gearbeiteten Thongefässen mit ausgebogenen Rändern, einige Ränder mit Fingereindrücken verziert.

k) Scherben von gedrehten, graphitirten Thongefässen (La Tène-Periode).

l) Verschiedene wulstige Randstücke, theils nach einwärts, theils nach auswärts gebogen, von gedrehten grauen Thongefässen (La Tène-Periode).

m) Wulstiges, ausgebogenes Randstück eines kolossalen, gedrehten, grauen Thongefässes, 20 cm langes Randsegment; der Wulst, 3 cm dick und 3·6 cm hoch, ist (wie an der Bruchfläche ersichtlich) von anders gefärbtem schwarzen Thon dem Gefässe aufgesetzt und dann mit feinerem grauen Thon überzogen. Nach Berechnung dürfte der Durchmesser des Gefässes 55 cm und der innere Umfang des Randes 172·7 cm betragen haben. (La Tène-Periode.)

n) Ausgeglühtes Bruchstück eines Thongefässes.

o) Amorphe gebrannte Thonknollen.

p) Fragment eines Klopfsteines aus Quarzit.

q) Sandstein mit schalenförmiger Vertiefung.

r) Fragment einer Bronzenadel mit sphärischem Knopf.

Durch den Vergleich dieser Gegenstände wird man auf die Vermuthung gebracht, dass die Wallanlagen an der Nordwestseite des Schanzwerkes aus einer jüngeren Periode als die bisher geöffneten Tumuli stammen; dass bei Aufschüttung des Walles zum Theile Tumuli zerstört und ihr Inhalt in die Wälle geworfen wurde oder dass einige Tumuli von den Wällen überdeckt wurden.

Die Gefässscherben *a* bis *h*, sowie das Bronzenadel-Fragment *r* aus der Hallstatt-Periode gestatten eine solche Annahme, ebenso wie der Umstand, dass im Graben zwischen den westlichen äusseren Vorschanzen noch heute drei grössere Tumuli sichtbar sind.

Die rohen Thonscherben sub *i* dagegen, sowie die Steingegenstände *p* und *q* gestatten die Möglichkeit der Annahme, dass wir hier Gegenstände noch aus einer älteren Periode als der Hallstatt-Zeit vor uns haben, während die Thonstücke *k* bis *m* uns auf der Drehscheibe geformte Gefässe zeigen, welche auf die La Tène-Periode fast mit Sicherheit schliessen lassen.

Es fällt ferner auf, dass mit Ausnahme der Urnenfragmente *a*, *g* und *h*, sowie der Bronzenadel *r* zumeist Gegenstände des Haus- resp. Küchengeräthes in den Wällen zum Vorschein kamen, was insbesondere dadurch erklärlich wird, dass nahe derselben Stelle, an der Westseite des Schanzwerkes, wo die Wälle eingeschnitten wurden, sich mehrere prähistorische Wohngruben befinden und die umliegende breite ebene Fläche eine ganze Reihe von Bodeneinsenkungen (Gruben) zeigt, so dass innerhalb des Schanzwerkes, und auch ausserhalb desselben, auf der Bergfläche gegen Nord und Nordost die alten Wohnstellen der damaligen Bewohner dieses Ortes bestimmt vermuthet werden können.

C. Wohngruben.

Es wurden einige Wohngruben auf dem Burgstall bis auf den gewachsenen Boden durchgraben, und man fand daselbst eine Unzahl von Bruchstücken verschiedener Thongefässe des Hausgebrauches, darunter:

a) Thonscherben von dickwandigen und dünnwandigen, grossen und kleinen Gefässen, mit ausgebogenen, auch breitrandig ausladenden Rändern, einige mit hohen Hälsen, fast alle ohne Ornament, nur wenige Scherben mit rohen Leisten, welche durch Finger- oder Nägeleindrücke verziert sind, somit zumeist Gefässe ganz anderer Beschaffenheit als jene in den Tumuli; es sind sicher Gegenstände des Hausrathes. Die Thonscherben der tieferen Schichten in den Gruben scheinen aus der Hallstatt-Periode, vielleicht theilweise auch aus einer noch älteren Zeit zu stammen. Zerstreut an der Oberfläche findet man

b) auch Scherben und wulstige Randstücke von gedrehten, stark graphitirten Thongefässen (La Tène-Periode), gleich jenen in den Wällen; ausserdem wurden

c) mehrere Bruchstücke von sehr abgenützten Wetzsteinen gefunden.

II. Warischberg.

A. Tumuli.

Tumulus Nr. 1.

D = 6·5—8 m, H = 0·4 m.

Befand sich an der Gabelung der beiden Fusswege, von welchen der eine zum Sängerberg, der andere zur Aussichtswarte auf der Karlshöhe, also zum Gipfel des Warischberges führt. Die Gefässe kamen erst in der Tiefe von 1·7 m, also in einer ausgehobenen Grube, unter starken Brandresten von Kohle und Asche, vor. In dem nicht mehr reconstruirbaren Henkelgefässe (siehe unter *d*) lagen calcinirte Knochenstückchen und ein Jaspissplitter (unter *m*). Die Aufarbeitung des Tumulus wurde durch Bäume, welche geschont werden mussten, theilweise gehindert.

a) Bruchstücke einer grossen, schwarzen Halsurne; auf dem Halse mit parallelen Zickzacklinien, auf dem Bauche mit wechselnden Gruppen verticaler Furchen und eingekratzter Zickzacklinien verziert.

b) Bruchstücke einer kleineren, gelbbraunen Halsurne mit schräg gefurchtem Bauche.

c) Tiefe, henkellose Schüssel, braun, mit Gruppen schräger Furchen auf dem Bauche. h = 17 cm, d = 28 cm.

d) Bruchstücke eines grossen, schwarzen Henkelgefässes; in demselben lagen calcinirte Knochenstückchen und Jaspissplitter.

e) Tiefe, graue Schale mit zartem Schnurornamente auf dem Bauche und gestrichenen Dreiecken auf dem Halse.

f) Bruchstücke einer gelben Schale mit eingebogenem Rande.

g) Bruchstücke eines braunen Topfes mit ausgebogenem Halsrande.

h) Bruchstücke eines röthlichen Thongefässes mit Zickzackstreifen verziert.

i) Bruchstücke eines schwarzen Thongefässes mit Zickzackstreifen verziert.

k) Bodenfragmente eines Thongefässes.

l) Ornamentirte Thongefässscherben.

m) Jaspissplitter, lag in *d*.

Gesammtinhalt des Tumulus: 11 oder auch mehr Thongefässe, davon eines (*c*) zusammengefügt; ferner ein Jaspissplitter.

Tumulus Nr. 2.

D = 6 m, H = 0·3 m.

Befand sich nordwestwärts von der bei Tumulus 1 erwähnten Weggabelung, etwa 15 Schritte vom Wege entfernt. Schwache Spuren von Brand in der Tiefe von 1 m, woselbst man auf die Gefässe stiess. In zwei grösseren Gefässen lagen einige Stückchen von wohlriechendem Harze, welche abhanden kamen.

a) Weitbauchige, schwarze Halsurne mit schräg gekerbtem Mundsaume; auf dem Halse eine fortlaufende Reihe von gestrichelten Dreiecken, dazwischen vier Gruppen von kleineren, übereinanderstehenden Dreiecken. Auf dem Bauche abwechselnde Gruppen von verticalen Furchen und mit den Spitzen gegen einander gekehrten, gestrichelten Dreiecken.

h = 42 cm, d = 49·5 cm.

(Abbildung siehe Taf. VII, Fig. 12.)

b) Bauchige, schwarze Halsurne. Auf dem Halse vier Gruppen von je drei gemusterten Dreiecken; einige zeltartig gezeichnet mit Eingangsthür und Fähnlein auf der Dachspitze. (Muster siehe Taf. VII, Fig. 11.) Auf dem Bauche verticale Furchen. h = 39 cm, d = 43 cm.

(Abbildung siehe Taf. VII, Fig. 10.)

c) Tiefe, braune Henkelschüssel, auf dem Rande mit „Sonnenbildern", auf dem Bauche mit rhombischem Schnurornament und mitten liegenden „Sonnenbildern" verziert; ebenso der Henkel.

h = 18 cm, d = 37 cm.

(Abbildung siehe Taf. VII, Fig. 7.)

d) Hälfte einer tiefen, braunen Henkelschüssel, auf dem Rande mit gestrichelten Dreiecken, auf dem Bauche mit dreieckigem Schnurornament verziert.

h = 14 cm, d = 32 cm.

(Abbildung siehe Taf. VI, Fig. 10.)

e) Bruchstücke einer Henkelschale mit dreifach genabeltem Boden; innen schwarz, aussen gelb.

f) Flache, braune Schale mit eingebogenem, schräg gefurchtem Rande, am Boden dreifach genabelt.

h = 5 cm, d = 16·5 cm.

g) Schale, ähnlich der vorigen. h = 5 cm, d = 17 cm.

h) Grosse flache, braune Fussschale mit ausgebogenem Mundsaume, der letztere mit Schnurornament verziert. Innen, vom Rande gegen die Mitte, mit parallelen, hängenden Halbkreisen aus Schnurstäben verziert; an der Aussenseite unten vier dreizipfelige Ansätze. h = 14 cm, d = 37 cm.

(Abbildung siehe Taf. VII, Fig. 3.)

i) Grosse, flache, braune Fussschale mit doppeltem, schräg gekerbtem Mundsaume. Innen ein Zickzackornament aus erhabenen Schnurleisten, aussen zwei doppelzipfelige Ansätze; am Fusse Nageleindrücke. h = 12·5 cm, d = 39 cm.

(Abbildung siehe Taf. VII, Fig. 1.)

k) Tiefes, gelbbraunes Henkelschälchen, mit einer Reihe von Knöpfen rund um die Bodenwölbung; aussen mit graphitirten Zickzacklinien bemalt; der Boden dreifach genabelt.

h = 5·5 cm, d = 11·2 cm.

(Abbildung siehe Taf. VI, Fig. 11.)

l) Unvollständiger, brauner Doppeltopf mit Doppelhenkel, aus grobem Thon, mit ausgebogenen, schräg gefurchten Rändern, gestrichelten Dreiecksornamenten auf dem Halse, darunter um den Hals herum eine Reihe von facettirten Warzen; auf dem Bauche schräge und verticale Schnurlinien. Die beiden Töpfe sind nicht gleich gross.

h = 10 cm, d = 12 cm und

h = 9·5 cm, d = circa 11 cm.

(Abbildung siehe Taf. VII, Fig. 5.)

Es wäre nicht unmöglich, dass wir zwei einzelne Töpfe vor uns haben; dagegen ist jedoch zu berücksichtigen, dass die beiden Töpfe knapp nebeneinander standen, dass ein Theil ihrer gegeneinander gekehrten Bauchwand unverziert ist und

sie demnach an dieser leider brüchigen Stelle, zusammengefügt waren, während die beiden sichtbaren Henkelansätze schräg einander zugewendet sind, so dass hiedurch die Zusammengehörigkeit beider Töpfe zur Evidenz kommt. Ein gleiches vollständiges Doppelgefäss mit ähnlicher Ornamentik, vom Burgstall, befindet sich im Oedenburger Stadt-Museum.

m) Thönernes „Mond-Idol" mit vier Füssen und zwei Thierköpfen an den eingebogenen Enden (Widder und Stier). Der walzenförmige Körper an den beiden aufgebogenen Theilen gerippt, mit warzenartigen Ansätzen, auf dem Mittelrumpf auf der Oberfläche mit gestrichelten Dreiecken, an den Seiten mit Zickzackleisten verziert. Der eine wohlerhaltene Fuss zeigt vier horizontale Parallelstriche und unten drei Warzen (Zehen).

Höhe vom Fusse bis zur Spitze = 14·5 cm.
Grösster Längendurchmesser = 19 cm.
(Abbildung siehe Taf. VI, Fig. 9.)

Gesammtinhalt des Tumulus: 11 Thongefässe, davon 9 ganz und eines zur Hälfte zusammengefügt; ferner ein vollständiges thönernes Mond-Idol.

Tumulus Nr. 3.

D = 6 m, H = 0·2 m.

Derselbe wurde nicht von der Wiener anthropologischen Gesellschaft, sondern nachträglich, noch im Jahre 1890, von Herrn Prof. Ludwig Bella in Oedenburg ausgegraben; die weiter unten beschriebenen vier Thongefässe wurden jedoch für das Oedenburger Stadt-Museum in der Werkstätte der anthropologisch-ethnographischen Abtheilung des k. k. naturhistorischen Hof-Museums in Wien reconstruirt.

In der Tiefe von 1·25 m stiess Bella auf eine breite und lange Schichte von mächtigen Steinplatten, unter welcher die Gefässe in zerbrochenem Zustande lagen. In der Henkelschüssel *b* fand man calcinirte Knochenstückchen vom Leichenbrand.

a) Grosse, bauchige, schwarze Halsurne mit ornamentaler Verzierung des ausgebogenen, 4 cm breiten Randes, mit figuraler Verzierung auf dem Halse und ornamentaler Verzierung auf dem Bauche. h = 38 cm, d = 48—49 cm.

Höhe des Halses 15 cm, Durchmesser am Rande einschliesslich der Ausladung = 27 cm, Bodendurchmesser = 13 cm, engster Halsdurchmesser = 19 cm.

(Abbildung siehe Taf. VIII, Fig. 1.)[1])

[1]) Der kleine Maassstab der Abbildung auf Taf. VIII, Fig. 2, liess es bei aller Genauigkeit derselben nicht zu, alle Details der Figuren zur Anschauung zu bringen; die nachfolgende Detailbeschreibung soll daher die Zeichnung ergänzen.

Der ausladende Mundsaum (Rand) zeigt auf seiner Oberfläche eine dem „laufenden Hund" oder dem „Wellenband" ähnliche Decoration, wobei die Zwischenräume gestrichelt sind (siehe Taf. VIII, Fig. 3), um das glatte Band besser hervorzuheben. Es entspricht dies der dunklen (schwarzen) Färbung des Untergrundes bei den ähnlichen Mäander-Ornamenten von altgriechischen Decorationen.

Aussen an der engsten Stelle des Halses ist eine rund herumlaufende, perlenschnurartige Reihe von zwei kleinen concentrischen Kreisen mit einem Mittelpunkt durch Stempel aufgedrückt. Eine gleiche Reihe von concentrischen Kreisen mit Mittelpunkt befindet sich 12 cm tiefer an der Baucheinschnürung. Der Zwischenraum auf dem Halse ist mit sieben eingeritzten Figuren von 8—12 cm Höhe rund herum verziert. (Abbildung siehe Taf. VIII, Fig. 2.) Den Mittelpunkt der Darstellung scheint eine Opferscene zu bilden; zu beiden Seiten eines Altares (Ara) befindet sich eine stehende Menschenfigur, deren jede das Gesicht dem Altare zuwendet und die mit der Darbringung des Opfers beschäftigt sind.

α) Die links vom Altare stehende Person ist grösser als die rechtsseitige und mit einem weiten reifrockartigen Costüme bekleidet; der Kopf ist durch zwei concentrische Kreise mit dem Mittelpunkte, gleich jenen an den Halseinfassungen, dargestellt, dessen Nase und Mund, einem Vogelschnabel ähnlich, durch drei vorstehende kleine Ritze gezeichnet erscheinen.

Der unnatürlich lange Hals ist durch zwei Parallelstriche, deren Zwischenraum wieder schräg gestrichelt ist, markirt. An den Hals setzt sich nach abwärts, gleich unter den nach rechts ausgreifenden Armen, in Dreiecksform das reifrockartige Kleid an, bis etwa an die Kniestelle der Füsse reichend, so dass also der Rock gleichsam unter den Armen oder am Halse mit Freilassung der Arme festsitzt und die Brust, den Bauch und die Oberschenkel der Figur bedeckt. Der Rock zeigt sieben faltenartige Felder, welche als längliche Dreiecke, jedes nach anderer Richtung schräg gestrichelt, die sichtbare Hälfte des Rockes verzieren.

Unterhalb des Rocksaumes stehen die beiden Füsse, etwa knieabwärts vor, mit den Fussspitzen gegen den Altar gerichtet. Die Beine sind ebenfalls jedes durch zwei Parallelstriche, deren Zwischenräume wieder schräg gestrichelt sind, die Zehen oder der Unterfuss je durch zwei hakenartige Ritze gezeichnet.

Diese Figur misst vom Scheitel bis zur Zehe in ihrer vorgeneigten, schiefen Stellung 12 cm.

Die beiden vorgestreckten Arme, welche ebenso wie Hals und Füsse durch je zwei, jedoch nach abwärts gebogene Parallelstriche, mit schräg gestrichelten Zwischenräumen gezeichnet sind, zeigen breitere Hände; die rechte Hand ist durch fünf deutlich sichtbare Fingerstriche, die linke Hand durch vier oder fünf Fingerstriche dargestellt.

Die rechte Hand hält ein undeutliches, spitz zulaufendes, möglicherweise messerartiges Instrument, während die linke Hand ein undeutliches, schalen- oder löffelförmiges Gefäss an einem gebogenen Stiele (nach Meinung Anderer ein Schlauch) über den darunter stehenden Altar hinaus hält.

β) Die rechts vom Altare stehende, diesem gleichfalls zugewendete Person misst vom Scheitel bis zur Zehe nur 9·5 cm.

Die Zeichnung dieser Figur ist jener der anderen ähnlich, nur die Nase ist durch einen kleinen, vorstehenden Ritz am Gesichte markirt; die Arme sind ebenfalls vorgestreckt und zeigt jeder derselben vier Fingerstriche; der dreieckige Rock sitzt ebenfalls unter den Armen oder am Halse, mit Freilassung der Arme, fest; der Rock reicht auch hier bis zum Knie, ist jedoch nicht so weit wie jener bei der anderen Figur und zeigt keine Falten, sondern ein längliches Dreieck, welches mit einer breiten Bordure an allen drei Seiten umsäumt und in der Mitte, von der Spitze zur Basis, durch eine gleiche Bordure in zwei Felder abgetheilt ist. Die Felder und Borduren sind schräg gestrichelt.

Mit der rechten Hand reicht diese Person zum schalen- oder löffelartigen Gefässe der anderen Person ein undeutliches Ding, möglicherweise einen Vogel mit Schnabel und nach rückwärts ausgespreizten Beinen; dasselbe wird an den Flügeln von der rechten Hand jener Person festgehalten.

Der Gegenstand, den ich oben vermuthungsweise als Altar gedeutet habe, gleicht seiner Form nach einer griechischen oder römischen Ara, ist im Verhältnisse zur Grösse der nebenstehenden Libanten sehr niedrig, am Bilde nur 2 cm hoch und 3 cm breit und wahrscheinlich viereckig.

Der Hauptkörper des Altares ruht auf einem vortretenden Untersatz (Stufe) und ist auf der Ansichtsseite mit von rechts und links, in der Mitte zusammenlaufenden, schrägen Strichen gemustert; an der Oberkante trägt er zwei Eck-Akroterien und eine Mittel-Akroteria (Giebelspitze).

Betrachtet man diese Opferscene als Mittelpunkt der figuralen Darstellung, so steht rechts von derselben noch ein Reiter auf einem Pferde und dahinter noch ein Pferd allein; links von der Opferscene drei ungleich grosse menschliche Figuren mit aufgehobenen Händen und langen Ohrgehängen oder Locken (?). Es liesse sich aber die Darstellung auch so denken, dass diese drei tanzenden oder adorirenden (?) Figuren dem Reiter und dem Pferde nachfolgen.

γ) Die dritte Figur zeigt einen Reiter auf einem Pferde. In Bezug auf die Darstellung des Pferdes muss insbesondere hervorgehoben werden (was übrigens auch von sämmtlichen anderen Figuren gilt), dass die Zeichnung nicht der natürlichen Gestalt eines Pferdes entspricht, sondern dass unregelmässige oder geometrische Linienstriche, Kreise und Dreiecke zu einer pferdeähnlichen Figur aneinandergesetzt wurden. Der Körper des Pferdes ist aus zwei länglichen, mit der Spitze gegen einander gerichteten, gestrichelten Dreiecken gebildet, an die sich vorne der Hals und die Brust des Pferdes, durch zwei längere Parallelstriche, deren Zwischenraum wieder gestrichelt ist, anschliesst. Der Kopf ist durch drei vorspringende, schräg nach abwärts gerichtete Ritze schnabelförmig gebildet; die Ohren sind ebenfalls durch zwei kurze, nach aufwärts gerichtete Striche markirt. Die Vorder- und Hinterbeine des Pferdes stellen je zwei vertical von den beiden Basislinien der Dreiecke, also von vorne und hinten vom Körper nach unten abzweigende, längere Striche dar, deren Enden mit kleinen Kreisen, den Hufen entsprechend, versehen sind. Der Schweif des Pferdes ist besonders stark hervorgehoben; er ist durch zwei, etwas nach auswärts gebogene Parallelstriche, welche vom Oberkörper des Pferdes fast bis zu den Hufen reichen, deren Zwischenraum ebenfalls schräg gestrichelt ist und an deren Enden sich noch einige kurze Ritze, den Rosshaaren entsprechend, ansetzen, gezeichnet. Die Körperlänge des Pferdebildes beträgt 9 cm, die Höhe vom Kopf bis zum Huf 7 cm; die Reitergestalt ist überhöht, mit den beiden Beinen die Mitte, den Sattelthеil des Pferdekörpers umschliessend, stehend dargestellt.

Wenngleich diese menschliche Figur im Grossen und Ganzen den übrigen Personen ähnlich gezeichnet ist, so fällt hiebei doch eine besondere Eigenthümlichkeit der Zeichnung auf. Der durch zwei kleine concentrische Kreise mit einem Mittelpunkte ange-

deutete Kopf ragt bis in die obere Halsverzierung der Urne hinein, derart, dass dieses Doppelkreischen auch ein Glied der gleichen ornamentalen Halsverzierung der Urne bildet; dieses Doppelkreischen ist jedoch merkbar von den Nebenkreischen durch einen an der Gesichtsstelle, die Nase oder den Mund markirenden, nach links vorspringenden kurzen Ritz unterschieden. Vom Kopfe bis zu den Beinen sind Hals, Brust und Bauch der menschlichen Figur durch zwei gerade laufende Parallelstriche, deren Zwischenraum schräg gestrichelt ist, bezeichnet. Es unterscheidet sich demnach die Zeichnung dieser Person von jenen der beiden oben beschriebenen dadurch, dass Hals, Brust und Bauch durch einen gerade fortlaufenden Parallelstrich angedeutet sind, während bei den beiden anderen Figuren die Parallelstriche mit dem Halse absetzen und der übrige Körper dort mit dem Gewande bedeckt ist.

Betrachtet man aber an der Reiterfigur den Zwischenraum der den Körper bezeichnenden Parallelstriche näher, so findet man, dass die Zwischenstrichelung am Halse bis zu den nach links vorgestreckten Armen, von links nach rechts abwärts, unter den Armen jedoch, an der Brust und Bauchstelle, von rechts nach links abwärts gemacht ist.

Es fällt ferner auf, dass die zwei ebenfalls durch je zwei Parallelstriche (welche inzwischen gestrichelt sind) dargestellten Arme sehr kurz erscheinen und ihrer Länge nach etwa nur den Vorderarmen entsprechen würden, sowie dass an Stelle der Hände keine den Fingern entsprechende Striche, wie bei den anderen Figuren, sondern nur je zwei ganz kleine, gekreuzte Ritzen sich befinden, von deren Kreuzungsstelle ab nur ein etwas längerer Strich in der Richtung zum Pferdekopf sich abzweigt. Vielleicht sind hiedurch die Leitzügel angedeutet.

Auch das reifrockartige, dreieckig gezeichnete Gewand, welches ebenfalls, wie bei den anderen Figuren, unter den Armen der Reiterfigur aufsitzt, ist bedeutend kürzer als bei den anderen Figuren gezeichnet und bedeckt nicht den Oberschenkel der Figur. Mit Einschluss des durchlaufenden Parallelfeldes des Körpers besteht die sichtbare Seite des Kleides aus fünf Feldern, von denen je zwei sich als längliche, gestrichelte Dreiecke rechts und links faltenartig an den Körper anschliessen. Das Kleid ist rückwärts mit einer breiten Bordure eingesäumt.

Die vom Oberschenkel ab frei über den Körper des Pferdes hinaus abwärtsragenden Beine der Reiterfigur sind durch je zwei von den breiter gehaltenen Oberschenkeln bis zu den Füssen schmäler zusammenlaufende, nicht ganz gerade Striche, welche inzwischen gestrichelt sind, dargestellt; an Stelle der beiden Füsse befinden sich je zwei hakenförmig nach links gerichtete, kurze Striche. Die Reiterfigur (ohne Pferd) misst vom Scheitel bis zur Zehe 10·5 cm; sie ist sammt dem Pferde der Opferscene zugewendet.

δ) Die vierte Figur zeigt ein dem Reiter nachfolgendes, d. h. ein mit dem Kopfe ihm zugewendetes Pferd ohne Reiter. Es ist gleich dem vorigen Pferde gezeichnet, nur ist der Körper etwas kürzer und gedrungener, d. h. die mit der Spitze gegen einander gerichteten, gestrichelten Dreiecke, welche den Körper bilden, sind nicht so länglich, auch ist der Hals etwas kürzer.

Die Körperlänge des Pferdebildes beträgt 7 cm, die Höhe vom Kopf bis zum Hufe 6·5 cm.

ε) Die fünfte Figur zeigt eine menschliche Gestalt, im Grossen und Ganzen den übrigen Personen ähnlich gezeichnet, doch in anderer Stellung und Körperhaltung. Der Kopf ist durch einen kleinen Kreis mit einem Mittelpunkte angedeutet. Vom Kopfe bis zu den Beinen sind Hals, Brust und Bauch der menschlichen Figur durch zwei vertical laufende Parallelstriche, deren Zwischenraum schräg gestrichelt ist, bezeichnet; dieser Streif ist jedoch unter dem Halse durch einen gleichen, gestrichelten Streif aus zwei Parallellinien, den Oberarmen entsprechend, kreuzförmig durchbrochen und sind die Unterarme senkrecht in die Höhe gehoben; die Hände resp. die Finger sind durch zwei oder drei nach auswärts gerichtete, kurze Strichelchen markirt. Am Halse, vom Kopfe abwärts, sind beiderseits drei untereinander gereihte, grössere Punkte oder Tupfen angebracht, welche möglicherweise entweder Ohrgehängen, aus je drei angereihten Perlen, Ringen oder Scheiben bestehend, oder auch Locken entsprechen dürften.

Der dreieckige kleine Unterrock schliesst nicht, wie bei den bisher besprochenen menschlichen Figuren, an den Hals an, sondern sitzt etwas tiefer, etwa an der Mitte der Brust fest, so dass die obere Hälfte der Brust oder vielleicht auch die ganze Brust scheinbar nackt ist.

Der sichtbare Theil des Unterrockes besteht mit Einschluss des in der Mitte durchlaufenden Parallelfeldes des Körpers aus vier Feldern, indem sich, links von jenem Mittelfelde, ein in zwei Felder getheiltes, gestricheltes, längliches Dreieck, dessen eines Feld schräg, das andere horizontal gestrichelt

ist, und rechts ein ungetheiltes, schräg gestricheltes Dreieck anschliessen. Den Saum des Kleides bildet eine breite Bordure. Die Unterbeine, etwa von der Wadenstelle abwärts, ragen unter dem Kleide vor und sind durch je zwei kurze, zwischen hinein gestrichelte Parallelstriche dargestellt. Von den Unterfüssen ist nur die Zeichnung des einen sichtbar, indem hier zwei kurze (im Prospecte) nach rechts gerichtete Parallelstrichelchen den Fuss andeuten, während das andere Fussende durch eine Bruchstelle unkenntlich geworden ist.

Diese Figur misst vom Scheitel bis zur Zehe 8 cm; sie ist die kleinste Figur im Bilde.

ζ) Die sechste Figur ist fast ganz gleich wie die vorige gezeichnet, nur bedeutend grösser; sie misst vom Scheitel bis zur Zehe 11 cm. Der Kopf dieser Person ist durch einen etwas grösseren Kreis mit Mittelpunkt angedeutet, und je drei gleich grosse Kreise mit je einem Mittelpunkt sind vom Kopfe abwärts, unter einander rechts und links vom Halse angebracht; auch diese können, wie bei der vorigen Figur, für Ohrgehänge oder Locken angesehen werden.

Vom Kopfe bis zu den Beinen sind Hals,. Brust und Bauch durch zwei vertical laufende Parallelstriche, deren Zwischenraum gestrichelt ist, bezeichnet; gleiche, zwischen hinein gestrichelte, schmälere Parallelstriche, durchkreuzen den Körperstreifen unter dem Halse, als die beiden ausgestreckten Oberarme rechts und links horizontal vorragend, während die Unterarme senkrecht in die Höhe gehoben sind; die Hände resp. die Finger sind durch kurze, nach auswärts gerichtete Strichelchen markirt. Der obere Theil der Brust (oder auch die ganze Brust) ist unbekleidet; der dreieckige Unterrock ist weiter als bei der vorigen Figur, und besteht der sichtbare Theil desselben, mit Einschluss des in der Mitte durchlaufenden Parallelfeldes des Körpers (welches, entgegen der Halsstrichelung, von rechts nach links abwärts gestrichelt ist), aus fünf Feldern, indem sich je zwei abwechselnd gestrichelte, längliche Dreiecke faltenartig an den Körper anschliessen. Den Saum des Kleides bildet gleichfalls eine breite Bordure; die Unterbeine stehen, etwa von der Wadenseite abwärts, mit (im Prospecte) nach links gerichteten Füssen, welche hier als breitere, gestrichelte Vorragungen (nicht nur durch kurze Strichelchen) gezeichnet sind, unter dem Kleide vor.

η) Die siebente Figur ist in allen Theilen fast genau der vorigen gleich, nur sind die Füsse blos durch zwei kurze (im Prospecte) nach links gerichtete Strichelchen markirt. Die menschliche Figur misst 11·2 cm vom Scheitel bis zur Zehe.

Schon oben wurde die Vermuthung ausgesprochen, dass diese letzteren drei Personen in tanzender oder adorirender (betender) Stellung gedacht sind und dass sie als Gruppe entweder unmittelbar an die Opferscene anschliessend oder auch als dem Reiter und dem Pferde nachfolgend gedacht werden können. Die Stellung ihrer Füsse, von denen die erste kleine Person den einen Fuss nach rechts, die beiden anderen aber beide Füsse nach links gerichtet haben, lässt darauf schliessen, dass sie unmittelbar zur Opferscene gehören. Weitere hypothetische Erklärungen dieser ganzen figuralen Darstellung müssen einstweilen unterlassen werden.

Der Bauch dieser Urne ist durch ein rund herum laufendes, glattes Zickzackband in 14 grössere Dreiecksfelder getheilt, von denen in nicht regelmässiger Abwechselung 8 Felder Dreiecksgruppen bilden, mit zwischenliegenden gestrichelten, kleineren Dreiecken und glatten, kleinen Dreiecksflächen, welch letztere in der Mitte ein concentrisches Doppelkreischen mit Mittelpunkt haben; die anderen 6 grossen Dreiecksfelder sind mit dicht neben einander eingestempelten, concentrischen Doppelkreischen und Mittelpunkt gefüllt.

Das Bauchornament bildet einen breiten Gürtel, welcher von der Baucheinschnürung bis tief über die Bauchung hinunter reicht. Die vorbeschriebene Thonurne aus der Hallstatt-Periode mit figuralen Zeichnungen hatte im vorigen Jahre noch nicht ihresgleichen; im laufenden Jahre wurden jedoch auf dem Burgstall bei Oedenburg zwei neue Urnen mit Figuralzeichnungen ausgegraben, welche in der Folge in den Mittheilungen der Anthropologischen Gesellschaft publicirt werden.

b) Einhenkelige, tiefe, schwarze Schüssel mit schmalem, gedrücktem Bauche, hohem Halse und ausgebogenem Rande. Der Henkel breit und emporragend. Innen am Rande des Halses eine rund herum laufende, perlenschnurartige Reihe von concentrischen Doppelkreischen mit Mittelpunkt mittelst Stempeln angebracht; in gleicher Weise sind die beiden Ränder des breiten Henkels verziert. Auf dem Halse, in kurzen Abständen, Gruppen von je drei solcher concentrischer Kreischen im Dreieck aufgesetzt. Auf der Baucheinschnürung eine rund herum laufende Reihe gleicher Kreise; auf dem Bauche selbst, bis tief unten über die Bauchung reichend, ein umlaufendes, doppelt gefurchtes Zickzackband, dessen dadurch

gebildete Dreiecksfelder mit dicht aneinander gereihten, gleichen concentrischen Doppelkreischen mit Centralpunkt gefüllt sind. Der Typus dieses Ornamentes entspricht genau jenem der vorigen Urne; auch die angewendeten Stempel scheinen die gleichen zu sein. Die Schüssel ist jedoch weniger fein gearbeitet als die Urne. h = 16 cm, d = 32 cm.

(Abbildung siehe Taf. VII, Fig. 6.)

c) Unvollständige, lichtbraune, henkellose, flache Schale mit eingebogenem Rande, Bodennabel und aussen vom Boden bis zum Rande mit um das Nabelcentrum herumlaufenden, immer grösser werdenden, eingefurchten, concentrischen Kreisen verziert. h = 4·3 cm, d = 14·5 cm.

d) Henkellose, dunkelbraune Fussschale mit eingebogenem Rande; aussen am Rande und am Fusse mit concentrischen Doppelkreischen mit Centralpunkt, sowie mit gestrichelten Dreiecken verziert. h = 11·5 cm, d = 19 cm.

(Abbildung siehe Taf. VII, Fig. 4.)

Gesammtinhalt des Tumulus: 4 Thongefässe, welche vollständig zusammengefügt wurden. Ausserdem kamen verrostete Eisenbestandtheile vor, welche wahrscheinlich zu einem Torques gehörten.

Tumulus Nr. 5.

Im Frühjahre 1891 von Prof. Bella eröffnet. Fundgegenstände im Oedenburger Stadt-Museum. Von denselben ist zu erwähnen:

Doppelhenkel eines thönernen, grauen Doppelgefässes mit parallelen, querlaufenden Schnurlinien verziert.

(Abbildung siehe Taf. VIII, Fig. 5.)[1])

B. Wohngruben auf dem Warischberge.

Wohngrube Nr. 1.

a) Bruchstücke eines grossen, thönernen Mond-Idols, der Widderkopf 5 cm, das Mittelstück 6 cm lang.

(Abbildung siehe Taf. VII, Fig. 2.)

b) Thongegenstand in Form einer Spule. Länge = 3·5 cm. (Abbildung siehe Taf. VIII, Fig. 4.)

c) Bogenfibel aus schraubenförmig gewundenem Bronzedraht, der Bügel in der Mitte stark eingeknickt.

Länge = 6 cm. (Abbildung siehe Taf. VII, Fig 9.)

[1]) (Vergleiche oben Burgstall, Tumulus Nr. 136, Abbildung Taf. VI, Fig. 4.)

Wir verdanken diese Zeichnung der Güte des Herrn Franz Storno jun. in Oedenburg. Anm. d. Red.

Wohngrube Nr. II.

a) Bruchstück des Mittelstückes eines grossen, thönernen Mond-Idols, mit Warzen verziert.

b) Thonwirtel, verziert. d = 3·2 cm.

c) Drei verschiedene, und zwar mit Verticalfurchen, mit gestrichelten Dreiecken und mit kleinen Kreischen ornamentirte Bauchbruchstücke von schwarzen Halsurnen.

d) Zwei Henkelstücke von grösseren Thongefässen, eines davon mit fünf Längsfurchen verziert.

e) Zwei Griffansätze von groben Thongefässen des Hausrathes.

f) Mehrere Rand- und Halsbruchstücke verschiedener grober Thongefässe des Hausrathes; einige mit gekerbtem Rande, drei mit Finger- und Nägeleindrücken, fünf mit schnurförmigen oder Buckelleisten an der Bauchein-schnürung.

g) Ein Steinbeilfragment.

h) Bruchstücke eines eisernen Halsringes (Torques).

i) Fragment einer verbrannten Knochenperle.

Wohngruben Nr. III—V.

a) Bruchstücke eines oder zweier Thontöpfe mit Henkel; auf dem Bauche Dreiecks-Doppelleisten mit abwechselnd glatten und mit Buckeln ornamentirten Dreiecksfeldern.

b) Acht Bruchstücke von drei oder mehr thönernen Mond-Idolen.

c) Flaches, halsförmiges Fragment einer Thonfigur.

d) Fussförmiges Fragment eines Thongegenstandes.

e) Convexes Bruchstück eines grossen Thongegenstandes.

f) Bruchstück eines Thongegenstandes mit gestrichelter Oberfläche.

g) Bruchstück einer Thonplatte mit Strichornament.

h) Zwei Thonwirtel mit gestrichelter Unterseite.

i) Mehrere Rand- und Halsbruchstücke grosser, grober Thongefässe des Hausrathes, theilweise mit eingekerbten, oder mit Fingereindrücken verzierten Rändern und mit schnurförmigen oder gebuckelten Leisten an der Bauch-einschnürung.

k) Bruchstücke verschieden geformter, unverzierter, grober Thongefässe des Hausrathes.

l) Verschiedene Henkelbruchstücke und Griffansätze von rohen Thongefässen des Hausrathes.

m) Bruchstücke von graphitirten und am Bauche gefurchten schwarzen Halsurnen.

n) Zahlreiche Bruchstücke verschiedener schalenförmiger Thongefässe mit und ohne Henkel.

o) Bruchstück eines dickwandigen Thongefässes. An einer frischen Bruchstelle ist ersichtlich, dass der Kern aus schwarzem Thon besteht, die beiden Aussenseiten jedoch mit feinerem, lichtem Thon überzogen sind.

p) Randstücke einer feineren Thonschüssel mit Dreiecksornament von Strichen und Ritzen.

q) Bruchstück des hohlen, runden Fusses einer thönernen Fussschale.

r) Zahlreiche Bodenbruchstücke von verschiedenen Thongefässen.

s) Klopfstein aus Quarz.

t) Schlacke, eisenhältig.

u) Fragmente von einem Bronzeblechscheibchen, mit getriebenen Buckeln und Punktreihen verziert. d = 3·5 cm. (Abb. s. Taf. VII, Fig. 8.)

v) Fragmente von Thierknochen.

Die in den Wohngruben auf dem Warischberge vorgefundenen prähistorischen Artefacte weisen, zum Unterschiede von den Funden in den Wohngruben und Wällen auf dem Burgstall, ausschliesslich auf die Hallstatt-Periode hin. Wir müssen daraus auf eine durch kürzere Zeit dauernde Besiedelung des Warischberges gegenüber einer solchen auf dem Burgstall schliessen.

III. Häuslerberg.

A. Wall.

Brandschlacke aus dem Walle.

B. Wohngruben.

a) Unvollständige, grosse, schwarze Halsurne mit aufgestülptem, wulstigem Rande.

b) Graue, henkellose Schüssel mit ausgebogenem, wulstigem Rande. h = 10·5 cm, d = 25 cm.

c) Drei Bruchstücke von grossen, thönernen Mond-Idolen (zwei verschiedene Füsse und ein Mittelstück).

d) Zwei durchlochte Thonscherben.

e) Ein thönerner Spinnwirtel.

f) Ein durchlochter Stein.

g) Zwei Fragmente von Spangen (Fibulae?) aus Bronze, oben mit Blutemail (?) ausgelegt.

Summarische Uebersicht der Fundgegenstände.

Gegenstände	Fundort und Anzahl der Stücke		
	Burgstall	Warischberg	Häuslerberg
A. Thongefässe.			
1. Grosse Halsurnen	48	4	1
2. Kleine Urnen	8	1	—
3. Grosse, tiefe Schüsseln	15	4	1
4. Grosse Fussschalen, Durchmesser über 15 cm	5	2	—
5. Kleine „ „ unter 15 „	16	1	—
6. Grosse Henkelschalen „ über 15 „	11	2	—
7. Kleine „ „ unter 15 „	5	1	—
8. Grosse, henkellose Schalen, Durchmesser über 15 cm	25	5	—
9. Kleine, „ „ „ unter 15 „	5	—	—
10. Doppeltöpfe	2	2	—
11. Situlae (nur im Tumulus 65 auf dem Burgstall gefunden)	4	—	—
12. Henkeltöpfe	7	1	—
13. Henkellose Töpfe	9	4	—
14. Gefässdeckel	4	—	—
Summe der Thongefässe	164	27	2
B. Sonstige Thon-Artefacte.			
15. „Mond-Idole“	7	6	2
16. Verschiedene unbestimmbare Thongebilde	6	6	2
17. Thon-Prismen (nur im Tumulus 14 auf dem Burgstall gefunden)	26	—	—
18. Spinnwirtel	15	3	1
19. Verschiedene Thonscherben, zumeist Collectionen von verschiedenen Formen und Ornamenten	10	14	—
C. Stein-, Bronze-, Eisen- und Glasgegenstände.			
20. Aus Stein: Beile, Wetz- und Klopfsteine, Jaspissplitter, Kügelchen, eisenhältige Schlacke u. s. w.	6	4	1
21. Aus Bronze: Gerade Nadeln, Spangen (Fibulae), Draht, Armringe, Halsringe (Torques), Scheibchen, Messerchen und Bronzeschmelz	11	2	2
22. Aus Eisen: Armring, Torques und Messerchen	2	2	—
23. Glasperlen von verschiedener Farbe und Grösse	20	—	—
D. Verschiedenes.			
24. Wohlriechendes Harz	4	1	—
25. Perle aus einem Knochenstück	—	1	—
Summe der Fundgegenstände	271	66	10
Zusammen		347	

Literaturberichte.

16.

Pauli, Dr. Carl. Die Veneter und ihre Schriftdenkmäler. Mit 2 Lichtdruck- und 7 zinkographischen Tafeln. Leipzig, J. A. Barth, 1891, XIV + 456 pp.

Dieses Buch bildet den dritten Band von Pauli's „Altitalischen Forschungen", Arbeiten, welche nicht nur für die Prähistorie überhaupt, sondern namentlich für die auch von Seite unserer Gesellschaft so eifrig gepflegte Vorgeschichte der Ostalpen und des nordadriatischen Küstenlandes sehr belangreich sind. Pauli ist bekanntlich zuerst auf dem Gebiete der etruskischen Sprachforschung als entschiedener Gegner Corssen's aufgetreten; er trennte sich von Deecke, als dieser so überraschend in den „Corssenianismus" zurückfiel, und der Meinungszwiespalt, ja selbst der Ausdruck der Meinungsgleichheit hat bei diesen beiden Gelehrten, wie auch aus der Vorrede des hier angezeigten Werkes hervorgeht, bereits unliebsame Formen angenommen. Den ersten Band seiner altitalischen Forschungen widmete Pauli 1885 den Inschriften nordetruskischen Alphabets; diese Untersuchung sollte ursprünglich einen Excurs zu A. B. Meyer's Gurina-Publication bilden, da sie gleichzeitig den umfassendsten Commentar zu den sieben bis dahin auf der Gurina gefundenen Inschriften sogenannten „nordetruskischen" Alphabetes enthielt, erschien aber dann selbstständig. Mommsen hatte in seiner früheren Behandlung desselben Gegenstandes (Mitth. Antiq. Gesellsch. Zürich, VII 1853, p. 197—260) nur über 33 einschlägige Nummern verfügt, während sich Pauli's Material auf 99 Inschriften und Inschriftfragmente belief. Der Letztere unterschied nunmehr vier Alphabete (von Este, Sondrio, Bozen und Lugano) und fand die Sprache der bezüglichen Denkmäler theils keltisch, theils etruskisch, theils aber auch illyrisch. Letztere Bestimmung wurde für die Inschriften des Alphabetes von Este, welches Pauli den Venetern zuschrieb, und somit auch für die Gurina-Inschriften aufgestellt. Der zweite Band derselben „Forschungen" hatte eine vorgriechische Inschrift von Lemnos zum Gegenstande und behandelte 1886 in ausführlicher Weise das interessante Denkmal, welches zuerst Cousin und Durrbach im Bull. de correspondance hellénique 1885, p. 1 ss. (und darnach Ref. in diesen Mittheilungen, Sitz.-Ber. 1885 [S. 118 ff.]) publicirten und besprachen. Pauli bestimmt das Alter derselben mit circa 620 v. Chr., die Sprache als ein dem Etruskischen verwandtes Idiom, welches weder semitisch noch indogermanisch sei, sondern einer eigenen Sprachgruppe angehöre, die auf griechischem Boden als pelasgisch bezeichnet werden müsse. Diese Erklärung ist neuerlich von Fr. Hommel (Archiv f. Anthr. XIX, 251—60) mit Begeisterung aufgenommen und mit dessen eigenen Ideen über die Verbreitung des „pelasgisch-alarodischen Sprachstammes" in Europa, sowie mit Luschan's anthropologischen Untersuchungen über die Reste der Urbevölkerung Kleinasiens combinirt worden. Diesen Band erklärt übrigens Pauli jetzt nicht für complet und will ihm 1892 noch eine zweite Abtheilung folgen lassen, „welche die Inschrift von dem jetzigen Stande der Forschungen betrachten soll". Es hat sich ja für die Betrachtung jetzt ein Horizont eröffnet, der von den Kossäern am Persischen Golf bis zu den Iberern am Atlantischen Meere reicht. Vorläufig ist Pauli im gegenwärtigen Bande wieder zu den Venetern an der Adria und im Ostalpenlande zurückgekehrt und hat nicht nur die Untersuchung auf vielen Punkten weitergeführt, sondern auch das gesammte, seither wesentlich vermehrte, epigraphische Material auf Grund eines erheblich grösseren und besseren Apparates erneuert herausgegeben. Im Einvernehmen mit Herrn Custos Szombathy hat Ref. nicht angestanden, dem Autor zu diesem Behufe die von ihm 1886 und 1887 bei den von der Anthropologischen Gesellschaft veranstalteten Grabungen auf der Gurina gefundenen, neuen venetischen und römischen Inschriften und Inschriftfragmente zur Publication zu überlassen. Es sind dies acht vorrömische und über ein Dutzend römische Fundstücke, zu welchen noch eine von A. B. Meyer übersehene vorrömische Inschrift auf der Innenseite einer Bronzefibula aus der Hallstatt-Periode kommt. Bei dieser Gelegenheit darf nicht unerwähnt bleiben, dass Pauli sich der Hilfsmittel völlig begibt, welche die prähistorische Chronologie darbietet. Er geht als reiner Sprachforscher zu Werke und fragt wenig darnach, ob die Schriftzeichen, mit welchen er sich befasst, auf einem gedrehten Thongefässe von bestimmter Verbreitung und Zeitstellung oder auf einem Bronze-Artefact ganz anderen Ursprunges stehen. Bei allseitiger Beherrschung des Gegenstandes würde er sich vielleicht auch um die Beschaffenheit und das zutage liegende Schicksal der Fundorte kümmern. Von alledem ist nicht die Rede, und im Grunde kann uns das ganz recht sein, da die Wahrheit am sichersten, wenn auch erst hinterher, gefunden wird, sobald jeder Specialist in seinem Kreise ausschliesslich mit seinen Mitteln arbeitet. Sonach sollte das Buch allerdings richtiger den Titel führen: „Die Schriftdenkmäler der Veneter", denn diese sind mit aller philologischen „Akribie" von S. 1 bis S. 412 behandelt, während „das Volk" nur in einem kurzen Appendix von S. 413 bis S. 440 und wieder nur auf Grund schriftlicher oder anderer sprachlicher Quellen dargestellt wird. Wir halten es auch für zweifellos, dass es die Veneter waren, welche das von Pauli so umfassend dargestellte illyrische Idiom gesprochen haben, aber noch viel sicherer, als die Anknüpfung dieses Namens an die epigraphischen Funde, erscheint uns der Zusammenhang derselben mit der Cultur oder mit den örtlich und zeitlich verschiedenen Culturstufen, welche die mitgefundenen Massen anderer Dinge bezeugen. Name ist Schall und Rauch, und wie die literarische Ueberlieferung nun einmal beschaffen ist, würde wohl jeder gleichmässig dazu herhalten müssen, den wahren Sachverhalt zu umnebeln. Indessen sind wir nicht undankbar für die sicheren Aufschlüsse, die uns der Name gewährt. Pauli confrontirt die wichtigsten Schriftstellerzeugnisse über die von italienischen Paläoethnologen heute noch vielfach für die Culturträger von Este gehaltenen Euganeer, woraus hervorgeht, dass die Dichter der Kaiserzeit (Lucan, Silius, Martial,

die griechische Literatur schweigt gänzlich über dieses Volk), die Euganeer in den ältesten Zeiten an den Aponus (Patavium) und den Timavus (Aquileja), sowie in die Städte Altinum und Ateste setzen und sie als Nachbarn der Veneter kennen, während jedoch Verona ihnen anscheinend nicht gehört. Bei Plinius erscheinen sie westlich nach Verona und von da um den Benacus herum in die Alpen hinein vorgerückt. Die Erklärung dieser Verschiebung gibt Livius in der allbekannten Stelle am Anfange des ersten Buches. Ihre Nachfolger, die Veneter, erscheinen nach Herodot, Skylax, Polybius schon seit dem 5. Jahrh. v. Chr. im Nordwesten der Adria und um den Po sesshaft; ihnen gehören, wie heute Helbig, Pauli, Deecke, Ghirardini, Nissen u. v. A. übereinstimmend annehmen, die Denkmäler von Este an und damit auch Alles, was sich um dieselben zunächst gruppirt. Wenn dem also ist, so sind nach Pauli „nur noch drei Fragen zu beantworten", von wo und auf welchem Wege sie gekommen, wann sie in den angulus Venetorum eingedrungen seien und welchen Umfang ihr Gebiet dereinst gehabt habe. In letzterer Hinsicht sucht Pauli einen directen Zusammenhang nachzuweisen zwischen den Veneti an der Adria, denen am Berge Venediger (mons Veneticus in der Fortsetzung der Linie Bellunum-Gurina; auch der Flussname Isontus [Salzach] ist venetisch, wie der des Isonzo [Sontius]) und denen am Venet-Berge (nördlich vom Inn zwischen Landeck und Imst) und am lacus Venetus (Bodensee). Beiläufig sei hier eingeschaltet, dass Pauli die ähnlichen Städtenamen Scarbia (zwischen Inn und Bodensee) und Scarbantia (Oedenburg, das für uns jüngst durch seine vorrömischen Funde so wichtig geworden ist) für illyrisch, dagegen Brigantium (Bregenz) und Bregetio (Ó-Szöny bei Komorn) für zweifelhaft — ob illyrisch, ob keltisch — erklärt. Bis an den Licus (Lech) seien die Illyrier sicher sesshaft gewesen und somit höchst wahrscheinlich auch am Bodensee, bis sie von den Galliern zurückgedrängt wurden. Pauli hält auch für möglich, dass die Veneter in der Bretagne, die für Gallier gelten, Illyrier gewesen sein könnten. Ihre grosse Seetüchtigkeit, eine Eigenschaft, die kein keltischer Stamm in hervorragendem Maasse besitzt, spricht für diese Verwandtschaft mit den Ahnen der meerbeherrschenden Königin der Adria. Dagegen lässt er den Illyrismus der Venetulani Latiums, der weder mit triftigen Gründen behauptet, noch mit solchen Gegengründen bekämpft werden kann, einfach dahingestellt.

Für Italien ergeben sich drei verschiedene Invasionsgebiete illyrischer Völker: 1. das der über's Meer gekommenen Japygier (Messapier oder Sallentiner, Peuketier und Dauner) in Calabrien und Apulien; 2. das der versprengten Stämme in Picenum, Umbrien und Latium, Bruchstücke verschiedener illyrischer Völkerschaften, die ebenfalls vom balkanischen Gegengestade quer über's Meer gekommen sind; 3. das der Veneter, welche auf dem Landwege um den Nordrand der Adria herum in Italien eingerückt seien, wie ausser directen Nachrichten auch die binnenländische Lage ihrer Centren Patavium und Este beweise. Entgegen seiner früheren Annahme (Bd. I, S. 120 f.), lässt Pauli jetzt die nördlichen Illyrier an der Gail, am Inn und Lech nicht von den Zeiten der ersten Westwanderung her zurückgeblieben, sondern erst vom eigentlichen Veneterlande nach Westen und Norden vorgedrungen sein. Sie hätten somit denselben Weg zurückgelegt wie die Cultur, in deren Besitz wir sie antreffen.

Es ist für unsere Kreise ganz speciell interessant, dass sich Pauli hinsichtlich der Zeitbestimmung der venetischen Inschriften jetzt einfach den archäologischen Darlegungen Ghirardini's anschliesst, welcher dieselben in das 5., namentlich aber in das 4. Jahrh. v. Chr. setzt. Früher hatte der Autor lediglich aus philologischen Gründen die Inschriften von Este, Padua u. s. w. etwa um 160 v. Chr. angesetzt und die von der Gurina für etwas älter erklärt, was Deecke beanständete, der gerade die letzteren für besonders jung halten wollte. Dass die Inschriften von Este verschiedenen Perioden angehören, hätte Pauli längst vor den Darlegungen Ghirardini's aus einem Blick in die Publication Prosdocimi's entnehmen können; und ebenso gereicht es ihm heute wiederum zum Schaden, dass er unsere in diesen „Mittheilungen" gegebenen Berichte über die Gurinafunde nicht zu Rathe gezogen hat. Er würde sonst wissen, dass gerade die von uns ihm zur Verfügung gestellten Inschriftfunde, was wir ihm auch brieflich nicht verschwiegen, der La Tène-Periode angehören und somit nicht, wie er schreibt, „den ältesten Este-Inschriften gleichalterig" sind. Es scheint aber einmal das Schicksal der Sprachforscher zu sein, dass sie nur gezwungen und daher regelmässig zu spät von nützlichen Ergebnissen, die auf anderen Gebieten gewonnen werden, Notiz nehmen, wodurch es ihnen stets versagt bleibt, völlig Abschliessendes auch nur für den Augenblick auszusprechen.

Ueber die Zeitpunkte, in welchen die drei illyrischen Invasionen in Italien erfolgt sein sollen, lassen sich nur mehr oder minder vage Vermuthungen aufstellen. In Picenum, Umbrien und Latium findet Pauli illyrische Anzeichen, welche den Eindruck des Trümmerhaften, des vor Zeiten gewaltsam Auseinandergesprengten machen, und es sei unschwer zu erkennen, dass die Italiker es waren, welche dieses Resultat herbeiführten, indem sie eine ältere Bevölkerungsschichte überflutheten. Auch sind die „sabellischen" Inschriften Mittelitaliens, welche Pauli als illyrische in Anspruch nimmt, die ältesten ganz Italiens. Später, sicher bereits um die Mitte des 8. Jahrh. v. Chr., sei die japygische Besiedlung Unteritaliens geschehen. Seit der 743 erfolgten Anlage von Rhegion gründeten die Griechen in ununterbrochener Reihenfolge Colonien auf Sicilien und an der Westküste Italiens, während sie die Ostküste sorgfältig vermieden, obwohl dieselbe, wie schon Helbig (unter Annahme desselben Erklärungsgrundes: der Anwesenheit eines kräftigen und widerstandsfähigen Volkes von Eingeborenen) betonte, ihnen am nächsten lag, die Westgriechen, wie die Odyssee uns belehrt, seit uralter Zeit in dieser Richtung verkehrten und Brundisium einen Hafen darbot, der an Grösse und Sicherheit nichts zu wünschen übrig liess. Als die jüngste illyrische Invasion in Italien betrachtet Pauli die der Veneter auf dem Landwege um Aquileja, deren Spuren in der ältesten Gräberschichte von Este bis zur Mitte des 7. Jahrh. hinaufreichen. Jede dieser drei illyrischen Volksgruppen in Italien bedient sich eines Alphabets von anderem Ursprung: die picentischen Illyrier eines korinthisch-kerkyräischen, die Messapier eines lokrischen, die Veneter eines eleischen, und jede Gruppe redet eine von denen der anderen abweichende Sprache, deren Unterschiede über das Maass blosser Dialectunterschiede weit hinausgehen, also eine längere getrennte Entwicklung voraussetzen. So stellt sich die Sache dem Autor heute dar; wir bauen darauf, dass es der fortgesetzten prähistorischen Localforschung,

die ja, zumal auf der Ostseite der Adria, in der Heimat der Illyrier, noch lange nicht ihr letztes Wort gesprochen hat, gelingen wird, binnen Kurzem Dinge an's Licht zu bringen, welche das jetzt noch vielfach so dunkle Bild mit neuen Zügen beleben und berichtigen werden. **M. Hoernes.**

17.

Hoernes, Dr. M. Die Urgeschichte des Menschen nach dem heutigen Stande der Wissenschaft. Mit 22 ganzseitigen Illustrationen und 323 Abbildungen. XVI + 672 pp. 8°. Wien, Pest, Leipzig. A. Hartleben's Verlag 1892.

Das Buch ist nicht von gewöhnlicher Art, so wenig auch der Titel auf Aussergewöhnliches vorbereitet, und für seine richtige Beurtheilung, ob man sie nun mit freundlichen oder missgünstigen Brillen vornehmen will, ist es mehr als sonst geboten, den Hauptzweck des Buches im Auge zu behalten und genau zu bestimmen, was soll Tafelfläche, was soll Seitenfacette und was Kalette dieses Brillanten sein. Denn selten springen bei einem Werke so viele glänzende Seiten anspruchsvoll in die Augen wie bei diesem. Nun sagt uns der Autor, er habe sich die Bedürfnisse jener grossen Zahl von Freunden der Wissenschaft vor Augen gehalten, die sich in unserem Welttheile mit grossem Eifer und vielfach local begrenztem Interesse der Förderung prähistorischer Studien widmen. Und was erheischen diese? Zuerst gründliche Darlegung der Basis, auf welcher die prähistorische Forschung beruht, und der massgeblichen Gesichtspunkte und dann die zusammenhängende Schilderung der bisherigen positiven Ergebnisse. Das ist die breite Tafelfacette und diese ist — um es sogleich kurz herauszusagen — meisterlich gelungen. Daneben blickt manche funkelnde Seitenfacette auf die Fachgenossen und streut neue Lichter in einzelne Fragen. Als Fachmann, welcher mitten im Strome segelt, kann es sich der Autor nicht versagen, die besonderen Ansichten, welche seine Studien ihm eingetragen haben, am gehörigen Platze mitreden zu lassen, und die Capitel über die älteren Metallculturen und ihre Herkunft sind nicht arm an solchen Lichtern. Aber sie sollen nur Seitenfacetten sein und ergehen sich daher nicht in Beweisführungen und genauen Untersuchungen, für welche in diesem Buche nicht der richtige Platz wäre, sondern begnügen sich mit der ihnen zugewiesenen Rolle einer anregenden Zuthat. Daher empfiehlt es sich auch für den Ref., der starken Verlockung auf diese interessanten Punkte einzuspringen, Widerstand zu leisten. Endlich aber muss als ein ganz besonders wichtiger Factor die wirklich brillante Darstellung, in welcher sich die seltene schriftstellerische Begabung des Autors auf's Glänzendste bewährt, hervorgehoben werden. Sie ist die Kalette, die Bodenfacette des Brillanten, von deren Gelingen das Feuer des ganzen Juwels abhängt. Und beinahe wäre sie zu gross gerathen. Einen kleineren Edelstein hätte sie verderben können; nur eine so sichere Beherrschung des Stoffes verträgt ein solches Blühen des Stils, ohne von ihm überwuchert zu werden. Hier ist er noch in der Rolle eines mächtigen Vasallen dem wissenschaftlichen Zwecke dienstbar erhalten und er wird dem Studium der Urgeschichte eine Legion neuer Freunde zuführen. Jenen, welche nur ein flaues Interesse für die Prähistorie besitzen, ist zu rathen, das Buch um der Schönheit der Sprache und des Geistreichthums der Gedankenführung willen zu lesen. Das Verdienst allein, durch diese überaus gefallsame Hülle das Interesse für den bisher nicht allgemein beliebten Kern lebhaft aufgerufen zu haben, kann dem Autor nicht warm genug gedankt werden.

Werfen wir noch einen Blick auf das Inhaltsverzeichniss, so finden wir eine treffliche, wohl erwogene Anordnung des Stoffes. Die ersten einleitenden Capitel, welche uns über die Vorstufen und Anfänge, sowie über die Entwicklung, den Inhalt und die Aufgabe der Prähistorie unterrichten, den Leser auf den Boden der Darwin'schen Theorie führen und endlich die primitiven Culturzustände der einstigen und heutigen „Naturvölker" nach den einzelnen Aeusserungsformen darlegen, sind mit liebevollster Ausführlichkeit behandelt und so recht darnach angethan, den Leser gefangen zu nehmen. Die Frage nach dem tertiären Menschen wird im Principe bejaht, aber die bisher beigebrachten Beweisstücke werden sämmtlich als noch ungenügend anerkannt. Die paläolithische und die neolithische Periode sind mit Herbeiziehung vieler Details abgehandelt. Dem ersten Auftreten der Metalle überhaupt und der Entwicklung der uralten Metallculturen im Orient sind besonders trefflich durchgebildete Capitel gewidmet. Die Bronzezeit in Mittel- und Nordeuropa mit ihrer Vorstufe, der Kupferzeit, wird der Hallstatt-Periode als ebenbürtiges Glied vorangestellt und es werden entwicklungsreiche Bronzezeit-Provinzen (die Schweiz, Nordeuropa und Ungarn) und entwicklungsarme (Spanien, Frankreich, Oesterreich, Oberitalien) einander gegenübergestellt. Der Hallstatt-Periode ist das umfangreichste Capitel gewidmet und in demselben wird in gerechter Abwägung der allgemeinen Wichtigkeit das Hauptgewicht auf die Funde der Balkan- und der Apenninen-Halbinsel und die Frage der südöstlichen Einflüsse gelegt. Ein etwas geringerer Raum ist dann der „süddonauländischen Zone" mit ihrer Fortsetzung bis Burgund und entsprechend kleinere Absätze sind der Verbreitung und dem Einflusse dieser ersten Eisencultur auf den Norden Europas gewidmet. Die La Tène-Periode, die römische Kaiserzeit und die Völkerwanderungszeit sind stiefmütterlich mit einem einzigen kleineren Capitel bedacht, welchem sich ein noch kürzeres Schlusscapitel mit der geistreichen Betrachtung der geographischen Stellung Europas und der Rassen, sowie der Herkunft der europäischen Völker anfügt. Der Noth des Platzmangels (20 Lieferungen à 2 Druckbogen) gehorchend, nicht dem eigenen Trieb, hat sich der Autor da, wo er durch seine Vorstudien gerade zur grössten Ausführlichkeit befähigt ist, darauf beschränkt, nur zu zeigen, in welchen Kreis von Betrachtungen die an einen historischen Faden gereihten Völkerurgeschichten der alten Welt zuletzt ausmünden. Und gerade in diesen knappen Capiteln zeigt sich die schriftstellerische Kunst des Autors auf ihrer vollen Höhe. Abschnitte wie jener über die Kelten gehören zu dem Herrlichsten, was unsere prähistorische Literatur aufzuweisen hat. Hoernes ist allenthalben bemüht, in grossen Zügen den constatirten oder wahrscheinlichen Zusammenhang der einzelnen Cultur-Phasen und -Gruppen deutlich sehen zu lassen, aber in diesen Rahmen sind auch übergenug Details eingetragen; man muss nur wissen, dass die oft und oft eingestreuten Daten überall gewissenhaft aus bester Quelle geschöpft sind, wenn auch dem allgemeinen Charakter des Buches zuliebe die sonst so gerne gesehenen

Citate unterdrückt sind. Ein solches Buch beansprucht selbstverständlich auch eine reiche Ausstattung mit erläuternden Zeichnungen und in der Sorgfalt der Auswahl, sowie mit der Zahl derselben ist nicht gespart worden. Von der Qualität ihrer Ausführung schweigt des Referenten Höflichkeit.

Dem ganzen Buche haftet bis in die Details der einzelnen Capitel als wichtigste Mitgift die überall erreichte und mit Hilfe einer seltenen Literaturkenntniss behauptete Höhe des heutigen Standes der Wissenschaft an, durch welche es, obwohl in populärem Gewande, die wenigen ähnlichen Werke, welche bisher erschienen sind, weit überholt und sich zu einem vortrefflichen Lehrbuche der Prähistorie für die heutige Generation, sowie zu einem zuverlässigen Denkmal des gegenwärtigen Standes der so rasch vorwärts schreitenden Urgeschichtsforschung für den späteren Forscher qualificirt.

J. Szombathy.

18.

Mährische Ornamente. III. Herausgegeben von dem Vereine des Patriotischen Museums in Olmütz. Wien 1891. 106 S. Mit 7 Tafeln.

Das vorliegende dritte Heft dieser äusserst beachtenswerthen Publication schliesst sich würdig seinem Vorgänger an (vgl. Mitth. d. Anthr. Ges. in Wien, Bd. XXI, p. 39), sowohl was Inhalt, als auch was Ausstattung anbelangt. Zur Analyse der mährischen Ornamentik liefern einige volksthümliche Kunstdenkmäler, von denen man bis zum Jahre 1888 noch nichts wusste, einen neuen Beitrag, der das Verständniss slawischer Kunstentwicklung um ein erhebliches Stück fördert; es sind dies einige wenige Ueberbleibsel der mährischen Buchmalerei, die in den Gesangbüchern oder Cantionalen der sogenannten Literatenchöre bis auf unsere Tage sich erhalten haben. Da in der Slowakei hauptsächlich alte Schulrectoren, ja selbst auch Bauern, die keine Gelegenheit hatten, fremde Muster kennen zu lernen, sich mit der ornamentalen Ausschmückung der religiösen Liederbücher befassten, so haben wir in diesen einen untrüglichen Maassstab zur richtigen Beurtheilung des Geschmackes der mährischen Slowaken vor uns, der umsomehr Werth hat, als es sich hier nicht um Stickereien handelt, deren Technik in nicht unbedeutendem Grade die Ausgestaltung der Motive beeinflusst; auch die im ersten Hefte vorgeführten Proben gemalter Ostereier gestatteten noch keinen tieferen Einblick in das Kunstvermögen, da die kleine zur Verzierung kommende Fläche nach der Gestalt des Eies gewisse Formen begünstigte. Anders verhält es sich jedoch mit den Cantionalen, in welchen einestheils die Mannigfaltigkeit der Initialen, anderentheils die zur Verzierung einladenden Seitenränder der einzelnen Blätter dem künstlerischen Wollen des Malers keine Schranken setzten. Zeigten die Muster auf den Stickereien eine hohe Stufe der Ausbildung, die bereits die Ostereier nicht mehr erreichen, so verrathen die Leistungen der mährischen Buchmalerei noch ein — man möchte sagen kindliches — Unvermögen, den Gedanken zum formvollendeten Ausdruck zu bringen. Namentlich gilt dies von der Verwendung figuraler Elemente, der Menschen- und Thiergestalten, die sehr an unsere eigenen ersten Jugendversuche erinnern. Dagegen tragen die geometrischen Ornamente sowie die Stilisirungen einen echten slawischen Typus und verdienen daher ein aufmerksames Studium von Seite der Ethnographen; besonders charakteristisch sind die Bandverzierungen, welche die Seitenränder umfassen und eine gute Geschmacksrichtung bekunden. Unter den vielen neuen Motiven, welche für die Gesangsbücher typisch sind, mag eines hervorgehoben werden, das für das Borschitzer Cantionale (von Pomykal 1727—33 geschrieben) eine Zierde bildet und von dem die Verfasser Klvaňa und Houdek meinen, dass ihm der Apfel als Grundlage diente, „das aber den Eindruck einer reichen Blüthe macht und durch seine Zeichnung respective Construction, wie auch durch seine bunte Bemalung sich sehr interessant gestaltet" (p. 37). Dass diesem Motive der Apfel aber ganz gewiss nicht zur Grundlage diente, beweist die Vignette auf Taf. III, Fig. 5, in welcher es als wirkliche Blüthe, aber von oben aus betrachtet, erscheint, während es sonst nur die Seitenansicht (oder den verticalen Durchschnitt) zeigt.

Der Text ist mit einer minutiösen Sorgfalt, der kaum ein Detail unberücksichtigenswerth erscheint, geschrieben; ein dankenswerther Beitrag liegt in den guten Analogien aus byzantinischen und südslawischen Handschriften, welche Houdek in der Einleitung zum besseren Verständnisse heranzieht. Die von Fräulein Magdalena Wankel auf Stein gezeichneten Tafeln verleihen auch dieser neuesten Publication des Vaterländischen Musealvereins in Olmütz künstlerischen Werth. Der heimatlichen Ethnographie würde durch solche Musterarbeiten in anderen Provinzen eine wesentliche Stütze geboten werden.

Wilh. Hein.

19.

Lüders, C. W. Ueber Wurfwaffen. Separat-Abdruck aus dem Jahrbuche der Hamburgischen wissenschaftlichen Anstalten. IX. Hamburg 1891.

Gestützt auf das reiche Material des Museums für Völkerkunde in Hamburg versucht der Verfasser, welcher seit Jahren an der Spitze dieses Institutes steht, eine Zusammenstellung und Classificirung der Wurfwaffen. Als solche betrachtet er nur jene Waffen, welche durch die schleudernde Kraft des Armes in Bewegung gesetzt werden, gleichgiltig, ob die physische Gewalt desselben allein zur Anwendung kommt oder durch verschiedene Hilfsmittel, wie Schleuder und Wurfbrett, verstärkt wird. Dagegen sind alle Waffen, welche nicht durch die werfende Thätigkeit des Armes in Flug gebracht werden, von der Betrachtung ausgeschlossen, wie Stoss- und Schiesswaffen; zu letzteren rechnet der Autor auch die Pfeile, da er annimmt, dass sie nur mittelst des Bogens, der Armbrust oder des Blasrohres entsendet werden können, wogegen ich bemerken muss, dass es auch Wurfpfeile gibt, welche mit der Hand geschleudert werden, und verweise diesbezüglich auf die Wurfpfeile einiger brasilianischer Stämme. Allerdings erreichen diese Waffen öfters eine derartige Länge und Schwere, dass man sie füglich auch als kurze und leichte Speere bezeichnen könnte; in vielen Fällen aber wäre man versucht, sie für Bogenpfeile anzusehen, wenn ihnen nicht am unteren Ende die Einkerbung, mit welcher sie in die Bogensehne eingesetzt werden sollten, fehlte. Doch führt Lüders eine Art des Pfeilschleuderns an, welche zu Anfang dieses Jahrhunderts in der Hamburger Vorstadt St. Pauli noch im Gebrauch war und ihrer Eigenthümlichkeit wegen hier besonders bemerkt wer-

den darf: „Ein ca. 1 Fuss langer und dünner Holzpfeil, etwas über der Mitte des Gleichgewichtspunktes nach oben zu schräg eingekerbt, wurde vermöge einer Art kleiner Peitsche, deren vorne mit einem Knoten versehene Schnur in die Kerbe gelegt wurde, kraftvoll weggeschleudert. Es war dies ein Wurfgeschoss von ganz bedeutender Flugkraft; indessen gehörte eine grosse Uebung dazu, ein bestimmtes Ziel sicher zu treffen.“ Da die Peitsche in diesem Falle als ein verlängertes und allseitig bewegliches Wurfbrett zu betrachten ist, so muss ich dem Verfasser nur beipflichten, wenn er wenigstens diese Pfeilgattung unter die Wurfwaffen rechnet.

Den Ausgangspunkt der Untersuchung bildet das primitivste Schleuderobject, der einfache Stein, den der Naturmensch vom Boden aufhebt, um ihn als Waffe zu gebrauchen. Zur Vermehrung der Flugkraft erfand er bald die Schleuder, die an den verschiedensten Orten der Erde in Verwendung kam und in Europa noch im späten Mittelalter die Hauptwaffe eines eigenen Kriegerstandes bildete. Durch die Erfindung der Schleuder waren auch mannigfache Veränderungen des Steines bedingt; er wurde geglättet und an zwei Seiten zugeschärft; vor Allem widmeten ihm die Neu-Kaledonier ein besonderes Augenmerk. Eine Abart der Schleuder bilden die Lassos und die Bolas, welche letzteren nicht wie die Lassos am Pferdesattel befestigt sind, sondern frei weggeschleudert werden; man findet derartige Wurfwaffen auch bei den Tschuktschen. Erwähnung verdient das noch heute im westlichen Holstein übliche Werfen des Bossels, einer an mehreren Stellen mit Blei ausgefüllten Holzkugel.

Eine zweite primitive Wurfwaffe neben dem Steine war der natürliche Baumast, der in den Wurfhölzern, Wurfkeulen und Speeren eine zweckentsprechende Ausbildung fand. Ein eigenthümliches Wurfholz ist der australische Bumerang, zu dem der Verfasser eine Parallele bei den Koles in Guzerat (Vorderindien) anführt. Ich möchte hier noch beifügen, dass auch in Afrika, in den oberen Nilländern und in Dârfûr, ähnliche Wurfhölzer gebraucht werden, die offenbar auf demselben Principe beruhen. Nicht unerwähnt will ich lassen, dass ich selbst in meiner Kindheit rechtwinkelig gekrümmte Bumerangs aus steifem Papiere verfertigte und dieselben mit den Fingern von der Kante einer entsprechend geneigten Platte wegschnellte, um sie je nach der Neigung dieser Unterlage mehr oder weniger nahe zu mir zurückkehren zu sehen. Dieses Kinderspiel spricht gewiss für die ungemeine Einfachheit des erwähnten Instrumentes. Eine eigene Gruppe unter den Wurfwaffen bilden der afrikanische Trumbasch, das indische Tschakra und die spanische Navaje. Zum Schlusse behandelt der Verfasser nach einer ausführlichen Schilderung der reichen und interessanten Variationen der Speere auch noch die Harpunen.

Auf Vollständigkeit will und kann die vorliegende kleine Studie keinen Anspruch machen (es sind z. B. die mexikanischen Wurfbretter ganz mit Stillschweigen übergangen), da sie die Classification der Wurfwaffen nur nach den im Hamburger Museum befindlichen Objecten vornimmt. Doch wird sie, als der erste Versuch auf diesem Gebiete, jederzeit mit grossem Vortheile als vortreffliche Grundlage zur Fortführung dieser Untersuchungen verwendet werden können, zumal 147 verschiedene Waffen, auf 15 Tafeln übersichtlich nach Gruppen geordnet, im Bilde vorgeführt sind. **W. Hein.**

20.

Blasius. Versieringskunst bij de Dajakkers.

Das „Maandblad“ der „Nederlandsche Vereeniging voor Teekenonderwijs“ hatte in der Märznummer des Jahres 1890 eine schneidige Recension über einen in der „Zeitschrift der österreichischen Zeichenlehrer“ 1889 erschienenen Auszug aus dem Buche: „Die bildenden Künste bei den Dayaks“ von A. R. Hein (vgl. Referat 10 der „Mittheilungen der Anthropologischen Gesellschaft in Wien“, XXI, p. 44) gebracht, welche der Recensent P. L. mit den Worten schloss: „Ik hoop, dat een der leden der vereeniging zich opgewekt moge gevoelen er eens wat beters over te zeggen“. In der That brachte dasselbe Blatt in der Juninummer dieses Jahres unter obigem Titel einen kurzen, mit Illustrationen versehenen Artikel, der eine Erwähnung verdient, zumal die genannte Zeitschrift den meisten Ethnographen unbekannt sein dürfte. Der Verfasser ist, wie aus der Einleitung hervorgeht, auf künstlerischem Gebiete thätig und gibt auf einer Tafel vereinigt Darstellungen von acht Objecten, die er im ethnographischen Museum in Amsterdam aufgenommen hatte. Reproducirt sind: Die Vorderansicht eines mit der typischen Dämonenfigur bemalten Schildes, eine Kriegerjacke, zwei Hüte, ein verzierter Schädel und drei Thongefässe, welche letzteren vielleicht in Borneo, aber gewiss nicht von Dayaks gemacht wurden; ganz besonders gilt dies von dem Leuchter, für den die Olo ngadju nur zwei Bezeichnungen haben: der eine, „sumbu“, ist rein malaiisch, der andere, „palita“, ist ursprünglich persisch; die echten Dayaks verwenden keine Leuchter, sondern brennen eine aus Harz verfertigte Art von Kerzen, die etwa armdick sind, also in einen Leuchter nicht eingesteckt werden können, und „njating“ heissen; den Leuchter dürften die Chinesen eingeführt haben, worauf die in Hardeland's Wörterbuche, p. 387, angeführte Redewendung hinweist: „Ita hapan njating, olo Sina hapan sumbo“ (Wir gebrauchen Harzlichter, die Chinesen gebrauchen Lampen). Die Harzlichter, die auch „talusong“ genannt werden, steckt man in einen kleinen irdenen Topf, „rambaran“ oder „karambaran“ genannt.

Der Text selbst enthält eine wenig sachliche Polemik und verräth einen Mann, der in ethnographischen Dingen noch sehr der Schulung bedarf. Dagegen weist die Tafelerklärung eine Stelle auf, die eine besondere Beachtung verdient. Der Verfasser sagt nämlich bei der Besprechung der Schildfigur: Ein Schild, an der Vorder- und Rückseite bemalt. (Hier wäre es am Platze gewesen, die Bemalung der Rückseite zu erklären; doch dies unterlässt der Autor aus unbegreiflichen Gründen, so wie er auch auf der Tafel die Rückseite nicht vorführt. Die Rückseite zeigt aber jedenfalls zwei aufrechtstehende menschliche Figuren.) Den Untergrund bildet die natürliche Holzfarbe; die Figuren sind mit Roth (Drachenblut) und Schwarz gemalt. Auf diesem Schilde kommt dreimal die Abbildung des Gottes „Assaï“ vor, des Fährmannes des Seelenschiffes (des Charon der Griechen), des Beschirmers der dajakischen Kriegsleute.

Nach Hardeland, a. a. O. p. 15, hat Asai feurige Haare und so scharfe Schienbeine, dass dieselben die Bäume durchschneiden, wenn er die Wälder durchschreitet. Auf seinem Hute stehen als Schmuck sieben Handiwongbäume (eine Art von Palmen). Grabowsky gibt in seiner Abhandlung: Der Tod,

das Begräbniss etc. bei den Dajaken (Internationales Archiv für Ethnographie, II, 184) dieselbe, wahrscheinlich der nämlichen Quelle entnommene Beschreibung des Gottes Asai; ebenso schildert ihn Perelaer, Ethnographische beschrijving der Dajaks, p. 12. Es wäre in der That nicht unmöglich, dass Asai als Sinnbild des Todes, was er nach Perelaer ist, auch auf den Schilden abgebildet würde.

Herr Blasius hat diese Erklärung in Amsterdam offenbar gehört oder vielleicht auch gelesen; mir selbst ist sie bislang unbekannt gewesen. Grabowsky hatte einst auf eine Anfrage geschrieben, dass er diese Figur für Sapundu, den Wächter der Seelenstadt, halte, da dieser in der Regel mit langen Schlagzähnen dargestellt werde (vgl Hein, „Die bildenden Künste bei den Dayaks", p. 172).

Die Olo ngadju verstehen unter „sapundu" Pfähle, die in Menschenköpfe ausgeschnitzt sind und an welche beim Todtenfeste die Opferbüffel festgebunden werden (Hardeland, a. a. O. 511). Auch Grabowsky spricht in seiner oben citirten Abhandlung p. 195 von diesen Pfählen, wobei er bemerkt, dass der Wächter der Seelenstadt, der auch Sapundu heisse, ein so abschreckendes Aussehen habe, dass die Feinde vor seinem Anblicke zurückweichen. Die Menschenfratze auf diesen Pfählen zeichnet sich durch eine grosse Nase und eine noch längere Zunge aus.

Die Dämonenfigur auf den Schilden zeigt allerdings keine Zunge und hat nur eine kleine Nase; doch wenn Grabowsky's Angabe von den Schlagzähnen, die er leider in seiner Abhandlung nicht wiederholt, richtig ist, so wäre in der That auch die Möglichkeit vorhanden, die Figur mit dem Wächter Sapundu zu indentificiren, zumal die Feinde vor ihm zurückweichen.

Wir würden daher Herrn Blasius sehr dankbar gewesen sein, wenn er seine Erklärung mit der in wissenschaftlichen Arbeiten sonst immer gebräuchlichen Quellenangabe versehen hätte. **W. Hein.**

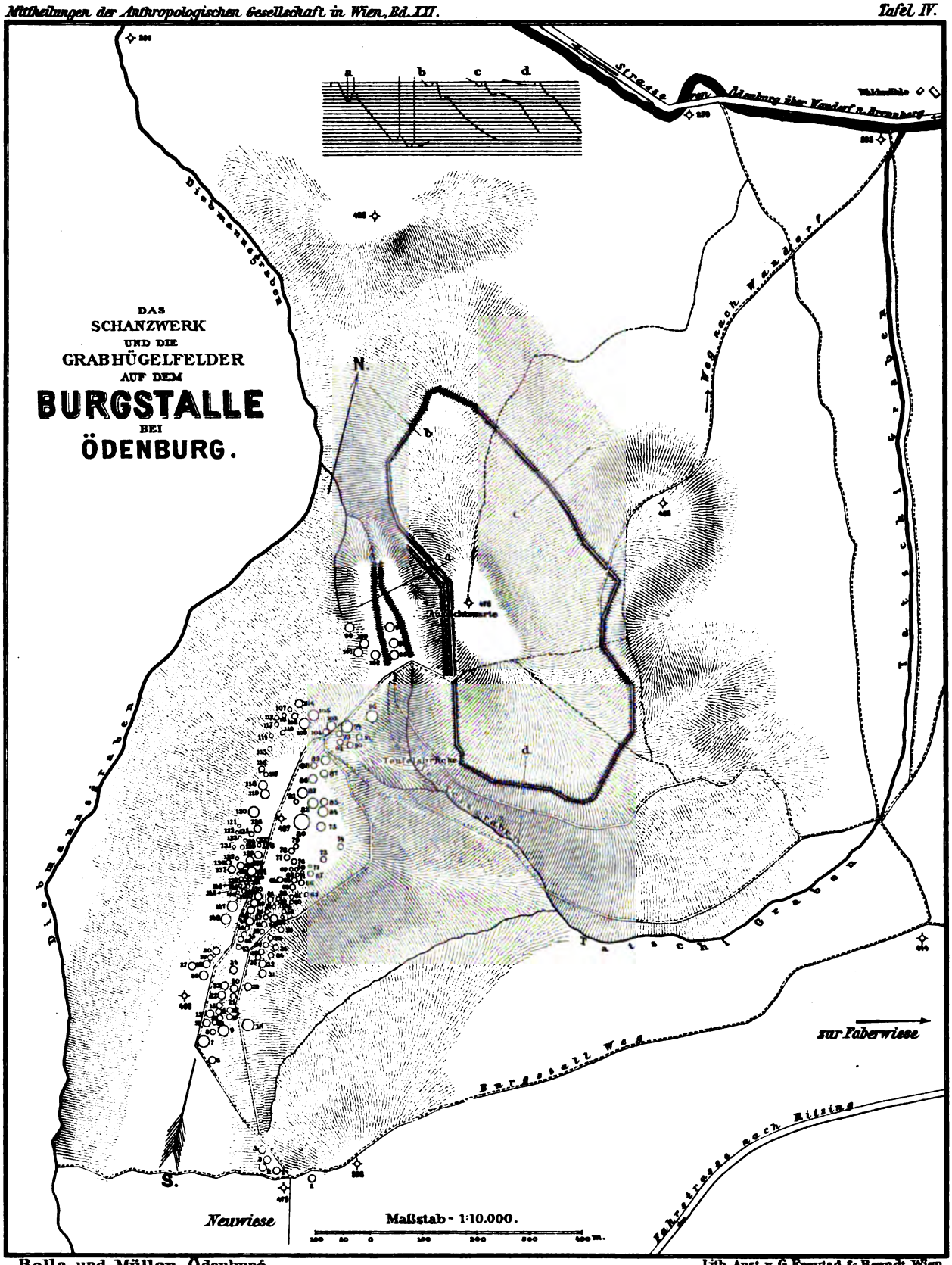
21.

Katalog der Ausstellung orientalischer Teppiche im k. k. österr. Handels-Museum. Mit zahlreichen Holzschnitten. Wien 1891. Verlag des k. k. österr. Handels-Museums. 285 pp. Gr. 8°.

Zunächst zur Orientirung des Besuchers der Wiener Teppich-Ausstellung (Frühjahr 1891) bestimmt, ist der oben genannte Katalog durch eine Reihe werthvoller Monographien über die einzelnen Zweige des orientalischen Teppichs, die er bringt, zu einem förmlichen Handbuch über diese altberühmte textile Kunst des Morgenlandes geworden. Der Verfasser des kürzlich in diesen „Mittheilungen" (vergl. Heft 1, p. 43 l. J.) angezeigten Buches über „altorientalische Teppiche", Alois Riegl, leitet den Katalog mit einer ebenso inhaltreichen als abgerundeten Abhandlung über die Geschichte des orientalischen Teppichs ein, in welcher bereits die Früchte der Ausstellung in der Klärung und Bereicherung der früheren Anschauungen des Verfassers zutage treten. Eine von instructiven Abbildungen unterstützte Mittheilung über die Herstellung der Knüpfteppiche beschliesst den einleitenden Theil. Es folgen nun in verschiedenen Monographien, die von hervorragenden Kennern, wie Generalconsul von Kuczynsky, Dr. Pollak, Viceconsul von Rakowsky, dem Custos des India-Museums in London, Purdon Clarke, zum Theil auch auf Grund eingehender Consularberichte verfasst sind, ausführliche Darlegungen über Production und Ornamentik der einzelnen Hauptzweige des orientalischen Teppichs. Es sind dies der persische, der centralasiatische (Turkmenen, Khiva, Belutschistan, Bocharà), der kaukasische Teppich, sodann der anatolische mit der bekanntesten Specialität des Smyrna-Teppichs; von den syrischen, bosnischen, bulgarischen, serbischen, rumänischen und griechischen Teppichen, über welche hier die dankenswerthesten Mittheilungen gegeben sind, ist auf der Ausstellung nur der bosnische in modernen Exemplaren vertreten. Erwähnen wir noch die Abhandlungen über den indischen Teppich, sowie denjenigen von Chinesisch-Turkestan und China mit den Bemerkungen, welche wir über den modernen japanischen Knüpfteppich erhalten, so mag sich der Leser von der Reichhaltigkeit der vorliegenden Publication einen Begriff gemacht haben. Es kommen hier aber noch die zum Theile sehr ausführlich gehaltenen kunstgeschichtlich werthvollen Artikel über die einzelnen antiken Teppiche hinzu. Niemand, der sich künftig mit diesem auch für die Ethnographie Vorderasiens wichtigen und lehrreichen Gegenstand befassen mag, wird des fleissigen Gebrauches dieses Kataloges entrathen können. Es sei bei dieser Gelegenheit hier auch schon auf die in Vorbereitung begriffene grosse Publication des Handels-Museums aufmerksam gemacht, in welcher eine Serie hochbedeutender antiker Teppiche nebst einer Anzahl von Typen der wichtigsten Gattungen der modernen Teppiche des Orientes zur Abbildung und historischer wie kunstgeschichtlicher Interpretation gelangen sollen — ein Werk, so schön und umfassend gedacht, dass nur zu wünschen ist, der nicht ausgebliebene grosse Erfolg der Teppich-Ausstellung möge dessen Durchführung in nicht zu langer Zeit sichern[1]). **Haberlandt.**

[1]) Dem Vernehmen nach soll bereits die erste Lieferung im Januar 1892 erscheinen.

Druck von Wilhelm Köhler, Wien, VI. Mollardgasse 41



Bella und Müller, Ödenburg.

Lith. Anst. v. G. Freytag & Berndt, Wien.

Fig. 1 (1/6 n. Gr.).

Fig. 2 (1/6 n. Gr.).

Fig. 3 (1/8 n. Gr.).

Fig. 4 (1/6 n. Gr.).

Fig. 5 (1/6 n. Gr.).

Fig. 6 (1/8 n. Gr.).

Fig. 8 (1/6 n. Gr.).

Fig. 7 (1/6 n. Gr.).

Fig. 10 (1/6 n. Gr.).

Fig. 9 (1/8 n. Gr.).

Fig. 13 (1/8 n. Gr.).

Fig. 12 (1/8 n. Gr.).

Fig. 14 (1/6 n. Gr.).

Fig. 11 (1/8 n. Gr.).

Fig. 5 (1/8 n. Gr.).

Fig. 2 (n. Gr.).

Fig. 3 (n. Gr.).

Fig. 1 (1/6 n. Gr.).

Fig. 8 (1/6 n. Gr.).

Fig. 9 (1/8 n. Gr.).

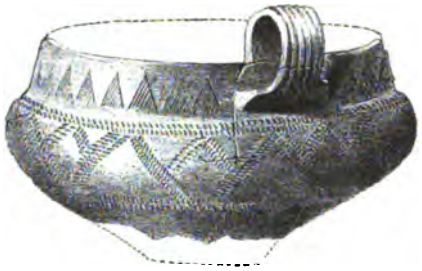


Fig. 10 (1/6 n. Gr.).

Fig. 6 (1/6 n. Gr.).

Fig. 7 (2/3 n. Gr.).

Fig. 11 (1/6 n. Gr.).

Fig. 4 (1/3 n. Gr.).

Fig. 1 (1/6 n. Gr.).

Fig. 2 (1/8 n. Gr.).

Fig. 3 (1/6 n. Gr.).

Fig. 4 (1/8 n. Gr.).

Fig. 5 (1/8 n. Gr.).

Fig. 6 (1/6 n. Gr.).

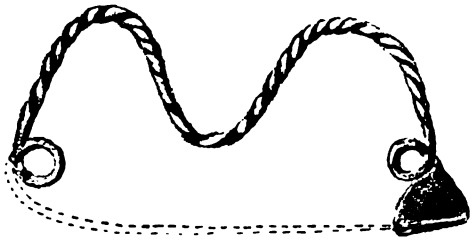


Fig. 9 (n. Gr.).

Fig. 7 (1/6 n. Gr.).

Fig. 8 (n. Gr.).

Fig. 11 (1/8 n. Gr.).

Fig. 10 (1/6 n. Gr.).

Fig. 12 (1/6 n. Gr.).

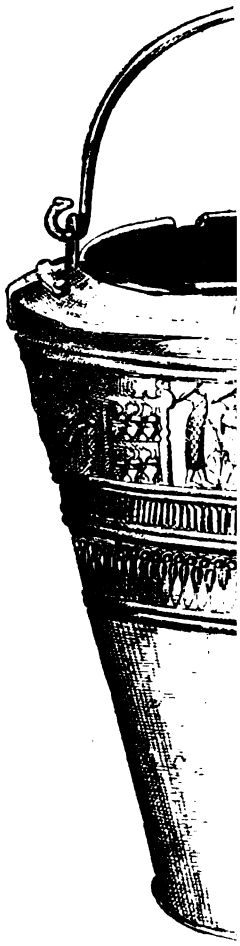
Fig. 5 (2/3 n. Gr.).

Fig. 3 (1/6 n. Gr.).

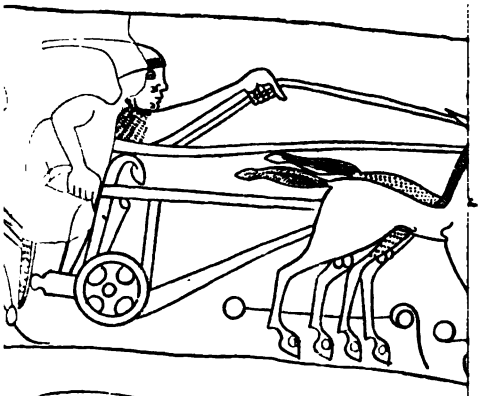
Fig. 4 (2/3 n. Gr.)

Fig. 1 (1/6 n. Gr.).

Fig. 2 (1/3 n. Gr.).



ellt die abgewickelte Zone mit den figuralen Darstellungen in na
In der Mitte eine



...ürlicher Grösse dar; die wahrscheinliche
...Ansicht der Situla in $^1/_8$ nat. Gr.